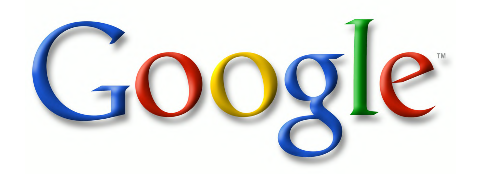
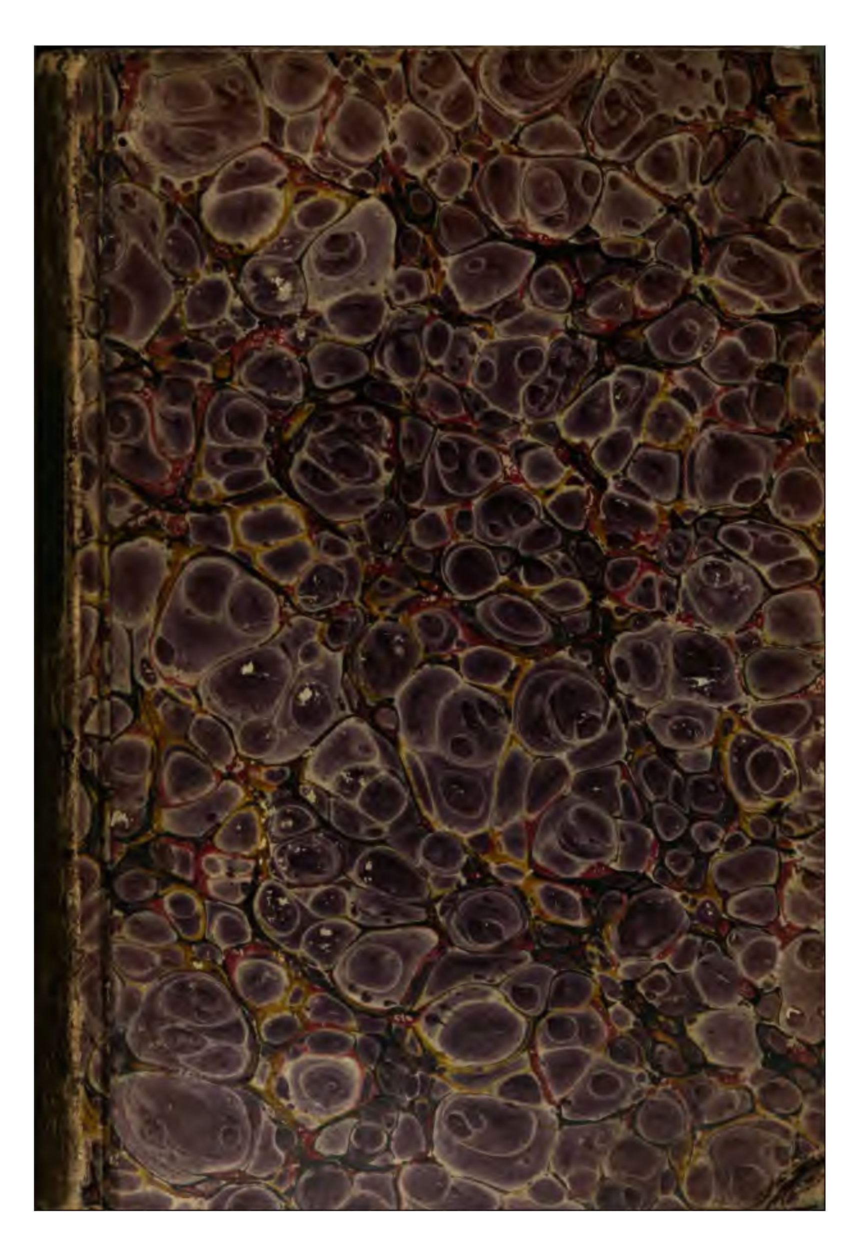
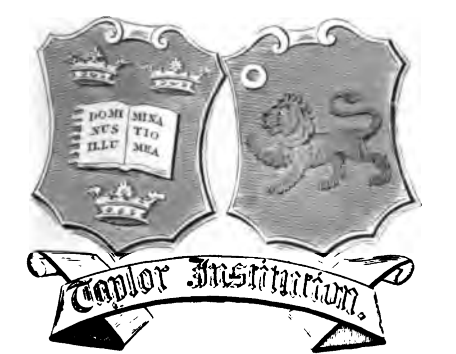




J. H. Gem.


DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA
Taylor Institution.

Sämmtliche

Kinder- und Jugendschriften

von

Joachim Heinrich Campe.

Vierte Gesammtausgabe der letzten Hand.

Zwanzigstes Bändchen.

Erste Sammlung merkwürdiger Reisebeschreibungen.

Vierter Theil.

In der Reihe die siebente Original-Auflage.

Braunschweig,
Verlag der Schulbuchhandlung.
1831.

Inhalt:

Erste Sammlung

merkwürdiger

Reisebeschreibungen

für die Jugend,

von

Joachim Heinrich Campe.

Vierter Theil.

Siebente verbesserte Ausgabe.

Mit Kupfern und Karten.

Braunschweig,
Verlag der Schulbuchhandlung.
1831.

Inhalt:

J. Carvers Reisen durch das Innere von Nordamerika.

Vorrede.

Ich habe bei der Erscheinung dieses vierten Theils meiner kleinen Reisen nur kürzlich anzuzeigen, daß der Inhalt der

Reisen des Herrn Carver durch die innern Gegenden von Nordamerika,

aus dem ersten Theile der Ebelingischen Sammlung von Reisebeschreibungen, Hamburg 1780, dergestalt entlehnt ist, daß ich ihn meinem Zwecke gemäß bearbeitete, und ihn, bald durch Auslassungen, bald durch Zusätze und durch sittliche Anwendungen, demjenigen Alter anzupassen und nützlich zu machen suchte, für welches ich hier schreibe. Statt einiger abergläubischen Aeußerungen, welche dem guten Herrn Carver entwischt waren, habe ich kein Bedenken getragen, ihm gerade das Gegentheil davon in den Mund zu legen; in der Ge-

schichte selbst hingegen habe ich, wie billig, nichts verändert, sondern dieselbe da, wo es nöthig schien, nur durch Auslassungen und eine andere Einkleidung zweckmäßig zu machen gesucht. Die Zusätze sind theils aus der allgemeinen Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande, theils aus Raynals Histoire des Établissements et du Commerce des Européens dans les deux Indes genommen, und jedesmahl gehörig ausgezeichnet worden.

Der Verfasser.

Das
Anziehendste und Merkwürdigste
aus
Johann Carvers Reisen
durch die
innern Gegenden von Nordamerika.

Einleitung.

Herr Carver, ein Engländer, diente in dem, allen meinen jungen Lesern bekannten, siebenjährigen Kriege als Englischer Offizier in Nordamerika. Dieser merkwürdige Krieg wurde 1763 geendiget, und den Engländern wurden gar große Strecken Landes in jenem Welttheile, welche die Franzosen bisher in Besitz gehabt hatten, bei dem zu Fontainebleau in Frankreich geschlossenen Frieden, abgetreten.

Allein diese weitläufigen Länder waren ihren neuen Herren noch ziemlich unbekannt, weil die Franzosen aus Staatsgründen dafür gesorgt hatten, daß keine vollständige und richtige Beschreibungen und Karten davon veranstaltet wurden. Noch unbekannter waren die von wilden Völkern oder Horden bewohnten weiten Länder in dem Innern dieses Welttheils geblieben, weil beobachtende Europäer nur selten bis dahin gekommen waren.

Da entschloß sich nun Herr Carver, um seinem Vaterlande einen wichtigen Dienst zu leisten, zugleich auch um unsere Kenntniß von jenen Ländern und ihren Bewohnern zu erweitern, sich den Mühseligkeiten einer so langen und gefährlichen Reise, mitten durch das nördliche Amerika bis nach der Südsee hin, auszusetzen, sich und sein Leben den wilden Völkern anzuvertrauen, welche jene ungeheuern Landstrecken bewohnen, und we-

der Mühe noch Gefahr zu scheuen, um, wo möglich, den nützlichen Zweck seiner Reise zu erreichen. Dazu gehörte nun ein fester Körper und ungemeine Herzhaftigkeit. Beide besaß Herr Carver in erfoderlichem Grade; aber glauben meine jungen Leser, daß ihm Beide zu Theil geworden wären, wenn er in seiner Jugend die entnervenden Bequemlichkeiten eines weichlichen Lebens genossen, und nicht im Gegentheil durch einfache Nahrungsmittel, durch willige Ertragung eines jeden kleinen Ungemachs, durch Arbeitsamkeit und eine natürliche Lebensart, seinen Geist und Körper auf gleiche Weise abzuhärten gesucht hätte? Gewiß nicht!

Um den Erdstrich, den er durchwanderte, während der Erzählung immer im Gedächtniß zu haben, bitte ich meine Leser, vorher erst die erste beste Karte von Nordamerika anzusehn. Es wird ihnen leicht sein, die bekannte Stadt Boston auf der Küste von Neu-England aufzusuchen, die auf jeder Karte angegeben ist. Von hier aus reisete unser Mann landeinwärts gerade gegen Westen.

Nach dieser Richtung hin erblicken meine jungen Leser einige erstaunlich große Landseen, welche sie erst recht ansehen und ihrer Lage nach merken müssen. Der erste, aus welchem der gewaltige Laurenzstrom abfließt, heißt Ontario, und der zweite, welcher unmittelbar damit zusammenhängt, der See Erie. Dieser letzte hängt wieder mit einem dritten zusammen, der den Namen Huron führt, und mit diesem steht der obere See (Lacus superior) weiter gegen Norden, und der See Mischigan weiter gegen Süden, in unmittelbarem Zusammenhange.

Verfolgen wir nun auf der Karte den nämlichen Strich weiter gen Westen hin, so kommen wir zu dem

großen Missisippistrome, welcher einer der längsten und größten auf unserm Erdball ist. An diesem reisete unser Carver bis zu einer gewissen Höhe hinauf, und machte nachher nur einen mäßigen Abstecher noch weiter gegen Westen, weil er durch Ursachen, die wir in der Folge hören werden, verhindert wurde, den ganzen Plan seiner Reise auszuführen.

Jetzt wollen wir ihn selbst reden lassen.

1.

Reise von Boston nach Mischillimackinak, und von da bis an den sogenannten Trageplatz.

Ich reisete im Junius 1766 von Boston ab, und das nächste Ziel meiner Wanderschaft war Mischillimackinak, ein damahls noch den Engländern, jetzt dem Amerikanischen Freistaate gehöriges Festungswerk an der äußersten westlichen Grenze. Es liegt auf der letzten Landspitze zwischen den beiden Seen Huron und Mischigan, nämlich gerade da, wo dieselben zusammenhangen. Die Entfernung von Boston bis dahin macht etwa 1300 Englische, also ungefähr 260 Deutsche Meilen aus. Von hier aus wollte ich meine eigentliche Unternehmung anfangen. Ich übergehe daher meine Reise bis zu diesem Orte, welche durch lauter schon bekannte Gegenden ging, mit Stillschweigen.

Mischillimackinak — die jungen Leser werden sich in der Folge mehr dergleichen lange und schwer auszusprechende Namen gefallen lassen müssen, und sie werden wohl thun, das Lesen und Aussprechen derselben zu einer besondern Uebung zu machen — Mischillimackinak also ist ein kleiner, nur mit einem Stack

werk *) befestigter Ort von nicht mehr als 30 Häusern. Der schwerfällige Name desselben bedeutet eine Schildkröte, und er hat denselben von einer nicht weit davon belegenen Insel erhalten, welche ungefähr die Gestalt des genannten Thieres hat. Außer einer Besatzung von 100 Mann wohnten einige Kaufleute da, weil die Lage des Orts zum Handel mit den benachbarten Völkerschaften vorzüglich bequem ist.

Um meinen Lesern gleich anfangs die irrige Meinung zu benehmen, als ob die wilden Nordamerikanischen Völker, von welchen in der Folge die Rede sein wird, in jedem Sinne wild, roh und unverständig wären, theile ich folgenden Geschichtsumstand von der listigen Art und Weise mit, wie ein Trupp von ihnen im Jahre 1763 den Engländern dieses Festungswerk, ehe sie sich dessen versahen, abzunehmen wußte.

Sie näherten sich nämlich der kleinen Feste unter beständigem Ballschlagen, welches ein ihnen sehr gewöhnlicher Zeitvertreib ist. In der Hitze des Spiels, wobei einige Englische Offiziere innerhalb der Feste ohne allen Verdacht zusahen, schlugen sie einige Mahle den Ball, wie von ungefähr, über die Schanzpfähle hin. Sie trieben dies so lange, bis sie merkten, daß sie der Schildwache am nächsten Thore allen Verdacht benommen hatten. Auf einmahl sprang ein Theil von ihnen hinein, die Uebrigen folgten nach, und die Besatzung mußte sich ergeben. Da es indeß im folgenden Jahre zwischen diesen Völkerschaften und den Engländern zum Frieden kam, so wurde den Letztern auch diese Feste wieder ausgeliefert.

Nachdem ich die nöthigen Anstalten zu meiner Reise

*) d. i. mit einer Reihe von Schanzpfählen.

gemacht hatte, so trat ich dieselbe in Gesellschaft einiger Kaufleute an, die am Missisippistrome Handel treiben wollten. Der Befehlshaber des Festungswerks hatte mich nicht nur bei diesen Kaufleuten betraut oder mir Kredit gemacht, wie man sagt, sondern mir auch einen Vorrath solcher Waaren, als ich zu Geschenken für die Indischen Oberhäupter gebrauchen würde, nachzuschicken versprochen; eine Gefälligkeit, die mir für den Zweck meiner Reise außerordentlich schätzbar und wichtig war.

Wir schifften uns also auf kleinen Indischen Nachen ein, und fuhren quer über den See Mischigan nach einer auf der westlichen Seite desselben befindlichen Bucht, bei welcher man auf der Homannischen Karte das Wort Renards geschrieben findet. Man nennt sie die grüne Bucht, und zwar deßwegen, weil zur Frühlingszeit, wenn zu Mischillimackinak die Bäume kaum erst anfangen Knospen zu treiben, hier schon Alles im schönsten Grün zu stehn und zu blühen pflegt. Da, wo diese Bucht aus dem See Mischigan tritt, liegt eine Kette von Inseln, deren einige bloße Felsen von erstaunlicher Höhe sind, die das Ansehn haben, als wenn sie von Künstlerhänden behauen wären. Auf der größten und besten von diesen Inseln steht ein Wohnort der Ottowaer, eines Stamms der Indier, welcher die Ufer des Sees bewohnt.

Ich traf hier einen von den vornehmsten Oberhäuptern dieser Horde an, der mich mit allen bei ihnen gebräuchlichen Ehrenzeichen aufnahm, die aber, da ich die Bedeutung derselben noch nicht verstand, beinahe zu einem unangenehmen Mißverständnisse Anlaß gegeben hätten. Als wir uns nämlich dem Ufer näherten, fingen die daselbst versammelten Indier an, ein Freudenfeuer zu machen, wobei sie ihre Gewehre mit Kugeln

geladen hatten, die einige Ellen hoch über uns hinflogen. Sie liefen dabei jauchzend und schreiend hin und her, so daß der ganze Auftritt einem feindlichen Angriffe vollkommen ähnlich sah. Ich, der ich ihn dafür hielt, befahl schon meinen Leuten, gleichfalls Feuer auf sie zu geben; aber die Kaufleute belehrten mich geschwind eines Bessern, indem sie mir sagten, daß dies die Art sei, wie man hier die Häupter anderer Völkerschaften, die man ehren wolle, zu empfangen pflege. Ich ließ mir daher diese sonderbare Ehrenbezeigung gefallen.

Wir stiegen aus, wurden freundschaftlich aufgenommen, und verweilten daselbst eine Nacht. Ich hatte den Oberhäuptern unter andern auch ein Geschenk von geistigen Getränken gemacht. Dies stimmte sie so sehr zur Freude, daß sie fast die ganze Nacht mit Tanzen feierten. Am andern Morgen begleitete mich der Vornehmste unter ihnen bis ans Ufer, und fing, sobald wir uns eingeschifft hatten, mit großer Feierlichkeit ein langes Gebet für mich an. Er bat den großen Geist — dies ist der Name, unter welchem sie das höchste Wesen ehren — mir eine glückliche Reise, einen heitern Himmel und ruhiges Wasser zu verleihen; daß ich des Nachts auf einer Decke von Biberfellen ruhen, eines ununterbrochenen Schlafs und fröhlicher Träume genießen, und endlich überall Schutz unter der großen Pfeife des Friedens finden möchte. So fuhr er fort zu beten, bis ich ihn nicht weiter hören konnte.

Was es mit der Pfeife des Friedens für eine Bewandniß habe, werden wir in der Folge hören.

Man bewirthete mich hier mit einer Art von Brot, welches die Indier auf folgende Weise bereiten. Sie nehmen die Körner des Getreides, wenn es, wie sie es nennen, noch in seiner Milch steht, das heißt, wenn es

eben reif werden will, zerstampfen und kneten sie in einen Teig, wozu sie keine andere Flüssigkeit, als den darin enthaltenen Saft gebrauchen, machen hierauf Kuchen daraus, die sie, in gewisse Baumblätter gewickelt, in glühende Asche legen. Hier werden sie in kurzer Zeit gebacken. Ich muß gestehen, daß ich nie wohlschmeckenderes Brot gegessen habe; die Indier selbst hingegen machen sich wenig daraus.

Man sieht schon aus der gastfreien und höflichen Aufnahme, die ich unter diesen Leuten fand, daß die schrecklichen Begriffe, die man in Europa sich von ihrer rohen, grausamen und unmenschlichen Gemüthsart macht, gar *sehr* übertrieben sind. Ich muß zur Steuer der Wahrheit rühmen, daß ich bei jedem Stamme von ihnen in den innern Theilen des Landes, wo sie durch das Beispiel und die starken Getränke Europäischer Nachbaren noch nicht verdorben sind, überall eine gastfreie und menschenfreundliche Begegnung fand. Gegen ihre Feinde sind sie freilich in hohem Grade unversöhnlich und grausam, aber auch nur gegen diese, und das ist ein ihnen angeerbter und durch eine undenkliche Gewohnheit schon so tief eingewurzelter Fehler, daß es ihnen gar nicht einfällt, etwas Unrechtes darin zu ahnen.

Der See Mischigan ist ungefähr 280 Englische Meilen lang und etwa 40 breit. Sein Umfang mag gegen 600 Meilen betragen. Das Wasser, sowol in diesem, als auch in den übrigen großen Seen, ist rein und gesund, und ihre Tiefe ist für die größten Schiffe hinreichend. Die Gegend umher ist, in Ansehung der Fruchtbarkeit, nur von mittelmäßiger Güte, ausgenommen da, wo sie von Bächen oder Flüssen durchschnitten wird, an deren Ufern das Erdreich ungemein fruchtbar ist. Außer einer Art von Kirschen, Sandkirschen ge-

nannt, welche in einem sandigen Boden auf kurzem Gesträuche wachsen, und besonders zum Einmachen ganz vortrefflich sind, fand ich hier auch Stachelbeeren, schwarze Johannisbeeren, und viele Wacholderbeersträuche, welche eine Menge Beeren von der besten Art trugen.

Außerdem wächst in diesen Gegenden eine Art Seide, welche die Franzosen bois rouge, Rothholz, nennen, weil ihre Rinde, wenn sie ein Jahr alt ist, die Scharlachfarbe annimmt, nachher aber rothgrau wird. Diese Rinde schaben die Indier ab, trocknen und zerreiben sie, und vermischen sie hierauf mit ihrem Rauchtabak. Einen gleichen Gebrauch machen sie von den Blättern einiger andern Pflanzen, und so kann es ihnen denn nicht leicht an Vorrath für ihre Pfeifen fehlen, ungeachtet sie sehr starke Raucher sind.

Aus der grünen Bucht liefen wir in einen sich in dieselbe ergießenden Fluß ein, welcher der Fuchsfluß genannt wird. Auf der Homannischen Karte von Amerika ist derselbe durch eine kleine Linie angedeutet worden. Wir schifften denselben hinauf, bis wir an eine Ortschaft der Winnebager — eines andern Stammes der Nordamerikanischen Wilden — kamen, die auf einer kleinen Insel bei der Einfahrt in einen See liegt, den der besagte Fluß in dieser Gegend macht. Auch dieser See ist auf der genannten Karte angegeben worden.

Hier empfing mich die Königinn, die statt eines männlichen Oberhaupts diesen Stamm beherrschte, ungemein gütig, und bewies mir, während der vier Tage, die ich mich hier verweilte, sehr viel Achtung. Auf meine Bitte wurden die Häupter des Stamms zu einer Rathsversammlung zusammenberufen. Ich eröffnete in derselben mein Verlangen, in einer wichtigen Angelegenheit durch ihr Land gehen zu dürfen, und bat mir

die Erlaubniß dazu von ihnen aus. Dies wurde, als eine Achtungsbezeigung, welche ich ihnen machte, mit Vergnügen angehört und sofort bewilligt.

Die Königinn hatte hiebei zwar den Vorsitz, aber sie that nur einige wenige Fragen, und machte einige unbedeutende Verfügungen in Regierungsgeschäften; denn die Weiber dürfen bei ihnen nur alsdann, wenn sie mit dem höchsten Ansehn bekleidet sind, im Rathe erscheinen; aber auch alsdann ist es ihnen nicht vergönnt, förmliche Reden zu halten, wie die Häupter thun. Sie war übrigens eine schon sehr betagte Frau, und klein von Wuchs. In ihrer Kleidung unterschied sie sich wenig von einigen jungen Frauenspersonen, die ihr Gefolge ausmachten. Diese bezeigten jedesmahl ihr Vergnügen, so oft ich ihrer alten Königinn irgend ein Merkmahl von Hochachtung gab, besonders wenn ich sie küßte, welches ich oft that, um mir ihre Gunst zu erwerben. Das gute Mütterchen schien über dieses Zeichen meiner Achtung nicht weniger vergnügt zu sein.

Die Winnebager können ungefähr 200 Krieger stellen. Ihre Ortschaft besteht etwa aus 50 Häusern, die mit Schanzpfählen befestiget sind. Die Gegend um den See herum ist sehr fruchtbar, und bringt eine Menge wildwachsender Trauben, Pflaumen und anderer Früchte hervor. Auch hat man hier viel Indisches Korn, Bohnen, Kürbisse, Wassermelonen und Tabak.

Bei meiner Abreise machte ich der Königinn einige ihr angenehme Geschenke, und erhielt dafür ihren Segen. Unsere Reise ging nun immer weiter den Fuchsfluß hinauf, bis wir diejenige Stelle erreichten, wo man ihn verlassen muß, um zu Lande bis an den Fluß Uiskonsin zu gehn, auf welchem man bis zum Missisippistrome schiffen kann. Die Strecke Landes, welche jene

beiden Flüsse von einander trennt, wird der Trageplatz genannt, weil man nämlich das Gepäck von dem einen zu dem andern tragen muß.

Nie habe ich größere Schwärme von wilden Vögeln gesehn, als in dieser Gegend. Die Sonne wurde oft wirklich davon verdunkelt, so sehr war die Luft damit angefüllt. Auch Bären und Wild, besonders aber Biber, giebt es an den Ufern des Fuchsflusses in großer Menge.

Diejenigen Stämme, welche auf die Winnebager folgen, sind die Sakier und Ottagamier. Auch diese hatten vor einiger Zeit, der sonstigen Gewohnheit dieser Völker zuwider, ein weibliches Oberhaupt gehabt. Die Veranlassung dazu war, wie mir ein Indier erzählte, folgende gewesen.

Weil die Französischen Glaubensverbreiter (Missionarien) und Handelsleute oft allerlei Beleidigungen von diesem Volke erfahren hatten, so wollte man sich deßwegen an ihnen rächen. Es wurde hiezu ein Französischer Hauptmann mit einer Partei Franzosen und Indier abgeschickt, und da dieser sie ganz unvermuthet überfiel, so wurde es ihm leicht, sie zu überwinden und einen großen Theil von ihnen gefangen zu nehmen. Auf dem Rückmarsche stand einer der Indischen Bundesgenossen der Franzosen, der eine Menge von Gefangenen unter seiner Aufsicht hatte, still, um aus einem Bache zu trinken. Plötzlich überfiel ihn eine der gefangenen Frauen und erwürgte ihn, ehe er um Hülfe schreien konnte. Sie schnitt sodann allen ihren Mitgefangenen, welche im Hinterzuge waren, die Bande los, und entkam mit ihnen glücklich. Aus Dankbarkeit für diese Heldenthat wurde sie hierauf von ihrem Volke zur Anführerinn erwählt, und zwar mit dem sonst ungewöhn-

lichen Vorrechte, diese Ehre als eine Erbschaft ihren Nachkommen zu hinterlassen.

Der Trageplatz zwischen dem Fuchsflusse und dem Uiskonsin ist nicht zwei volle Englische Meilen breit. Es ist sehr merkwürdig, daß diese beiden Flüsse, die sich in ihren Nebenarmen beinahe berühren, gleichwol einen ganz entgegengesetzten Lauf nehmen, und in einer so ungeheuern Entfernung von einander ins Meer fallen. Denn der Fuchsfluß, der sich nach Nordwesten wendet, geht durch verschiedene große Seen, und fällt endlich, nach einem Laufe von mehr als 2000 Englischen Meilen, in den Meerbusen von St. Laurenz; der Uiskonsin hingegen, dessen Lauf nach Südwesten gerichtet ist, vereiniget sich mit dem Mississippi, und ergießt sich, nach einem beinahe eben so weiten Laufe, in den Meerbusen von Mexiko. Man wird auf dem großen festen Lande von Amerika kaum ein ähnliches Beispiel von zwei andern, so nahe bei einander entspringenden Flüssen finden, die einen eben so entgegengesetzten Lauf nehmen.

In einer sumpfigen Gegend zwischen diesen beiden Flüssen trafen wir eine Menge Klapperschlangen an. Einer meiner Reisegefährten, Hr. Pinnisance, ein Französischer Kaufmann, erzählte mir bei dieser Gelegenheit folgende Geschichte von der Gelehrigkeit dieser Thiere, wovon er selbst ein Augenzeuge gewesen sein wollte.

Ein Indier hatte eine solche Schlange gefangen, und sie zahm zu machen gewußt. Er verehrte sie wie seinen Gott, nannte sie seinen großen Vater, und trug sie in einer Schachtel überall mit sich umher. Dies hatte er nun schon einige Sommer hindurch gethan, als Hr. Pinnisance ihn zufälliger Weise an dieser Stelle traf, da Jener gerade auf die Winterjagd gehen wollte.

geladen hatten, die einige Ellen hoch über uns hinflogen. Sie liefen dabei jauchzend und schreiend hin und her, so daß der ganze Auftritt einem feindlichen Angriffe vollkommen ähnlich sah. Ich, der ich ihn dafür hielt, befahl schon meinen Leuten, gleichfalls Feuer auf sie zu geben; aber die Kaufleute belehrten mich geschwind eines Bessern, indem sie mir sagten, daß dies die Art sei, wie man hier die Häupter anderer Völkerschaften, die man ehren wolle, zu empfangen pflege. Ich ließ mir daher diese sonderbare Ehrenbezeigung gefallen.

Wir stiegen aus, wurden freundschaftlich aufgenommen, und verweilten daselbst eine Nacht. Ich hatte den Oberhäuptern unter andern auch ein Geschenk von geistigen Getränken gemacht. Dies stimmte sie so sehr zur Freude, daß sie fast die ganze Nacht mit Tanzen feierten. Am andern Morgen begleitete mich der Vornehmste unter ihnen bis ans Ufer, und fing, sobald wir uns eingeschifft hatten, mit großer Feierlichkeit ein langes Gebet für mich an. Er bat den großen Geist — dies ist der Name, unter welchem sie das höchste Wesen ehren — mir eine glückliche Reise, einen heitern Himmel und ruhiges Wasser zu verleihen; daß ich des Nachts auf einer Decke von Biberfellen ruhen, eines ununterbrochenen Schlafs und fröhlicher Träume genießen, und endlich überall Schutz unter der großen Pfeife des Friedens finden möchte. So fuhr er fort zu beten, bis ich ihn nicht weiter hören konnte.

Was es mit der Pfeife des Friedens für eine Bewandniß habe, werden wir in der Folge hören.

Man bewirthete mich hier mit einer Art von Brot, welches die Indier auf folgende Weise bereiten. Sie nehmen die Körner des Getreides, wenn es, wie sie es nennen, noch in seiner Milch steht, das heißt, wenn es

eben reif werden will, zerstampfen und kneten sie in einen Teig, wozu sie keine andere Flüssigkeit, als den darin enthaltenen Saft gebrauchen, machen hierauf Kuchen daraus, die sie, in gewisse Baumblätter gewickelt, in glühende Asche legen. Hier werden sie in kurzer Zeit gebacken. Ich muß gestehen, daß ich nie wohlschmeckenderes Brot gegessen habe; die Indier selbst hingegen machen sich wenig daraus.

Man sieht schon aus der gastfreien und höflichen Aufnahme, die ich unter diesen Leuten fand, daß die schrecklichen Begriffe, die man in Europa sich von ihrer rohen, grausamen und unmenschlichen Gemüthsart macht, gar sehr übertrieben sind. Ich muß zur Steuer der Wahrheit rühmen, daß ich bei jedem Stamme von ihnen in den innern Theilen des Landes, wo sie durch das Beispiel und die starken Getränke Europäischer Nachbaren noch nicht verdorben sind, überall eine gastfreie und menschenfreundliche Begegnung fand. Gegen ihre Feinde sind sie freilich in hohem Grade unversöhnlich und grausam, aber auch nur gegen diese, und das ist ein ihnen angeerbter und durch eine undenkliche Gewohnheit schon so tief eingewurzelter Fehler, daß es ihnen gar nicht einfällt, etwas Unrechtes darin zu ahnen.

Der See Mischigan ist ungefähr 280 Englische Meilen lang und etwa 40 breit. Sein Umfang mag gegen 600 Meilen betragen. Das Wasser, sowol in diesem, als auch in den übrigen großen Seen, ist rein und gesund, und ihre Tiefe ist für die größten Schiffe hinreichend. Die Gegend umher ist, in Ansehung der Fruchtbarkeit, nur von mittelmäßiger Güte, ausgenommen da, wo sie von Bächen oder Flüssen durchschnitten wird, an deren Ufern das Erdreich ungemein fruchtbar ist. Außer einer Art von Kirschen, Sandkirschen ge-

nannt, welche in einem sandigen Boden auf kurzem Gesträuche wachsen, und besonders zum Einmachen ganz vortrefflich sind, fand ich hier auch Stachelbeeren, schwarze Johannisbeeren, und viele Wacholderbeersträuche, welche eine Menge Beeren von der besten Art trugen.

Außerdem wächst in diesen Gegenden eine Art Seide, welche die Franzosen bois rouge, Rothholz, nennen, weil ihre Rinde, wenn sie ein Jahr alt ist, die Scharlachfarbe annimmt, nachher aber rothgrau wird. Diese Rinde schaben die Indier ab, trocknen und zerreiben sie, und vermischen sie hierauf mit ihrem Rauchtabak. Einen gleichen Gebrauch machen sie von den Blättern einiger andern Pflanzen, und so kann es ihnen denn nicht leicht an Vorrath für ihre Pfeifen fehlen, ungeachtet sie sehr starke Raucher sind.

Aus der grünen Bucht liefen wir in einen sich in dieselbe ergießenden Fluß ein, welcher der Fuchsfluß genannt wird. Auf der Homannischen Karte von Amerika ist derselbe durch eine kleine Linie angedeutet worden. Wir schifften denselben hinauf, bis wir an eine Ortschaft der Winnebager — eines andern Stammes der Nordamerikanischen Wilden — kamen, die auf einer kleinen Insel bei der Einfahrt in einen See liegt, den der besagte Fluß in dieser Gegend macht. Auch dieser See ist auf der genannten Karte angegeben worden.

Hier empfing mich die Königinn, die statt eines männlichen Oberhaupts diesen Stamm beherrschte, ungemein gütig, und bewies mir, während der vier Tage, die ich mich hier verweilte, sehr viel Achtung. Auf meine Bitte wurden die Häupter des Stamms zu einer Rathsversammlung zusammenberufen. Ich eröffnete in derselben mein Verlangen, in einer wichtigen Angelegenheit durch ihr Land gehen zu dürfen, und bat mir

die Erlaubniß dazu von ihnen aus. Dies wurde, als eine Achtungsbezeigung, welche ich ihnen machte, mit Vergnügen angehört und sofort bewilligt.

Die Königinn hatte hiebei zwar den Vorsitz, aber sie that nur einige wenige Fragen, und machte einige unbedeutende Verfügungen in Regierungsgeschäften; denn die Weiber dürfen bei ihnen nur alsdann, wenn sie mit dem höchsten Ansehn bekleidet sind, im Rathe erscheinen; aber auch alsdann ist es ihnen nicht vergönnt, förmliche Reden zu halten, wie die Häupter thun. Sie war übrigens eine schon sehr betagte Frau, und klein von Wuchs. In ihrer Kleidung unterschied sie sich wenig von einigen jungen Frauenepersonen, die ihr Gefolge ausmachten. Diese bezeigten jedesmahl ihr Vergnügen, so oft ich ihrer alten Königinn irgend ein Merkmahl von Hochachtung gab, besonders wenn ich sie küßte, welches ich oft that, um mir ihre Gunst zu erwerben. Das gute Mütterchen schien über dieses Zeichen meiner Achtung nicht weniger vergnügt zu sein.

Die Winnebager können ungefähr 200 Krieger stellen. Ihre Ortschaft besteht etwa aus 50 Häusern, die mit Schanzpfählen befestiget sind. Die Gegend um den See herum ist sehr fruchtbar, und bringt eine Menge wildwachsender Trauben, Pflaumen und anderer Früchte hervor. Auch hat man hier viel Indisches Korn, Bohnen, Kürbisse, Wassermelonen und Tabak.

Bei meiner Abreise machte ich der Königinn einige ihr angenehme Geschenke, und erhielt dafür ihren Segen. Unsere Reise ging nun immer weiter den Fuchsfluß hinauf, bis wir diejenige Stelle erreichten, wo man ihn verlassen muß, um zu Lande bis an den Fluß Uiskonsin zu gehn, auf welchem man bis zum Missisippistrome schiffen kann. Die Strecke Landes, welche jene

beiden Flüsse von einander trennt, wird der Trageplatz genannt, weil man nämlich das Gepäck von dem einen zu dem andern tragen muß.

Nie habe ich größere Schwärme von wilden Vögeln gesehn, als in dieser Gegend. Die Sonne wurde oft wirklich davon verdunkelt, so sehr war die Luft damit angefüllt. Auch Bären und Wild, besonders aber Biber, giebt es an den Ufern des Fuchsflusses in großer Menge.

Diejenigen Stämme, welche auf die Winnebager folgen, sind die Sakier und Ottagamier. Auch diese hatten vor einiger Zeit, der sonstigen Gewohnheit dieser Völker zuwider, ein weibliches Oberhaupt gehabt. Die Veranlassung dazu war, wie mir ein Indier erzählte, folgende gewesen.

Weil die Französischen Glaubensverbreiter (Missionarien) und Handelsleute oft allerlei Beleidigungen von diesem Volke erfahren hatten, so wollte man sich deßwegen an ihnen rächen. Es wurde hiezu ein Französischer Hauptmann mit einer Partei Franzosen und Indier abgeschickt, und da dieser sie ganz unvermuthet überfiel, so wurde es ihm leicht, sie zu überwinden und einen großen Theil von ihnen gefangen zu nehmen. Auf dem Rückmarsche stand einer der Indischen Bundesgenossen der Franzosen, der eine Menge von Gefangenen unter seiner Aufsicht hatte, still, um aus einem Bache zu trinken. Plötzlich überfiel ihn eine der gefangenen Frauen und erwürgte ihn, ehe er um Hülfe schreien konnte. Sie schnitt sodann allen ihren Mitgefangenen, welche im Hinterzuge waren, die Bande los, und entkam mit ihnen glücklich. Aus Dankbarkeit für diese Heldenthat wurde sie hierauf von ihrem Volke zur Anführerinn erwählt, und zwar mit dem sonst ungewöhn-

lichen Vorrechte, diese Ehre als eine Erbschaft ihren Nachkommen zu hinterlassen.

Der Trageplatz zwischen dem Fuchsflusse und dem Uiskonsin ist nicht zwei volle Englische Meilen breit. Es ist sehr merkwürdig, daß diese beiden Flüsse, die sich in ihren Nebenarmen beinahe berühren, gleichwol einen ganz entgegengesetzten Lauf nehmen, und in einer so ungeheuern Entfernung von einander ins Meer fallen. Denn der Fuchsfluß, der sich nach Nordwesten wendet, geht durch verschiedene große Seen, und fällt endlich, nach einem Laufe von mehr als 2000 Englischen Meilen, in den Meerbusen von St. Laurenz; der Uiskonsin hingegen, dessen Lauf nach Südwesten gerichtet ist, vereiniget sich mit dem Missisippi, und ergießt sich, nach einem beinahe eben so weiten Laufe, in den Meerbusen von Mexiko. Man wird auf dem großen festen Lande von Amerika kaum ein ähnliches Beispiel von zwei andern, so nahe bei einander entspringenden Flüssen finden, die einen eben so entgegengesetzten Lauf nehmen.

In einer sumpfigen Gegend zwischen diesen beiden Flüssen trafen wir eine Menge Klapperschlangen an. Einer meiner Reisegefährten, Hr. Pinnisance, ein Französischer Kaufmann, erzählte mir bei dieser Gelegenheit folgende Geschichte von der Gelehrigkeit dieser Thiere, wovon er selbst ein Augenzeuge gewesen sein wollte.

Ein Indier hatte eine solche Schlange gefangen, und sie zahm zu machen gewußt. Er verehrte sie wie seinen Gott, nannte sie seinen großen Vater, und trug sie in einer Schachtel überall mit sich umher. Dies hatte er nun schon einige Sommer hindurch gethan, als Hr. Pinnisance ihn zufälliger Weise an dieser Stelle traf, da Jener gerade auf die Winterjagd gehen wollte.

Da ihm nun die Schlange hiebei hinderlich gewesen sein würde, so setzte er die Schachtel nieder, machte den Deckel auf, und gab seinem Gotte die Freiheit, zu gehn, wohin er wolle. Er befahl dabei dem Thiere, gegen den Maimonat, da er zurückkommen werde, sich hier wieder einzufinden. Es war damahls erst im Weinmonate. Herr Pinnisance lachte daher der Einfalt des Indiers, und sagte scherzend zu ihm, daß er künftigen Mai auf die Wiederkehr seines großen Vaters lange werde warten müssen. Allein der Indier hegte eine so gute Meinung von der Folgsamkeit des Thiers, daß er sich über die bestimmte Wiederkehr desselben zu einer Wette von 8 Quart Rum erbot. Die Wette wurde angenommen, und die zweite Woche im nächstkommenden Maimonat zur Entscheidung festgesetzt. Beide kamen zur bestimmten Zeit hier wieder zusammen; der Indier setzte seine Schachtel aus, und rief seinem großen Vater, zu kommen. Allein der große Vater blieb aus, und da die Zeit der Wette vorbei war, gestand er zwar ein, daß er sie verloren habe, erbot sich aber auch zugleich, sie doppelt zu bezahlen, wenn die Schlange nicht noch jetzt innerhalb zweier Tage zurückkomme. Auch dieses wurde genehmiget. Und siehe da! den zweiten Tag um 1 Uhr kam die Schlange unvermuthet zurück, und kroch von selbst in die Schachtel. Ich würde diese unglaublich klingende Geschichte kaum des Erzählens werth gefunden haben, wenn ich nicht von der außerordentlichen Gelehrigkeit dieser Thiere viele andere, beinahe eben so unglaubliche Beispiele vernommen hätte. Daß die Schlange nicht auf das Wort des Indiers zurückgekehrt sei, ist wol für sich selbst klar. Aber vermuthlich hatte sie sich nicht weit von der Stelle, wo sie ausgesetzt worden war, entfernt; und da sie nun entweder

die gewohnte Schachtel wieder witterte, oder zufälliger Weise im Umherkriechen darauf stieß, so kroch sie, ihrer langen Gewohnheit nach, auch wiederum hinein. Ganz natürlich!

2.

Reise vom Trageplatze bis an den Mississippistrom, und diesen hinauf, bis zu dem Wasserfalle St. Anton.

Wir brachten unsere Nachen über den beschriebenen Trageplatz auf den Fluß Uiskonsin, schifften uns von neuen ein, und flossen stromabwärts. Auch dieser Fluß ist auf der Homannischen Karte von Amerika durch ein Strichelchen ausgedruckt worden.

Schon am folgenden Morgen erreichten wir eine ansehnliche Ortschaft der Sakier, welche an dem Ufer des Flusses liegt. Einen größern und schönern Indischen Ort, als diesen, habe ich nie gesehen. Er enthält neunzig Häuser, alle geräumig genug, um mehr als einer Familie zum Aufenthalt zu dienen. Sie bestehen aus zugehauenen und sehr geschickt an einander gefügten Brettern, und sind so dicht mit Rinde belegt, daß kein Regen durchdringen kann. Jedes derselben hat vor der Thür ein Obdach, worunter die Einwohner, so oft Zeit und Witterung es erlauben, sich setzen und ihr Pfeifchen rauchen. Die Straßen sind regelmäßig und breit, so daß dieser Ort überhaupt mehr das Ansehn eines Aufenthalts gesitteter Menschen, als eines Wohnplatzes roher Wilden hat.

Das Land umher ist sehr gut und wohlangebaut. Die Aecker oder Gärten, die bei den Häusern liegen, sind ganz artig angelegt. Man bauet darin eine Menge Indisches Korn, Bohnen, Melonen und andere Früchte.

Reisende können sich daher hier leicht mit allerhand frischen Lebensmitteln versehn.

Die Sakier können ungefähr dreihundert Krieger stellen. Diese thun gewöhnlich alle Sommer Einfälle in das Gebiet der Illinesen und Panier, zweier Horden, mit welchen sie in beständiger Feindschaft stehn. Von solchen Streifereien kehren sie oft mit einer großen Anzahl von Sklaven zurück. Allein ihre Feinde gebrauchen nicht selten das Recht der Wiedervergeltung, und da muß denn auch mancher Sakier mit seinem Leben oder mit seiner Freiheit büßen. Dies ist vermuthlich die Ursache, warum ihre Volksmenge so geringe bleibt.

Ich besuchte von hieraus die Gebirge, die etwa 15 Englische Meilen gegen Süden liegen. Diese enthalten einen Ueberfluß an Bleierz. Ich bestieg einen der höchsten Berge, und hatte daselbst eine weite Aussicht. Viele Meilen weit erblickt man nichts, als kleine kahle Berge, welche, von fern gesehn, einer Sammlung von Heuschobern gleichen. Nur in einigen Thälern giebt es Wälder von Wallnußbäumen und alten Eichen. Von dem Reichthume dieser Gegend an Blei dient unter andern auch dies zum Beweise, daß ich in dem Orte der Sakier eine große Menge dieses Metalls, wie Steine, auf den Straßen liegen sah.

Wir fuhren fort, den Fluß hinabzuschiffen, und erreichten am folgenden Tage einen Wohnort der Ottagamier, der ungefähr funfzig Häuser enthält. Allein die meisten Wohnungen standen leer, weil die Wuth einer ansteckenden Krankheit über die Hälfte der Einwohner dahingerafft, und viele Andere bewogen hatte, den Ort zu verlassen, und in die Wälder zu fliehen.

Jetzt näherten wir uns dem großen Missisippistrome. Als wir noch ungefähr 5 Englische Meilen weit davon

entfernt waren, bemerkte ich die Trümmer eines großen Orts, der eine vortreffliche Lage gehabt hatte. Ich forschte bei den benachbarten Indiern nach, warum man denselben verlassen habe, und erhielt folgende Antwort: »Vor etwa dreißig Jahren hatte der große Geist sich auf der Spitze eines in der Nähe stehenden Felsens gezeigt, und den Einwohnern befohlen, ihre Wohnungen zu verlassen, weil das Land, worauf sie gebaut seien, ihm gehöre, und jetzt von ihm gebraucht werden müsse. Damit sie aber wüßten, daß er, der große Geist, es selber sei, der ihnen dies gebiete, so sollten sie auf diesem Felsen, den sie als völlig unfruchtbar kennten, nächstens Gras wachsen sehen.« Die Indier fanden nicht lange nachher die Wahrsagung erfüllt, und gehorchten. Sie zeigten mir die Stelle, und ich fand an dem Graswachsen hier gar nichts Uebernatürliches. Vermuthlich war das ganze Possenspiel eine List der Spanier und Franzosen, die, aus einer mir unbekannten Ursache, die Indier von hier zu vertreiben wünschten. Wie leicht konnten diese etwas Erdreich auf den Felsen schaffen, und Grassamen darein streuen — und das Wunder war vollendet! Man sehe hier wiederum ein Beispiel, wie unaufgeklärte und abergläubige Leute allemahl in der Hand eines jeden listigen Betrügers sind, der sie, aus irgend einer eigennützigen Absicht, zu täuschen sucht! Daß dies unter Wilden geschieht, kann uns nicht befremden; aber, daß es mitten in Europa, mitten in Deutschland, sogar unter Leuten, die eine feine Erziehung gehabt haben, noch in unsern Tagen der abergläubigen Thoren so viele giebt, die sich von verschlagenen Betrügern — von angeblichen Geistersehern, Goldmachern, Magnetisirern u. s. w. — durch allerlei Gaukeleien das Geld aus dem Beutel und den gesunden Menschen-

verstand aus dem Kopfe locken lassen; das, das ist auffallend! das macht unserm gesitteten Europa, uns und unserm aufgeklärten Zeitalter Schande! Möchte doch wenigstens unsere jüngere Welt sich vor dieser verderblichen Thorheit warnen lassen, damit wenigstens sie vor den Fallstricken solcher Betrüger gesichert bliebe!

Die von hier vertriebenen Indier bauten sich einen neuen Ort, unweit der Mündung des Uiskonsin, auf einer Stelle, welche die Franzosen la prairie des chiens, die Hundswiese, nannten. Dieser Ort ist jetzt groß, und enthält dreihundert Familien. Auch er ist nach Indischer Art sehr gut gebaut, und liegt auf einem fruchtbaren Boden, der alle Arten von Lebensmitteln in Ueberfluß hervorbringt. Man hat hier auch Pferde, und zwar von großem und guten Wuchse. Hier versammeln sich alljährlich gegen das Ende des Maimonats, alle benachbarte Stämme der Indier, selbst diejenigen, welche an den entferntesten Armen des Missisippi wohnen, um ihr Pelzwerk an die Handelsleute zu verkaufen, die zu eben der Zeit sich hier gleichfalls einzufinden pflegen. So oft aber ein Kauf geschlossen werden soll, halten die Oberhäupter erst jedesmahl einen Rath darüber, um zu bestimmen, ob das Gebot anzunehmen sei, oder nicht. Im letzten Falle gehen sie mit ihrer Waare weiter, entweder nach Mischillimackinak oder nach einem andern Grenzorte der Europäer, um sie daselbst vortheilhafter abzusetzen. Im ersten Falle kehren sie wieder zu ihren Wohnplätzen zurück.

Als wir den Missisippistrom erreicht hatten, schlugen meine bisherigen Begleiter, die Handelsleute, ihre Winterwohnung auf, um bis zum nächsten Frühlingsmarkte hier zu bleiben. Ich aber kaufte mir einen Nachen, und ging mit zwei Bedienten, einem Französi-

schen Kanadier und einem Mohaak *), den Strom hinauf. Und nunmehr wurde meine Reise etwas mißlicher, als sie bisher gewesen war, weil ich mich mit vier Menschen unter die entferntesten wilden Völkerschaften wagte, und es darauf ankommen lassen mußte, wie sie uns empfangen und behandeln würden.

So oft es dunkel ward, legten wir mit unserm Nachen an, und schlugen am Ufer ein Gezelt auf, um darin zu übernachten. Einst — ungefähr 10 Tage, nachdem ich die Kaufleute verlassen hatte — stieg ich, dieser Gewohnheit gemäß, gegen Abend ans Land, und befahl meinen Leuten, sich niederzulegen und zu schlafen. Ich selbst setzte mich unterdeß bei meinem Lichte hin, um die Bemerkungen aufzuschreiben, die ich den Tag über gemacht hatte. Als ich damit fertig war, ging ich aus dem Gezelte, um zu sehen, wie das Wetter beschaffen sei. Als ich meine Augen nach dem Strome hinrichtete, bemerkte ich beim hellen Sternenscheine Etwas, welches einer Viehherde glich. Aber plötzlich sprang Einer davon auf, und ich konnte nun deutlich sehen, daß es Menschen waren.

Einen Augenblick darauf waren sie Alle auf den Füßen, und ungefähr zehn oder zwölf derselben liefen auf mich zu. Ich sprang bei diesem Anblicke in mein Zelt zurück, weckte meine Leute, befahl ihnen, ihr Gewehr zu nehmen und mir zu folgen, aber nicht eher zu feuern, bis ich ihnen zurufen würde. Da ich hauptsäch-

---

*) Die Mohaaks sind ein Theil der Irokesen, und diese ein aus sieben freien Stämmen wilder Nordamerikaner verbundenes Volk, welches größtentheils im nordwestlichen Theile von Neu-York bis an den See Ontario wohnt.

lich für meinen Nachen besorgt war, so lief ich schnell nach dem Orte, wo er lag, und fand daselbst eine Partei Indier, welche eben im Begriff waren, ihn zu plündern. Ich ging entschlossen auf sie los, bis dicht an die Spitzen ihrer Spieße, und fragte, indem ich meinen Hirschfänger schwang, mit rauher Stimme: was sie wollten? Diese meine Entschlossenheit erschreckte sie. Sie kehrten stillschweigend um, und liefen davon. Wir verfolgten sie bis an ein naheliegendes Gehölz, worin sie sich verbargen, ohne sich nachher wieder sehen zu lassen. Wir hielten indeß aus Vorsicht wechselsweise Wache, bis der Tag anbrach.

Meine Bedienten waren durch diesen Vorfall in große Furcht gesetzt, und baten mich inständig, wieder zu den Kaufleuten, die wir vor kurzen verlassen hatten, zurückzukehren. Allein ich antwortete ihnen: »daß ein Engländer, wenn er einmahl Etwas unternommen habe, sich nie zurückziehe. Ich sei daher entschlossen, meine Reise fortzusetzen, und daß sie mir folgen müßten, wenn man sie nicht für alte Weiber halten solle.« Dieser Vorwurf, der schimpflichste, den man einem Indier machen kann, ging ihnen zu Herzen. Sie stiegen wieder in den Nachen; ich aber ging zu Fuß längs dem Ufer hin, um sie gegen Angriffe zu schützen.

Ich erfuhr in der Folge, daß das Gesindel, welches uns hatte überfallen wollen, eine Partei Indischer Landstreicher gewesen sei, die man, verschiedener Verbrechen wegen, aus ihren Stämmen vertrieben hatte. Seit der Zeit streifen sie umher und leben vom Raube, wobei sie ihre eigenen Landsleute nicht verschonen. Auch sie zeigten, indem sie auf meine bloße Anrede flohen, daß Muth und Herzhaftigkeit selten der Antheil schlechter Menschen ist. —

Der Mississippistrom hat überall an beiden Seiten eine Reihe von Gebirgen, die an einigen Stellen seine Ufer ausmachen, an andern sich etwas von ihm entfernen. In den Thälern zwischen diesen Bergen weiden ganze Herden von Wild, besonders von Elentthieren. An vielen Stellen steigen Spitzfelsen empor, welche alten verfallenen Thürmen gleichen. Von den Bergen herab hat man die weiteste und schönste Aussicht über grüne Ebenen, fruchtbare Wiesen, Wälder von Obstbäumen, und wildgewachsene, mit Trauben schwerbeladene Weinstöcke. Den allerschönsten Anblick aber gewährt der silberne Strom, welcher sanft vorbeifließt, und erst in einer unabsehbaren Ferne dem Auge entzogen wird.

An einer Stelle des Stroms trafen wir gerade in der Mitte seines Bettes einen Berg an, der das Ansehn hat, als wenn er vom Ufer in den Strom hinabgeglitscht wäre. Er erhebt sich gleich von der Wasserfläche zu einer beträchtlichen Höhe, und wird der Berg im Flusse genannt.

Eines Tages, da ich mich von meinen Leuten etwas entfernte, um eine Gegend in Augenschein zu nehmen, kam ich auf eine hübsche und offne Ebene. Hier wurde ich in einiger Entfernung eine Anhöhe gewahr, die das Ansehn einer Verschanzung hatte. Ich ging darauf zu, und wurde in der That überzeugt, daß sie wirklich vor einigen Jahrhunderten zu diesem Endzwecke gedient haben müsse. Sie bestand nämlich aus einer vier Fuß hohen Brustwehr, die sich fast auf eine Englische Meile erstreckte, und Raum genug für 5000 Mann hatte. Ihre Figur war beinahe kreisförmig, und ihre Seiten (Flanken) erstreckten sich bis an den Fluß. Sie war zwar mit Gras bewachsen, und hatte überhaupt

durch die Länge der Zeit gelitten; aber man konnte doch noch jeden Winkel daran unterscheiden, und das ganze Werk schien durchaus regelmäßig und mit vieler Kriegskenntniß aufgeworfen zu sein. Der Graben war nicht mehr sichtbar, aber man konnte, bei genauer Untersuchung, doch noch sehn, daß ehemahls einer dagewesen war. Auch die Lage des Ganzen schien zu beweisen, daß es zur Festung gedient habe. Denn seine Vorderseite war gegen die Ebene gerichtet, seine Hinterseite stieß an den Fluß, und es gab rund umher keine Anhöhe, von welcher es bestrichen werden konnte.

Wie ein Werk von dieser Art in einem Lande entstehen konnte, welches, so viel wir wissen, bisher nur der Schauplatz unregelmäßiger Kriege zwischen unwissenden Indiern war, deren ganze Krigeswissenschaft vor 200 Jahren nur im Bogenspannen bestand, und deren ganze Verschanzung noch jetzt ein dicker Busch ist, wage ich nicht zu bestimmen. Vielleicht veranlasset die Beschreibung, die ich davon gegeben habe, einmahl eine genauere Untersuchung, und vielleicht bekommen wir dadurch einmahl ganz andere Begriffe von dem ehemahligen Zustande dieser Länder, die wir bisher nur bloß für eine Wohnung der Wilden, von den ältesten Zeiten an gehalten haben.

Nach einer Reise von ungefähr zwölf Tagen kamen wir an den See Pepin, welcher eigentlich nur eine größere Ausdehnung des Missisippistroms, ungefähr sechs Englische Meilen breit und zwanzig lang ist. Der Strom selbst, oberhalb und unterhalb dieses Sees, hat in der größten Breite nur ungefähr eine Meile. Das Wasser des Sees wimmelt von Fischen, und seine Oberfläche und die Ufer desselben von Schwänen, Gänsen,

Enten und Störchen. In den Wäldern trifft man häufig Kalekutische Hühner und Rebhühner an, und auf den Ebenen sieht man die größten Büffelochsen von ganz Amerika. Oberhalb des Sees ist der Strom voller Inseln, und die Berge senken sich allmählig zu niedrigen Hügeln herab.

Nach einigen Tagereisen oberhalb des Sees Pepin, kamen wir in eine Gegend, welche von drei Stämmen der Nadowessier bewohnt wird. Diese Völkerschaft, welche sich über einen großen Strich Landes jenseits des Mississippi gegen Westen hin verbreitet hat, bestand ehemahls aus zwölf Stämmen; allein einer derselben hat sich vor etlichen Jahren gegen die übrigen empört, und sich gänzlich davon getrennt. Diejenigen, welche ich hier traf, werden die Flußstämme genannt, weil sie größtentheils an den Ufern des Flusses wohnen, die übrigen acht Stämme heißen die Nadowessier von den Ebenen. Jeder Stamm hat wieder seinen besondern Namen, wie z. B. die Nehogatawonaher, die Matabantowaher, die Schahswintowaher u. s. w. Ich denke, daß meine jungen Leser an diesen dreien, zur Probe von dem Wohlklange der übrigen, genug haben werden.

Kurz vorher, ehe ich bei den eigentlichen Wohnplätzen dieser drei Stämme wieder ankam, stieß ich auf eine Partei von Matabantowahern, die sich an vierzig Krieger mit ihren Familien belief. Ich hielt mich einige Tage bei ihnen auf, und hatte das Glück, durch meine Gegenwart einem Blutbade vorzubeugen, welches sonst würde Statt gefunden haben. Man sah nämlich fünf bis sechs von ihnen, die auf einer Streiferei ausgewesen waren, eiligst mit der Nachricht zurückkommen,

daß eine große Partei von Tschipiwäern *), nach ihrem Ausdrucke: »genug, um sie Alle zu verschlingen,« ihnen auf dem Fuße nacheilten, und ihr kleines Lager alsobald angreifen würden. Ihre Häupter wandten sich hierauf an mich, und verlangten, daß ich mich an ihre Spitze stellen, und sie gegen ihre Feinde anführen solle.

Diese Bitte setzte mich in keine geringe Verlegenheit. Wollte ich mich weigern, sie zu erfüllen, so würde ich ihren Unwillen gegen mich erregt haben. Stand ich ihnen aber bei, so konnte ich auf den Haß der Tschipiwäer rechnen, die nicht ermangelt haben würden, mich irgend einmahl ihre Rache fühlen zu lassen. Um beiden Unbequemlichkeiten auszuweichen, wählte ich folgenden Ausweg.

Ich stellte ihnen vor, ob es nicht besser sei, einen Versuch zur Aussöhnung zwischen ihnen und ihren Feinden zu machen; und da ich endlich, wiewol mit Mühe, ihre Einwilligung dazu erhielt, so ging ich mit der Friedenspfeife, dem Zeichen meiner Absicht, in der Hand, den Tschipiwäern entgegen. Mein Franzose, der die Sprache dieser Leute reden konnte, begleitete mich; die Nadowessier aber blieben in einer gewissen Entfernung zurück.

Sobald die Gegenpartei mich zu Gesicht bekam, traten einige ihrer Anführer hervor, und ließen sich auf eine freundliche Art in eine lange Unterredung mit mir ein. Es glückte mir endlich, sie zu überreden, ihr grausames Vorhaben aufzugeben, und zurückzukehren, ungeachtet ihre Partei sehr zahlreich war, und Viele von

*) Eine große Völkerschaft von Indiern, die unterhalb des obern Sees und zwischen den Seen Huron und Mischigan wohnen.

ihnen mit Flinten versehen waren. Die Nadowessier überhäuften mich dafür mit Danksagungen; ich wurde in der Folge von ihren Landsleuten auf den Ebenen mit den größten Ehrenbezeigungen aufgenommen, und als ich viele Monate nachher zu einem Orte der Tschipiwäer kam, so fand ich, daß mein Ruhm sich bis dahin schon verbreitet hatte. Die Häupter derselben empfingen mich mit vieler Treuherzigkeit, und dankten mir, daß ich so viel Unheil abgewandt hätte. Ich hörte hier, daß der Krieg zwischen ihnen und den Nadowessiern bereits über vierzig Winter fortgedauert habe. Sie hätten, sagten sie, zwar lange schon gewünscht, ihm ein Ende zu machen, allein die jungen Krieger von beiden Völkerschaften, die ihre Hitze, wenn sie einander begegneten, nicht zu mäßigen wüßten, hätten es verhindert. Sie wünschten hiebei, daß ein Mann, wie ich, sich unter ihnen niederlassen möchte, um einen förmlichen Frieden, den sie sehnlich wünschten, durch sein Ansehn auf beiden Seiten zu Stande zu bringen; und ich bedauerte sehr, daß ich diesen Wunsch nicht erfüllen konnte.

Da ich meine Reise auf dem Missisippistrome fortsetzte, kam ich in eine Gegend, wo man eine Höhle von erstaunlichem Umfange sieht. Die Indier nennen sie Wäkontibe, d. i. die Wohnung des großen Geistes. Der Eingang ist ungefähr zehn Fuß weit und fünf Fuß hoch. Der Boden besteht aus einem feinen klaren Sande. Ungefähr zwanzig Fuß vom Eingange fängt ein See an, dessen Wasser völlig undurchsichtig ist, und der sich so weit erstreckt, daß man sein Ende nicht hat ausfindig machen können, weil die Dunkelheit der Höhle keine genaue Untersuchung verstattet. Ich warf aus allen Kräften einen Stein über denselben hin, der, als er endlich ins Wasser fiel, durch den von allen Seiten her

erschallenden Wiederhall ein fürchterliches Geräusch machte. Ich fand in dieser Höhle viele Indische Hieroglyphen *), die sehr alt zu sein schienen, denn die Zeit hatte sie schon so sehr mit Moos bedeckt, daß man ihnen kaum mehr nachspüren konnte. Sie waren auf eine rauhe Art an den innern Wänden eingegraben, die aus einer so weichen Steinart bestanden, daß man leicht mit einem Messer hineinstechen konnte. Man trifft diese Steinart überall am Missisippi an.

Meine Absicht war, den Strom so weit hinauf zu schiffen, bis ich den berühmten Wasserfall desselben erreichte, der unter dem Namen von St. Anton in Europa schon bekannt ist. Allein es stellte sich, da wir schon mitten im November waren, so viel Eis ein, daß ich mich entschließen mußte, meinen Nachen zu verlassen, und die Reise dahin zu Fuße zu machen.

Eben da ich diesen Entschluß ausführen wollte, traf ich einen jungen Prinzen von dem Volke der Winnebager an, der als Gesandter zu den Nadowessischen Völkerschaften ging. Da dieser hörte, daß ich den Wasserfall besuchen wolle, so erbot er sich, mich dahin zu begleiten, weil seine eigene Neugierde durch Das, was er davon gehört hatte, rege geworden war. Er ließ daher seine Familie — denn die Indier reisen nie ohne ihre ganze Haushaltung — unter der Aufsicht meines Mohaak-Indiers zurück, und wir machten uns, nur von meinem Französischen Bedienten begleitet, auf den Weg nach dem berühmten Wasserfalle.

---

*) Sinnbildliche Zeichen, die eine gewisse Bedeutung haben.

3.

Beschreibung des Wasserfalls von St. Anton. Fortgesetzte Reise bis zum Franciscusflusse; Rückreise von da nach dem Petersflusse. Aufenthalt bei den Nadowessiern, und Rückreise nach der großen Höhle.

Schon in einer Entfernung von funfzehn Englischen Meilen konnten wir das Getöse des fallenden Wassers hören, und je näher wir diesem Wunderwerke kamen, destomehr wuchsen mein Vergnügen und Erstaunen. Als wir endlich die Spitze des Berges, von welchem der Strom sich hinabstürzt, erreicht hatten, gab der Indische Prinz, mein Begleiter, mir ein Schauspiel, welches die angenehmste Rührung bei mir hervorbrachte.

Er fing nämlich an, mit lauter Stimme zu dem großen Geiste zu beten, weil er glaubte, daß dies einer von den vorzüglichsten Wohnplätzen desselben sei. Er sagte ihm dabei vor, daß er einen weiten Weg gereist sei, um ihn hier zu verehren, und daß er ihm jetzt das Beste und Liebste, was er besitze, zum Opfer bringen wolle. Indem er dies sagte, warf er zuerst seine Pfeife in den Strom, dann das Futteral, worin er seinen Tabak aufbewahrte; hierauf folgten die Armbänder, die er am Oberarme und am Handgelenke trug, dann sein Halsband und zuletzt seine Ohrringe. Kurz, er schenkte seinem Gotte Alles, was sich nur von einigem Werthe in seinen Augen fand. Während dieser Handlung schlug er sich oft auf die Brust, schleuderte die Arme umher, und schien überhaupt in einer heftigen Gemüthsbewegung zu sein.

Er endigte sein Gebet damit, daß er den großen Geist um seinen Schutz auf unserer Reise, um eine glänzende Sonne, einen blauen Himmel und heiteres

Wetter hat. Er ging hierauf nicht von der Stelle weg, bis wir dem großen Geiste zu Ehren eine Pfeife zusammen geraucht hatten.

Ich bewunderte die ungekünstelte und erhabene Andacht des jungen Mannes, indeß mein Bedienter, der sich selbst für klüger hielt, heimlich darüber spottete. Der Einfältige! Gleichsam, als wenn der allgemeine Vater der Menschen auf den Namen, den wir ihm beilegen, oder auf die Feiergebräuche, unter welchen wir zu ihm beten, und nicht auf das Herz und die Gesinnungen Derer achtete, welche ihn anrufen! Und wie hätte der fromme Indische Jüngling einen aufrichtigern und zugleich rührendern Beweis seiner Verehrung gegen das höchste Wesen geben können, als dadurch, daß er, aus Liebe und Ehrfurcht gegen Dasselbe sich, alles Dessen beraubte, was ihm selbst das Liebste war? Wie viel sind der Christen, welche ihm das nachthun möchten?

Was aber meine Achtung gegen diesen jungen Indier in eine wirkliche Liebe und Bewunderung verwandelte, das war die Bemerkung, daß er seine Religion nicht, wie so viele Christen zu thun pflegen, in Worte und eitle Gebräuche setzte, sondern vielmehr sie durch sein ganzes Betragen thätig zu beweisen suchte. Menschenliebe, Gerechtigkeit und uneigennützige Dienstfertigkeit leuchteten aus allen seinen Handlungen hervor. So lange wir bei einander waren, sorgte er nie für sich, sondern immer für mich, ohne dabei auch nur im mindesten irgend eine eigennützige Absicht blicken zu lassen; und er gab mir in dieser kurzen Zeit so viele Beweise einer edlen und großmüthigen Freundschaft, daß es mir nachher sauer wurde, mich von ihm zu trennen. —

Der erste Europäer, welcher diese Gegend besuchte, und dem Wasserfalle von St. Anton den Namen gab,

war ein Französischer Glaubenswerber oder Missionär, Pater Hennepin. Seine Reise hieher fällt in das Jahr 1680.

Der Strom ist an der Stelle des Wasserfalls über 750 Fuß breit, und der senkrechte Sturz des Wassers beträgt über 30 Fuß. Der Anblick, den er gewährt, hat etwas ungemein Prächtiges und Erhabenes. Uebrigens ist dieser Wasserfall von allen andern, die ich kenne, dadurch unterschieden, daß man, ohne das geringste Hinderniß von Hügeln, Felsen oder Klüften anzutreffen, dicht an ihn hinankommen kann.

Die Gegend rings umher ist über alle Beschreibung schön. Sie besteht nicht aus einer ununterbrochenen Ebene, wo das Auge keinen Ruhepunkt findet, sondern aus vielen sanften Anhöhen, die mit dem schönsten Grün bedeckt sind. Kleine zerstreute Wälder wechseln damit ab, und der prächtige Wasserfall giebt dem Ganzen so viel Leben und so viel Anziehendes, daß man Mühe hat, die Augen wieder davon abzulenken.

In einer kleinen Entfernung, unterhalb des Wasserfalls, liegt mitten in dem wirbelnden Strome eine kleine, mit Eichbäumen bewachsene Insel, welche eine ungeheuere Menge von Adlern ganz in Besitz genommen hat. Jeder Zweig, der nur stark genug ist, das Gewicht zu tragen, ist mit Nestern besetzt. Sehr klüglich haben die Vögel ihren Wohnsitz allda aufgeschlagen, weil sie durch die vielen Wirbel, durch welche sich kein Indier wagt, hier gegen alle Angriffe der Menschen und Thiere vollkommen geschützt werden. Auch finden sie hier an den Fischen und Thieren, die vom Wasserfall zerschmettert und ans Ufer geworfen werden, ihre hinreichende Nahrung.

Nachdem wir unsere Augen an dem Wasserfalle und

und an den Schönheiten der Gegend genug geweidet hatten, so gingen wir noch 60 Englische Meilen weit den Strom hinan, bis wir den Fluß St. Franciscus erreichten, der in dieser Entfernung vom Wasserfalle in den Missisippi fällt. Bis hierher war der obenerwähnte Pater Hennepin gekommen; bis hierher konnte auch ich den Lauf des Missisippistromes nur verfolgen, weil der eingetretene Winter es mir unmöglich machte, weiter vorzudringen. Wir kehrten also von hieraus wieder zu meinem Nachen zurück, und hier war es, wo ich mich von meinem jungen Indischen Freunde trennen mußte, welches von beiden Seiten mit den Empfindungen einer herzlichen Ergebenheit geschah.

An dem Orte, wo diese Trennung vor sich ging, fällt ein von Südwesten kommender ansehnlicher Fluß, der Petersstrom genannt, in den Missisippistrom. Da ich diesen, seines südlichen Laufes wegen, vom Eise frei fand, so beschloß ich, in demselben hinaufzuschiffen.

Dieses Vorhaben wurde denn auch sogleich ins Werk gerichtet. Ich schiffte den Fluß ungefähr 200 Englische Meilen hinauf, und erreichte auf diese Weise das Land der Nadowessier von der Ebene. Bei diesen fand ich abermahls eine gastfreie und liebreiche Aufnahme.

Als ich zuerst den Ort erreichte, wo ein Theil dieser Völkerschaft sein Lager hatte, bemerkte ich zwei bis drei Nachen, die den Fluß herunterkamen. Allein kaum hatten die darin befindlichen Indier uns zu Gesicht bekommen, so sah man sie eiligst nach dem Ufer rudern und in großer Bestürzung ans Land springen. Ihre Fahrzeuge überließen sie dem Strome.

Ich glaubte hierauf, etwas behutsam zu Werke gehen zu müssen, und hielt mich deßhalb dicht am Ufer

auf der entgegengesetzten Seite des Flusses. Meine Fahrt setzte ich indessen ununterbrochen fort, weil ich hoffte, daß die vorn an meinem Nachen befestigte Friedenspfeife und die Englische Flagge, welche auf dem Hintertheile wehete, mich gegen feindliche Anfälle schützen würden.

Als ich noch etwas weiter fortgerudert war, und um eine Landspitze herumkam, so erblickte ich plötzlich eine große Menge von Zelten und über hundert Indier, die in einer kleinen Entfernung vom Ufer standen. Ich befahl meinen Leuten, gerade auf sie zu zu rudern, um durch diesen zuversichtlichen Schritt zu zeigen, daß ich nichts Böses im Schilde führe und daß ich Vertrauen in sie setze.

So wie ich ans Land stieg, reichten zwei von ihren Häuptern mir die Hände, und führten mich mitten durch die angaffende Menge, von der die Meisten nie einen weißen Menschen gesehen hatten, nach einem Gezelte. Hier fingen wir an, nach dem allgemeinen Gebrauche aller Nordamerikanischen Indier, die Friedenspfeife mit einander zu rauchen. Allein das Gedränge des Volks war so groß, daß wir unter dem Zelte erdrückt zu werden besorgen mußten. Wir gingen daher hinaus, um den Leuten Gelegenheit zu verschaffen, ihre Neugierde mit größerer Bequemlichkeit zu befriedigen. Man staunte mich hierauf noch eine Zeit lang an, machte sich nach und nach mit mir bekannt, und begegnete mir nachher immer mit vieler Achtung.

Von den Oberhäuptern wurde ich auf die freundschaftlichste und gastfreieste Art empfangen. Dies bewog mich, den ganzen Winter bei ihnen zuzubringen. Um aber diesen langen Aufenthalt so nützlich, als möglich, für mich zu machen, fing ich damit an, ihre Sprache zu

lernen. Da ich ohnehin schon einige Kenntniß von den Indischen Mundarten besaß, so kam ich bald so weit darin, daß ich mich vollkommen verständlich ausdrucken konnte.

Ich brachte hierauf meine Zeit sehr angenehm bei ihnen zu. Bald ging ich mit ihnen auf die Jagd, bald gab ich einen Zuschauer bei ihren Belustigungen und Spielen ab, die ich weiter unten beschreiben werde. Oft saß ich unter den Oberhäuptern, und rauchte eine freundschaftliche Pfeife mit ihnen. Dann wurde geplaudert, bald von Diesem, bald von Jenem. Sie erzählten mir von ihren Kriegszügen, von ihren Sitten und Gebräuchen; ich aber beschrieb ihnen, zur Vergeltung, verschiedene Begebenheiten meines Lebens, und besonders die Schlachten, die zwischen den Engländern und den Franzosen in Amerika vorgefallen waren, und an welchen ich meistentheils Antheil genommen hatte. Sie merkten hiebei auf jeden kleinen Umstand, und thaten oft sehr gescheite Fragen über die Europäische Art, Krieg zu führen.

Es war mir besonders wichtig, Nachrichten von den weiter gegen Westen hin gelegenen Ländern von ihnen zu erhalten, und meine Nachforschungen darüber blieben keinesweges fruchtlos. Sie entwarfen mir ordentliche Landkarten davon, indem sie mit einer Kohle auf die innere Rinde einer Birke zeichneten, die so glatt ist, als Papier. Dergleichen Zeichnungen fielen zwar nur grob aus, allein sie waren doch hinlänglich, mir einen ziemlich genauen Begriff von der Lage und Beschaffenheit dieser Länder zu geben.

Ich verließ die Wohnungen dieser gastfreien Wilden gegen das Ende des Wandelmonats oder Aprils 1767. Beinahe dreihundert von ihnen, unter welchen viele von

ihren Oberhäuptern waren, begleiteten mich nach dem Ausflusse des Petersflusses. Dies war nämlich die Zeit, um welche die Nadowessier alljährlich nach der vorhin beschriebenen großen Höhle zu gehen pflegen, um daselbst mit den übrigen Stämmen einen großen Rath zu halten, worin sie ihre Unternehmungen für das folgende Jahr beschließen. Sie nehmen zugleich ihre in Büffelhäute genäheten Todten mit dahin, um sie daselbst zu begraben. Außer Denen, welche mich begleiteten, waren Einige schon vorausgegangen, und die Uebrigen sollten nachfolgen.

Nie bin ich in einer aufgeräumtern und lustigern Gesellschaft gereiset. Aber eines Tages wurde ihre Fröhlichkeit durch einen fürchterlichen Naturauftritt unterbrochen, der sie in das größte Schrecken versetzte. Es war Abend, und wir stiegen eben aus, um unsere Zelte zum Nachtlager aufzuschlagen, als ein schwarzes Gewölk den ganzen Himmel überzog, und in ein so fürchterliches Donnerwetter ausbrach, als ich noch nie erlebt hatte. Die erschrockenen Indier suchten überall Schutz, wo sie ihn nur finden konnten; ich hingegen that gerade das Gegentheil. Ich entfernte mich nämlich von jedem Gegenstande, welcher die Blitzmaterie an sich ziehen konnte, weil ich mich lieber der Wut des herabstürzenden Regens, als einem tödtlichen Strahle aussetzen wollte. Dieses mein Betragen, welches sie bloß meiner Unerschrockenheit zuschrieben, vermehrte die hohe Meinung, die sie schon vorher von meinem Muthe hegten. Ich muß indeß gestehen, daß ich ganz und gar nicht gleichgültig dabei war, weil der Auftritt in der That so schrecklich war, als man ihn sich nur immer denken kann. Der Donner brüllte fürchterlich, die Erde bebte, der Regen stürzte wie ein Strom herab, und

der Blitz fuhr über den Boden wie ein glühender Schwefelstrom hin. Selbst die Oberhäupter der Indier, die in ihren Kriegen gemeiniglich einen unerschütterlichen Muth beweisen, konnten ihre Bangigkeit nicht verbergen. Als endlich das Wetter vorüber war, versammelten sich die Indier um mich her, und meldeten mir, daß das eine Wirkung des Zorns der bösen Geister gewesen sei, die sie wahrscheinlicher Weise durch irgend etwas sehr beleidiget haben müßten.

Der St. Petersfluß, der durch das Gebiet der Nadowessier läuft, fließt durch sehr reizende Gegenden, die an Allem, was die Natur freiwillig hervorbringt, einen Ueberfluß haben. Wilder Reiß wächst hier in großer Menge, und überall sieht man Bäume, welche sich unter einer schönen Last von Früchten beugen, worunter Pflaumen, Trauben und Aepfel die vornehmsten sind. Auf den Wiesen findet man häufig Hopfen und andere nützliche Kräuter, und das Erdreich ist mit allerhand eßbaren Wurzeln, besonders mit Erdnüssen, angefüllt, die hier so groß, wie ein Hühnerei, sind. In einer mäßigen Entfernung von den Ufern des Flusses giebt es Anhöhen, von welchen man die schönsten Aussichten hat, und zwischen diesen Hügeln trifft man anmuthige Wälder an, in welchen eine solche Menge von Zuckerahornbäumen wächst, daß sie die Bewohner dieses Landes weit und breit mit Zucker versehen könnten.

Unweit der Mündung dieses Flusses, wo er sich in den Mississippi ergießt, erhebt sich an der Nordseite desselben ein Hügel, welcher ganz aus einer Steinart besteht, die so weich ist, als diejenige, die ich oben beschrieben hat e. Das Merkwürdigste dabei ist die schneeweiße Farbe dieses Steins. Vielleicht könnte derselbe durch eine

gehörige Behandlung abgehärtet werden, und dann zu einer großen Zierde in der Baukunst gereichen.

Als wir bei der großen Höhle angekommen waren, begruben die Indier zuvörderst ihre Todten. Ich wünschte, dabei zugegen zu sein, um die Gebräuche anzusehn, welche sie zu beobachten pflegen; allein, da ich zu bemerken glaubte, daß meine Gegenwart sie ein wenig verlegen machte, so hielt ich es der Bescheidenheit gemäß, mich zu entfernen. Ich kann also auch nicht sagen, was für Begräbnißfeierlichkeiten sie eigentlich vornahmen.

Nach vollendeter Beerdigung nahm sogleich die große Rathsversammlung ihren Anfang. Bei dieser wurde ich nicht bloß zugelassen, sondern man erzeigte mir sogar die Ehre, mich zum Anführer ihrer Stämme zu ernennen. Ich hielt bei dieser Gelegenheit eine Rede an die Versammlung, die ich hier mittheile, um meinen Lesern eine Probe zu geben, wie man sich nach den Begriffen und Vorstellungsarten der Indier auszudrucken suchen muß.

»Meine Brüder, Häupter der zahlreichen und mächtigen Nadowessier! Ich freue mich, daß mein langer Aufenthalt bei euch mich in den Stand gesetzt hat, mit euch, wiewol auf eine unvollkommene Art, in eurer eignen Sprache, wie eins von euren eigenen Kindern zu reden. Ich freue mich ferner, daß ich Gelegenheit gehabt habe, euch die Macht und den Ruhm des großen Königs, der über die Engländer und andere Völker herrscht, bekannt zu machen; eines Königes, der von einem uralten Geschlechte von Regenten abstammt, so alt als die Erde und die Gewässer sind; dessen Füße auf zwei Inseln stehn, die größer sind, als ihr sie je gesehen habt und mitten in dem größten Wasser in der Welt liegen; dessen Haupt bis an die Sonne reicht,

und dessen Arme die ganze Erde umfassen; dessen Krieger so zahlreich sind, wie die Bäume in den Thälern, die Reißstengel in jenen Morästen, oder die Grashalme auf euren großen Ebenen; der Hunderte von eigenen Schiffen hat, von solcher erstaunlichen Größe, daß alles Wasser in eurem Lande nicht hinreichend sein würde, nur ein einziges davon zu tragen; von welchen jedes Feuerröhre hat, die nicht so klein sind, als das, welches ich jetzt vor mir habe, sondern von einer solchen Größe, daß hundert von euren stärksten jungen Männern kaum im Stande sein würden, nur Eins davon zu heben. Und wunderbar ist es, die Wirkungen zu sehn, die sie gegen des großen Königs Feinde in der Schlacht thun! Der Schrecken, den sie verbreiten, kann in eurer Sprache durch keine Worte ausgedruckt werden. Ihr erinnert euch der schwarzen Wolken, des Sturms, des Feuers, des fürchterlichen Geräusches, des schrecklichen Krachens und des Erdbebens, welches euch erschreckte, als wir uns bei dem Wadapamenesoter gelagert hatten, und die euch vermuthen ließen, daß eure Götter über euch erzürnt wären: diesen sind die Kriegswerkzeuge der Engländer ähnlich, wenn sie die Schlachten ihres großen Königs liefern.«

»Verschiedene von euren Oberhäuptern haben mir vor Zeiten, als ich in euren Zelten wohnte, oft gesagt, daß sie wünschten, mit zu den Kindern und Bundesgenossen des großen Königs, meines Herrn, gerechnet zu werden. Auch habt ihr mich oft gebeten, wenn ich nach meinem eigenen Lande zurückkehrte, dem großen Könige eure Neigung für ihn und seine Unterthanen, und zugleich den Wunsch bekannt zu machen, daß Englische Handelsleute zu euch kommen möchten. Da ich nun jetzt im Begriff bin, euch zu verlassen und nach

meinem eigenen Lande zurückzukehren, das weit gegen die aufgehende Sonne entfernt liegt, so frage ich euch noch einmahl, ob ihr noch eben so denkt, als vorigen Winter, da ich mit euch im Rathe sprach; und da jetzt verschiedene von euren Häuptern hier versammelt sind, die von den großen Ebenen gegen die untergehende Sonne herkamen, mit welchen ich vorher nie im Rathe gesprochen habe, so bitte ich euch, mich wissen zu lassen, ob ihr Alle willig seid, euch für Kinder meines großen Herrn, des Königs der Engländer und anderer Völker, zu erkennen; da ich denn die erste Gelegenheit wahrnehmen werde, ihn von eurem Verlangen und von euren guten Gesinnungen zu benachrichtigen.«

»Hütet euch übrigens, bösen Nachrichten zu glauben; denn ich weiß, es giebt boshafte Vögel, die unter den benachbarten Völkern umherfliegen, und welche böse Sachen gegen die Engländer euch in die Ohren raunen können. Diesen müßt ihr nicht glauben, denn ich habe euch die Wahrheit gesagt.«

»Was endlich die Häupter betrifft, die nach Mischillimackinak gehen wollen, so werde ich Sorge tragen, für sie und ihr Gefolge einen geraden Weg, ruhiges Wasser und einen hellen Himmel zu machen, damit sie dort hingehen können, die Friedenspfeife zu rauchen, und sicher auf einer Biberdecke in dem Schatten des großen Baums des Friedens zu liegen. Lebt wohl!«

Auf diese Rede erhielt ich folgende Antwort aus dem Munde ihres vornehmsten Oberhaupts.

»Guter Bruder! Ich bin jetzt im Begriff, im Namen dieser meiner Brüder, der Oberhäupter der acht Stämme des mächtigen Volkes der Nadowessier, mit dir zu reden. Wir glauben und sind überzeugt von der Wahrheit alles Dessen, was du uns von deinem großen

Volke und dem großen Könige, unserm größten Vater, gesagt hast, für den wir diese Biberdecke hinlegen, damit sein väterlicher Schutz immer sicher und sanft unter uns, seinen Kindern, ruhen möge. Deine Fahnen und deine Waffen kommen mit den Beschreibungen überein, die du uns von deinem großen Volke gemacht hast. Wir wünschen, daß du bei deiner Rückkehr dem großen Könige sagen wollest, wie sehr wir uns sehnen, unter seine guten Kinder gerechnet zu werden. Du kannst glauben, daß wir unsere Ohren Keinem öffnen werden, der es wagen würde, übel von unserm großen Vater, dem Könige der Engländer und anderer Völker, zu sprechen.«

»Wir danken dir für Das, was du gethan hast, Frieden zwischen den Nadowessiern und Tschipiwäern zu stiften, und hoffen, daß du, wenn du zu uns zurückkommst, dies gute Werk vollenden und ganz die Wolken vertreiben werdest, die noch über uns schweben, um den blauen Himmel des Friedens zu öffnen, und die blutige Axt tief unter die Wurzeln des großen Baums des Friedens zu begraben.«

»Wir wünschen, daß du dich erinnern mögest, unserm großen Vater vorzustellen, wie sehr wir verlangen, daß Handelsleute gesandt werden mögen, sich unter uns aufzuhalten mit solchen Sachen, als wir gebrauchen, damit die Herzen unserer jungen Männer, unserer Weiber und unserer Kinder fröhlich gemacht werden. Und möge der Friede dauern zwischen uns so lange, als die Sonne, der Mond, die Erde und die Gewässer währen. Lebe wohl!«

Meine Warnung, daß sie sich hüten möchten, bösen Nachreden Gehör zu geben, rührte daher, weil ich an verschiedenen Orten erfuhr, daß die Franzosen noch jetzt

Abgeschickte unterhielten, welche die mit den Engländern verbundenen Völkerschaften gegen sie aufhetzen sollten. Diese theilten unter die Indier kleine Geschenke aus, und in den Reden, welche sie dabei hielten, sagten sie ihnen: »daß die Engländer, ein armseliges Volk, dies Land ihrem großen Vater, dem Könige von Frankreich, gestohlen hätten, als er schlief; allein daß er bald erwachen und sie wieder unter seinen Schutz nehmen würde.« Diese Nachrichten suchte ich durch meine Warnung unkräftig zu machen.

4.

Rückreise nach der Hundewiese. Bedenkliche Lage zwischen einem Trupp von Indiern. Reise von der Hundewiese nach dem obern See.

Ich hatte mit dem Befehlshaber von Mischillimackinak verabredet, daß er mir allerhand Waaren nach dem Missisippistrome nachschicken solle, um etwas zu haben, wodurch ich mir bei den entferntesten Indiern bis nach der Südsee hin, eine gute Aufnahme verschaffen könne. Jetzt hätten diese Waaren, der genommenen Abrede gemäß, da sein müssen; allein alle meine Erkundigungen danach waren umsonst. Dies zwang mich, wider meinen Willen, die Fortsetzung meiner Reise nach Nordwesten, vor der Hand wenigstens, aufzugeben, und erst nach der Hundewiese zurückzukehren, um von den Handelsleuten, die ich daselbst zurückgelassen hatte, so viele Waaren einzukaufen, als sie würden entbehren können.

Verschiedene Oberhäupter der Nadowessier, nebst 25 andern aus dem Volke, hatten auf meinen Rath beschlossen, gleichfalls nach der Hundewiese und von da nach Mischillimackinak zu reisen, um einen Handel mit den dortigen Engländern zu eröffnen; allein da sie be-

sorgen mußten, von ihren immerwährenden Feinden, den Tschipiwäern, überfallen zu werden, so hielten sie es für rathsamer, bei Nacht, als mit mir bei Tage zu reisen. Ich nahm daher von diesen Leuten, die mir unzählige Höflichkeiten erzeigt hatten, den freundschaftlichsten Abschied, und setzte meine Reise fort.

Ich erreichte noch an eben dem Tage, und zwar gegen Abend, die Ostseite des Sees Pepin, wo ich, wie gewöhnlich, ans Land ging und mein Zelt zum Nachtlager aufschlug. Als ich am folgenden Morgen einige Meilen weiter gegangen war, sah ich in einiger Entfernung Rauch aufsteigen, ein Zeichen, daß Indier da waren. Nun konnte ich nicht wissen, ob das nicht vielleicht eben die Rotte von umherstreifenden Räubern sein möchte, die ich bei meiner ersten Reise durch diese Gegend angetroffen hatte, und es entstand daher die Frage: was ich thun solle? Meine Leute waren sehr der Meinung, daß wir hart an dem entgegengesetzten Ufer des Stroms hinrudern und so vorbeizukommen suchen müßten; mich hingegen hatte meine bisherige Erfahrung gelehrt, daß man sich am leichtesten dadurch eine gute Aufnahme bei den Indiern verschaffen kann, wenn man ihnen zuversichtlich und ohne alle Furcht entgegengeht. Ich beschloß daher, dieser Erfahrung auch diesmahl gemäß zu handeln, blieb also mitten auf dem Strome, und ging, da ich die Stelle erreicht hatte, wo sie waren, und wo der größte Theil von ihnen am Ufer stand, mitten unter ihnen ans Land.

Es waren Tschipiwäer. Sie empfingen mich freundlich und drückten mir, zum Zeichen ihres Wohlwollens, die Hand. Nicht weit von ihnen erblickte ich einen ihrer Anführer, einen sehr großen und wohlgebildeten, aber dabei so finster aussehenden Mann, daß selbst der

herzhafteste Mensch ihn nicht ohne Furcht ansehen konnte. Er schien übrigens einen hohen Rang unter ihnen zu haben, weil er auf eine ganz eigene Weise bepunktet und bemahlt war.

Ich ging auf eine höfliche Art zu ihm hin, und erwartete, auf eine ähnliche Weise von ihm empfangen zu werden. Aber darin hatte ich mich geirrt. Er warf vielmehr, indem ich ihm die Hand bot, einen finstern Blick auf mich, zog seine eigene Hand zurück und sagte: »Cain nischischin saganosch, die Engländer taugen nichts!« Ich erstaunte, und erwartete, da er eben seine Streitart in der Hand hatte, daß er diese kurze Begrüßung mit einem Schlage begleiten würde. Ich zog daher, um dies zu verhindern, eine Pistole aus meinem Gürtel, und ging mit ruhiger Miene dicht bei ihm vorüber. Meine Unerschrockenheit mochte einigen Eindruck auf ihn machen.

Ich erfuhr von den übrigen Indiern, daß es ein mir schon bekannter Anführer wäre, den die Franzosen le grand Sauteur — den großen Springer — nannten, so wie sie die Völkerschaft der Tschipiwäer überhaupt les Sauteurs zu nennen pflegen. Sie versicherten mir, daß er noch immer ein standhafter Freund der Franzosen sei, und geschworen habe, als sie Mischillimackinak und den Rest von Kanada an die Engländer übergeben mußten, daß er ein ewiger Feind dieser neuen Besitzer bleiben werde.

Ich beschloß hierauf, zwar auf meiner Hut zu sein, aber auch zugleich, um ihm zu zeigen, daß ich mich nicht vor ihm fürchtete, mein Nachtlager an dieser nämlichen Stelle aufzuschlagen. Ich wählte hiezu einen Ort, der von den Indischen Hütten ein wenig ablag, und begab mich, als Alles fertig war, zur Ruhe.

Allein kaum war ich eingeschlafen, als ich von meinem Französischen Bedienten wieder geweckt wurde. Dieser war durch das Getöse einer Indischen Musik in Furcht gesetzt, und als er aus dem Zelte ging, um zu sehen, was es gebe, erblickte er einen Trupp junger Wilden, deren jeder eine Fackel auf einer langen Stange trug, und welche auf eine sonderbare Weise auf uns zutanzten. Ich selbst gerieth durch diese Nachricht in eine nicht geringe Unruhe, sprang von meinem Lager auf, und trat vor das Zelt.

Hier erblickte ich ungefähr 20 nackte junge Indier, wovon die meisten so schön gewachsen waren, als ich sie je gesehn hatte, und welche nach der Musik der Trommel auf mich zutanzten. Alle 10 oder 12 Schritte blieben sie stehn und machten ein fürchterliches Geheul. Ich gestehe, daß mir nicht wohl dabei zu Muthe ward.

Sie erreichten jetzt mein Gezelt, und ich ersuchte sie, hineinzutreten, welches sie auch thaten, aber ohne mich einer Antwort zu würdigen. Ich bemerkte, daß sie sich roth und schwarz bemahlt hatten, welches sie ordentlicher Weise nur alsdann zu thun pflegen, wenn sie ihren Feinden entgegengehn. Dies, nebst einigen Theilen ihres gewöhnlichen Kriegestanzes, die sie mit untermischten, überzeugte mich noch mehr, daß der große Springer, der meinen Gruß so rauh erwiedert hatte, sie abgeschickt habe, um mir das Garaus zu machen. Ich nahm mir indeß vor, mein Leben so theuer als möglich zu verkaufen, ergriff daher meine Flinte und Pistolen, setzte mich auf meinen Koffer nieder, und befahl meinen Leuten, auf ihrer Hut zu sein.

Nunmehr setzten die Indier ihren Tanz innerhalb des Gezeltes abwechselnd fort, und besangen dabei ihre eigenen Heldenthaten und die Vorzüge ihres Stamms.

Bei jedem Absatze schlugen sie, um ihren schon an sich starken und rauhen Ausdrücken noch mehr Gewicht zu geben, gegen die Pfähle meines Zelts mit solcher Heftigkeit, daß ich jedesmahl vermuthete, es würde über uns zusammenfallen. So oft sie in der Runde bei mir vorbeitanzten, hielten sie jedesmahl ihre rechte Hand über die Augen, und sahen mir starr ins Gesicht, welches ich gleichfalls eben für kein Freundschaftszeichen halten konnte. Meine Leute schätzten sich für verloren, und ich selbst muß gestehen, daß ich nie eine lebhaftere Anwandlung von Furcht empfunden habe.

Als ihr Tanz zu Ende war, bot ich ihnen die Friedenspfeife an; allein sie wurde verschmäht. Ich nahm hierauf meine letzte Zuflucht zu Geschenken, und suchte etliche Bänder und andere Kleinigkeiten hervor, die ich ihnen anbot. Dies schien sie in ihrem Entschlusse wankend zu machen und ihren Zorn zu besänftigen. Sie berathschlagten sich einen Augenblick, und setzten sich hierauf, jedoch ohne die Geschenke anzunehmen, auf die Erde nieder.

Ich schöpfte Hoffnung, reichte ihnen noch einmahl die Friedenspfeife, und hatte diesmahl das Vergnügen, sie angenommen zu sehen. Sie zündeten sie an, gaben sie mir dann zuerst, und rauchten nachher selbst daraus. Nunmehr nahmen sie auch die Geschenke an, die ihnen sehr angenehm zu sein schienen, ungeachtet sie dieselben vorher nicht einmahl anzusehn gewürdiget hatten. Nach einer Weile verließen sie mich als die besten Freunde.

Ich muß gestehen, daß ich nie froher war, als jetzt, da ich diese furchtbaren Gäste vom Halse hatte. Die eigentliche Absicht ihres sonderbaren Besuchs habe ich mit Gewißheit nie erfahren können. Es war zwar, auf der einen Seite, aus ihrem ganzen Benehmen mehr als

wahrscheinlich, daß sie etwas Feindseliges im Schilde führten; allein der Ausgang ließ, auf der andern Seite, wiederum vermuthen, daß sie mir vielleicht nur eine große Ehre erzeigen wollten, die den Anführern fremder Völkerschaften, wenn sie zu ihnen kommen, gewöhnlich widerfährt. War dieses, so sollte das Kriegerische und Drohende in ihrem Betragen vermuthlich nur darauf abzielen, mir eine hohe Meinung von ihrer Größe und Tapferkeit einzuflößen. Vielleicht gehört dieses auch mit zu der bei ihnen gewöhnlichen Ehrenbezeigung. Ich lasse die Entscheidung hierüber dahin gestellt sein.

Ich blieb übrigens die ganze Nacht hindurch unangefochten, und setzte am folgenden Morgen meine Reise fort. Noch vor Abend hatte ich das Vergnügen, bei der Hundewiese wohlbehalten anzukommen, und nicht lange danach stellten sich auch meine Freunde, die Nadowessier, daselbst ein.

Auf diesem Platze, dem allgemeinen Markte der Indier, hören, nach einer gemeinschaftlichen Verabredung, alle Feindseligkeiten selbst zwischen Denen auf, welche in offenbarem Kriege begriffen sind. Es kommen hier daher Freunde und Feinde zusammen, und gehen, so lange sie hier sind, friedlich mit einander um. Ebendiese Verabredung gilt auch von dem sogenannten rothen Berge, einem Orte, woher die Indier diejenigen Steine holen, aus welchen sie ihre Pfeifen machen. Da dies eine Waare ist, deren Keiner unter ihnen entbehren kann, so hat man auch den Ort, woher sie genommen wird, für kriegfrei zu erklären, sich genöthiget gesehen.

Bald nach meiner Ankunft auf der Hundewiese stellte sich auch der große Springer daselbst ein. Auch hier äußerte sich sein Haß gegen die Engländer und eine Vorliebe für die Franzosen auf eine Weise, die

ärgerlich war. Er beredete nämlich 10 Oberhäupter der Nadowessier, daß sie mich verließen, und nicht nach Mischillimackinak, sondern nach dem Französischen Louisiana gingen, um Waaren daselbst einzutauschen.

Die übrigen folgten meinem Rathe, reiseten nach Mischillimackinak, und kehrten, wie ich nachher erfuhr, vergnügt über die gute Aufnahme zurück, die man ihnen hatte widerfahren lassen. Von Denen hingegen, welche nach Louisiana gingen, waren über die Hälfte, wegen der großen Verschiedenheit des ihnen fremden südlichen Erdstriches, an Krankheiten gestorben. Erst nach meiner Zurückkunft in England erfuhr ich, daß der große Spinger sich bei den Engländern durch seine eingewurzelte Feindschaft immer verhaßter gemacht habe, und endlich in seinem Zelte bei Mischillimackinak von einem Kaufmanne, dem ich die obige Geschichte erzählt hatte, ermordet worden sei.

Die Handelsleute auf der Hundewiese versahen mich zwar mit einigen Waaren, allein da diese nicht hinreichend waren, um mich in den Stand zu setzen, mein erstes Vorhaben zu verfolgen, so entschloß ich mich, durch das Land der Tschipiwäer nach dem Obern See zu reisen. Hier hoffte ich diejenigen Kaufleute zu finden, die alle Jahr von Mischillimackinak nordwestwärts gehn, und von welchen ich gar nicht zweifelte, so viele Waaren erhalten zu können, als ich zu meinem Endzwecke gebrauchte. Dann wollte ich von dort aus die nördlichen Gegenden bis an die Meerenge von Anian durchreisen, die, wie meinen Lesern bekannt sein wird, die nördlichen Theile von Asien und Amerika von einander scheidet.

Als ich mit Einkaufen fertig war, ging ich abermahls auf dem Missisippi bis an den See Pepin hin-

auf, allwo unterhalb des Sees der Fluß Tschipiwä mündet, welcher von Norden herabfließt. Hier miethete ich mir einen Indischen Steuermann, und befahl ihm, mich diesen Fluß bis hinauf zu dem Ursprunge desselben zu führen. Das war ungefähr der halbe Weg von hier bis nach dem Obern See.

Die Gegend, welche der genannte Fluß durchströmt, ist bis auf 60 Englische Meilen weit sehr eben. Längs den Ufern desselben hin liegen schöne Wiesen, auf welchen ich größere Herden von Büffeln und Elendthieren weiden sah, als ich sonst irgendwo auf meinen Reisen angetroffen hatte.

Beinahe in der Mitte seines Laufs hat dieser Fluß drei Wasserfälle, und hier wird die Gegend rauh und uneben. Sie ist daselbst fast durchgängig mit Fichten, Büchen, Ahornbäumen und Birken bewachsen. Hier stellte sich mir ein merkwürdiges und wunderbares Schauspiel dar. In einem Walde nämlich, der ungefähr 3 Englische Meilen lang war, bemerkte ich, daß alle Bäume, so weit mein Auge reichen konnte, Stamm bei Stamm mit den Wurzeln ausgerissen waren und auf dem Boden lagen; vermuthlich das Werk einer heftigen Windsbraut, die vor einigen Tagen hier gewüthet haben mußte. Aus der Wirkung, die dieselbe hatte, kann man sich einen Begriff von ihrer allgewaltigen Stärke machen.

Nahe bei der Quelle des Flusses fand ich eine Ortschaft der Tschipiwäer, wovon er seinen Namen hat. Sie besteht aus ungefähr 40 Häusern oder Hütten, nach Indischer Bauart, und kann etwa 100 Krieger aufbringen. Diese Leute schienen mir das schmutzigste Volk zu sein, welches ich je gesehen hatte. Ich bemerkte, daß die Weiber und Kinder sich eine Gewohnheit

erlauben, die zwar gewissermaßen bei allen Indischen Völkern herrscht, aber nach unsern Begriffen äußerst ekelhaft und widrig ist, nämlich die, sich einander die Haare zu durchsuchen und das darin erhaschte Wildbret — zu verzehren.

Von hier aus mußte ich meinen Nachen von Zeit zu Zeit von einem kleinen Landsee bis zum andern tragen lassen, bis ich wieder einen Fluß erreichte, auf dem wir weiter schiffen konnten. Ich entdeckte in diesen Gegenden verschiedene Adern von gediegenem Kupfer, welches so rein war, als man es sonst nirgends antrifft. Endlich glitt ich auf einem kleinen Flusse, der nach und nach zu einem reißenden Strome ward, bis in den westlichen Busen des Obern Sees hinab.

Die ganze Wildniß zwischen dem Missisippi und dem Obern See wird von den Indiern das Mückenland genannt; und ich denke mit Recht, denn nie sah und fühlte ich so viele von diesem Geziefer, als hier.

5.

Aufenthalt am nördlichen Ufer des Obern Sees. Künste eines Indischen Gottesgelehrten.

Ich ruderte längs dem westlichen Ufer des Obern Sees bis nach einer Stelle an der nördlichen Seite desselben hin, wo die Handelsleute, auf ihrer nordwestlichen Reise, ihre Nachen und ihr Gepäck bis zum nächsten Landsee tragen lassen, und wo ich also hoffen durfte, mit ihnen zusammenzutreffen. Ich fand daselbst einen großen Haufen von Killistinoern und Assinipoilen, zweien nordwärts wohnenden Stämmen von Indiern, die ihre beiderseitigen Könige und ihre Familien bei sich hatten.

Meine Bekanntschaft mit diesen Leuten war bald gemacht, und ich lebte nun unter ihnen, als unter alten Bekannten, mit völliger Sicherheit. Allein da die Kaufleute diesmahl ungewöhnlich lange ausblieben, und unsere Gesellschaft sich auf 300 belief, so gingen die Lebensmittel, die wir mitgebracht hatten, zu Ende, und wir erwarteten daher ihre Ankunft mit Ungeduld.

Eines Tages, da wir auf einer Anhöhe saßen, und voll Sehnsucht nach ihnen aussahen, sagte uns der Oberpriester der Killistinoer, daß er versuchen wolle, eine Unterredung mit dem großen Geiste zu haben, um von ihm zu erfahren, wann die Kaufleute ankommen würden. Mir war dies Anerbieten sehr gleichgültig, weil ich voraussah, daß der geistliche Gaukler uns mit einem Taschenspielerstückchen bewirthen werde. Allein der König dieses Stammes versicherte mir, daß es dem Manne vornehmlich darum zu thun sei, meine eigene Besorgniß zu vertreiben und mich zugleich von dem Ansehn zu überzeugen, worin er bei dem großen Geiste stehe. Es war daher der Höflichkeit gemäß, meine Gedanken darüber zu verbergen, und mich zu dem Possenspiele einzufinden.

Der nächste Abend war dazu festgesetzt. Nachdem die nöthigen Vorbereitungen gemacht waren, kam der König, und führte mich in ein geräumiges Zelt, dessen Gehänge aufgezogen waren, damit die Außenstehenden Alles, was vorging, beobachten könnten. Für uns waren Felle auf dem Boden ausgebreitet, auf welche wir uns niederließen.

In der Mitte des Gezelts waren Stangen in die Erde geschlagen, doch so, daß ein Zwischenraum offen blieb, welcher groß genug war, einen menschlichen Körper zu fassen. Das Zelt wurde übrigens von einer

großen Menge Fackeln erleuchtet, die aus Splittern von Tannenholze gemacht waren und von Indiern gehalten wurden.

Nach einigen Minuten erschienen Se. Hochwürden selbst. Es wurde eine sehr große Elendshaut gerade zu meinen Füßen ausgebreitet, und auf diese legte sich der Priester nieder, nachdem er vorher alle Kleidungsstücke abgelegt hatte, nur das einzige ausgenommen, welches er um die Mitte des Leibes trug.

Er lag jetzt gestreckt auf dem Rücken und bedeckte sich mit den beiden Seiten der Haut, so daß er nur mit dem Kopfe aus derselben hervorragte. Hierauf nahmen zwei junge Leute, welche bei ihm standen, ungefähr 60 Ellen von einem starken Seile, das gleichfalls aus einer Elendshaut gemacht war, und banden es ihm fest um den Leib, so daß er in der Haut, wie ein Kind in seinen Windeln, lag. So wurde er von den beiden jungen Leuten, indem der Eine ihn beim Kopfe, der Andere bei den Füßen ergriff, über die Stangen in den innern Raum gehoben und daselbst niedergelegt. Die Stangen hinderten mich nicht, ihn genau zu beobachten, und man kann denken, daß ich meine Augen gebrauchte, um zu sehen, wohin es mit dieser Gaukelei am Ende kommen werde.

Kaum hatte der Priester in dieser Stellung einige Sekunden gelegen, als er anfing, etwas herzumurmeln. Allmählig ward das Gemurmel lauter und lauter, bis es sich endlich in ordentliches Sprechen verwandelte. Allein die Sprache, die der heilige Mann redete, war ein solches Gemisch aus den verschiedenen Mundarten der Tschipiwäer, der Ottowaer und Killistinoer, daß ich nur sehr wenig davon verstehen konnte. Er fuhr damit eine gute Zeit lang fort, erhob endlich, bald betend,

bald rasend, seine Stimme bis zum lautesten Geschrei, und gerieth dabei in so heftige Bewegungen, daß der Schaum ihm vor dem Munde stand.

Nachdem er dreiviertel Stunden so gelegen, geschrien und sich zerarbeitet hatte, schien er endlich ganz erschöpft zu sein, und ward völlig sprachlos. Allein plötzlich sprang er auf, ungeachtet es unmöglich schien, daß er, eingeschnürt wie er war, Arme und Beine bewegen könnte, und warf seine Decke so behende ab, als wenn die Seile, die darum gebunden waren, verbrannt gewesen wären. Hierauf redete er die Umstehenden mit einer gesetzten und vernehmlichen Stimme folgendermaßen an:

»Meine Brüder, der große Geist hat sich herabgelassen, eine Unterredung mit seinem Knechte auf mein ernstliches Bitten zu halten. Er hat mir zwar nicht gesagt, wann die Kaufleute, die wir erwarten, ankommen werden; allein Morgen, wenn die Sonne den höchsten Gipfel am Himmel erreicht haben wird, werden wir einen Nachen ankommen sehen, und die Leute darin werden uns Nachricht geben, wann wir auf die Ankunft der Kaufleute sicher rechnen können.«

Als er dies gesagt hatte, trat er aus der Einfassung heraus, zog seine Kleider an, und ließ die Versammlung auseinandergehn.

Am folgenden Tage hatten wir hellen Sonnenschein, und schon lange vor Mittag versammelten sich die sämmtlichen Indier auf der Anhöhe, von welcher man den See übersehen kann. Der alte König fragte mich, ob ich der Voraussagung des Priesters wol so viel Glauben beimesse, daß ich mit ihm zu seinen Leuten auf den Hügel gehn und auf ihre Erfüllung warten könne? Ich antwortete, daß ich zwar noch nicht wisse,

was ich davon denken solle, allein ich würde ihn gern begleiten. Wir gingen also dahin.

Aller Augen waren bald auf mich, bald auf den See geheftet. Endlich, als die Sonne ihren höchsten Stand erreicht hatte, so geschah, was der Priester vorhergesagt hatte. Es kam nämlich wirklich ein Nachen um eine Landspitze herum, die ungefähr eine Seemeile von uns lag. Die Indier erhoben bei diesem Anblick ein allgemeines lautes Freudengeschrei, und schienen auf das Ansehn, worin ihr Priester bei dem großen Geiste stand, nicht wenig stolz zu sein.

Der Nachen kam endlich heran, und man ging hin, um die darin befindlichen Leute zu begrüßen. Noch that indeß Keiner eine Frage an sie; wir gingen vielmehr zusammen mit ihnen nach des Königes Zelte, wo wir, ihrer beständigen Gewohnheit gemäß, erst anfingen zu rauchen, ohne ein Wort davon zu reden, so groß auch bei Allen die Begierde war, zu hören, was sie uns von den Handelsleuten sagen würden. Ueberhaupt muß ich bei dieser Gelegenheit anmerken, daß die Indier sehr gesetzte Leute sind.

Nach einiger Zeit erst fragte der König: ob sie nichts von den Handelsleuten gesehn hätten? und ihre Antwort war: sie hätten dieselben vor einigen Tagen erst verlassen, und übermorgen würden sie hier sein. Dies geschah denn auch wirklich, und die Indier triumphirten nicht wenig, daß die Weissagung ihres Priesters so vollkommen in Erfüllung gegangen war.

Und nun, was wollen wir zu dieser Geschichte sagen? Sie auf Treue und Glauben annehmen, und es uns gefallen lassen, daß der erhabene Schöpfer und Regierer der Welt einem elenden geistigen Possenspieler, auf dessen Verlangen und um einiger abgeschmackten

Gaukeleien willen, die Zukunft eröffne? Aber ich traue dem jungen Leser schon zu viel Beurtheilungskraft zu, als daß er dieses nur möglich, geschweige denn gar wahrscheinlich finden könnte? Aber wie ging es denn zu? Wie machte es denn der Priester, um sich auf einmahl seine Banden abzustreifen, und wie fing er es an, um voraussagen zu können, daß der Nachen zu einer bestimmten Stunde ankommen und Nachricht von den Kaufleuten bringen werde? Die Wahrheit zu sagen, das weiß ich nicht, wenigstens nicht genau und nicht mit Gewißheit. Aber kann ich denn von andern, oft noch viel wunderbareren Gaukeleien, welche die Taschenspieler vornehmen, etwa auch immer die Art und Weise angeben, wie sie bewerkstelliget werden? Nein! Und doch bin ich, und doch sind alle andere vernünftige Leute völlig überzeugt, daß es natürlich damit zugehe.

Etwas muthmaßen kann ich indeß. Vielleicht, daß die Art, wie die ledernen Riemen dem geistlichen Gaukler um den Leib gewunden waren, es ihm möglich machte, sie durch die heftigen Bewegungen, die er vornahm, nach und nach so zu lösen oder zu erweitern, daß sie, da er aufsprang, von selbst abfallen mußten. Vielleicht, daß die Leute in dem Nachen, deren Ankunft er voraussagte, von ihm selbst den Kaufleuten entgegen geschickt, und von ihm befehligt waren, an dem bestimmten Tage, zu der bestimmten Stunde zurückzukehren. Dies oder etwas Aehnliches vorausgesetzt, ist der wunderbar scheinende Erfolg seiner Gaukelei kein Wunder mehr, sondern sehr begreiflich.

Die Menschen sind von jeher sehr begierig gewesen, etwas Wunderbares, welches von dem Gewöhnlichen und Natürlichen abweicht, zu sehen und zu hören. Es haben sich daher auch von jeher Betrüger gefunden,

welche sich dieser Neigung zum Wunderbaren bedienten, um ihre Mitmenschen zu täuschen, sich selbst das Ansehn von Männern Gottes und Wunderthätern zu geben, und, als solche, auf Kosten der Betrogenen wohl zu leben. Der unaufgeklärte Pöbel unter Vornehmen und Geringen läuft dergleichen Betrügern nach, hängt an ihrem Munde und läßt sich von ihnen bestricken; der Weise hingegen, welcher würdigere Begriffe von Gott hat, vom bloßen Scheine sich nicht täuschen läßt, und so viel ähnliche Gaukeleien, welche die Geschichte aller Völker und aller Länder erzählt, mit der Fackel der Vernunft beleuchtet hat, läßt sich bei jeder neuen Täuscherei dieser Art, auch wenn er die Art und Weise, wie sie bewerkstelliget werden, nicht anzugeben vermag, dadurch keinesweges irre machen. Er untersucht die Beschaffenheit des Betruges, so oft er kann, um seine Mitmenschen davon zu belehren und davor zu warnen; aber wenn er dieses auch nicht kann, so ist er schon zum voraus versichert, daß Gott um elender kleiner Zwecke willen die Ordnung der Natur nicht stören, und um nichts und wieder nichts die von ihm herrührenden natürlichen Einrichtungen der Dinge keineswegs unterbrechen werde. Und so müssen wir, wenn wir verständig sein und uns vor Schaden hüten wollen, es gleichfalls machen. —

Die Kaufleute waren nunmehr angekommen; allein die Hoffnung, daß ich diejenigen Waaren, die ich zu meiner bevorstehenden großen Reise nöthig hatte, von ihnen würde erhalten können, schlug mir abermahls fehl. Mein ganzer Reiseplan wurde dadurch vereitelt; und ich sah mich nun genöthiget, wieder nach dem Orte, von wannen ich ausgegangen war, zurückzukehren. Ich nahm daher von dem Könige der Killistinoer, der ein

alter, freundlicher Mann war, Abschied, und fuhr längs der nördlichen und östlichen Küste des Sees bis nach der südöstlichen Ecke desselben hin, allwo er einen Theil seines Gewässers durch einen schmalen Sund, der einen Wasserfall hat, in den See Huron ergießt. Dieser Wasserfall wird der Fall von St. Maria genannt, und unweit desselben liegt das Fort Kandat, welches ehemahls den Franzosen, nachher den Engländern gehörte, und jetzt unter der Botmäßigkeit der Nordamerikanischen Freistaaten steht. Aber bevor ich weiter etwas von meiner Reise erzähle, muß ich erst eine kleine Beschreibung von dem großen und merkwürdigen Landsee einschieben, dessen westliche, nördliche oder östliche Küste ich bisher selbst in Augenschein genommen hatte, und den ich meinen Lesern nun schon mehrmahls unter dem Namen des Obern Sees genannt habe.

5.

Beschreibung des Obern Sees und des Sees Huron. Rückreise nach Mischillimackinak.

Man kann diesen See mit Recht das Kaspische Meer von Amerika nennen, weil er diesem Asiatischen Landsee an Größe, wo nicht ganz, doch beinahe gleichkommt, und also einer der größten Landseen auf der ganzen Erdkugel ist. Nach den Französischen Karten beträgt sein Umkreis etwa 1500 Englische Meilen; allein ich glaube, man könne ihn zuversichtlich auf 2000 und darüber, also auf mehr als 400 Deutsche Meilen rechnen.

Fast die ganze Strecke der Küste, die ich selbst befuhr, und welche ungefähr 1200 Englische Meilen betrug, bestand aus Felsen und Anhöhen. Auch der

Grund schien überall ein Felsenbette zu sein. Bei ruhigem Wetter und hellen Sonnenscheine konnte ich, in meinem Nachen sitzend, durch das klare Wasser hindurch, in einer Tiefe von mehr als sechs Klaftern, auf dem Grunde deutlich große Pfeiler von Steinen unterscheiden, deren einige ordentlich das Ansehn hatten, als wenn sie durch Menschenhände behauen wären. Zu einer solchen Zeit war das Wasser so rein und durchsichtig, als Luft; mein Nachen schien nicht davon getragen zu werden, sondern nur darin zu schweben. Es war nicht wohl möglich, länger als einige Minuten durch diesen klaren Zwischenraum nach den Felsenpfeilern hinzublicken, ohne schwindlig, und dadurch gezwungen zu werden, seine Augen von diesem glänzenden Bilde wegzuwenden.

Eine andere Eigenschaft des Wassers in diesem See, die ich durch einen Zufall entdeckte, war folgende. Da ich diese Reise über denselben hin mitten im Sommer machte, so fand ich zwar das Wasser der Oberfläche in einem beträchtlichen Grade erwärmt, allein wenn man etwas davon bloß in der Tiefe eines Klafters schöpfte, so hatte dieses eine solche Kälte, daß es mir im Munde wie Eis vorkam.

Es giebt auf diesem See viele, zum Theil beträchtliche Inseln, wovon besonders zwei sehr groß sind, die vielleicht ungemein bequem wären, Pflanzstädte darauf anzulegen. Die eine davon, welche den Namen Königsinsel führt, muß wenigstens 100 Englische Meilen lang und an vielen Stellen 40 Meilen breit sein. Die benachbarten Indier glauben, daß der große Geist auf dieser Insel wohne, und sie tragen sich mit allerlei Mährchen von Bezauberungen und Hexereien herum, die Denen von ihnen widerfahren sein sollen, die etwa

durch Sturm und Ungewitter gezwungen wurden, auf dieser Insel Schutz zu suchen.

Von einer andern Insel, Maurepas genannt, die auf der Nordostseite des Sees liegt, erzählte man mir folgendes erbauliche Ammenmährchen.

Als einst einige Tschipiwäer an die Küste dieser Insel verschlagen waren, fanden sie auf derselben große Haufen von einem schweren glänzenden, gelben Sande, der, ihrer Beschreibung nach, Goldsand gewesen sein mußte. Der Glanz desselben bewog sie am folgenden Morgen, da sie wieder zurückfahren wollten, etwas davon mitzunehmen. Aber siehe! da erschien der Bewohner dieser Insel, ein Geist, der über 60 Fuß hoch war, schritt ihnen nach ins Wasser, und befahl ihnen, Alles, was sie davon mitgenommen hatten, sogleich wieder zurückzugeben. Die erschrockenen Indier gehorchten, und der Geist ließ sie hierauf ruhig davonrudern. Diese und ähnliche Mährchen, welche sich von Mund zu Mund auf die Nachkommenschaft fortpflanzen, sind hinreichend, die abergläubigen Indier auf immer abzuschrecken, sich diesen Inseln zu nähern.

Wer erkennt hier nicht abermahls die Sinnesart kindischer Menschen, deren Vernunft durch aufklärenden Unterricht noch nicht erleuchtet worden ist! Meine jungen Leser werden immer mehr und mehr die Bemerkung gegründet finden, daß die Menschen in eben dem Grade geneigt zu allerlei Arten von Aberglauben und Alfanzereien sind, in welchem ihr Verstand noch kindisch, ungebildet und ununterrichtet ist; und sie werden es daher mit Recht für eine Art von Beschimpfung halten, wenn ein Betrüger oder ein Betrogener ihnen dergleichen Fratzen als wahr und glaubwürdig aufdringen sollte.

Die nördliche und östliche Küste dieses großen Sees

ist ungemein gebirgig und zugleich sehr unfruchtbar, vermuthlich wegen der großen Kälte, die hier im Winter, und der geringen Wärme, welche hier im Sommer herrscht. Alle Pflanzen und Gewächse sind daher nur klein und kümmerlich. Indeß wachsen auf einigen dieser Berge Heidelbeeren von außerordentlicher Größe und sehr lieblichem Geschmacke in erstaunlichem Ueberflusse. Von den hier wachsenden schwarzen Johannisbeeren und Stachelbeeren gilt das Nämliche.

Allein die vorzüglichste unter allen Früchten dieser Gegenden ist eine Beere, die an Gestalt und Farbe unsern Himbeeren gleicht, nur daß sie größer und von Geschmack noch ungleich lieblicher ist, als diese. Sie wächst auf einer Staude, die einer Weinrebe gleicht, auch eben solche Blätter hat. Verpflanzte man dieses Gewächs in eine wärmere und mildere Gegend, so würde man vermuthlich eine der schätzbarsten und schmackhaftesten Früchte gewinnen.

Unter den vielen Flüssen, welche sich in diesen See ergießen, und deren Zahl sich beinahe auf 40 beläuft, ist einer, der, ehe er in den See fällt, von dem Gipfel eines Berges mehr als 600 Fuß hoch senkrecht herabstürzt. Da derselbe nur schmal ist, so erscheint er in der Ferne als ein weißes Band, das in der Luft schwebt.

Man hat die Frage aufgeworfen: wo doch immer die erstaunliche Menge Wassers bleiben möge, welche von so vielen Flüssen in jedem Augenblicke diesem Landsee zugeführt wird, da sein Ausfluß in den See Huron durch den Kanal St. Maria kaum den zehnten Theil davon wieder abzuführen scheint? Man geräth zunächst auf die Vermuthung, daß es irgend einen unterirdischen Abfluß haben müsse; allein da dieser auf der Oberfläche des Sees durch einen Zug des Wassers nach dem Orte

des unterirdischen Abzuggrabens spürbar sein müßte, ein solcher Zug aber nirgends bemerkt worden ist, so bleibt wol nichts weiter übrig, als anzunehmen, daß neun Zehntel desjenigen Wassers, welche die Flüsse in diesen See ergießen, durch die beständige Ausdünstung desselben wieder verloren gehen *).

An den Ufern eines der Flüsse, welche sich in diesen See ergießen, findet man eine Menge von gediege-

*) Ich warf einst beim Unterrichte in der Erdbeschreibung meinen Zöglingen die nämliche Frage in Ansehung des Kaspischen Meeres auf. Einer von ihnen, damahls ein Knabe von zehn Jahren, dessen junger Geist auch in solchen Dingen, wovon er fast noch gar keine Kenntniß hatte, die Wahrheit auf den ersten oder zweiten Wurf gleichsam blindlings zu treffen pflegte, antwortete zunächst: dieses Landmeer hätte vielleicht einen auf der Karte nicht angegebenen Ausfluß in das schwarze Meer oder in den Persischen Meerbusen. Ich versicherte ihm, daß ein solcher Abfluß nirgends gefunden werde. »Ja,« erwiederte er, »es ist vielleicht ein unterirdischer, den man nicht sehen kann!« Dann, versetzte ich, müßte doch das Wasser im See einen merklichen Zug nach der Gegend hin haben, wo dieser unterirdische Kanal seinen Anfang nähme; nun ist aber auf Befehl der Russischen Regierung der ganze See umschifft worden, um hierüber zur Gewißheit zu gelangen, und man hat damahls einen solchen Zug des Wassers nirgends wahrgenommen. »Nun dann, antwortete mein Johannes — die jungen Leser kennen ihn vielleicht aus dem Robinson und aus der Entdeckung von Amerika — so weiß ich keinen andern Rath, als den, daß das viele Wasser, welches die Wolga und andere Ströme in diesen See schütten, durch die tägliche Ausdünstung desselben wieder verloren gehe!« Man merke, daß Johannes damahls noch nie gehört hatte, wie stark der Abgang sei, den ein stehendes Wasser durch die Ausdünstung zu leiden pflegt.

Der Herausgeber.

nem Kupfer, welches an seinen Ufern umher liegt. Auch bemerkte ich, daß viele von den kleinen Inseln, vornehmlich an der östlichen Küste, mit Kupfererz bedeckt waren. Ich vermuthe, daß dies Gelegenheit zu einem sehr vortheilhaften Handel geben könnte, weil dieses Metall sich, ohne viele Kosten und Mühe, fast ganz zu Wasser von hier nach Quebeck, oder wohin man sonst wollte, bringen ließe.

Unter den vielen Fischen, welche den Obern See beleben, zeichnen sich besonders die Forelle und der Stör aus, die man dort fast zu jeder Jahrszeit im größten Ueberflusse fangen kann. Die Forellen sind gemeiniglich 12, zuweilen über 50 Pfund schwer. Zu den vielen kleinern Fischen, die dieser See hervorbringt, gehört auch einer, der einem Häringe gleicht, und den man zum Köder gebraucht, um die Forellen damit zu fangen. Auch findet man eine kleine Art Taschenkrebse oder Seespinnen, die nicht größer, als ein Gulden sind.

Die Wellen, welche das Gewässer dieses Sees bei starken Stürmen, welchen er sehr unterworfen ist, zu werfen pflegt, steigen eben so hoch, als die auf dem Atlantischen Weltmeere. Der Kanal, welcher aus ihm abläuft, um ihn mit dem See Huron zu verbinden, ist ungefähr 40 Englische Meilen lang. Die Breite desselben ist verschieden.

Der See Huron ist, nach dem Obern See, der größte. Sein Umkreis beträgt 1000 Englische Meilen, und seine Figur ist dreieckig. Auch auf ihm findet man eine große Insel, die, wenn wir den Indiern glauben wollen, gleichfalls eine Wohnung der Geister ist. Sie nennen sie daher Manatalin, d. i. Geisterort, und sie ist ihnen eben so heilig und unzugänglich, als die obenerwähnten Inseln im Obern See.

Einem Busen an dem nordwestlichen Winkel dieses Sees hat man den Namen Donnerbusen (Thunderbay) gegeben, weil, so oft man in diese Gegend kommt, fast immer Donnerwetter daselbst zu herrschen pflegen. Als ich selbst über diesen Busen fuhr, wozu ich fast 24 Stunden gebrauchte, donnerte und blitzte es gleichfalls unaufhörlich. Eine sonderbare Naturerscheinung, die um desto schwerer zu erklären ist, da die Gegenden rings umher Gewittern nicht sehr unterworfen sind. Vielleicht, daß die Berge, von welchen dieser Busen eingeschlossen wird, entweder eine große Menge von Schwefel oder andern Minern enthalten, durch welche der Blitzstoff, womit die vorüberziehenden Wolken beladen sind, stark angezogen wird, so daß er sich hier anhäufen und in Gewitter ausbrechen muß. Doch diese Vermuthung war beiläufig.

Die Fische im See Huron sind fast die nämlichen, wie im Obern See; aber das Land ist fruchtbarer, als um jenen. Daß übrigens derselbe auch mit dem See Erie, so wie mit dem Obern See, zusammenhänge, ist schon oben erinnert worden.

Von dem Wasserfalle St. Maria ging ich nun gemächlich nach Mischillimackinak zurück, und kam daselbst im Anfange des Novembers 1767 wohlbehalten wieder an; nachdem ich auf meiner, von da aus angestellten Reise, die sich beinahe auf 4000 Englische Meilen erstreckte, 14 Monate zugebracht hatte. Der einfallende Winter nöthigte mich, hier bis zum nächsten Frühjahre still zu liegen.

Ich nutzte indeß diese Zeit zu Besuchen bei zwölf verschiedenen Indischen Völkerschaften, die gegen Westen und Norden von Mischillimackinak wohnen, und fand überall eine gute Aufnahme. Auch zu Mischilli-

mackinak selbst hatte ich eine umgängliche Gesellschaft, und ich brachte daher diesen Winter ganz angenehm und ohne Langeweile zu.

Den meisten Zeitvertreib verschaffte mir der Forellenfang. Es wurden zu diesem Behufe Löcher ins Eis gehauen. Durch diese ließen wir 22 Ellen lange und starke Linien hinab, an welchen drei bis vier Angel mit kleinen Fischen befestiget waren. Und auf diese Weise fingen wir oft zwei Forellen zugleich, deren jede 10, 20 bis 40 Pfund wog. Ihr Geschmack ist vortrefflich. Man pflegt sie, so lange der Winter währt, in der Luft zu trocknen. Da frieren sie denn in einer einzigen Nacht so hart, daß sie sich völlig eben so gut halten, als wenn sie eingesalzen wären.

7.

Reise von Mischillimackinak nach Detroit. Etwas von der Geschichte dieser Stadt. Reise über die Seen Erie und Ontario nach Boston.

Als der Winter vorüber war, schiffte ich mich wieder ein, und fuhr über den See Huron bis nach dem südlichen Winkel desselben hin, allwo er einen Strom in einen kleinen See, St. Klara genannt, ergießt. Aus diesem letzten fließt ein Fluß, welcher Detroit heißt, in den See Erie, so daß dieser dadurch mit dem See Huron zusammenhängt.

An dem Ufer des Flusses Detroit liegt eine Stadt gleiches Namens, welche damahls noch den Engländern gehörte, jetzt aber auch den Nordamerikanischen Freistaaten abgetreten worden ist. Diese war mein nächstes Ziel; und ich langte daselbst glücklich an.

Die Stadt Detroit enthält nicht viel über 100 Häu-

ser, und ihre Einwohner sind größtentheils Franzosen, weil sie, wie auch schon ihr Name andeutet, ursprünglich ein Französischer Pflanzort war. Die Straßen sind ziemlich regelmäßig, und an der Südseite liegt eine Reihe von schönen und bequemen Baracken *), nebst einem geräumigen Waffenplatze. Die Befestigung des Orts besteht bloß in Schanzpfählen und etlichen Bollwerken, auf welchen einige kleine Kanonen stehn. Die Besatzung, welche aus 200 Mann bestand, wurde von einem Stabsoffizier befehliget, welcher zugleich der Statthalter dieses Orts und der ganzen Gegend war.

Man erzählte mir hier eine merkwürdige Naturbegebenheit, die sich 11 Jahre vor meiner Ankunft an diesem Orte zugetragen haben soll. Es regnete nämlich, sowol in der Stadt als auch in der umliegenden Gegend, ein schwefliges Wasser herab, welches so schwarz und dick, wie Dinte, war. Man sammelte etwas davon ein, und als man damit zu schreiben versuchte, so fand man, daß es völlig die Dienste der Dinte leistete. Bald nachher brach der siebenjährige Krieg aus, der, wie bekannt, nicht bloß in Europa, sondern auch in andern Welttheilen, vornehmlich in Amerika, geführt wurde; und es fehlte, wie gewöhnlich, nicht an scharfsichtigen Leuten, welche zwischen diesen beiden Begebenheiten einen genauen Zusammenhang wahrzunehmen glaubten, und welche behaupteten, daß die erste eine Vorbedeutung von der andern gewesen sei **). Denn, dachten

---

*) Kleine Häuser an den Wällen zur Wohnung für gemeine Soldaten.

**) Der gute Hr. Carver scheint selbst nicht ganz abgeneigt gewesen zu sein, diesen hellsehenden Leuten beizupflichten. Denn er setzt in der Urschrift, von welcher die gegenwär-

diese erleuchteten Seelen, die eine ging ja vorher, und die andere folgte: also mußte jene eine Vorbedeutung von dieser sein! Ferner war der Regen schwarz, und der Pulverdampf des Krieges ist ja auch schwarz: also mußte jener eine Vorbedeutung von diesem sein! Endlich ist ja auch die schwarze Farbe, die der Regen hatte, die Farbe der Trauer, und der Krieg ist bekanntlich Schuld, daß viele Menschen trauern müssen: also mußte jene eine Vorbedeutung von diesem sein! Meine jungen Leser werden die Bündigkeit dieser Schlüsse wol ohne Fingerzeig von selbst bemerken.

Ungläubige Herzen könnten hier freilich die Frage aufwerfen: wozu dieses schwarze Wunder denn nun eigentlich habe dienen sollen? Etwa dazu, den Krieg, bevor er ausgebrochen war, abzuwenden? Aber das stand ja nicht bei den Einwohnern des kleinen Städtchens

---

tige Erzählung, die Einkleidung abgerechnet, ein Auszug ist, ausdrücklich hinzu: »er wolle zwar nicht behaupten, daß dieser Zufall wirklich eine Vorbedeutung gewesen sei, indeß habe man doch fast aus jedem Zeitalter glaubwürdige Schriftsteller, die ähnliche Beispiele von außerordentlichen Erscheinungen vor außerordentlichen Begebenheiten anführen. Solche Schriftsteller hat man nun freilich wol; aber auch glaubwürdige? Glaubwürdige in diesem Stück? Oder findet Glaubwürdigkeit überhaupt noch Statt, sobald nicht mehr von Begebenheiten, sondern von Meinungen die Rede ist? Die Begebenheit, daß schwarzer Regen gefallen, und daß nicht lange nachher Krieg entstanden sei, kann man auf das Wort eines glaubwürdigen Mannes für wahr annehmen; aber die Meinung, daß jener eine Vorbedeutung von diesem gewesen sei, darf man, ohne der Glaubwürdigkeit des Mannes zu nahe zu treten, dreist in Zweifel ziehn.

Der Herausgeber.

Detroit, als welche nicht befragt worden, ob sie Krieg oder Frieden haben wollten. Oder etwa dazu, diese guten Leute zu benachrichtigen, daß sie sich und ihre Habseligkeiten in Sicherheit brächten? Aber sie konnten ja nicht eher wissen, daß der schwarze Regen Krieg bedeute, bis der Krieg erst wirklich ausgebrochen war; und als das Kriegsfeuer wirklich brannte, da bedurfte es keiner Vorbedeutung mehr, die ihnen kund that, daß es brennen werde. — Das scheint nun freilich ein ganz treffender Einwurf gegen den Zweck und den Nutzen dieses neuen Wunders, und also auch gegen die Echtheit desselben zu sein, weil es sich doch unmöglich denken läßt, daß der weise Geist irgend ein Wunder, es sei klein oder groß, ohne irgend eine begreifliche Absicht geschehen lasse; aber glaubwillige Seelen stoßen sich an dergleichen Schwierigkeiten nicht, weil sie ein für allemahl der festen Meinung sind, daß in Dingen, welche man mit oder ohne Grund auf irgend eine Weise zur Religion rechnet, die Vernunft ganz und gar nicht mitzureden habe, und daß das Verdienst des Glaubens um so viel größer sei, je unglaublicher und vernunftwidriger die geglaubte Sache ist. Ob diese Meinung selbst vernünftig oder unvernünftig, für das Wohl der Menschheit nützlich oder schädlich sei, das überlasse ich der eigenen Beurtheilung meiner jungen Leser, und fahre in meiner Erzählung fort.

In dem Laufe des siebenjährigen Krieges suchte der unternehmende Indische Anführer Pontiak, dessen ich schon oben erwähnt habe, den Engländern auch die Stadt Detroit zu entreißen. Es lagen damahls ungefähr 300 Mann in der Stadt, und ein tapfrer Offizier, Major Gladwyn, war ihr Befehlshaber. Diesen mit offner Gewalt anzugreifen, hielt Pontiak für

bedenklich. Er beschloß daher auch hier, wie bei der Ueberrumpelung von Mischillimackinak, sich lieber einer List zu bedienen.

Der Krieg schien damahls eben sein Ende erreicht zu haben, und die Indier standen schon seit einiger Zeit mit den Engländern wieder auf einem recht guten Fuße. Pontiak konnte daher hoffen, daß sein Anschlag, weil man sich jetzt nichts Böses mehr von ihm versah, gelingen werde.

In dieser Hoffnung näherte er sich mit denjenigen Indiern, deren Anführer er war, der Stadt, schlug in einer kleinen Entfernung von derselben sein Lager auf, und ließ dem Befehlshaber sagen, daß er gekommen sei, um Handel zu treiben; und da er wünsche, daß die Kette des Friedens zwischen den Engländern und seinem Volke recht glänzend werden möge, so bitte er ihn, mit ihm und den übrigen Volkshäuptern eine Rathsversammlung anzustellen. Major Gladwyn, welcher nicht den geringsten Argwohn in die Aufrichtigkeit des Indiers setzte, nahm seinen Antrag an, und bestimmte den folgenden Morgen zur Haltung der Rathsversammlung.

Noch den nämlichen Abend brachte eine Indierinn, die für den Major Gladwyn ein Paar Schuh aus einer vorzüglich guten Elendshaut gemacht hatte, sie nach seinem Hause. Er versuchte sie, sie gefielen ihm, und er befahl der Frau, ihm aus dem Reste der Haut noch ein zweites Paar zu machen. Er bezahlte ihr hierauf das erste Paar, und ließ sie gehn.

Die Frau ging bis an die Hausthür, aber da blieb sie stehn, als wenn sie noch nicht Alles ausgerichtet habe, was sie ausrichten wollte. Ein Bedienter, der sie stehen sah, fragte, warum sie noch da sei? Allein sie

ließ seine Frage unbeantwortet. Nach einer Weile fiel sie dem Major selbst in die Augen; er fragte den Bedienten, was die Frau noch wolle? und da dieser es ihm nicht sagen konnte, so ließ er sie selbst wieder vor sich kommen.

»Warum seid ihr noch nicht gegangen, gute Frau?« fragte er sie, da sie wieder vor ihm stand. »Wißt ihr nicht, daß das Thor jetzt gleich geschlossen wird, und daß ihr werdet in der Stadt bleiben müssen, wenn ihr nicht bald macht, daß ihr hinaus kommt?«

»Ich weiß,« antwortete sie mit vieler Verwirrung; »aber ich möchte das Uebrige der Haut nicht gern mitnehmen, da Sie einen so großen Werth darauf zu setzen scheinen, und da Sie immer so gütig gegen mich gewesen sind.«

Major. Und warum wollt ihr sie denn nicht gern mitnehmen?

Frau. Weil ich sie nie zurückbringen könnte.

Major. Sonderbar! Und warum denn nicht?

Frau. Ach, lieber Herr — —

Major. Nun, nur heraus damit!

Frau (immer verwirrter). Ach!

Major. Hört, Frau! ihr könnt mir Alles sagen, es sei, was es wolle; es soll euch nicht zum Schaden gereichen.

Nach einigen andern abgebrochenen Antworten, welche den Major nur immer neugieriger machten, bequemte sich endlich die Frau, ihm folgende wichtige Eröffnung zu thun.

»Pontiak und die übrigen Oberhäupter hätten beschlossen, ihn, die Besatzung und die sämmtlichen Einwohner zu ermorden, und sodann die Stadt zu plündern. Alle Oberhäupter, welche Morgen im Rath er-

scheinen würden, hätten deßwegen ihre Flinten kürzer gemacht, um sie unter ihren Decken verbergen zu können. Die Ueberlieferung eines Gehänges, welches der Anführer ihm auf eine besondere Weise überreichen werde, sei ein verabredetes Zeichen, wobei Jeder seine versteckte Flinte hervorziehen und auf ihn und sein Gefolge Feuer geben werde. Dann wollten sie alsobald sich in die Straßen stürzen, wo unterdeß eine große Anzahl ihrer Krieger, auf gleiche Weise bewaffnet, und unter dem Vorwande, zu handeln, zu ihrer Unterstützung sich eingefunden haben werde. Auf diese Art werde man sich dann der ganzen Stadt bemächtigen.«

Der Major erforschte hierauf noch alle Nebenumstände der Verschwörung, und entließ dann die belohnte Frau, mit dem Gebote, sich gegen Keinen etwas merken zu lassen. Er theilte hierauf demjenigen Offizier, der zunächst unter ihm befehligte, die Entdeckung mit; allein dieser war der Meinung, daß die ganze Sache wol nur eine Erdichtung sei, die das Weib deßwegen ausgeheckt habe, um eine Belohnung dafür zu erhalten, und rieth ihm, nicht darauf zu achten. Der Major hingegen hielt es der Klugheit gemäß, auf allen Fall doch solche Maßregeln zu nehmen, als wenn man mit Gewißheit wüßte, daß die Sache gegründet sei.

Demzufolge machte er die Nacht über selbst die Runde in der Feste, und sah dahin, daß jede Schildwache ihre Schuldigkeit that, und daß alle Waffen in gehöriger Ordnung waren. Beim Herumgehen hörte er, daß die Indier in ihrem Lager in vollem Schmause begriffen waren; vermuthlich, weil sie ihrer Sache sehr gewiß zu sein glaubten, und sich schon zum voraus über den glücklichen Ausgang freuten. Mit Anbruch des Tages ließ er die Besatzung ins Gewehr treten, machte

einigen Offizieren die Ursache seines Verdachtes bekannt, und gab ihnen die nöthigen Verhaltungsbefehle. Er ließ zugleich allen in der Stadt wohnenden Kaufleuten sagen, daß sie ihre Waffen in Bereitschaft halten möchten, weil heute eine Menge Indier in die Stadt kommen würden, die vielleicht auf den Einfall gerathen könnten, plündern zu wollen.

Gegen 10 Uhr Vormittags kam Pontiak mit seinem Gefolge an, und wurde in das Rathszimmer geführt. Hier fand er den Befehlshaber und die übrigen Offiziere mit Pistolen in den Gürteln, die seiner warteten. Schon unterwegs hatte er mit Befremdung wahrgenommen, daß mehr Truppen, als gewöhnlich, auf dem Waffenplatze waren, und er fragte daher, sobald man sich gesetzt hatte, den Befehlshaber: warum seine jungen Leute (so nennen die Indier ihre Krieger) alle auf der Straße aufgestellt seien? Er erhielt zur Antwort: es geschehe dies bloß, um sie ihre Kriegsübungen vornehmen zu lassen.

Der große Krieger — so nennen nämlich die Indier ihren ersten Kriegsanführer — fing hierauf seine Rede an, worin die stärksten Versicherungen von Freundschaft und Zuneigung gegen die Engländer enthalten waren. Jetzt kam es zu der Ueberlieferung des Gürtels; aber in dem nämlichen Augenblicke zogen der Major und seine Offiziere ihre Degen bis zur Hälfte aus der Scheide, und die vor der Thür aufgestellten Soldaten machten ein Gerassel mit ihren Waffen. Pontiak, dieser sonst so kühne und verwegene Wagehals, ward todtenblaß, und fing an zu zittern; und, anstatt den Gürtel auf die verabredete Art zu übergeben, reichte er ihn dem Befehlshaber auf die gewöhnliche Weise hin. Die übrigen Häupter standen betroffen, sahen

einander voll Erstaunen an, und verhielten sich ruhig.

Major Gladwyn ergriff hierauf das Wort, und sagte dem großen Krieger ins Angesicht, daß er ein Verräther sei. Die Engländer wüßten Alles, und seien von seinen treulosen und schändlichen Absichten überzeugt. Zum Beweise riß er demjenigen Indier, der ihm der nächste war, die Decke auf, so daß man das darunter verborgene Gewehr sehen konnte. Die Verwirrung der Indier stieg hiebei aufs höchste.

Dennoch machte Pontiak einen Versuch, sein verdächtiges Betragen zu entschuldigen, und sich weiß zu brennen; allein der Befehlshaber wollte ihn weiter nicht anhören. Er deutete ihm bloß an, daß sein einmahl gegebenes Wort, die Sicherheit ihrer Personen betreffend, ihm auch jetzt noch heilig sei, so sehr sie auch, als treulose Verräther, bestraft zu werden verdienten; allein er rathe ihnen, sich so geschwind als möglich aus dem Staube zu machen, damit seine jungen Leute, wenn sie ihr schändliches Vorhaben erführen, sie nicht in Stücken hieben.

Sie verließen hierauf die Feste in größter Eile; allein, anstatt die ihnen erwiesene Großmuth mit Dank und mit Reue über ihre eigene Treulosigkeit zu erkennen, nahmen sie vielmehr jetzt die Larve ab, und fingen einen offenbaren Krieg mit den Engländern an. Sie schlossen nämlich die Stadt ein, und hielten sie über ein Jahr lang belagert.

Während dieser Belagerung fielen verschiedene Auftritte vor, wobei die Engländer einen Muth bewiesen, der jenen außerordentlichen Beispielen von großmüthiger Selbstaufopferung, die in der Griechischen und Römischen Geschichte unser Erstaunen erregen, völlig gleich zu schätzen ist Es wurde z. B. den Belagerten, von

Mischillimackinak aus ein Schooner *), mit einer Verstärkung an Kriegsbedürfnissen und Mundvorrath zugeschickt. Das Schiff näherte sich schon der Stadt; allein hier umringten es die Indier in ihren Nachen, tödteten Viele von seiner Mannschaft, und fingen endlich, da auch der Kapitän gefallen war, an, das Schiff auf allen Seiten zu erklettern. Hier befahl der Lieutenant Jakobs, da er kein anderes Mittel, dem Feinde zu entkommen, weiter vor sich sah, dem Konstabel, die Pulverkammer anzustecken, und das Schiff mit Allen, die darauf waren, in die Luft zu sprengen. Dieser Befehl sollte eben vollzogen werden, als ein Indier, welcher Englisch verstand, seine Landsleute davon benachrichtigte; worauf diese, um nicht mit in die Luft zu fliegen, das Schiff augenblicklich verließen, und so weit davon zu kommen suchten, als es ihnen möglich war. Der brave Lieutenant Jakobs machte sich diesen Augenblick zu Nutze, und kam glücklich an die Stadt.

Da diese Verstärkung den Indiern die Hoffnung, sich der Stadt bemächtigen zu können, benommen hatte, so machten sie endlich Frieden. Um die Freundschaft des vielvermögenden Pontiak zu gewinnen, verwilligte die Englische Regierung ihm ein ansehnliches Jahrgeld. Er schien hierauf allen Widerwillen gegen die Engländer abgelegt zu haben, allein im Grunde des Herzens war und blieb er ein abgesagter Feind derselben. Endlich stieß ihm, da er abermahls darauf ausging, einige Stämme seiner Landsleute gegen die Engländer aufzuwiegeln, ein treugesinnter Indier, der ihn begleitete, sein Messer durchs Herz, so daß er auf der Stelle todt zur

*) Ein plattgebautes Fahrzeug, welches nicht so tief im Wasser geht, als andere Seeschiffe, die unten spitz zulaufen.

Erde stürzte. Ob der Indier dies aus eigenem Antriebe, oder auf Veranlassung eines Englischen Befehlshabers that, wage ich nicht zu entscheiden.

Ich kehre nun wieder zu meiner eigentlichen Reisebeschreibung zurück.

Von Detroit aus schiffte ich über den See Erie hin, welcher durch die Straße Detroit mit den obenbeschriebenen Seen zusammenhängt, und sein Gewässer aus denselben empfängt. Auch dieser Landsee hat einen beträchtlichen Umfang. Er ist nämlich ungefähr dreihundert Englische Meilen lang und vierzig breit. An seinem westlichen Ende liegen verschiedene Inseln, auf welchen eine so erstaunliche Menge von Klapperschlangen lebt, als man wol an keinem andern Orte findet. Der See rings umher wimmelt von Wasserschlangen, die auf den Seerosenblättern, womit die Oberfläche des Wassers hier ganz bedeckt ist, liegen und sich sonnen.

Die merkwürdigste Art von den Schlangen dieses Sees ist die zischende. Diese ist gefleckt und ungefähr anderthalb Fuß lang. So oft sich dieser etwas Lebendiges nähert, so macht sie sich ganz platt, und die Flecken ihrer Haut werden durch ihre Wuth sichtbar glänzender. Aus ihrem Rachen fährt zugleich mit großer Stärke ein zischender Wind, der sehr übel riechen, und, wenn ihn Jemand einathmet, unfehlbar die Auszehrung und in wenigen Monaten den Tod verursachen soll.

Aus dem See Erie läuft das Wasser durch den Fluß Niagara in den See Ontario, und in diesem Flusse befindet sich der merkwürdige Wasserfall, den man unter allen Werken der Natur dieser Art für das wundervollste hält. »Gleich einem ungeheuern Gießbache stürzt hier der Strom von einer senkrechten Höhe, die wol 140 bis 50 Fuß beträgt, und über eine Vier-

telmeile in der Breite ausmacht, schäumend in den Abgrund hinab. Der Nebel, den das herabstürzende Wasser verursacht, ist wol auf 5 Meilen weit zu sehen, und bildet, wenn die Sonne darauf scheint, den schönsten Regenbogen. Unter diesem Wasserfalle giebt es ganz entsetzliche Wirbel. Alle Schiffe müssen wenigstens 6 Meilen weit davon entfernt bleiben, wenn sie nicht in unvermeidliche Gefahr gerathen wollen« *).

Man kann das Geräusch dieses Wasserfalls in einer erstaunlichen Entfernung hören. Ich selbst hörte es an einem hellen Morgen deutlich in einer Entfernung von 20 Englischen Meilen. Man behauptet, daß es zu besondern Zeiten und bei gutem Winde gar bis auf 45 Englische, also ungefähr auf 9 Deutsche Meilen hörbar sei, welches aber vermuthlich übertrieben ist.

Der See Ontario ist unter den fünf großen Landseen in Kanada der kleinste. Sein ganzer Umkreis beträgt gleichwol gegen sechshundert Englische Meilen. Er ergießt das aus den obigen Seen empfangene Gewässer in einen großen Strom, der es endlich, unter dem Namen des St. Laurenzflusses, in das Atlantische Weltmeer führt. Ich verfolgte indeß den Lauf dieses Stromes nicht, sondern reisete von dem See Ontario aus gegen Osten nach Boston, allwo ich im Oktober 1768 glücklich wieder ankam, nachdem ich 2 Jahr und 5 Monate davon abwesend gewesen war, und in dieser Zeit 7000 Englische, also 1400 Deutsche Meilen durchreiset hatte.

Jetzt will ich Alles, was ich von den Eigenthümlichkeiten der Nordamerikanischen Indier, in Ansehung

*) Aus Büffons allg. Naturgeschichte. Siehe Th. 11. S. 176. Berlin 1771.

ihrer Sitten, Religion und ganzen Lebensart, zu beobachten Gelegenheit hatte, zusammenfassen und in besondern Abschnitten beschreiben.

8.

Beschreibung der Indier, nach ihrer äußern Gestalt, nach Kleidung und Putz. Auch von ihren Wohnungen und ihrem Hausrath.

Die Meisten unter ihnen sind schlank, groß und gut gewachsen. Ungeachtet sie von keinen Windeln und von keinen Schnürbrüsten wissen, so trifft man doch selten Verwachsene unter ihnen an; vielleicht gerade deßwegen, weil sie keine Windeln und keine Schnürbrüste kennen.

Ihre Haut hat eine röthliche Kupferfarbe. Ihre Augen sind groß und schwarz, und ihr Haar hat dieselbe Farbe, doch ist es nur selten kraus. Sie haben gute Zähne, und ihr Athem ist so rein, als die Luft, die sie einathmen; Beides eine Folge ihrer natürlichen und einfachen Lebensart!

Bei den Frauensleuten, die nicht völlig so groß zu werden pflegen, als die Europäischen, stehen die Wangenknochen etwas stärker, als bei den Männern, hervor. Man trifft übrigens häufig gute Gesichter und einen hübschen Wuchs bei ihnen an, ungeachtet sie leichter fett werden, als das andere Geschlecht.

Viele Schriftsteller behaupten, daß die Indier bloß Haare auf dem Kopfe haben, aber keinen Bart bekommen. Allein dies ist ein Irrthum, von dessen Ungrund ich mich völlig zu überzeugen Gelegenheit hatte. Die Veranlassung zu dieser irrigen Meinung war, daß die Männer, welche den Bart für etwas Verunstaltendes halten, sich viel Mühe geben, ihn mit den Wurzeln auszureißen, um gänzlich davon befreit zu werden. Nur

die Alten, welche sich um ihren Putz eben nicht mehr zu bekümmern pflegen, lassen das Barthaar wachsen.

Die Mannspersonen gehen bei allen Indischen Völkerschaften fast auf eine und ebendieselbe Weise gekleidet. Eine Ausnahme davon machen Diejenigen, welche mit den Europäern Handel treiben, und an diese ihr Pelzwerk gegen Decken, Hemden und andere Zeuge vertauschen, deren sie sich sowol zur nothwendigen Kleidung, als auch zum Putz bedienen. Diese binden ungefähr dreiviertel Ellen breites Tuch mit einem Gürtel um die Mitte des Leibes, und wenn sie dabei ein Hemde tragen, so binden sie es weder um das Handgelenke noch um den Hals zu, weil ihnen dies eine unerträgliche Einschränkung sein würde. Und darin handeln sie unstreitig vernünftiger, als wir andern vernünftigen Leute in Europa, die wir den Umlauf des Geblüts gerade da, wo die meisten Blutgefäße zusammenkommen, und zum Theil am flachsten liegen, nämlich am Halsgelenke und am Halse, durch festes Zubinden oder Zuknöpfen am meisten zu erschweren pflegen. Ich kann hiebei nicht umhin, meinen jungen Lesern zu rathen, diesen bösen Gebrauch ja nicht mitzumachen, sondern dafür zu sorgen, daß ihre Halsbinde, wenn sie unnöthiger Weise eine tragen müssen, und ihr Handqueder nie fest anschließen.

Ihre Decke werfen sie los über die Schultern, und halten die obere Seite davon bei beiden Zipfeln. Dies muß etwas sehr Unbequemes sein, weil sie nun, so oft sie die Decke tragen, die eine Hand zu gar nichts Anderen gebrauchen können. Dennoch tragen sie in der einen Hand gewöhnlich ein Messer, und eine Pfeife nebst einem Tabaksbeutel in der andern. So lustwandeln sie in ihren Dörfern und Lagern umher. Beim Tanzen hingegen legen sie die Decke ab.

Die Begierde, die Natur zu verschönern, bringt die Menschen unter allen Himmelsstrichen zu sonderbaren Ungereimtheiten, wie bei uns, so bei andern Völkern, so auch bei diesen Indiern. Da ihnen die Natur gutes und starkes Haupthaar gegeben hat, so halten sie es für hübscher, wenig oder gar keins zu haben. Daher reißen Diejenigen unter ihnen, welche zierlich und modisch sein wollen, sich alles Haar aus dem Kopfe, einen kleinen Zopf oben auf dem Scheitel ausgenommen, der ungefähr eine Stelle, wie ein Gulden groß, bedeckt, und den sie ziemlich lang auswachsen lassen. Die albernen Thoren! Hätte die Natur ihnen den Schmuck und die natürliche Bedeckung des Hauptes, das Haar, versagt, so würden wir vielleicht sehen, daß sie sich ein künstliches Haupthaar ansetzten. Jetzt, da die Natur sie damit versehen hat, halten sie es für eine verunstaltende Bürde, und reißen es aus. Wann werden die Menschen doch einmahl aufhören, sich einzubilden, daß sie sich auf die Schönheiten, wie auf das Absichtsvolle der Körperbildung, besser, als ihr Schöpfer, verstehn!

An den jetzterwähnten Zopf auf der kahlen Glatze hängen sie, um das Werk der Selbstverschönerung zu vollenden, Federn von verschiedener Farbe, und kleine Stäbe von Elfenbein und Silber. Durch diese Art, das Haar zu schmücken, unterscheiden sich verschiedene Stämme von einander.

Dies ist indeß bei weiten nicht die einzige Art des Putzes, worauf die Indischen Herren sich etwas zu Gute thun. Sie bemahlen sich auch das Angesicht, theils roth, theils schwarz, und sind eben so fest überzeugt, daß ihnen dies schön stehe, als unsere Damen es von ihrer dickaufgelegten Schminke sind, ungeachtet jene ein buntscheckiges, diese ein Larvengesicht dadurch

bekommen. Wenn sie in den Krieg ziehen, so bemahlen sie sich auf eine ganz eigene Art, die ihnen ein gräuliches Ansehen giebt.

Auch die Ohren sind ihnen, wie unsern Damen, so wie Gott sie geschaffen hát, lange nicht gut genug. Sie lösen daher, wenn sie recht schön sein wollen, den äußern Rand des ganzen Ohrs durch einen Schnitt von dem Ohre ab, doch so, daß dieser abgelöste Knorpel oben und unten am Ohre fest bleibt. Dann umwickeln sie denselben mit Messingdraht, und hängen so viel daran, daß er sich in einen langen Bogen ausdehnt, der 5 bis 6 Zoll im Durchmesser hat, und ihnen bis auf die Schultern hängt. Diese Zierde wird für ungemein hübsch und anständig gehalten.

Nun kommt die Reihe an die Nase. Auch diese hat ihnen die Natur viel zu einfach und ungeschickt gemacht, und diesem Fehler wissen sie dadurch abzuhelfen daß sie dieselbe durchbohren und dann allerhand Gehänge darin tragen. Mitten im Lande bemerkte ich häufig, daß diese Gehänge aus Seemuscheln bestanden, weil diese in solchen, vom Meere weit entfernten Gegenden für eine kostbare Seltenheit gehalten werden. Woher sie dieselben hier bekommen, habe ich nicht erfahren können; vermuthlich durch den Handel mit solchen Völkern, die der Küste näher wohnen.

Das obengenannte Leibtuch hängt ihnen bis an die Mitte der Schenkel. Von da bis an die Waden sind sie ohne Bedeckung. Für die Beine hingegen machen sie eine Art von Strümpfen aus Fellen oder Tuch. Diese werden so enge genäht, daß sie sich eben an- und ausziehen lassen. An der Naht ragt ein Stück des Zeuges oder Felles, woraus die Strümpfe gemacht sind, der Länge nach ungefähr eine Handbreit hervor; und

dieser Rand, der an der Außenseite des Beins sich befindet, wird bei denjenigen Indiern, die mit den Europäern handeln, gewöhnlich mit Band oder Spitzen, und, wenn die Strümpfe von Leder sind, mit Stickereien und buntgefärbten Stacheln vom Stachelschwein ausgeziert. Auch diejenigen Europäer, die mit den Indiern in solchen Gegenden, wo viel Schnee liegt, auf die Jagd gehen, bedienen sich dieser Strümpfe, und finden sie bequemer, als andere.

Ihre Schuhe machen sie aus Fellen von Rehen, Elendsthieren, oder Büffeln. Einige bereiten diese Häute erst auf Europäische Weise zu, Andere lassen das Haar darauf sitzen. Uebrigens sind diese Schuhe leicht und sehr bequem. Der Rand um die Knöchel ist mit Stücken von Messing oder Zinn verziert, die an ledernen Schnüren hangen, und die, wenn sie dicht an einander sitzen, beim Gehen oder Tanzen ein kleines Geräusch machen, welches man nicht ungern hört.

So viel von der Kleidung und dem Putze der Indischen Herren; jetzt will ich den Anzug ihrer Frauen beschreiben.

Diese sind mit einer Art von Bedeckung angethan, die vom Halse anfängt und bis auf die Knie hinunterreicht. Bei denjenigen Stämmen, die mit Europäern handeln, tragen sie auch eine Art von leinenen Hemden, die etwas länger, als der jetztbeschriebene Anzug sind. Diejenigen hingegen, welche noch ganz ihre Volkstracht beibehalten haben, machen sich eine Art von ledernem Hemde, das bloß den Leib, aber nicht die Arme bedeckt. Außerdem tragen sie Röcke von Leder oder Tuch, die von den Hüften bis an die Knie reichen. Ihre Füße sind mit eben solchen Strümpfen und Schuhen bekleidet, wie die der Mannspersonen. Ihr Kopfputz richtet sich

nach der unterscheidenden Gewohnheit ihres Stammes, welche unverändert die nämliche bleibt, die schon bei ihren Vorfahren seit undenklichen Zeiten herrschte.

Auf der Ostseite des Missisippistroms ist der Kopfputz der Indierinnen von Stande eine Sache, die ziemlich viel Aufwand erfodert. Hier wird nämlich das Haar bis auf den Rücken hinab zwischen Platten von Silber gebunden. Diese Platten sind zwar dünn, aber ungefähr 4 Zoll breit; die eine berührt die andere, und so laufen sie, so lang das Haar ist, vom Scheitel bis auf den Rücken hinab. Da das Haar der Indierinnen gewöhnlich sehr lang ist, so wird diese Mode dadurch ungemein kostbar.

Auf der Westseite des Missisippi herrscht eine andere Mode. Daselbst theilen die Frauensleute ihr Haar auf der Mitte des Kopfes in zwei Zöpfe, welche seitwärts über die Ohren hinabhangen. Jeder dieser Zöpfe ist wie ein Arm dick, aber nur etwa 3 Zoll lang, so daß sie nicht über die Ohrlappen reichen. Ich vermuthe nicht, daß unsere Europäischen Damen, vor der Hand wenigstens, diesen Kopfputz nachahmungswürdig finden werden.

In Ansehung der Schminke unterscheiden sich die Indischen Frauenspersonen von den unsrigen durch die Stelle, wo sie dieselbe anbringen. Sie bemahlen nämlich einen Fleck, ungefähr von der Größe eines Thalers; aber nicht auf den Wangen, sondern unter den Ohren am Halse, zuweilen auch eine Stelle an der Stirn. Dem Haare wissen Einige auch eine andere Farbe zu geben, als diejenige, welche die Natur ihm beigelegt hat.

Ueberhaupt ist der Putz bei diesen Leuten wol eine eben so wichtige Angelegenheit, als bei uns. Sie wen-

den daher weit mehr Aufmerksamkeit und Fleiß darauf, als auf die Bequemlichkeit in ihren Hütten oder Zelten, die sie auf folgende sehr einfache und leichte Art anlegen.

Sie stecken Pfähle oder Stangen in die Erde, die sie an den Spitzen mit Bast an einander binden. Ueber diese legen sie ein Dach von zusammengenähten Reh- oder Elendshäuten. Diejenige Oeffnung, welche ihnen zur Thür dienen soll, erhält ein besonderes Fell zur Bedeckung, so daß man sie auf- und zumachen kann. Da ihre Zelte ziemlich geräumig sind, so wird hiezu eine große Menge von Fellen erfodert. Das Zelt des Hauptkriegers der Nadowessier hatte wenigstens 40 Fuß im Umkreise, und war ziemlich bequem.

Wenn sie übrigens ihr Lager aufschlagen, so geschieht es ohne die geringste Ordnung. Jeder pflanzt sein Zelt auf diejenige Stelle hin, die ihm die bequemste zu sein scheint.

Feste und bleibende Wohnplätze haben nur Wenige unter ihnen. Sie legen daher auch ihre Hütten auf eine sehr einfache und leichte Weise an, so daß es ihnen wenig Mühe macht, sie bald auf-, bald wieder abzuschlagen. Die Art, wie sie dieselben errichten, ist folgende.

Sie stecken dünne Stangen in die Erde, und biegen sie, bis sie oben an einander stoßen und einen halbkreisförmigen Bogen machen. Dann binden sie dieselben an einander fest. Hierauf bedecken sie diese Stangen mit Matten, aus Schilf geflochten, oder mit Birkenrinde. Von beiden führen sie daher in ihren Nachen immer einen hinreichenden Vorrath mit sich.

An Schorsteine und Fenster wird bei diesen Hütten nicht gedacht. Man läßt bloß oben im Dache eine kleine Oeffnung für den Rauch. Sobald es aber regnet oder schneiet, muß diese zugestopft werden, und dann wehe

Dem, der in einer solchen Hütte aushalten muß, ohne den Rauch, wie sie, ertragen zu können!

Ihr Lager besteht aus Fellen, vornehmlich aus Bärenhäuten, welche reihenweise auf dem Boden ausgebreitet werden. Ist der Fußboden nicht geräumig genug, um die ganze Familie aufzunehmen, so wird ein 4 bis 5 Fuß hohes Gerüst errichtet, worauf die jüngern Kinder liegen.

Wie die Hütten, so der Hausrath. Auch dieser ist äußerst einfach und größtentheils schlecht gearbeitet, weil es ihnen durchaus an schicklichen Werkzeugen fehlt. Sie verfertigen daher nur Das, was ihnen unentbehrlich ist, und verschmähen alles Ueberflüssige.

So machen sie z. B. aus der obenbeschriebenen schwarzen Thon- oder Steinart Töpfe, die, wenn sie erst abgehärtet sind, dem Feuer und dem Eisen trotzen. Um einen Braten zu machen, stecken sie das Fleisch oder das ganze Thier, z. B. einen Biber, an einen hölzernen Bratspieß, und legen die Enden auf gabelförmige Stangen, worauf sie sich umdrehen lassen; eine Verfahrungsart, die unsere Europäischen Soldaten im Felde gleichfalls anzuwenden pflegen. Ist der Braten nur klein, so hängen sie den Spieß in einer senkrechten Richtung vor dem Feuer auf, und verändern von Zeit zu Zeit die Lage desselben, damit jeder Theil des Fleisches von der Hitze gleich viel bekomme.

Ihre Schüsseln und Schalen machen sie aus den astigen Auswüchsen des Ahornbaums und anderer Holzarten. Ihre Löffel sind noch am besten gearbeitet. Diese verfertigen sie aus einer Holzart, die in Amerika Löffelholz genannt wird, und die dem Buchsbaumholze gleicht.

Messer und Feuerstahle sind ihnen unter allen Werk-

zeugen die unentbehrlichsten; die letztern besonders deßwegen, weil sie so starke Raucher sind, und daher stündlich Feuer gebrauchen. Diejenigen Indier, welche keine unmittelbare Gemeinschaft mit Europäischen Handelsleuten haben, kaufen diese beiden, ihnen so nothwendigen Bedürfnisse von ihren Nachbaren; und das Geld, welches sie dafür geben, besteht gewöhnlich in — Sklaven, d. i. in gefangenen Feinden, welchen sie das Leben geschenkt haben. Hier wird also ein Mensch — das Edelste und Schätzbarste von allen Werken Gottes hienieden — oft für eine Sache hingegeben, die man bei uns um einige Groschen kauft. Das beweiset denn wol zur Genüge, daß diese Indier noch keine ausgebildete Menschen, sondern nur Barbaren sind, die von dem hohen Werthe der Menschheit noch gar keine Begriffe haben. Wohl uns, daß wir hierin weiter sind!

9.

Von den Sitten und Gemüthseigenschaften der Indier.

Hier fange ich damit an, meinen jungen Lesern einen Hauptzug in der Sinnesart dieser Leute bekannt zu machen, der ihnen zur Ehre gereicht und nachgeahmt zu werden verdient. Dies ist ihre musterhafte Vorsichtigkeit und Bedächtigkeit im Reden und im Handeln.

Sie überlegen, bevor sie den Mund aufthun, jedes Wort, das sie aussprechen wollen, und bedenken, bevor sie handeln, Das, was sie thun wollen, sehr genau und sorgfältig. Nichts, als der eingewurzelte Haß gegen ihre Feinde, ist leicht vermögend, ihr Gemüth in Aufwallung zu bringen. Diese ihre einzige herrschende Lei-

denschaft ausgenommen, sind sie in jedem andern Falle kalt, ruhig und behutsam.

Ihre Gewohnheit hierin geht so weit, daß sie selbst bei solchen Vorfällen, die ihnen nichts weniger als gleichgültig sind, selten aus ihrer Fassung kommen, und selten anders, als mit anscheinender Kälte und nur mit wenigen Worten davon reden. Wenn z. B. Einer von ihnen entdeckt, daß sein Freund, der eben ausgehen will, in Gefahr ist, von Einem, den er beleidiget hat, unterweges umgebracht zu werden, so sagt er ihm nicht etwa mit Aengstlichkeit und in deutlichen Ausdrücken, wie gefährlich es für ihn sein werde, den Weg zu nehmen, auf welchem sein Feind ihm auflauert; sondern er fragt ihn erst mit der größten Gleichgültigkeit, wohin er heute gehen werde? Hört er nun, daß die Reise wirklich dahin gehe, wo er weiß, daß die Gefahr seiner wartet, so fügt er bloß mit der nämlichen Gleichgültigkeit hinzu, daß ein Hund nahe bei dem Platze liege, der ihm schaden könne. Das ist Alles, was er ihm sagt. Aber dieser Wink ist auch schon hinreichend. Sein Freund weiß, was er bei diesen wenigen Worten zu denken habe, und vermeidet die ihm bevorstehende Gefahr eben so sorgfältig, als wenn ihm die Nachstellung seines Feindes umständlich wäre erzählt worden.

Ein anderes Beispiel. Wenn ein Indier, es sei im Kriege oder auf einem Jagdzuge, von seiner Familie und von seinen Freunden viele Monate lang abwesend gewesen ist, und Weib und Kinder ihm jetzt bei seiner Zurückkunft eine Strecke entgegenlaufen, so äußert er nicht die mindeste zärtliche Empfindung; er geht vielmehr, als achte er ihrer nicht, seinen geraden Gang ruhig und schweigend fort, bis er in seine Hütte kommt. Hier setzt er sich hin, und raucht seine Pfeife mit

der nämlichen Gleichgültigkeit, als wenn er keinen einzigen Tag abwesend gewesen wäre. Seine Bekannten, die ihn begleitet hatten, thun das Nämliche, und es vergehn vielleicht etliche Stunden, bevor er den Mund öffnet, um die Zufälle zu erzählen, die ihm begegnet sind. Selbst dann, wenn er einen Vater, einen Bruder oder Sohn auf dem Schlachtfelde verlor, oder sonst einen beträchtlichen Unfall erlebte, beobachtet er anfangs das nämliche Stillschweigen darüber. Das ist nun freilich mehr, als die Natur uns erlaubt und die Vernunft von uns fodert; auch stelle ich dieses Beispiel von Gleichmüthigkeit keinesweges als ein Muster zur Nachahmung auf; ich erzähle es bloß als einen Beweis, wie sehr diese halbwilden Menschen sich besitzen, und wie viel Gewalt sie über die Ausbrüche ihrer Empfindungen und Leidenschaften haben müssen. Und das ist es, worauf ich meine jungen Leser aufmerksam machen wollte, um ihnen zu zeigen, wie weit man es in dieser Selbstbeherrschung bringen kann. Wo und wie dieselbe ausgeübt werden müsse, das müssen wir uns von unserer Vernunft sagen lassen.

Sogar bei den dringendsten Bedürfnissen des Hungers und Durstes behauptet der Indier dieselbe Herrschaft über sich selbst, und hält es für schimpflich, seine sinnliche Begierde auf irgend eine Weise zu äußern. Kommt er z. B. von der Jagd, oder von einem andern mühsamen Geschäft hungrig und durstig zurück, so nimmt er sich wohl in Acht, sein Bedürfniß, auch wenn es noch so peinigend für ihn wäre, merken zu lassen; er setzt sich vielmehr ruhig nieder, und raucht sein Pfeifchen mit so vieler Zufriedenheit, als wenn ihm weiter gar nichts fehle. Diese Gewohnheit wird bei allen Stämmen genau beobachtet, weil sie das, und zwar mit

Recht, für einen Beweis von männlicher Standhaftigkeit halten, und durch ein entgegengesetztes Verfahren den Namen eines alten Weibes zu verdienen, d. i. sich zu entehren glauben.

In diesem, wie in manchem andern Stücke, hat ihre Gemüthsart eine große Aehnlichkeit mit der der ehemahligen Sparter, die meine jungen Leser aus der Griechischen Geschichte kennen. Gleich diesen beklagen und beweinen sie den Verlust ihrer Söhne, die auf dem Schlachtfelde bleiben, oder in die Gefangenschaft gerathen, nicht mit einer einzigen Silbe, nicht mit einer einzigen Thräne. Auf die Nachricht, die man ihnen von einem solchen Unfalle giebt, antworten sie, ihrer Gewohnheit nach, nur ganz kurzsilbig und kalt: »es thut nichts!« und es verstreicht gemeiniglich erst eine gute Zeit, bevor sie sich erkundigen, wie es zugegangen sei. Wird ihnen im Gegentheil erzählt, daß ihre Söhne brav gethan, daß sie so oder so viele Feinde getödtet oder zu Gefangenen gemacht haben, so scheinen sie auch dabei, wie bei einer ganz gewöhnlichen und sich von selbst verstehenden Sache, völlig gleichgültig zu bleiben. Ihre Antwort ist alsdann gemeiniglich nur diese: »es ist gut!« und dabei lassen sie es bewenden, ohne sich nach den eigentlichen Umständen zu erkundigen.

Ich sagte: sie *scheinen* gleichgültig dabei zu bleiben; denn, daß es ihnen keinesweges an der Menschheit natürlichen Gefühlen bei solchen Gelegenheiten fehle, davon habe ich aus andern Gründen oft mich zu überzeugen Gelegenheit gehabt. Sie haben im Grunde so viel Kinds- und Vaterliebe, und überhaupt so viel Anhänglichkeit an die Ihrigen, als man nur immer bei gesitteten Völkern findet, nur, daß sie die Aeußerungen solcher menschlichen Gefühle irriger Weise für un-

anständig halten, und sie daher zurückzuhalten suchen.
- Ich fahre fort, einige sonderbare, unserer Aufmerksamkeit würdige Züge ihrer Gemüthsart auszuzeichnen.

Wenn ein Indier in die Hütte oder in das Zelt eines Andern tritt, so sagt er gleich, wem von der Familie er seinen Besuch eigentlich zugedacht habe. Sofort begeben alle die Uebrigen sich bescheiden und still an das andere Ende der Hütte, und nehmen sich sehr in Acht, Jenen so nahe zu kommen, daß sie in ihrem Gespräche dadurch unterbrochen werden könnten. Welche bescheidene Rücksichtigkeit bei sogenannten Wilden!

Sehr schnell können sie etwas begreifen und lernen, wozu eine genaue Aufmerksamkeit gehört und was sie für nützlich halten. Das macht, daß sie sich gewöhnt haben, bei solchen Gegenständen ihre ganze Achtsamkeit aufzubieten, und unterdeß an nichts Anders zu denken. Eine schöne und nachahmungswürdige Gewohnheit, die ich meinen jungen Lesern nicht genug empfehlen kann. Sie erlangen dadurch den Vortheil, daß sie alle zu ihrer Lebensart gehörige Geschäfte mit einer Geschicklichkeit zu verrichten wissen, die Unsereinen in Erstaunen setzt. Müssen sie z. B. durch einen Wald, oder über eine Ebene von einigen hundert Englischen Meilen ohne Weg oder Wegweiser gehn, so kommen sie bei dem Punkte, den sie sich vorgesetzt hatten, ohne Verirrung, ja ohne irgend einen beträchtlichen Umweg zu machen, richtig an, und es ist ihnen dabei völlig gleichgültig, ob das Wetter hell oder dunkel ist. Wer von uns getraute sich, es ihnen darin gleich zu thun?

Die beobachtende Aufmerksamkeit, die sie auf Alles wenden, was in dem Kreise ihrer Wirksamkeit liegt, setzt sie in den Stand, zu jeder Zeit ganz genau die

Stelle am Himmel zu bestimmen, wo jetzt die Sonne oder der Mond steht, auch wenn diese von Nebel und Wolken gänzlich bedeckt, und also völlig unsichtbar sind. Mit eben so großer Fertigkeit wissen sie auf Laube oder Grase die Spuren von Menschen oder Thieren ausfindig zu machen; und es ist daher nicht leicht möglich, daß ein fliehender Feind ihrer Nachforschung entgehe. Das haben sie theils ihrer Aufmerksamkeit auf alle Umstände, theils der außerordentlichen Schärfe ihrer Sinne zu verdanken, die sie durch unaufhörliche Uebung und Anstrengung sich zu erwerben wissen. Auch in diesem Betracht ist es sehr lehrreich, Beobachtungen über sie anzustellen; weil wir daraus lernen können, bis zu welchem Grade der Vollkommenheit unsere sinnlichen Werkzeuge sich verbessern lassen, wenn wir in der Kindheit sie nur gehörig zu üben suchen. Unsere feinen und gesitteten Landsleute in den höhern Ständen, besonders in großen Städten, wo man, der eingeschränkten und unnatürlichen Lebensart wegen, die man da führt, fast durchgängig kurzsichtig, und stumpf an den meisten Sinnen ist, würden, mit diesen weitsehenden, scharfriechenden und feinhörenden Wilden zusammengehalten, einen beschämenden Abstich machen.

Und es ist doch wahrlich ein recht großes Glück, wohlgeübte und scharfe Sinne zu haben! Wie viele angenehme Empfindungen, wie viele Vortheile bei den meisten Geschäften des Lebens entgehen Dem, der an dieser Vollkommenheit Mangel leidet! Junger Europäischer Landsmann, hast du Lust, sie dir zu erwerben? Mache es, wie die Indier; und ich stehe dir für den Erfolg! Uebe deinen Blick in der weiten offenen Natur, indem du es zu einem angelegentlichen Geschäfte machst, ferne und immer fernere Gegenstände zu erken-

nen, zu unterscheiden und zu beurtheilen. Uebe dein Ohr, indem du mit verschlossenen Augen deine ganze Aufmerksamkeit auf die leisesten Töne richtest, um Merkmahle darin wahrzunehmen, woraus du auf ihre Ursache und auf ihre Bedeutung schließen magst. Uebe das Gefühl in deinen Fingerspitzen, indem du im Finstern, oder mit zugemachten Augen, bloß durch Betastung Gegenstände zu unterscheiden suchst, die in ihrer Form und in Ansehung ihrer Oberfläche eine große Aehnlichkeit mit einander haben. Uebe auf gleiche Weise deine Geruchs- und Geschmacksnerven, und sei versichert, daß du auf diesem Wege der täglichen Uebung in der Vervollkommnung deiner sinnlichen Werkzeuge in kurzer Zeit sehr weit kommen werdest. — Aber wieder zurück zu unsern Indiern!

Das Gedächtniß dieser Leute ist nicht minder durch Uebungen verbessert, als ihre Sinneskraft. Sie können jeden kleinen Umstand anführen, der einmahl in ihrem Rathe vorfiel, und sie wissen ganz genau zu bestimmen, wann ein solcher Rath gehalten wurde. Ihr sogenannter Wampumgürtel, den ich sogleich beschreiben werde, dient ihnen dazu, sich zu jeder Zeit an die wesentlichen Punkte ihrer Verträge mit den benachbarten Stämmen zu erinnern, und sie berufen sich darauf mit eben so großer Genauigkeit und Deutlichkeit, als es die Europäer auf ihre schriftlichen Urkunden thun.

Der jetztgenannte Gürtel besteht aus Muscheln, aus welchen eirunde, ungefähr ein Viertel Zoll lange Knöpfe gemacht und an lederne Schnüre befestiget werden. Mehre solche Schnüre, mit einem feinen sehnigen Faden zusammengenäht, machen einen sogenannten Gürtel Wampum aus. Dergleichen Gürtel bestehn oft aus zehn bis zwölf und mehren Schnüren. Es kommt da-

bei auf die Wichtigkeit der Sache und auf das Ansehn der Person an, welcher er überliefert wird. Bei gewöhnlichen Vorfällen beschenken sich die Oberhäupter mit einzelnen Schnüren, die sie, als einen großen Schmuck, am Halse tragen. Ueberhaupt achten die Indier die Muscheln eben so hoch, als die Europäer Gold, Silber und Edelsteine.

Eine sehr rühmliche Eigenschaft dieser Leute ist die entschiedene Ehrfurcht, die sie für das Alter haben. Den Rath seines Vaters hört der junge Indier noch wol mit Gleichgültigkeit an, aber wenn sein Großvater ihm etwas befiehlt, so gehorcht er augenblicklich mit der größten Bereitwilligkeit. Die Jungen hören auf das Wort der bejahrteren Mitglieder ihrer Versammlung, als wenn es Orakelsprüche wären; und wenn sie auf der Jagd ein vorzüglich gutes Wildbret erlegen, so wird es gleich zum Geschenk für die Alten bestimmt. Das ist dankbar und edel gehandelt!

Gleichmüthigkeit und Seelenruhe sind ihnen fast unter allen Umständen eigen. Von Sorgen und Aengstlichkeit findet man keine Spur bei ihnen. Da sie von Natur träge und genügsam sind, so geben sie sich auch wenig Mühe, sich einen reichlichen Unterhalt und größere Bequemlichkeiten zu erwerben, so lange sie die Nothwendigkeiten des Lebens nur ohne große Anstrengung und in der Nähe finden können.

Sobald weder Jagd noch Krieg sie zur Thätigkeit auffodern, bringen sie ihre ganze Zeit mit Essen, Trinken, Schlafen, Tabakrauchen und Umherschlendern in ihren Dörfern oder Lägern zu. Aber kaum ruft der Krieg sie wieder ins Feld, oder die Jagd in den Wald, so sind sie unermüdet, und ertragen Hunger, Durst und jede Art von Beschwerlichkeit mit der größten See-

lenstärke. Weiter unten, wo von ihren Kriegen die Rede sein wird, werde ich auffallende Beweise davon anführen.

Ein verderbliches Laster, welches sie mit den Europäern gemein haben, ist die Spielsucht. Dieser hangen sie in den Zeiten der Ruhe auf die ausschweifendste Weise nach, und sie verspielen nicht selten alle ihre Habseligkeiten, sogar ihre Kleidung und Waffen. Aber wenn sie diesen großen Fehler mit den gesitteten Völkern gemein haben, so unterscheiden sie sich doch wieder zu ihrem Vortheil durch die vollkommene Ruhe und Gelassenheit, die sie dabei beobachten. Nie erlauben sie sich, auch bei dem empfindlichsten Verluste, eine Aeußerung von Verdrießlichkeit oder Unwillen; nie hört man sie murren oder fluchen; sondern sie ertragen ihr Unglück allemahl mit vollkommener Gleichmüthigkeit. Und das erhebt sie wieder über uns.

Das einzige Laster, welches sie als Wilde und Barbaren bezeichnet, ist die ihnen eigene Grausamkeit gegen ihre Feinde. Diese geht so weit, daß die bloße Erzählung davon bei jedem gesitteten Menschen Schauder und Entsetzen erregen muß. Aber so unmenschlich sie im Kriege gegen ihre Feinde sind, eben so freundschaftlich, gastfrei und leutselig sind sie im Frieden. Man kann daher mit Wahrheit von ihnen sagen, daß sie die schlimmsten Feinde und die besten Freunde von der Welt sind.

Sie sind überhaupt sehr freigebig und dienstfertig gegen einander. Einer hilft dem Mangel des Andern von seinem Ueberflusse mit Vergnügen ab. Das Eigenthumsrecht üben sie nur in solchen Dingen aus, die zum häuslichen Gebrauche gehören, und die ein Jeder vermehrt, so wie seine Bedürfnisse es erfodern und seine

Umstände es ihm erlauben. Alles Uebrige haben sie gemeinschaftlich.

In Gefahren hilft Einer dem Andern willig, und ohne irgend eine Belohnung dafür zu erwarten, den Lohn der Ehre ausgenommen, welcher bei ihnen allemahl dem Verdienste ertheilt wird. Sonst weiß man bei ihnen von keinem Unterschiede des Standes, der etwa durch Geburt oder Vermögensumstände bestimmt würde. Alle sind in diesem Betracht einander gleich, und nur der tapfere und klügere Mann ist der geehrtere unter ihnen. Diese vollkommene Gleichheit an Stande, Sitten und Vorzügen beseelt sie denn auch mit einem reinen und wahren vaterländischen Geiste, der immer auf das allgemeine Beste der Gesellschaft, zu welcher sie gehören, nie auf die Erreichung einer eigennützigen Privatabsicht bedacht ist. Wie viel haben sie in diesem Betracht vor uns voraus!

Wenn ein Indier seine Kinder durch Krankheiten oder im Kriege verliert, gleich ist derjenige von seinen Nachbaren, der die meisten Sklaven hat, da, um den Abgang durch ein Geschenk an Menschen zu ersetzen. Solche geschenkte Sklaven werden dann von dem kinderlosen Vater an Kindesstatt angenommen, und als seine eigene Kinder wirklich von ihm behandelt.

Von dem Werthe des Geldes können diese Indier — Diejenigen ausgenommen, die nahe an den Europäischen Besitzungen wohnen — sich ganz und gar keinen Begriff machen; und wenn sie von dem Gebrauche hören, den andere Völker davon machen, so sehen sie es als die Quelle unzähliger Uebel an. Sie halten es für widersinnig, daß der Eine mehr davon zu besitzen strebt, als der Andere, und können es schlechterdings nicht begreifen, daß dieser größere Besitz Ehre

und Ansehn verschaffe. Erzählt man ihnen vollends, daß der Mangel dieses unnützen Metalls in Europa die Menschen ihrer Freiheit berauben, und zwischen die fürchterlichen Mauern eines engen Gefängnisses einschließen könne, so übersteigt das allen Glauben bei ihnen, und sie beschuldigen die Urheber dieser Einrichtung eines gänzlichen Mangels an menschlichem Gefühl, und belegen sie mit dem Namen von Wilden und Ungeheuern.

Fast eben so gleichgültig sind sie gegen diejenigen Erzeugnisse der Kunst, die ihnen bei ihrer Lebensart und in ihrem Wirkkreise keinen Nutzen zu haben scheinen. Wenn man ihnen dergleichen zeigt, so sagen sie höchstens: »es ist hübsch, ich mag das gern ansehn!« aber sie fragen weder nach der Einrichtung desselben, noch nach der Art, wie es gemacht, und der Absicht, wozu es gemacht wird. Aber wenn man ihnen von Jemand erzählt, der sehr schnell laufen kann, der sehr geschickt auf der Jagd ist, der das Ziel richtig treffen, einen starken Bogen mit Leichtigkeit spannen kann, oder ein Fahrzeug vorzüglich gut zu regieren weiß, der die Kriegskunst versteht, ungemein tapfer ist, die Lage seines Landes kennt, ohne Führer durch einen unermeßlichen Wald seinen Weg finden und dabei von wenig Nahrungsmitteln leben kann: so sind sie bei dieser ihnen angenehmen Erzählung ganz Ohr, und sie bezeigen dem Gegenstande davon eben so viel Ehrerbietung, als wir Europäer Demjenigen, von welchem wir etwa hören, daß er aus einem alten Geschlechte entsprungen sei, und prächtige Häuser, Hausgeräthe, Gärten und sehr viel unnützes Gold und Silber habe. Wer ist hier der Vernünftigere, und wer der Barbar? Der Indier, der nur auf persönliches Verdienst und nützliche Fertig-

keiten; oder der Europäer, der mehr auf eingebildete Vorzüge des Zufalls und auf verdienstlose und überflüssige Besitzungen sieht? Der Verstand des jungen Lesers mag sich diese Frage selbst beantworten.

Da diese Menschen in allen Stücken der Natur gemäßer leben, als wir, so sind sie auch durchgängig gesunder, stärker und zufriedener, als wir. Ein großes, lehrreiches Beispiel für uns Alle!

Die Weiber unter ihnen gebähren ihre Kinder fast ohne Schmerzen, ohne Beistand von einer Hebamme, und ohne krank davon zu werden. Einige Stunden nach ihrer Niederkunft sieht man sie schon wieder bei ihren gewöhnlichen Arbeiten, die meistentheils sehr schwer sind, weil die Männer, nach der ihnen eigenen häuslichen Trägheit, ihnen alle Hausarbeiten, die hart und beschwerlich sind, allein aufbürden. Sogar auf der Jagd bringen die Männer das erlegte Wild nie selbst nach Hause, sondern lassen es durch ihre Weiber holen, wenn auch der Ort, wo es liegt, eine beträchtliche Strecke entfernt ist.

Von Wiegen, Federbetten und Windelbändern wissen die Indierinnen nichts, und doch schlafen ihre Kinder so gut, als die unsrigen, und sind dabei gemeiniglich gesunder und besser gewachsen, als die unsrigen. Die sogenannten neuern Erzieher haben also wol nicht Unrecht, wenn sie den Gebrauch dieser Dinge widerrathen. Die Indische Mutter legt ihr neugebornes Kind auf ein mit Moos bedecktes Brett und bedeckt es mit einem Felle oder Tuche. Damit es nicht hinunterfalle, so sind an der Seite kleine krummgebogene Stöcke angebracht. Diese Maschine wird dann mit Riemen an Baumzweigen aufgehängt, oder man bindet sie, wenn etwa keine Bäume in der Nähe sind, an einen Klotz

oder Stein. Da läßt man sie ruhig hangen, indem die Mutter ihre Geschäfte abwartet. In dieser Lage werden die Kinder einige Monate lang erhalten, und man kann denken, daß es sich oft ereignen müsse, daß sie von der Nässe und Kälte leiden. Aber das schadet ihrer Gesundheit nicht, weil ein unverderbter und noch junger menschlicher Körper sich leicht an Alles gewöhnt. Nimmt man sie endlich aus der Maschine heraus, so läßt man die Jungen nackend kriechen oder laufen, wohin sie Lust haben; die Mädchen hingegen werden vom Halse bis an die Knie mit einem Hemde und mit einem kurzen Röckchen bedeckt. — Auch hieraus stände für unsere Europäischen Mütter viel zu lernen.

»Uebrigens wissen die Indier nicht viel von Kinderzucht. Sie überlassen vielmehr die Kleinen, sobald sie kriechen können, sich selbst, und es ist ihnen erlaubt, sich hinzubegeben, wohin sie wollen, und zu thun, was ihnen beliebt. Man sieht sie daher, ohne Aufsicht und Begleitung, völlig nackt ins Holz, ins Wasser, in den Koth und in den Schnee laufen, ohne daß sich Jemand darum bekümmert.«

»Daher kommt ihnen denn auch die bewundernswürdige Kraft, Hurtigkeit und Munterkeit, welche Allen gemein ist, und jene außerordentliche Abhärtung gegen Wind und Wetter, welche einen verzärtelten Europäer in Verwunderung setzt.«

»Im Sommer sieht man sie mit Anbruch des Tages ins Wasser laufen, wie diejenigen Thiere, welchen dieses Element natürlich ist. Sie bringen einen Theil des Tages damit zu, in den Seen und Flüssen zu plätschern und zu scherzen. Man giebt ihnen zeitig Bogen und Pfeile in die Hand, und die Nacheiferung welche unstreitig der beste Lehrmeister ist, macht, daß sie sich in

dem Gebrauche derselben eine erstaunliche Geschicklichkeit erwerben.«

»Gleich von den ersten Jahren an läßt man sie mit einander ringen, und ihre Neigung zu dieser Leibesübung wird so stark, daß sie sich oft tödten würden, wenn man sie nicht von einander brächte. Diejenigen, welche ihrem Gegner unterliegen, empfinden diese Schmach so tief, daß sie nicht eher ruhen, bis sie dieselbe durch einen Sieg von sich abgewälzt haben.«

»Alles, was die Aeltern zu ihrer Erziehung beitragen, ist dieses, daß sie ihnen fleißig die schönen Thaten ihrer Vorfahren erzählen, und, indem sie ihren Ehrgeiz entflammen, sie zur Nachahmung derselben zu reizen suchen. Zuweilen braucht man auch wol Bitten und Ermahnungen, um sie von ihren Fehlern zu bessern, niemahls aber Drohungen und Züchtigungen, weil man den Grundsatz hegt, daß kein Mensch das Recht habe, einen andern zu zwingen. Meine jungen Leser begreifen von selbst, daß dieser Grundsatz nur unter freien Wilden, nicht aber in ordentlich eingerichteten Staaten, richtig sei, und sie werden es daher nicht sonderbar finden, daß sie selbst nach andern Grundsätzen erzogen werden.«

»Eine Mutter, welche sieht, daß ihre Tochter eine üble Aufführung annimmt, begnügt sich bloß, darüber zu weinen. Die Tochter fragt sie dann um die Ursache ihrer Thränen, und Jene antwortet: du verunehrst mich. Dieser kurze Vorwurf pflegt tief zu Herzen zu gehn, und selten ohne Wirkung zu bleiben. Die einzige Strafe, welche die Indier zur Züchtigung ihrer Kinder anwenden, ist die, daß sie ihnen ein wenig Wasser ins Gesicht spritzen. Dies ist ihnen außerordentlich empfindlich. Man hat Beispiele, daß junge Mädchen sich darüber

erhängt haben. Wer sollte in einer jungen Wildinn so viel Ehrgeiz und Empfindlichkeit suchen *)?«

10.

Von der Zeitrechnung der Indier.

Eine genaue Zeitrechnung, ohne Sternkunde, ist unmöglich. Dennoch wissen die Indier, bei aller ihrer Unwissenheit in der Sternkunde, sich gut zu helfen. Sie zählen ihre Jahre nach Wintern, oder vielmehr, wie sie in ihrer Sprache sich ausdrucken, nach Schneen. Vor drei oder vier Schneen also, heißt bei ihnen so viel, als vor drei oder vier Jahren.

Das Jahr selbst berechnen sie nach Monden, indem sie 12 Vollmonde zu einem Jahre rechnen. Weil sie aber bemerkt haben, daß sie mit dieser Rechnung nicht auskommen, indem ein ganzes Jahr mehr als 12 Vollmonde in sich fassen muß, wenn die verschiedenen Jahrszeiten immer in die nämlichen Theile des Jahrs fallen sollen, so zählen sie jedesmahl nach Verlauf von 30 Monaten noch einen dazu, den sie den verlorenen Monat nennen, gerade so wie wir jedesmahl nach Verlauf von vier Jahren in dem Hornung einen Tag mehr einschieben oder einschalten, und ein solches Jahr ein Schaltjahr nennen. Sie achten übrigens sehr genau auf jeden Neumond, und äußern ihre Freude darüber durch besondere Töne und dadurch, daß sie ihre Hände gegen ihn emporheben.

Jedem Monate haben sie einen besondern Namen gegeben, der das Eigenthümliche der Jahrszeit ausdruckt, worin er fällt. So nennen sie den März den Wurm-

---

*) Allgem. Reisen, 17ter Bd. Seite 39 und 40.

monat, weil um diese Zeit die Würmer aus den Löchern und Ritzen, worin sie den Winter über verborgen lagen, wieder hervorzukriechen pflegen; den April den Pflanzenmonat, den Mai den Blumenmonat, den Junius den heißen Monat, und den Julius den Bockmonat. Der August heißt bei ihnen der Störmonat, weil sie um diese Zeit eine große Menge von dieser Fischart fangen; der September der Kornmonat, weil sie alsdann ihr Indisches Korn einsammeln. Den Oktober nennen sie den Reisemonat und den November den Bibermonat, jenen, weil sie um die Zeit desselben ihre Dörfer verlassen und in diejenigen Gegenden reisen, wo sie den Winter über jagen wollen; diesen, weil die Biber in diesem Monate anfangen, sich in ihren Häusern, bei dem von ihnen eingesammelten Wintervorrathe aufzuhalten. Der Dezember heißt der Jagdmonat, weil sie ihn mit der Jagd zubringen; der Jenner der kalte Monat, weil in diesem Monate gewöhnlich die stärkste Kälte eintritt, und der Februar endlich der Schneemonat, weil um diese Zeit gemeiniglich der meiste Schnee fällt.

Wann der Mond nicht scheint, so sagen sie: er sei todt, und die erste Wiedererscheinung desselben drucken sie so aus, daß sie sagen: er sei wieder aufgelebt.

Die Eintheilung von Wochen haben sie gar nicht, und die einzelnen Tage zählen sie nach Schlafen. So viele Schlafe, heißt bei ihnen, so viele Tage.

Ihre ganze sternkundige Gelehrsamkeit besteht darin, daß sie den Nord- oder Polarstern zeigen können. Nach diesem richten sie sich auch, wenn sie bei Nacht reisen.

Eben so eingeschränkt und dürftig ist ihre Einsicht in die Erdbeschreibung. Aber von allen Gegenden, die

sie kennen, wissen sie sehr genaue Karten auf Birkenrinde zu zeichnen; nur daß sie die Länge und Breite nicht nach wirklichen Ausmessungen, sondern nach einem ungefähren Augenmaße anzugeben vermögen.

Die Entfernung der Oerter rechnen sie nicht nach Meilen, sondern nach Tagereisen. Eine Tagereise aber ist ihnen ungefähr eine Länge von vier Deutschen Meilen. Diese theilen sie wieder in halbe und viertel Tagereisen ein, und geben sie auf ihren Karten an. Danach können sie den Marsch der Parteien, die sie zum Kriege oder auf die Jagd ausschicken, ziemlich richtig bestimmen.

Von der Rechenkunst haben sie weiter keinen Begriff, als daß sie ziemlich hoch hinauf zählen können. Aber Zahlzeichen kennen sie eben so wenig als Buchstaben.

Als ich bei den Nadowessiern mich aufhielt, so bemerkten Einige von ihren Anführern eine Zeichnung von einer Mondsinsterniß in einem sternlehrigen Buche, welches ich in Händen hatte, und baten mich, daß ich sie ihnen zeigen möchte. Ich gab ihnen das Buch zugemacht hin, und sie zählten, um das Kupfer wieder aufzusuchen, die einzelnen Blätter, bis sie an die Stelle kamen, wo es war. Ich sagte ihnen nachher, sie hätten diese Mühe nicht nöthig gehabt; man könne, ohne die Blätter zu zählen, doch gleich sagen, wo das Bild sich befinde und wie viele Blätter vorhergehen.

Diese Behauptung kam ihnen wunderbar vor, und sie baten mich, ihnen das einmahl durch die That zu beweisen. Um ihre Neugierde zu befriedigen, sagte ich Demjenigen, der das Buch in der Hand hatte, er möge es aufschlagen, wo er wolle, und den Rand sorgfältig zuhalten, damit ich nicht im Stande sei, die Blätter zu zählen. Er that dieses mit großer Behutsamkeit;

aber es war mir dennoch eine Kleinigkeit, ihm zu sagen, wie viele Blätter vorhergingen, indem ich oben auf die Seitenzahl sah. Er zählte sie hierauf ordentlich über, und da es sich fand, daß meine Angabe richtig gewesen war, und daß ich den Versuch, so oft man wollte, immer mit gleicher Untrüglichkeit wiederholen konnte, so sahen sie eben so erstaunt aus, als wenn ich Todte auferweckt hätte. Am Ende erklärten sie sich die Sache, wie sie Alles, was sie aus Unwissenheit nicht begreifen, zu erklären pflegen, nämlich dadurch, daß das Buch ein Geist sei, der mir Alles zuraune, was ich von ihm zu wissen verlange. Und dieser Umstand trug nicht wenig dazu bei, ihnen eine noch höhere Meinung von mir einzuflößen, als sie schon vorher hatten.

Dies ist nämlich die Art aller rohen und unwissenden Menschen, daß sie Dasjenige, was sie nicht zu begreifen und zu erklären vermögen, alsobald für eine Wirkung höherer und unsichtbarer Wesen halten. Daher die vielen abgeschmackten Mährchen von Einwohnungen und Wirkungen des Teufels und anderer Geister, von Gespenstern, Zauberern und Wunderthätern; Mährchen, die in der Zeit der Unwissenheit und des Aberglaubens bei Tausenden entstanden, und welche noch heutiges Tages mitten in dem aufgeklärten Europa bei allen Denen Beifall und Glauben finden, in deren düstern Kopf noch kein Strahl von dem aufgegangenen Lichte der Aufklärung Eingang gefunden hat. Ich hoffe, meine jungen Leser werden sich selbst zu sehr achten, als daß sie durch eine dumme Glaubwilligkeit dieser Art sich den unwissenden und abergläubischen Indiern in diesem Stücke beigesellen sollten. Eine fleißige Erlernung der Wissenschaften und ein sorgfältiger Anbau ihrer Vernunftsfähigkeiten, durch Lesung der Schriften aufgeklär-

ter Männer und durch eigenes Nachdenken, werden sie vor dieser Schmach bewahren.

11.

Von der Regierungsform der Indier.

In Ansehung der bürgerlichen Verfassung und der Regierungsform scheinen diese Indier viel glücklicher zu sein, als die meisten Europäischen Nationen. Denn sie wissen nichts von willkührlicher Gewalt oder Zwangherrschaft unter sich, und sie sind daher völlig sicher vor jeder Art von Unterdrückung und tirannischer Ungerechtigkeit. Wie viel gebildete Völker können sich dieses glücklichen Vorzuges rühmen?

Jede Indische Völkerschaft wird wieder in ihre besondern Stämme abgetheilt, und jeder Stamm macht einen eigenen kleinen Staat für sich aus. So wie nun jede Völkerschaft ein gewisses Sinnbild hat, wodurch sie sich von andern unterscheidet, so hat auch jeder Stamm wiederum sein besonderes Unterscheidungszeichen, wie z. B. einen Adler, Panther, Tiger oder Büffel. Ein Stamm der Nadowessier wird durch eine Schlange, ein zweiter durch eine Schildkröte, ein dritter durch ein Eichhörnchen, ein vierter durch einen Wolf und ein fünfter durch einen Büffel vorgestellt. Der Geringste von ihnen weiß, zu welchem Stamme er gehört, und hat eine beständige und große Anhänglichkeit an denselben.

Außerdem unterscheidet sich jede Völkerschaft auch durch die Art, wie sie ihre Zelte oder Hütten bauet. Diesen Unterschied kennt jeder Indier, ungeachtet er oft so fein und unmerklich ist, daß ein Europäer mit aller Aufmerksamkeit, deren er fähig ist, ihn nicht zu

erkennen vermag. Sie können daher ganz genau, vielleicht bloß aus der Stellung eines Pfahls, der in der Erde stecken blieb, bestimmen, welche Völkerschaft vor vielen Monaten ihr Lager auf dem Platze hatte.

Jeder Stamm hat ein Oberhaupt, welches der große Anführer oder der Hauptkrieger genannt wird. Bei der Wahl desselben wird lediglich auf ungemeine Erfahrung im Kriege und auf bewährte Tapferkeit gesehn. Dieser ordnet ihre Kriegszüge an, und hat über Alles, was zu diesem Fache gehört, die Aufsicht. Außer ihm giebt es noch ein zweites Oberhaupt, welches seinen Vorzug einem Erbrechte zu verdanken hat, und von welchem die bürgerlichen Angelegenheiten besorgt werden. Die Einwilligung dieses Letztern wird zu allen Ausfertigungen und Verträgen erfodert, welchen er das Zeichen des Stammes oder der Völkerschaft anhängen muß, wenn sie gültig sein sollen.

Ungeachtet nun diese Beiden als die Regenten des Stammes angesehen werden, und ungeachtet der Letztere auch gewöhnlich den Titel eines Königs führt, so würde man sich doch sehr irren, wenn man sich wirkliche Befehlshaber dabei denken wollte. Die Indier kennen schlechterdings keine Unterwürfigkeit, weder in bürgerlichen, noch in Kriegssachen. Da ein Jeder eine große Meinung von seiner eigenen Wichtigkeit hat, und auf nichts eifersüchtiger ist, als auf seine Freiheit, so werden alle Anträge, die das Ansehn von einem ausdrücklichen Befehle haben, gleich mit Verachtung verworfen.

Selten läßt daher ein Anführer sich einfallen, irgend eine Anordnung als einen gebieterischen Befehl einzukleiden. Aber man muß auch gestehen, daß er gar keine Versuchung dazu hat. Denn ein bloßer Wink

vón ihm, wodurch er zu erkennen giebt, er glaube, daß Dies oder Jenes geschehen müsse, ist hinreichend, den Augenblick einen Wetteifer unter den Geringern zu erregen, die seinen Willen sogleich zu vollführen suchen. Auf diese Weise empfindet Keiner das Unangenehme der Befehle, und es geschieht doch Alles, was der Anführer zum Besten des Stammes für nöthig erachtet. Eine vortreffliche Verfassung! Man müßte Abgeordnete zu diesen Leuten schicken, und sie um die Mittheilung des Geheimnisses bitten, wie sie es angefangen haben, so viel Folgsamkeit bei so viel Freiheitssinn, so viel Einfluß ihrer Oberhäupter bei so geringer Macht derselben, unter sich einzuführen? Hier in Europa würde eine solche Regierungsform schwerlich von Bestand sein, und in kurzer Zeit die größten Unordnungen nach sich ziehn. Ich möchte wissen, ob meine jungen Leser wol einige Ursachen davon entdecken können. Wie? wenn sie einmahl darüber nachdächten, und das Buch so lange auf die Seite legten? —

Was mich betrifft, so glaube ich, daß es vornehmlich an folgenden Ursachen liege, warum die jetztbeschriebene glückliche Regierungsart, zwar wol bei den Indiern, aber nicht bei uns Statt finden könne.

Erstens haben die Indier, wie wir oben gehört haben, wenig Eigenthum und wenig Bedürfnisse, aber eben deßwegen auch viel Gemeingeist, viel Vaterlandsliebe und viel Anhänglichkeit an ihren Stamm. Ihr Eigennutz kommt daher den Anordnungen ihrer Anführer weniger und seltener in die Quere, und sie sind bei jeder Gelegenheit viel bereitwilliger, als wir, zu thun, was das gemeine Beste von ihnen fodert.

Zweitens sind die Verhältnisse der einzelnen Glieder dieser kleinen Staaten oder Gesellschaften lange

nicht so vielfach und so verwickelt, als die unsrigen sind. Dort können tausend Dinge angeordnet werden und geschehen, ohne daß ein Einziger dadurch beeinträchtigt wird; bei uns hingegen kann nicht die kleinste Sache vorgenommen und ausgeführt werden, ohne daß bald hier, bald dort Einer, bald an seinem Vermögen, bald an seiner Ehre, bald an seiner Bequemlichkeit dadurch gefährdet wird. Daher würde hier, wenn keine gesetzgebende Gewalt bei uns Statt fände, nie Etwas zu Stande kommen; man würde überall Widersetzlichkeit antreffen, und Unordnung und Verwirrung würden Ueberhand nehmen.

Drittens sind jene Stämme der Indier, in Vergleichung mit unsern Europäischen Staaten, nur als einzelne Familien anzusehn, weil sie nur aus einigen hundert Köpfen bestehen. Da ist es nun freilich begreiflich, daß in einer so kleinen Gesellschaft der väterliche Rath eines erfahrnen Anführers, den Jeder kennt, mit dem Jeder täglich redet, und von dessen Uneigennützigkeit Jeder tägliche Proben vor sich sieht, die Stelle eines Befehls vertreten kann, dem sich Jeder ohne Murren unterwirft, weil er weiß, daß er nur auf das gemeine Beste abzweckt. In unsern Europäischen Staaten hingegen, die zum Theil aus vielen Millionen Menschen bestehen, und wo viele ihr Oberhaupt nie von Person kennen lernen, vielleicht in ihrem Leben nicht ein einziges Mahl zu Gesicht bekommen, ist diese Familieneinrichtung unmöglich; da fallen also auch alle die wünschenswürdigen Vortheile derselben weg. Hier muß nothwendig eine befehlende Macht sein; hier muß nothwendig gehorcht werden.

Also müssen wir in Europa auf die schöne und milde Regierungsform der Indier — Verzicht thun.

Eigentlich haben diese Leute, in Ansehung ihres häuslichen und bürgerlichen Lebens, gar keine Regierungsform. Der Gegenstand ihrer Regierung betrifft mehr das Aeußere, als das Innere ihres gemeinen Wesens, und zweckt mehr darauf ab, sie gegen ihre Feinde zu schützen, als die innere Ruhe und Ordnung durch öffentliche Einrichtungen zu erhalten. Sie kennen daher den Unterschied zwischen Obrigkeit und Unterthanen nicht, und Jeder scheint einer vollkommenen Unabhängigkeit zu genießen. Wenn der Anführer einen Vorschlag thut, so hat Jeder die Freiheit, zu wählen, ob er zur Ausführung desselben das Seinige beitragen will, oder nicht. Zwanggesetze sind bei ihnen völlig unbekannt. Wenn Gewaltthätigkeiten oder Mordthaten verübt werden, so wird die Sorge, die Verbrechen zu rächen, der beleidigten Familie überlassen. Die Anführer unterstehen sich nicht, weder zu strafen, noch die Strafe zu mildern.

Jede Familie hat das Recht, Einen von ihren Oberhäuptern zum Gehülfen des vornehmsten Oberhaupts zu ernennen. Dieser muß dann in den Rathsversammlungen für das Beste ihrer Familie sorgen, und ohne die Einwilligung desselben kann kein öffentliches Geschäft zu Stande gebracht werden. Diese Familienoberhäupter werden größtentheils nach ihren rednerischen Fähigkeiten erwählt, und sie allein sind berechtiget, in den Rathsversammlungen und allgemeinen Zusammenkünften des Volks Reden zu halten.

Diese Oberhäupter, an deren Spitze der Erbanführer steht, scheinen in sofern die höchste Gewalt in Händen zu haben, daß sie Alles entscheiden, was ihre Jagden, was Krieg und Frieden und überhaupt alle öffentlichen Angelegenheiten betrifft. Auf sie folgt der Hau-

fen der Krieger, wozu Alle gehören, die im Stande sind, die Waffen zu führen. Die Abtheilung hat zuweilen den Erbanführer an ihrer Spitze, wenn er sich nämlich durch irgend eine tapfere That hervorgethan hat, sonst aber einen andern Anführer, von dessen Muthe man durch hinreichende Proben sich zu überzeugen Gelegenheit gehabt hat.

In ihren Rathsversammlungen, die von den ebenerwähnten Mitgliedern gehalten werden, wird jede Sache von Wichtigkeit verhandelt; und kein, nur einigermaßen erheblicher Vorschlag kann zur Ausführung gebracht werden, wenn er nicht von den Oberhäuptern allgemein gebilliget wird. Sie versammeln sich gemeiniglich in einem besonders dazu gewidmeten Zelte oder in einer Hütte. Hier setzen sie sich in einem Kreise auf den Boden herum; worauf der älteste Anführer aufsteht und eine Rede hält. Wenn dieser fertig ist, so steht ein Anderer auf, und so sagen Alle nach der Reihe, wenn die Noth es erfodert, ihre Meinung.

Ihre Sprache ist bei solchen Gelegenheiten stark und nachdrücklich, und ihre Reden sind voller Bilder und Gleichnisse, wie man aus den Beispielen, welche oben davon gegeben sind, schon ersehen haben wird. Sie sprechen dabei mit großer Heftigkeit, ungeachtet sie im gemeinen Leben ihre Stimme nicht mehr, als wir, zu erheben pflegen.

Die jungen Leute dürfen zwar bei den Rathsversammlungen zugegen sein, aber keine Reden halten, bevor sie nicht ordentlich zugelassen worden sind. Sie hören indeß mit großer Aufmerksamkeit zu, und um zu zeigen, daß sie die Beschlüsse der Oberhäupter verstehn und billigen, rufen sie von Zeit zu Zeit aus: »das ist recht! das ist gut!«

Die gewöhnliche Art, bei allen Ständen, ihren Beifall auszudrucken, und die sie, wenn sie eine Rede anhören, fast bei jeder Periode wiederholen, besteht in einem starken Tone, der fast klingt wie unsere Buchstaben OAH zusammen ausgesprochen.

12.

Von den Gastmahlen der Indier.

Da sie gewöhnlich in großen Haufen zusammen essen, so können fast alle ihre Mahlzeiten als Gastereien angesehen werden. Sie essen übrigens, ohne sich an gewisse Stunden zu binden, so wie ihr Hunger und die Umstände es jedesmahl erfodern.

Viele Indische Völker machen gar keinen Gebrauch von Brot, Salz oder andern Gewürzen; Einigen sind sie sogar völlig unbekannt. Diese essen wilden Reiß, der häufig in verschiedenen Gegenden ihres Gebietes wächst; er wird aber, nicht etwa wie Brot gebacken, sondern gekocht und für sich allein gegessen. Das Fleisch der wilden Thiere, die sie auf der Jagd erlegen, genießen sie, ohne irgend eine mehlige Substanz dazu zu nehmen. Sogar den Zucker, den sie aus dem Ahornbaume ziehn, gebrauchen sie nicht als ein Gewürz, um Etwas schmackhafter damit zu machen, sondern als eine Speise für sich, die sie allein genießen.

Die Milch halten sie bloß für Nahrungsmittel, welches für junge Thiere in ihrem zartesten Zustande paßt. Sie selbst genießen daher keine, ungeachtet sie von Büffeln und Elendthieren genug davon bekommen könnten.

Ihre Speisen sind also sehr einfach und fast immer die nämlichen. Dennoch bemerkte ich nicht, daß der

gänzliche Mangel an allen den Dingen, die bei uns für nothwendig zum Lebensunterhalte gerechnet werden — als Thee, Kaffee, Wein, Bier, Gewürze und hundert andere Leckereien — ihrer Gesundheit und Leibesstärke im geringsten nachtheilig sei. Ich nahm vielmehr gerade das Gegentheil wahr; denn im Durchschnitte sind diese Leute sehr gesund und stark. Ich sollte daher glauben, daß auch bei ihnen die Regel sich durch die Erfahrung bestätige: je einfacher und ungekünstelter die Nahrungsmittel, desto gesunder und stärker der Mensch.

Bei einigen Indischen Völkerschaften giebt es indeß ein Gericht, welches ungefähr die Stelle des Brots vertritt. Es wächst nämlich viel Indisches Korn bei ihnen. Aus diesem, wenn es reif geworden ist, und aus einer Zuthat von unreifen Bohnen und Bärenfleisch, dessen Fett dem Korn und den Bohnen ihre Trockenheit benimmt, kochen sie ein wohlschmeckendes Gericht, welches sie Sukkatosch nennen. Hier wird also Fleisch und etwas Mehliges zusammen genossen.

Rohes Fleisch genießen sie ganz und gar nicht; sie kochen und braten vielmehr ihre Speisen stark, und die Brühe, worin es gekocht wurde, ist ihr gewöhnliches Getränk.

Ihre Gerichte bestehen in Bären-, Elends-, Biber- und Rehfleisch. Das letzte, welches von Natur trocken ist, genießen sie gewöhnlich mit Bärenfleisch, welches ungemein fett und saftig ist, zusammen.

Im Frühjahre essen die Nadowessier die innere Rinde von einem Strauche, der irgendwo in ihrem Lande wächst. Den Namen desselben, so wie den Ort, wo er wächst, habe ich nie erfahren können. Vielleicht, daß sie ein Geheimniß daraus machen, weil ihnen die-

ses Gewächs vorzüglich schätzbar ist. Es ist sehr spröde, läßt sich leicht kauen, und schmeckt ungefähr wie Rüben. Die Indier halten es für eine ihrer nahrhaftesten Speisen.

Bei der Zubereitung der Speisen sind die geringeren Indier sehr unreinlich. Die Vornehmen hingegen halten viel auf Reinlichkeit und Nettigkeit, wie bei ihren Speisen, so in ihrer Kleidung und in ihren Zelten.

Jede ihrer gemeinschaftlichen Mahlzeiten wird mit einem Tanze entweder angefangen, oder beschlossen. Dieses vertritt bei ihnen die Stelle des Gebets, und man darf wol glauben, daß dem großen Geiste, dem sie sich für alles Gute verpflichtet halten, das Opfer ihrer Fröhlichkeit angenehmer sei, als wenn sie, nach dem bösen Mißbrauche vieler Christen, eine gedankenlose Gebetsformel mechanisch hermurmelten, woran das Herz keinen Antheil hat, und wodurch die Gesinnungen der Menschen nicht im mindesten verbessert werden.

Bei öffentlichen Gastmahlen essen Männer und Weiber nie zusammen, sondern jedes Geschlecht bleibt für sich; zu Hause hingegen, wenn keine Fremde da sind, essen Mannspersonen und Frauensleute mit einander.

Uebrigens kommen die Oberhäupter nie zusammen, um sich über öffentliche Angelegenheiten zu berathschlagen, ohne ihre jedesmahlige Versammlung mit einem Gastmahle zu beschließen. Dann überlassen sie sich einer Schmauserei und einer Fröhlichkeit, die keine Grenzen kennen.

13.

Von den Tänzen der Indier.

Keine Art von Vergnügungen ist den Indiern lieber und gewöhnlicher als der Tanz. Alle ihre Zusam-

menkünfte werden dadurch aufgeheitert, und wenn sie nicht mit Kriegen oder Jagen beschäftiget sind, so vergnügen sich die jungen Leute von beiderlei Geschlecht regelmäßig alle Abend damit. Niemahls aber tanzen Mannspersonen und Frauenzimmer zusammen, sondern jedes Geschlecht für sich. Bei den Tänzen der Mannspersonen steht Einer nach dem Andern auf, tanzt mit großer Leichtigkeit und Kühnheit, und besingt dabei die Thaten seiner Vorfahren. Die übrige Gesellschaft sitzt auf dem Boden in einem Kreise herum, und giebt das Zeitmaß durch einen Ton an, den sie Alle zugleich ausstoßen, und der ungefähr klingt, als »heh, heh, heh!« Diese Töne werden sehr rauh und mit einer solchen Heftigkeit ausgestoßen, daß man glauben sollte, die Lungen der Sänger würden es nicht lange aushalten. Gleichwol setzen sie dies Geschrei mit immer gleicher Heftigkeit so lange fort, als die Tanzbelustigung währt.

Die Frauenspersonen tanzen mit sehr vieler Anmuth und Leichtigkeit. Sie fangen den Tanz damit an, daß sie sich um einige Schritte zur Rechten, und dann wieder zur Linken bewegen, indem sie die Füße dicht an einander setzen, und dabei wechselsweise die Zehen und die Hacken rühren. So glitschen sie mit großer Leichtigkeit bis an eine gewisse Stelle fort, und von da wieder zurück. Dies geschieht mit so genauer Beobachtung des Zeitmaßes, und in so guter Ordnung, daß die Tänzerinnen, auch wenn ihrer noch so viele sind, sich einander niemahls hinderlich werden. Sie halten sich dabei sehr gerade, und lassen die Arme dicht am Leibe hinunterhängen. Während des Tanzes vermischen sie ihre helltönenden Stimmen mit dem rauhen Geschrei der Männer, die, auf dem Boden sitzend, sie mit einem Kreise umschließen.

Es wird aber nicht immer auf eine und ebendieselbe Weise getanzt. Sie haben vielmehr verschiedene Arten von Tänzen, wie z. B. den Pfeifentanz, den Kriegstanz, den Hochzeittanz und den Opfertanz, wovon jeder einer besondern Gelegenheit gewidmet ist. Ungeachtet die Bewegungen bei allen diesen besondern Arten von Tänzen merklich verschieden sind, so ist es mir doch nicht möglich, den Unterschied mit Worten deutlich zu machen.

Auch hat jede Völkerschaft ihre besondere und unterscheidende Art zu tanzen. Die Tschipiwäer z. B. haben eine größere Mannichfaltigkeit an Stellungen, als die übrigen Indier. Bald halten sie den Kopf in die Höhe, bald bücken sie sich fast bis auf die Erde, bald neigen sie sich ganz auf die eine, bald wieder auf die andere Seite. Die Nadowessier tragen sich gerade, treten fester, und machen alle ihre Bewegungen mit weit mehr Anstand. Das starke, unangenehme Geräusch hingegen, welches ich eben beschrieben habe, machen Alle ohne Ausnahme.

Der Pfeifentanz ist für den Zuschauer unter allen der angenehmste, weil er die schönsten Figuren hat, und nicht so ausschweifend ist, als die übrigen. Man tanzt aber denselben bloß bei feierlichen Gelegenheiten, wie wenn z. B. fremde Abgesandte kommen, um Friedensunterhandlungen zu pflegen, oder wenn vornehme Fremde durch ihr Gebiet reisen, welchen sie Vergnügen machen wollen.

Der Kriegstanz hat für einen Fremden etwas Fürchterliches. Sie tanzen denselben, wie schon der Name desselben andeutet, so oft sie einen Kriegszug vornehmen wollen, oder von demselben wieder zurückkommen. Auch

hiebei schließt die ganze Versammlung von Kriegern einen Kreis. Dann tritt der Anführer zuerst auf, und fängt damit an, daß er von der Rechten zur Linken geht, und dabei seine eigenen Thaten und die Thaten seiner Vorfahren besingt. So oft er eine merkwürdige Heldenthat berührt hat, schlägt er mit seiner Kriegskeule jedesmahl sehr heftig gegen einen Pfahl, der mitten im Kreise in die Erde gerammt ist.

Nach und nach gesellt sich diesem ersten Tänzer ein zweiter, dann ein dritter bei, so wie die Reihe an ihn kommt, und jeder Hinzukommende besingt gleichfalls die wundervollen Thaten seiner Vorfahren, bis sie endlich Alle auf dem Platze sind und zusammen tanzen. Hier fängt der Tanz an, für jeden Fremden wirklich fürchterlich zu werden, da sie die schrecklichsten und scheußlichsten Stellungen annehmen, die Zorn und Wuth nur immer veranlassen können, und dabei im voraus zeigen, was sie gegen ihre Feinde im Kriege thun wollen. Sie halten dabei ihre scharfen Messer in der Hand, und drohen damit, so oft sie sich herumwerfen, einander zu durchstoßen. Dies würde auch sicher geschehen, wenn nicht Jeder eine außerordentliche Fertigkeit besäße, dem Stoße auszuweichen.

Durch solche Bewegungen suchen sie die Art auszudrucken, wie sie ihre Feinde tödten, ihnen die Haut vom Kopfe ziehn, oder sie gefangen nehmen. Sie erheben dabei eben das fürchterliche Geheul und Kriegsgeschrei, welches sie in ihren wirklichen Schlachten hören lassen. Dies Alles zusammengenommen giebt ihnen etwas so Gräuliches, daß man sie für einen Haufen von Teufeln ansehen möchte.

Ich mischte mich oft mit in diesen ihren Tanz; aber die gegründete Furcht, eine gefährliche Wunde da-



vorzutragen, erlaubte mir nicht, viel Vergnügen daran zu finden.

Bei den Völkern auf der Westseite des Missisippistroms und an dem Obern See fand ich noch einen besondern Tanz in Gebrauch, den sie Pawa, oder den schwarzen Tanz nennen. Diese Feierlichkeit ist eine Frucht und zugleich eine Nahrung ihres Aberglaubens, und man erzählt tausend lächerliche Histörchen von Teufelserscheinungen, die dieser Tanz zuwege gebracht haben soll. Ich selbst sah nun freilich niemahls einen Teufel dabei erscheinen; aber ich sah die Indier selbst Dinge dabei verrichten, die der Aberglaube für Zauberei ansehen muß, weil die Art und Weise, wie sie bewerkstelliget werden, mir wenigstens völlig unerklärlich blieb.

Als ich mich bei den Nadowessiern aufhielt, wurde ein solcher Tanz, bei Gelegenheit der Aufnahme eines jungen Indiers in eine Gesellschaft, aufgeführt, welche sie Wäkon Kirschewah, d. i. die freundschaftliche Gesellschaft des Geistes, nennen. Diese Gesellschaft besteht aus Personen von beiderlei Geschlecht; allein es wird Keiner darin aufgenommen, der nicht einen unbescholtenen Namen hat und von allen Mitgliedern der Gesellschaft gebilliget worden ist. Mit der Einweihung des neuen Mitgliedes ging es folgendergestalt zu.

Es war zur Zeit des Neumondes. Die Gesellschaft versammelte sich auf einem Platze mitten im Lager, der recht eigentlich dazu abgestochen war, und ungefähr zweihundert Personen fassen konnte. Ich, als ein Fremder, dem man bei jeder andern Gelegenheit schon so viele Höflichkeiten erwiesen hatte, wurde auch zu dieser Feierlichkeit eingeladen, und erhielt meine Stelle dicht an den Schranken des Verschlages.

Die Versammlung nahm gegen 12 Uhr ihren An-

fang, und zur Freude der Indier war eben heller Sonnenschein. Dies sehen sie nämlich bei jeder öffentlichen Zusammenkunft als eine gute Vorbedeutung an. Zuerst erschien eine große Anzahl von Oberhäuptern, die ihren schönsten Putz angelegt hatten. Auf diese folgte der Hauptkrieger, angethan mit einem auf die Erde hinabhangenden Rocke von kostbaren Fellen, und hinter ihm traten 15 bis 20 Personen einher, Alle schön bemahlt, und Alle prächtig gekleidet. Dann kamen die Weiber Derer, welche in diese Gesellschaft schon aufgenommen waren, und den Beschluß machte ein vermischter Haufen von geringen Leuten, die sich gleichfalls nach Vermögen geputzt hatten, um Etwas dazu beizutragen, die Versammlung prächtig und glänzend zu machen.

Die Gesellschaft setzte sich, und es wurde Stillschweigen geboten. Dann stand einer von den vornehmsten Anführern auf, und machte der Gesellschaft in einer kurzen, aber meisterhaften Anrede die Ursache ihrer Zusammenkunft bekannt. Er nahm hierauf den jungen Mann, welcher in ihre Gesellschaft aufgenommen zu werden wünschte, bei der Hand, und fragte die Versammlung, ob sie Etwas dagegen einzuwenden habe, daß er ein Mitglied ihres Ordens werde?

Da nun Niemand Etwas dawider hatte, so wurde der junge Mann in die Mitte gestellt. Vier Oberhäupter traten hierauf zu ihm hin, und ermahnten ihn nach der Reihe, sich als ein Indier und als ein Mann zu betragen, und unter der Feierlichkeit, der er sich jetzt unterwerfen müsse, nicht zu erliegen. Dann faßten Zwei von ihnen ihn bei den Armen, und ließen ihn niederknien; der Dritte stellte sich hinter ihn, um ihn aufzufangen, wenn er fiele, und der Vierte trat gerade vor ihm ungefähr 12 Fuß zurück.

Der Letzte redete hierauf den Einzuweihenden mit vernehmlicher Stimme an. Er redete ihm von einem Geiste vor, der in wenigen Augenblicken über ihn kommen und ihn todtschlagen, aber auch bald darauf wieder lebendig machen werde. Dies sei, fügte er hinzu, zwar schrecklich, aber auch nothwendig, um ihn zu den Vorzügen der Gesellschaft, an welchen er künftig Theil nehmen solle, vorzubereiten.

Als er dies sagte, schien er selbst sehr heftige Bewegungen zu fühlen. Seine Gesichtszüge verzerrten sich, und sein ganzer Körper gerieth in Zuckungen. Jetzt warf er Etwas, das an Farbe und Gestalt einer kleinen Bohne glich, dem jungen Manne, wie es schien, in den Mund. Dieser fiel in dem nämlichen Augenblicke auf der Stelle leblos nieder, als wenn er von einer Kugel wäre getroffen worden. Derjenige, welcher hinter ihm stand, fing ihn in seinen Armen auf, und legte ihn, mit Hülfe der beiden Andern, als einen Todten auf die Erde nieder.

Jetzt fingen sie an, seine Glieder zu reiben, dann ihn dergestalt auf den Rücken zu schlagen, daß ein Lebendiger eher davon hätte getödtet, als ein Todter erweckt werden können. Der Redner setzte unterdeß seine Rede fort, und bat die Zuschauer, sich über Das, was jetzt vorginge, nicht zu wundern, oder an der Wiederherstellung des jungen Mannes nur im mindesten zu zweifeln. Sein jetziger lebloser Zustand rühre bloß von der gewaltsamen Wirkung des Geistes auf seinen Körper her, der einer solchen Begeisterung bisher noch nicht gewohnt gewesen sei.

Der leblose Zustand des Weihlings dauerte mehre Minuten; nach und nach machten die vielen und heftigen Schläge, daß er wieder einige Spuren von Leben

zeigte, die aber mit heftigen Zuckungen und einer Art von Ersticken verbunden waren. Auch dieser Zustand hörte bald wieder auf, und als er hierauf die Bohne, oder was es sonst war, wieder von sich gegeben hatte, so schien er in kurzer Zeit wieder hergestellt zu sein.

Nunmehr nahmen die vier Oberhäupter ihm seine gewöhnliche Kleidung ab, und zogen ihm dafür eine ganz neue an. Nachdem auch dieses geschehen war, faßte der Redner ihn wieder bei der Hand, und stellte ihn der Gesellschaft als ein ordentliches und völlig eingeweihtes Mitglied vor. Er ermahnte sie dabei, ihm allen Beistand zu leisten, dessen er, als ein junges Mitglied, bedürftig sein könnte. Dem jungen Bruder aber gebot er, den Rath seiner ältern Brüder mit Bescheidenheit anzuhören und pünktlich zu befolgen.

(Es sei dem Herausgeber vergönnt, die Erzählung seines Gewährsmannes, des Herrn Carver, hier auf einen Augenblick zu unterbrechen, um über den Inhalt dieser sonderbaren Geschichte erst mit wenigen Worten seine unmaßgebliche Meinung zu sagen. — Daß der Auftritt, welcher jetzt erzählt worden ist, weiter nichts, als eine auf Täuschung angelegte Gaukelei gewesen sei, bei der im Grunde Alles ganz natürlich zuging, werden meine jungen Leser wol von selbst schon vermuthet haben. Wie es eigentlich damit zuging, und durch welches natürliche Mittel man den jungen Mann erst, dem Ansehn nach, todt, und dann wieder lebendig machte, das kann ich nun freilich nicht sagen. Aber erstens ist es überhaupt noch die Frage, ob der ganze Vorfall sich wirklich gerade so ereignet habe, wie er uns hier beschrieben worden ist, und ob nicht das Verlangen, etwas recht Wunderbares und Unerhörtes zu erzählen, einen und den andern Umstand ein wenig anders eingekleidet

habe, als er sich wirklich verhalten mochte? Unser Carver hat uns schon oben nicht undeutlich merken lassen, daß er es mit der Prüfung solcher wunderbar scheinenden Wirkungen so genau nun eben nicht zu nehmen pflege. Es könnte daher wol sein, daß er auch dem jetzterzählten Auftritte mit einiger Vorliebe für das Wunderbare und mit einer gewissen Glaubwilligkeit beigewohnt hätte, die ihn hinderte, die Augen gehörig aufzuthun, und die Art und Weise, wie dieser angebliche Zauberauftritt eigentlich bewerkstelliget wurde, ausfindig zu machen. Gesetzt nun aber auch, daß Alles wirklich so geschah, wie dieser Mann es wahrzunehmen glaubte, so konnte es doch, zweitens, immer noch sehr natürlich damit zugehn, ungeachtet Unsereiner, der von dem Orte, wo das Possenspiel aufgeführt wurde, ein paar tausend Meilen entfernt ist, und der nun, viele Jahre nachher, bloß die Erzählung davon in einem Buche lieset, unmöglich angeben kann, durch was für Taschenspielerkünste die Täuschung eigentlich bewirkt worden sei. Vielleicht, daß Das, was dem jungen Manne in den Mund geworfen ward, ein plötzlich betäubendes, Ohnmacht und Erbrechen verursachendes Mittel war, welches wir in Europa nicht kennen! Vielleicht, daß die ganze geheimnißvolle Handlung auf Verabredung beruhete, daß der junge Mann sich nur so stellen mußte, als sei er todt, und als lebe er nachher wieder auf! Vielleicht — doch wozu noch mehr Vermuthungen, da schon eine oder die andere von den eben genannten völlig hinreichend ist, uns das Natürliche in diesem ganzen Vorgange begreiflich zu machen; und da gewiß Keiner von meinen jungen Lesern so kindisch leichtgläubig mehr ist, um es wahrscheinlicher zu finden, daß es auf eine übernatürliche Weise damit zugegangen sei? Also

genug hievon, und nun wieder zurück an den eigentlichen Faden unserer Erzählung!)

Nachdem das Oberhaupt seine Anrede geendiget hatte, schloß die ganze Versammlung, die innerhalb der Schranken war, um den neuen Bruder einen Kreis; das Tonspiel hob an, und der große Krieger sang ein Lied, worin, wie gewöhnlich, die kriegerischen Thaten ihrer Völkerschaft erhoben wurden.

Ich erwähnte ihres Tonspiels; dieses besteht in einer Trommel, die aus einem künstlich gearbeiteten Stücke eines hohlen Baums gemacht ist, worüber man eine Haut gespannt hat. Auf diese wird mit einem einzigen Stocke geschlagen. Der dadurch hervorgebrachte Ton ist sehr übellautend, und man gebraucht ihn bloß, um das Zeitmaß damit anzugeben. Zuweilen bedienen sie sich auch einer Art Pfeifen von Rohr, die einen durchdringenden und widrigen Ton haben.

Nunmehr fing der Tanz an. Einige Sänger verstärkten das Tonspiel durch ihre Stimmen, und die Frauenspersonen fielen zuweilen in den Reigen mit ein, wodurch eine wilde, aber eben nicht unangenehme Zusammenstimmung entstand. Ueberhaupt muß ich gestehen, daß dies eins der angenehmsten Feste war, welchen ich unter den Indiern beigewohnt habe.

Ein lächerliches Stück bei diesem Tanze, welches einer Art von Zauberei gleichfalls ähnlich sehen sollte, war vorzüglich auffallend. Die meisten Tänzer hatten ein aufgeblasenes Marder- oder Otterfell in der Hand, das, wenn man darauf drückte, ein pfeifendes Geräusch durch eine darin angebrachte hölzerne Röhre machte. So wie nun dieses Tonwerkzeug Jemand vors Gesicht gehalten wurde, und seinen Laut von sich gab, so fiel er augenblicklich als ein Todter nieder, vermuthlich weil

auch das ein verabredetes Stück des Possenspiels war. Auf diese Weise lagen zuweilen drei oder mehre Mannspersonen und Frauensleute zugleich auf der Erde; allein es währte nicht lange, so schienen sie sich wieder zu erholen, sprangen auf, und mischten sich von neuen in den Tanz. Diese Posse machte selbst den Vornehmen viel Vergnügen. Ich hörte nachher, daß die aufgeblasenen Häute ihre Hausgötter wären.

Nach einigen Stunden hörte der Tanz auf, und nun fing das Gastmahl an. Die Gerichte schienen alle aus Hundefleisch zu bestehn, dessen sie sich, wie ich in der Folge erfuhr, bei ihren öffentlichen Gastereien beständig zu bedienen pflegen. Der junge Weihling muß dasselbe herbeischaffen, es koste was es wolle.

Eben diese Gewohnheit, Hundefleisch bei gewissen feierlichen und religiösen Gelegenheiten zu essen, findet sich auch in den nordöstlichen Ländern von Asien. Die Bewohner eines Theils von Kamschatka schlachten, so oft sie den von ihnen geglaubten Geistern opfern, allemahl ein Rennthier oder einen Hund, essen das Fleisch davon, und stecken den Kopf mit der Zunge auf einen Pfahl, so daß die Stirn nach Osten gekehrt ist. Auch wenn sie ansteckende Krankheiten befürchten, schlachten sie einen Hund, winden seine Gedärme um zwei Pfähle, und gehen dazwischen durch. Das schützt sie denn, ihrer Meinung nach, gegen alle Ansteckung. Auf solche Albernheiten verfällt der ungebildete menschliche Verstand, wenn er von Aberglauben umnebelt ist. Wohl uns, ihr jungen Freunde, daß wir über so Etwas lachen, und unsere armen ununterrichteten Brüder, die noch in so großer Dummheit leben, herzlich dabei bedauern können!

14.

Von den Jagden der Indier.

Die Jagd und der Krieg sind die beiden vornehmsten Beschäftigungen der Indier; fast alle andere Arbeiten überlassen sie den Weibern.

Ein geschickter und entschlossener Jäger wird fast eben so sehr bei ihnen geschätzt, als ein tapferer Krieger. Man hält daher schon die jüngsten Knaben dazu an; und sie erlangen dadurch eine außerordentliche Geschicklichkeit, dem Wilde nachzustellen, und es entweder zu fangen, oder zu erlegen. Es wird auch nicht leicht irgend ein Kunststück, das der menschliche Verstand erfunden hat, Thiere, die ihres Fleisches oder ihres Felles wegen schätzbar sind, zu fangen, bei ihnen unbekannt sein.

Zu Hause liebt der Indier, wie ich schon oben angeführt habe, den Müßiggang; auf der Jagd hingegen verläßt ihn seine angeborne Trägheit gänzlich, und er ist alsdann bis zum Bewundern thätig, geduldig und unermüdlich. Sie wissen die Mittel, ihren Raub auszuspähen, eben so gut, als die, ihn zu fangen. Selbst da, wo jedes andere Auge nichts mehr sieht, unterscheiden sie die Spur des Wildes, und verfolgen es mit der größten Zuverlässigkeit durch unwegsame Wälder.

Diejenigen Thiere, welche von den Indiern, ihres Fleisches oder ihrer Felle wegen, gejagt werden, sind Büffel, Elendthiere, Rehe, Musethiere, Bären, Rennthiere, Biber, Marder u. s. w. Die Beschreibung dieser Thiere wird weiter unten folgen; jetzt will ich die Art, wie sie gejagt werden, erzählen.

Schon in ihren Sommerversammlungen bestimmen sie, wie alle sonstigen Wintergeschäfte, so auch die Ge-

genden, worin gejagt werden soll, und die Parteien, welche auf die verschiedenen Züge ausgehen müssen. Der Hauptkrieger, dessen Amt es mit sich bringt, die nöthigen Einrichtungen dazu zu treffen, läßt Alle, die ihm folgen wollen, feierlich einladen; denn auch hiebei, wie bei jeder andern Sache, finden keine eigentliche Befehle Statt, weil die Indier, wie schon oben erwähnt worden ist, von einer wirklichen Oberherrschaft und von einem gesetzlichen Zwange ganz und gar keinen Begriff haben. Ein Jeder nun, der die Einladung annimmt, bereitet sich dazu dadurch vor, daß er — etliche Tage fastet.

Wohlverstanden, daß das Fasten der Indier nicht, wie bei verschiedenen andern Völkern, bloß darin besteht, daß man nur die schmackhaftesten und kostbarsten Dinge, oder sogenannte Fastenspeisen isset, sondern, daß es dabei wirklich ernsthaft gemeint ist! Sie enthalten sich in der That alles möglichen Essens und Trinkens, und ihre Geduld und Standhaftigkeit geht darin so weit, daß der heftigste Durst sie nicht bewegen kann, auch nur einen Tropfen Wasser zu kosten. Und bei dieser strengen Enthaltsamkeit behalten sie dennoch immer den Anschein von Zufriedenheit und Heiterkeit.

Wozu diese Vorbereitung durch Fasten dienen solle? Ihrer Meinung nach dazu, um desto freier zu träumen, und in diesen Träumen zu erfahren, wo das meiste Wild anzutreffen sei; zugleich aber auch dazu, den Zorn der bösen Geister abzuwenden, und sich ihre Gunst zu erwerben. So hat der Aberglaube sich in alle ihre Verrichtungen gemischt! Sie mahlen um diese Zeit auch alle mit Kleidern nicht bedeckte Theile ihres Körpers schwarz.

Nach geendigter Fastenzeit giebt der Anführer den verschiedenen Parteien ein großes Gastmahl, woran aber

Niemand Theil nehmen darf, der sich nicht zuvor gebadet hat. Nun sollte man wol vermuthen, daß sie bei diesem Gastmahle, nach einem zweitägigen Fasten, unmäßig schmausen, und sich mit Speisen mehr als gewöhnlich überladen würden; aber nein! sie suchen vielmehr eine Ehre darin, sich bei dieser Gelegenheit recht mäßig zu zeigen. Der Anführer erzählt ihnen dabei die Thaten Derer, die bei dem Geschäfte, das sie jetzt vorhaben, am meisten geleistet hatten. Nach geendigtem Mahle treten sie ihren Zug, überall schwarz bestrichen, unter dem Zujauchzen des ganzen Volks, nach der bestimmten Gegend an.

Auf der Jagd selbst ist ihre Geschicklichkeit im Ausspüren, und ihre Geduld bei der Verfolgung des Wildes, in der That bewunderenswürdig. Keine Gebüsche, Gräben, Flüsse oder Moräste können sie aufhalten. Sie verfolgen es immer in der geradesten Linie, ohne sich durch irgend Etwas hindern zu lassen, und es giebt daher wenige Thiere in den Gehölzen, die sie nicht einholen könnten.

Jetzt will ich die vorzüglichsten Arten ihrer Jagd beschreiben.

Wenn sie auf die Bärenjagd ausgehn, so bemühen sie sich, das Lager dieser Thiere zu entdecken, die, so lange die strenge Witterung dauert, sich in hohlen Baumstämmen oder Erdlöchern verbergen, wo sie ohne Nahrung zubringen. Haben sie einen Ort erreicht, wo sie dergleichen vermuthen, so machen sie, je nachdem ihrer viele oder wenige sind, einen größern oder kleinern Kreis, und suchen, indem sie sich sämmtlich dem Mittelpunkte nähern, den eigentlichen Aufenthalt des Thieres ausfindig zu machen. Auf diese Art sind sie gewiß, Alles, was sich in der Kreisfläche befindet, aufzujagen,

und mit Flinten oder Bogen zu fällen. Der Bär flieht aber, sobald er nur einen Menschen oder einen Hund ansichtig wird, und wehrt sich nicht anders, als wenn er von Hunger geplagt oder verwundet wird.

Auf der Büffeljagd verfahren sie anfangs auf die nämliche Weise. Sie schließen nämlich auch erst einen Kreis, oder ein Viereck, und stecken, sobald Jeder seinen Posten eingenommen hat, das Gras, welches um die Zeit dieser Jagd gewöhnlich trocken ist, in Brand. Die Büffel, die sich sehr vor dem Feuer fürchten, rennen hierauf in einen engen Raum zusammen, und machen dadurch Denen, welche sie erlegen wollen, leichtes Spiel.

Elendthiere, Rehe und Rennthiere jagen sie auf mehr als eine Art. Zuweilen suchen sie dieselben in den Wäldern auf, wo sie leicht hinter den Bäumen geschossen werden können. Zuweilen machen sie sich, um sie zu fangen, die Witterung zu Nutze. Wenn nämlich die Sonne eben stark genug wird, um den Schnee zu schmelzen, und sich dann durch Nachtfröste eine Rinde auf denselben setzt, so bricht dies Thier mit seinem gespaltenen Hufe leicht durch, und kann sich, ohne viele Mühe, nicht wieder los machen. Man jagt es daher gerade in dieser Zeit; und da fällt es denn nicht schwer, es einzuholen und zu erlegen.

Einige Völkerschaften jagen diese Thiere auf eine noch leichtere und weniger gefährliche Art. Sie wählen nämlich eine Stelle nahe bei einem Flusse, und theilen sich allda in zwei Parteien, wovon die eine sich in Fahrzeuge setzt, indeß die andere einen halben Kreis auf dem Lande macht, dessen Arme sich bis ans Wasser erstrecken. Wenn sie hierauf ihre Hunde loslassen, so wird alles Wild, welches sich innerhalb des Kreises befindet, aufgejagt und in den Fluß getrieben. Hier wird

es dann von den in den Fahrzeugen befindlichen Indiern leicht erschossen. Auf diese Weise sichern sie sich vor der Wuth verwundeter Büffel und Elendthiere, welche sich kühn gegen ihre Verfolger zu wenden und sie unter die Füße zu treten pflegen.

Die einträglichste unter allen Jagden, vorzüglich in den nördlicheren Gegenden, ist unstreitig die Biberjagd. Auf diese legen sie sich daher auch ganz vorzüglich. Die Zeit dazu ist der ganze Winter, vom November bis zum April, weil alsdann das Fell dieser Thiere seine größte Vollkommenheit erreicht hat. Gewöhnlich fängt man sie in Schlingen.

Da diese Thiere ein ungemein scharfes Gesicht und ein sehr feines Gehör haben, so muß man sich ihrem Aufenthalte mit großer Vorsicht nähern. Sie gehen selten weit vom Wasser weg, und bauen ihre Häuser gewöhnlich dicht an einem großen Fluß oder See, können daher leicht sich ins tiefste Wasser begeben, wo sie dann bis auf den Grund untertauchen und unerreichbar sind. Sie schlagen dabei mit ihrem Schwanze stark aufs Wasser, um ihrer ganzen Gesellschaft ein Warnungszeichen zu geben.

In Fallen werden sie auf folgende Weise gefangen. Ungeachtet sie, wie bekannt, einen Wintervorrath einsammeln, so pflegen sie doch von Zeit zu Zeit in die benachbarten Gegenden zu streifen, um frische Lebensmittel einzuholen. Man stellt ihnen daher eine Falle in den Weg, unter welche kleine Stücken Rinde oder junge Sprößlinge gelegt werden. Sobald der Biber diese berührt, fällt ein schwerer Klotz auf ihn herunter, und zerbricht ihm den Rücken.

Sonst haut man auch Oeffnungen in das Eis, welchen die Biber, wenn sie aus ihren Häusern verjagt

sind, sich zu nähern pflegen, um frische Luft zu schöpfen. Ihr Athem macht eine ziemliche Bewegung im Wasser, und die Jäger können daher ihre Annäherung leicht bemerken, und sich fertig halten, sie auf den Kopf zu schlagen, sobald sie über dem Wasser zum Vorschein kommen. Zuweilen zieht man auch, indem man ihre Häuser zerstört, Netze unter dem Eise her und fängt sie damit auf. Allein man muß sie nicht lange ruhig darin lassen, weil sie mit ihren scharfen und langen Zähnen sich sonst leicht wieder daraus befreien.

Die Indier verhindern sorgfältig, daß ihre Hunde die Knochen der getödteten Biber benagen; und sie haben hiezu einen zweifachen Grund, wovon der eine vernünftig, der andere abergläubisch ist. Diese Knochen sind nämlich ungemein hart, und die Hunde würden daher leicht die Zähne daran verderben können. Aber außerdem besorgen die Indier, daß die Geister der Biber eine solche Mißhandlung ihrer ehemahligen Körper übel nehmen, und aus Rache ihnen die nächste Jagdzeit verderben dürften. Also bis auf die Biberseelen erstreckt sich der Aberglaube dieser geisterscheuen Leute.

Für die Felle dieser Thiere tauschen die Jäger von den Europäern die ihnen nothwendigen Waaren ein, weil sie von diesen höher geschätzt werden, als alles andere Amerikanische Rauchwerk. Meine jungen Leser wissen schon, daß man das Haar dieser Felle vornehmlich dazu gebraucht, die feinste Art von Hüten, oder die sogenannten Kastorhüte, auch andere feine Haararbeiten, als Strümpfe und Mützen, daraus zu verfertigen.

Das Fleisch der gefangenen Büffel, Elendthiere, Rehe u. s. w. fällt gewöhnlich dem ganzen Stamme, zu dem die Jäger gehören, anheim. Zum Biberfange hingegen vereinigen sich gemeiniglich nur etliche Fami-

lien, und was diese fangen, das behalten sie für sich. Man hört indeß in beiden Fällen niemahls, daß Neid oder Zänkereien darüber entständen. Glückliche Indier, bei welchen das Mein und Dein so selten bösartige Leidenschaften erweckt, und so selten eine Ursache zu gegenseitigen Feindschaften und Verfolgungen wird!

Bei den Nadowessiern gilt folgendes Jagdgesetz: wenn Jemand ein Stück Wild dergestalt anschießt, daß es noch eine Strecke fortläuft, ehe es hinfällt, so muß er es demjenigen überlassen, welcher nahe genug ist, um ein Messer dareinzustoßen, ehe Jener herbeikommt, wäre der Andere auch von einem fremden Stamme. Ungeachtet dies ungerecht zu sein scheint, so lassen sie es sich doch gefallen, weil es einmahl festgesetzt ist. Andere Indier haben dagegen die Gewohnheit unter sich eingeführt, daß Derjenige, der zuerst ein Stück Wild anschießt, auch allemahl den besten Theil davon erhält.

15.

Von der Art der Indier, Krieg zu führen.

Früh fangen die Indier an, die Waffen zu tragen, und erst im späten Alter hören sie auf, an den Kriegen ihrer Völkerschaft Theil zu nehmen. Ihre Verpflichtung dazu währt vom sechzehnten bis zum sechzigsten Jahre. Nur bei einigen südlichern Völkerschaften sind sie schon mit dem funfzigsten Jahre davon freigesprochen.

Jeder Stamm hat eine Zahl auserlesener Leute, die vorzugsweise Krieger genannt werden. Diese müssen immer, so wie die Umstände es erfodern, bald zum Angriffe, bald zur Vertheidigung bereit sein. Die Lage ihres Landes bestimmt die Art ihrer Bewaffnung. Diejenigen nämlich, welche mit Europäern umgehen und

Handel treiben, haben Messer, Aexte und Flinten; diejenigen hingegen, welche in den entferntern Gegenden jenseits des Mississippi wohnen, und sich diese Waffen nicht anschaffen können, führen Bogen, Pfeile und Streitkolben oder sogenannte Kopfbrecher (*Cassetêtes.*)

Noch weiter gegen Westen hin, in denjenigen Ländern, welche bis an die Südsee grenzen, bedienen sich die Eingebornen einer sehr seltsamen Art von Waffen. Sie führen nämlich bloß einen mittelmäßig großen Stein bei sich, der an einer ungefähr fünf Fuß langen Schnur befestiget ist, und ihnen am rechten Arme hängt. So bewaffnet sitzen sie zu Pferde, als an welcher Thierart sie einen Ueberfluß haben. Den Stein selbst halten sie ganz bequem in der Hand, bis sie ihrem Feinde nahe genug gekommen sind. Dann wissen sie denselben in vollem Rennen so geschickt zu werfen, daß sie ihren Gegenstand selten verfehlen. Da das Land, welches diese Stämme bewohnen, aus weitläufigen Ebenen besteht, so kommen ihre Feinde selten daraus zurück, weil sie diese mit ihren schnelllaufenden Pferden leicht einholen können.

Die Nadowessier, die mit diesem Volke Krieg geführt hatten, erzählten mir, daß sie sich bloß durch Moräste und Gebüsche gegen sie hätten sichern können. Nur dann, wenn sie dieselben an solchen Plätzen, die für Pferde unwegsam waren, angriffen, konnten sie sich den Sieg versprechen.

Einige Völkerschaften bedienen sich zwar auch eines Wurfspießes, an dessen Ende ein spitziger Knochen befestiget ist, aber die gewöhnlichste Art der Waffen, und welche bei den meisten in Gebrauch ist, sind doch Bogen und Pfeile, nebst dem kurzen Streitkolben. Dieser

letzte wird, aus einem sehr harten Holze gemacht, der Kopf daran hat die Gestalt einer Kugel von ungefähr viertehalb Zoll im Durchmesser, und an dieser Kugel ist eine Schneide, wie bei der Streitaxt, befestiget, welche aus Stahl oder Kieselstein gemacht ist.

Bei den Nadowessiern sah ich noch einige andere Arten von Wäffen, nämlich einen Dolch und einen Schild, allein beide nur in geringerer Anzahl. Letzterer glich dem Schilde der Alten, und war von rohen Büffelhäuten verfertiget. Ersterer wurde ehemahls aus Knochen oder Kieselsteinen gemacht; allein seitdem sie mit Europäischen Kaufleuten handeln, so verfertigen sie ihn aus Stahl. Er ist ungefähr zehn Zoll lang, und nahe beim Handgriffe etwa drei Zoll breit. Seine Ecken sind sehr scharf, und gehen allmählig in eine Spitze über. Er wird in einer Scheide von Rehfellen, die mit Stacheln vom Stachelschweine geziert ist, getragen, und hängt gewöhnlich an einer auf die nämliche Art geschmückten Schnur, die nur bis auf die Brust herunter geht. Dieser Dolch wird indeß nur von einigen der vornehmsten Anführer getragen, und scheint bloß ein Unterscheidungszeichen zu sein.

Was die Ursachen betrifft, um welcher willen die Indier mit ihren Nachbaren Krieg zu führen pflegen, so sind sie, im Ganzen genommen, ungefähr von der nämlichen Beschaffenheit, als diejenigen, welche in Europa geführt werden; nur daß jene größtentheils vernünftiger und gerechter sind. Eroberungssucht verleitet sie selten, vielleicht niemahls, Krieg anzufangen. Ihre häufigen und blutigen Fehden entstehen vielmehr größtentheils daher, daß eine jede Völkerschaft ihre Jagdgerechtigkeiten innerhalb gewisser Grenzen behauptet, oder das Land, das sie einmahl durch den langen Besitz

als ihr Eigenthum ansieht, gegen alle Eingriffe sichern will. Jeder einzelne Indier, selbst der einfältigste unter ihnen, kennt die Rechte seines Volks auf das demselben zukommende Gebiet, und ist immer bereit, sich jeder Verletzung dieser Rechte zu widersetzen. So wenig das Herz dieser Leute an irgend einem Privateigenthume klebt, so eifersüchtig sind sie auf jede Verletzung der Rechte und Besitzungen ihrer Völkerschaft. Auch dadurch zeigt sich der ihnen eigenthümliche außerordentliche Gemeingeist.

Indeß muß man, eben nicht zu ihrem Lobe, gestehen, daß die Begierde nach Rache, und der Trieb, sich durch tapfere Thaten hervorzuthun — die beiden Hauptleidenschaften dieser Völker — bei weiten die gewöhnlichste Ursache zu ihren Kriegen sind. Sie lernen von früher Jugend an, daß man nach nichts mehr trachten müsse, als den Ruhm eines großen Kriegers zu erwerben, und daß es kein glänzenderes Verdienst gebe, als eine Menge Feinde zu erschlagen oder gefangen zu nehmen. Diese Rachbegierde wird ihnen gleichfalls mit der Muttermilch, und zwar als eine Tugend eingeflößt. Beide Triebfedern wirken daher sehr stark in ihnen, und reizen sie zu Krieg und Blutvergießen.

Die kriegerische Beredsamkeit ihrer Anführer trägt indeß nicht wenig dazu bei, sie, so oft diese wollen, zu bewegen, die Waffen zu ergreifen. »Die Knochen unsrer erschlagenen Landsleute,« rufen ihnen diese zu, »liegen noch unbedeckt. Sie fodern uns auf, ihr erlittenes Unrecht zu rächen, und es ist unsre Pflicht, ihnen zu gehorchen. Ihre Geister schreien gegen uns, und wir müssen sie besänftigen. Höhere Geister, die Wächter unserer Ehre, flößen uns den Entschluß ein, die Mörder unserer Brüder aufzusuchen. Auf! laßt uns gehen

und Diejenigen verschlingen, durch welche sie fielen! Sitzt nicht länger unthätig, folgt vielmehr dem Triebe eurer angebornen Tapferkeit, salbt euer Haar, bemahlt euer Antlitz, füllt eure Köcher, laßt die Wälder von eurem Gesange wiederhallen, tröstet die Geister der Erschlagenen, und gelobet ihnen Rache!« Durch solche Auffoderungen begeistert, ergreifen sie wüthend die Waffen, stimmen ihr Kriegslied an, und brennen vor Ungeduld, ihre Hände in dem Blute ihrer Feinde zu waschen.

Kleine kriegerische Streifereien werden oft von einzelnen Parteien, ohne vorhergegangene öffentliche Berathschlagung, unternommen. Ja zuweilen ist ein einziger Krieger, wenn Rache oder die Begierde, seine Tapferkeit zu zeigen, ihn treiben, im Stande, ganz allein etliche hundert Englische Meilen weit zu laufen, und zerstreute Feinde zu überfallen und zu ermorden. Das wird nun zwar von den ältesten und verständigsten Anführern nicht gebilliget, aber sie müssen doch dabei durch die Finger sehn, weil sie kein Recht haben, weder es zu verhindern, noch zu bestrafen.

So oft hingegen ein Krieg geführt werden soll, der das ganze Volk betrifft, so stellt man jedesmahl erst allgemeine und ernsthafte Berathschlagungen darüber an. Dann versammeln sich nicht bloß die Aeltesten und Häupter im Rathe, sondern auch die jungen Leute werden zugelassen. Hier wird dann Alles reiflich erwogen, und die ganze bevorstehende Unternehmung in sorgfältige Ueberlegung genommen.

Bei solchen Gelegenheiten werden auch die Priester, ja sogar auch die klügsten unter ihren Weibern um Rath gefragt. Wird die Unternehmung dann endlich beschlossen, so werden die Vorbereitungen dazu mit vielen Feierlichkeiten gemacht.

Ordentlicher Weise ist der Hauptkrieger eines Volks ihr persönlicher Anführer im Kriege; doch dies nicht immer. Zweilen überträgt er auch wol die Anführung einem Krieger, dessen Tapferkeit und Vorsicht man schon bei andern Gelegenheiten bewährt gefunden hat. Wer nun aber auch der Anführer ist, der wird über und über schwarz bestrichen, und ist verpflichtet, etliche Tage mit der größten Strenge zu fasten. Dabei muß er den großen Geist um seinen Beistand anflehen, und den Zorn der bösen Geister abzuwenden oder zu besänftigen suchen. So lange dieses Fasten dauert, darf er mit Keinem von seinem Stamme sprechen.

Es ist schon angemerkt worden, daß diese abergläubigen Leute bei solchen Gelegenheiten genau auf ihre Träume achten. Das muß nun besonders auch der Anführer während seiner Fasten thun, weil, ihrer kindischen Meinung nach, der glückliche Erfolg größtentheils davon abhangen soll. Diese Träume sind indeß fast immer vortheilhaft, weil der kühne und stolze Indier wachend nichts Anders denkt, als daß ein gewisser Sieg ihn überall begleiten werde.

Man sollte glauben, daß eine öftere Erfahrung von der Trüglichkeit solcher Träume diesen Leuten schon längst allen Glauben daran benommen haben müsste; aber nein! es geht ihnen hierin gerade so, wie dem einfältigen Pöbel unter uns, der bekanntlich von ebendieser Geistesschwäche eben so wenig geheilt werden kann, ungeachtet unter tausend Träumen, die er für bedeutend hält, kaum Einer durch bloßen Zufall sich bestätiget, indeß neun hundert neun und neunzig falsch befunden werden. Aber diese neun hundert und neun neunzig werden nicht geachtet; nur jener einzige, der zufälliger Weise mit nachherigen Begebenheiten einige Aehnlichkeit

hatte, wird gemerkt, behalten, verbreitet, und bei jeder Gelegenheit als ein Beweis für die eingebildete Gültigkeit der Träume angeführt. So bei uns, und so auch bei den Indiern!

Nach geendigter Fastenzeit versammelt der Anführer seine Krieger, und redet sie, mit dem obenbeschriebenen Gürtel Wampum in der Hand, folgendermaßen an:

»Brüder, ich rede jetzt auf Eingebung des großen Geistes mit euch. Durch ihn werde ich mein Vorhaben, das ich euch entdecken will, ausführen können. Das Blut unserer gefallenen Brüder ist noch nicht völlig vertrocknet; ihre Körper liegen noch unbedeckt, und mir liegt es jetzt ob, ihnen diese Pflicht zu erzeigen.«

Er macht ihnen hierauf die Beweggründe bekannt, die es nöthig machen, die Waffen gegen ein gewisses Volk zu ergreifen, und beschließt seine Rede ungefähr mit folgenden Worten:

»Ich bin daher entschlossen, den Kriegsweg zu gehn, und sie zu überfallen. Wir wollen ihr Fleisch essen und ihr Blut trinken; wir wollen Hände von Erschlagenen und Gefangenen zurückbringen; und sollten wir bei diesem glorreichen Unternehmen umkommen, so werden wir nicht immer im Staube verborgen liegen. Dieser Gürtel soll die Belohnung Dessen sein, der die Todten begraben wird.«

Mit diesen Worten legt er den Gürtel auf die Erde, und der Krieger, der ihn aufnimmt, erklärt sich dadurch zu seinem Gehülfen, und wird von Stund an als der zweite Anführer angesehen. Es versteht sich indeß, daß Keiner, als ein angesehener Krieger, der sich durch die Menge erlegter Feinde schon ein Recht zu dieser Stelle erworben hat, den Gürtel aufnehmen darf.

Wenn der Anführer sagt, daß sie das Fleisch ihrer

Feinde essen und ihr Blut trinken wollen, so muß man das nicht buchstäblich verstehen. Es ist dies nur ein figürlicher Ausdruck, der weiter nichts sagen will, als daß sie sich an ihren Feinden rächen, und ihre Augen an dem Blute derselben laben wollen. Indessen ist doch so viel wahr, daß sie zuweilen, um groß zu thun, oder ihre Rachbegierde auf eine recht auffallende Weise zu befriedigen, das Herz ihres erschlagenen Feindes wirklich zu fressen und von dem Blute desselben zu trinken pflegen. Aber laßt uns unsre Augen von einem so scheußlichen und unnatürlichen Schauspiele so geschwind als möglich wieder wegkehren, und die ferneren Vorbereitungen zu ihren Kriegen hören.

Wenn die jetztbeschriebene Feierlichkeit geendiget ist, so wird dem Anführer die schwarze Farbe wieder abgewaschen. Man besalbt ihn dafür mit Bärenfett, und bemahlt ihn hierauf roth, und zwar mit solchen Figuren, welche, ihrer Meinung nach, dem Feinde das meiste Schrecken einflößen können. Dann besingt er in einem Kriegsliede seine Heldenthaten, und betet darauf mit allen Kriegern zum großen Geiste, wobei Jeder seine Augen gegen die Sonne richtet.

Und nun folgen die obenbeschriebenen Tänze. Den Beschluß macht ein Gastmahl, das gewöhnlich aus Hundesfleisch besteht. Jeder Krieger, der den Anführer auf dem bevorstehenden Zuge begleiten will, erhält seinen Theil davon; er selbst aber bleibt, des vorhergegangenen langen Fastens ungeachtet, so lange als das Fest währt, ruhig mit der Pfeife im Munde sitzen, und erzählt die tapfern Thaten seiner Familie.

Unterdeß verfertigen die Priester, die zugleich ihre Aerzte sind, allerhand heilende Arzeneien für Diejenigen, welche Wunden bekommen werden. Sie sammeln dazu,

unter vielen Feierlichkeiten, eine Menge Kräuter und Wurzeln, und behaupten, daß sie die heilenden Kräfte derselben durch ihre Gaukeleien vermehren können. So viel ist gewiß, daß diese Priester die arzeneilichen Eigenschaften vieler Kräuter kennen, und daß das nicht wenig dazu beiträgt, sie in den Augen des Volks ehrwürdig und wichtig zu machen.

Als vor einiger Zeit ein Deutscher Schriftsteller *) in gutgemeinter Absicht unsern vaterländischen Landgeistlichen rieth, daß auch sie in ihren Nebenstunden sich ein wenig auf die Heilkunde legen möchten, so sagten die Leute, der Mann gehe damit um, den ehrwürdigen Stand der Geistlichen herabzuwürdigen, und die Religion umzustoßen. So verschieden wird eine und ebendieselbe Sache in verschiedenen Weltgegenden angesehn! —

Während der ganzen Zeit, die zwischen dem Tage, da der Krieg beschlossen wurde, bis zum Abzuge der Krieger verfließt, werden die Nächte mit Lustbarkeiten, die Tage mit nothwendigen Zurüstungen hingebracht.

Zuweilen wird für gut befunden, eine benachbarte Völkerschaft um ihren Beistand zu ersuchen. In diesem Falle wird einer von den Anführern, der die Sprache des andern Volks versteht und dabei ein guter Redner ist, erwählt, und mit einem Wampumgürtel, nebst einer rothbemahlten Axt, dahin geschickt. Auf dem Gürtel ist die Absicht seiner Sendung durch Figuren ausgedruckt, die jedem Indier verständlich sind.

Sobald dieser den Wohnort des Volks erreicht, so beruft der dortige Anführer alsobald einen Rath zusammen, vor welchem der Gesandte erscheinen muß. Hier wirft er die Axt auf den Boden, und erklärt, mit dem

*) Der Herausgeber dieser Reisen.

Gürtel in der Hand, wozu man ihn abgeschickt habe. Er überreicht dabei den Wampumgürtel, und bittet sie, die Axt von der Erde aufzunehmen.

Ist man nun geneigt, den Antrag zu genehmigen, so tritt einer von den Anführern hervor, und nimmt die Axt auf. Dann kann die hülfesuchende Völkerschaft versichert sein, daß man sich ihrer treulich annehmen werde. Wird aber weder die Axt noch der Gürtel angenommen, so schließt der Abgesandte hieraus, daß man sich schon mit den Feinden seines Volks verbunden habe, und eilt, so sehr er kann, um die unangenehme Nachricht hievon zurückzubringen.

Jetzt muß ich meinen jungen Lesern auch die Art erzählen, wie die Indier bei ihrer Kriegserklärung zu verfahren pflegen.

Diese besteht darin, daß sie eine am Stiele rothbemahlte Axt durch einen Sklaven überschicken. Dieser Auftrag ist gefährlich, denn oft muß der Bote, indem er sich desselben entlediget, mit seinem Leben dafür büßen. Nichtsdestoweniger wird er immer treulich ausgerichtet.

Oft erregt dies Herausfoderungszeichen bei dem Volke, dem es zugesandt wird, eine solche Wut, daß sogleich ein kleiner Trupp von demselben davon rennt, ohne erst die Erlaubniß der Aeltern abzuwarten, um den ersten den besten von der angreifenden Völkerschaft, der ihnen aufstößt, auf die grausamste Weise umzubringen. Sie hauen nämlich einem solchen unglücklichen Opfer ihrer Wut den Leib auf, und stecken eben eine solche Axt, als ihnen überschickt wurde, auch wol einen Spieß oder einen Pfeil, dessen Ende roth bemahlt ist, in das Herz desselben. Dann verstümmeln sie seinen Körper an verschiedenen Theilen, wodurch sie ihrem Feinde zu

erkennen geben wollen, daß man sie nicht für Männer, sondern für schwache und wehrlose alte Weiber halte.

Selten ziehen die Indier in großen Haufen zu Felde; denn da müßten sie auch Anstalten für ihren Unterhalt auf den langen Märschen durch öde Wälder, oder über Moräste und Seen treffen, und das würde ihnen mehr Mühe machen, als sie sich geben mögen. So aber nehmen sie weder Gepäck, noch Lebensmittel mit. Jeder Krieger trägt, außer seinen Waffen, bloß eine Matte, und verläßt sich darauf, daß er auf dem Marsche Wild oder Fische zu seinem Unterhalte finden werde.

So lange sie dem Feinde noch nicht sehr nahe zu sein glauben, sind sie wenig auf ihrer Hut. Sie zerstreuen sich vielmehr in die Wälder, um der Jagd obzuliegen, und zuweilen bleiben kaum zwölf Krieger zusammen. Aber wenn sie auch noch so weit sich vom Kriegswege entfernen, so kann man doch vollkommen sicher sein, daß sie sich zur bestimmten Zeit wieder auf dem Sammelplatze einfinden werden.

Die hohe Meinung, die sie von sich selbst haben, macht, daß sie sich wenig Mühe geben, sich vor Ueberfällen in Sicherheit zu stellen. Sie schlagen daher ihre Zelte lange vor Sonnenuntergang auf, so daß der Feind, wenn er will, den Ort ihres nächtlichen Aufenthalts bemerken kann. Dann legen sie sich, ohne Posten auszustellen, ruhig schlafen, und verlassen sich auf den Schutz ihrer Hausgötter — der obenbeschriebenen Otter- oder Marderfelle — die sie immer mit sich führen, und von welchen sie, trotz ihrer öftern Erfahrung vom Gegentheil, fest versichert sind, daß sie Schildwachenstelle für sie vertreten. Diese Felle werden bei einigen Völkerschaften Manitus, bei andern Wäkon, d. i. Gei-

ster, genannt, und sie stehen bei ihnen in ausnehmlicher Achtung.

Diese ihre Unvorsichtigkeit hört indeß auf, sobald sie sich innerhalb der feindlichen Grenzen befinden. Dann werden sie auf einmahl äußerst behutsam. Sie zünden weiter kein Feuer an, man hört sie nicht mehr schreien, und sie gehen nun nicht mehr auf die Jagd. Ja sie erlauben sich nicht einmahl mehr mit einander zu sprechen, sondern theilen sich ihre Gedanken durch Zeichen und Geberden mit.

Von offenbaren Angriffen halten sie nichts; denn sie glauben, daß sie davon wenig Ehre haben würden. Destomehr legen sie sich auf Kriegslisten und plötzliche Ueberfälle, als welche sie für ungleich rühmlicher halten. Selten greifen sie an, wenn nicht der Vortheil ganz offenbar auf ihrer Seite ist. Finden sie daher den Feind auf seiner Hut, oder zu gut gedeckt, oder zu zahlreich, so ziehen sie, wenns ihnen immer möglich ist, sich alsobald zurück. Die vorzüglichste Eigenschaft eines Hauptkriegers besteht bei ihnen darin, daß er einen Angriff gehörig zu ordnen, und viele Feinde mit geringem Verluste zu erlegen weiß.

Ihre Angriffe thun sie gewöhnlich kurz vor Tagesanbruch, weil sie alsdann ihre Feinde im tiefsten Schlafe zu finden hoffen. Die ganze vorhergehende Nacht liegen sie platt auf der Erde, und nähern sich, auf Händen und Füßen kriechend, bis auf einen Bogenschuß dem feindlichen Lager. Jetzt springen sie, auf ein von dem Hauptkrieger gegebenes Zeichen, Alle auf, schießen ihre Bogen ab, und stürzen, ohne ihren Gegnern Zeit zu lassen, sich von ihrer Verwirrung zu erholen, mit ihren Aexten und Streitkolben über sie her.

Zuweilen verbergen sie sich hinter Bäumen, Hügeln

geln, oder Felsen, thun alsdann etliche Schüsse, und ziehn sich unentdeckt wieder zurück. Diejenigen Europäer, welche diese Indische Art zu fechten noch nicht kannten, haben oft die schrecklichsten Wirkungen davon erfahren.

Wenn die Indier in ihrem Ueberfalle glücklich sind, so läßt sich der fürchterliche Auftritt, den ihre Wut erregt, kaum beschreiben. Die Grausamkeit der Sieger und die Verzweiflung der Besiegten, die sehr gut wissen, was für ein Schicksal ihnen bevorsteht, wenn sie gefangen werden, machen, daß Beide ihre äußersten Kräfte anstrengen. Der Anblick der Streitenden, die Alle roth und schwarz gemahlt, und mit dem Blute der Erschlagenen besudelt sind, das fürchterliche Geheul und ihre grenzenlose Wut übersteigen alle Begriffe eines Europäers.

Ich bin oft ein Zuschauer davon gewesen; einmahl nahm ich sogar selbst auf eine sehr traurige Weise Antheil daran, und mein gänzliches Unvermögen, Widerstand zu leisten, machte den Auftritt noch schrecklicher für mich. Noch schwebt mir jeder Umstand davon im Gedächtnisse, und eine Erzählung davon wird die viehische Wut der Indier in ein eben so helles als schreckliches Licht stellen.

16.

Ein Beispiel von Indischer Grausamkeit.

Als General Webb, der 1757 das Englische Heer in Nordamerika anführte, bei dem Fort Edward sein Lager hatte, so lief die Nachricht ein, daß die Französischen Truppen unter dem General Montcalm gegen das Fort William Henry anrückten. Auf diese

Nachricht schickte er einen Abtrab (Détachement) von 1500 Mann, die theils aus Engländern, theils aus Inländern oder Amerikanischen Landtruppen bestanden, zur Verstärknng der Besatzung ab. Ich selbst befand mich mit dabei, und zwar als Freiwilliger bei den Inländern.

Diese Vorsorge des Englischen Befehlshabers war nicht vergeblich; denn nicht lange nach unserer Ankunft sahen wir den Georgensee, woran das Fort liegt, mit einer unzähligen Menge von Böten bedeckt. Einige Stunden danach wurden wir wirklich angegriffen, und unser Feind bestand aus 11000 Franzosen und 2000 Indiern. Wir selbst waren nur 2300 Mann stark, und der tapfre Oberste Monro war unser Befehlshaber.

Dieser vertheidigte sich mit großer Entschlossenheit. So oft der Französische General ihn auffodern ließ, gab er jedesmahl zur Antwort: »er sehe sich noch recht gut im Stande, ihm zu widerstehen, und könne, sobald er es bedürfe, Verstärkung von der Englischen Armee erhalten.

Dies Letzte war indeß ohne Grund. Denn General Webb, den er wirklich um Hülfe ersuchen ließ, schrieb ihm zurück, daß er das Fort unter guten Bedingungen nur immer übergeben möge, weil es nicht in seinem Vermögen stehe, ihm Beistand zu leisten. Unglücklicher Weise war dieser Brief dem Französischen General in die Hände gerathen. Dieser ließ hierauf den Englischen Befehlshaber sogleich um eine persönliche Zusammenkunft ersuchen; und diese wurde bewilliget. Beide Befehlshaber kamen hierauf, von einer kleinen Wache begleitet, mitten zwischen den Verschanzungen zusammen, und General Montcalm verlangte, daß das Fort, als dem Könige, seinem Herrn, zugehörig, ihm übergeben

werde. Der Oberste Monro erwiederte, daß er nicht wisse, worin das angebliche Recht des Königs von Frankreich auf diesen Platz bestehe, und daß er sich ferner tapfer zu vertheidigen gedenke.

Der Französische Befehlshaber zog hierauf den aufgefangenen Brief des Generals Webb hervor, und sagte: »Hier ist die Vollmacht, die mich berechtiget, das Fort in Besitz zu nehmen!« Der Oberste las, erstaunte, und sah sich nunmehr gezwungen, sich in Unterhandlungen einzulassen.

Das Fort wurde übergeben, und der Besatzung, ihrer bewiesenen Tapferkeit wegen, verwilliget, mit allen kriegerischen Ehrenzeichen abzuziehen. Man versprach ihr überdas bedeckte Wagen, zur Abführung ihres Gepäcks, und eine Wache, die sie gegen die Wut der Wilden schützen sollte. Aber dieser Vertrag blieb schändlicher Weise unerfüllt.

Unser kleines Heer, welches jetzt auf 2000 Mann (Weiber und Kinder ungerechnet) zusammengeschmolzen war, mußte sich am folgenden Morgen innerhalb der Festungswerke stellen, und war eben in Begriff abzuziehen, als eine große Menge Indier sich um uns her versammelte und zu plündern anfing. Wir ließen dies geschehen, theils weil wir es nicht hindern konnten, und theils weil wir hofften, daß sie sich damit begnügen würden. Man hatte uns nämlich zwar die Gewehre, aber nicht eine einzige Schußrolle oder Patrone gelassen.

Aber bei dem bloßen Plündern blieb es nicht. Denn bald darauf fielen die wütenden Indier unsere Kranken und Verwundeten an. Diejenigen davon, welche noch kriechen konnten, suchten sich zwischen unsere Glie-

der zu retten: die übrigen Alle wurden, ihres Schreiens und Jammerns ungeachtet, erbärmlich niedergemacht.

Unsere kleine Armee fing jetzt an, sich in Bewegung zu setzen und vorzurücken; allein nicht lange, so sahen wir, daß unser Vortrab zurückgetrieben wurde; wir selbst wurden von den Wilden ganz umringt. Sehnsuchtsvoll blickten wir nach der Wache aus, welche die Franzosen uns versprochen hatten; aber diese blieb leider! aus. Die Indier wurden mit jedem Augenblicke frecher und wüthender, und jetzt fingen sie an, uns die Waffen und Kleider abzureißen, und schlugen Jeden, der sich ihnen widersetzen wollte, mit der Streitart nieder.

Ich war im Vortrabe, und nahm an dem Schicksale meiner Gefährten Theil. Einige Wilde packten mich wüthend an, und rissen mir meine Kleidungsstücke, meine Schnallen und mein Geld weg. Ich erblickte in diesem Augenblicke eine Französische Schildwache, welche nahe bei mir stund, und lief zu ihr hin, um Schutz bei ihr zu suchen; aber der Kerl schalt mich einen Englischen Hund, und stieß mich wieder mitten unter die Wilden zurück. –

Ich bemühete mich jetzt, einen Trupp von unsern Leuten zu erreichen, der sich in einiger Entfernung gesammelt hatte; aber man schlug von allen Seiten her so gewaltig auf mich los, daß ich gewiß hätte erliegen müssen, wenn die Indier nicht so gedrängt gestanden hätten, daß sie dadurch gehindert wurden, ihre Hiebe gehörig zu vollführen. Einer verwundete mich indeß mit einem Spieße in der Seite, und ein Anderer versetzte mir eine Spießwunde am Knöchel. Dennoch erreichte ich glücklich den Fleck, wo meine Landsleute standen, und drängte mich mitten unter sie. Ich hatte unterdeß

nicht bloß alle meine Kleidungsstücke verloren, sondern man hatte mir auch mein Hemd so zerrissen, daß nichts als der Kragen und die Vordertheile der Aermel davon noch übrig waren. Außerdem trug ich überall sichtbare Spuren von wüthenden Handgriffen der Wilden.

Ich glaubte jetzt der größten Gefahr entronnen zu seyn; aber in diesem Augenblicke erhoben die Indier ihr fürchterliches Kriegsgeschrei, und fingen sogleich an, Alle, die ihnen nahe waren, ohne Unterschied zu ermorden. Es ist mir unmöglich, das Schreckliche dieses Auftritts mit Worten auszudrucken. Männer, Weiber und Kinder wurden auf die grausamste Weise ermordet und auf der Stelle geschunden. Viele der wilden Unmenschen tranken das Blut ihrer Schlachtopfer, so wie es warm aus ihren Wunden floß! —

Und das Alles sahen unsere christlichen Landsleute, die Franzosen, so mit an, ohne im mindesten daran zu denken, ihr Versprechen gegen uns in Erfüllung zu bringen! Mit Empfindungen, die sich nicht ausdrucken lassen, sah ich die Französischen Offiziere deutlich in einiger Entfernung umherschlendern, und bei dem Jammergeschrei der Unsrigen ganz gleichgültig mit einander reden. Schande über diese christlichen Ungeheuer! Zwar will ich zur Ehre der Menschheit mich gern überreden, daß diese schändliche Verletzung des Völker- und Menschenrechts mehr durch die unbändige Grausamkeit der Indier, als durch die Treulosigkeit des Französischen Befehlshabers veranlaßt wurde; allein man sollte doch glauben, daß 10,000 Mann Europäischer Truppen 2000 Indiern leicht hätten Einhalt thun können, wenn sie nur gewollt hätten.

Das Blutbad wurde nunmehr immer größer. Der Kreis, in dem ich mich befand, hatte schon sehr abge-

nommen, weil Einer nach dem Andern daraus niedergeschlagen wurde. Einige der Entschlossensten unter uns schlugen daher vor, alle unsere Kräfte zusammenzuraffen, um durch die Wilden durchzubrechen. So verzweifelt dies Mittel auch zu sein schien, so ergriffen wir es doch, als das einzige, welches uns zu unserer Rettung nun noch übrig war.

Es stürzten sich daher ungefähr 20 von uns mitten unter die Indier; aber es währte kaum einen Augenblick, so waren wir schon von einander getrennt. Der Eine suchte sich hier, der Andere dort einen Weg zu bahnen; der Eine fiel, der Andere wurde gepackt. Nur 7 von uns hatten, wie ich in der Folge erfuhr, das Glück, sich durchzuschlagen.

Wenn ich jetzt noch an die Art, wie ich mich zu retten suchte, zurückdenke, so kommt mir meine Erhaltung als ein Wunder vor, und ich begreife kaum, wie sie bewerkstelliget werden konnte. Was ich mich davon erinnere, ist dieses. Ich stieß Einige nieder, Andern entging ich durch meine Geschwindigkeit. Endlich aber packten mich zwei starke Anführer, die, wie ich an ihrer Bekleidung sehen konnte, zu den wildesten Stämmen gehörten, bei den Armen, und schleppten mich fort.

Jetzt hielt ich mich für verloren; allein sie hatten mich kaum einige Schritte weit fortgezogen, als ein Engländer, vielleicht von Stande, wie aus seinen rothen sammtnen Beinkleidern, der einzigen ihm noch übrigen Bedeckung, zu schließen war, dicht bei uns vorbeistürzte. Augenblicklich ließ einer der beiden Indier mich wieder fahren, um Jenen zu haschen. Er ergriff ihn auch, allein der Engländer war ihm überlegen, und warf ihn zu Boden. Dieser würde nun vermuthlich glücklich ent-

kommen sein, wenn nicht der andere Indier, der mich bis dahin gehalten hatte, seinem Gefährten zu Hülfe gesprungen wäre. Ich machte mir diesen Augenblick zu Nutze, und lief nach einem noch ungetrennten Haufen von Engländern hin, den ich in einiger Entfernung vor mir sah. Ich warf im Laufen einen mitleidigen Blick auf den Engländer, dem ich meine Rettung zu danken hatte, und sah mit Grausen und Bejammern, daß der zweite Indier ihn von hinten zu mit seiner Streitaxt niederhieb.

Kaum war ich einige Schritte weiter gekommen, so lief ein kleiner niedlicher Knabe auf mich zu, und flehete, daß ich ihn anfassen und mit mir fortziehen möchte. Ich wollte, aber ich konnte ihn nicht retten. Er wurde bald, ohne daß ich es hindern konnte, von mir gerissen und, aus seinem Schreien zu urtheilen, ermordet. Das Schicksal dieses armen Kindes verursachte mir unaussprechlichen Schmerz.

Jetzt befand ich mich wieder unter Freunden, allein wir waren nicht im Stande, einander zu schützen. Jeder suchte für sich dem Verderben zu entrinnen, so gut er konnte. Was mich betrifft, so setzte ich meine letzte Hoffnung auf einen nahe vor uns liegenden Wald, den ich zu erreichen suchte. Ich erreichte ihn glücklich, allein ich war nun auch so ganz außer Athem und abgemattet, daß ich mich halb todt unter einen Busch auf die Erde warf.

Auch hier verfolgte mich das Schrecken des Todes. Es liefen nämlich ein paar Wilde bei mir vorbei, welche vermuthlich mich entwischen sahn, und mich wieder einholen wollten. Ich war jetzt zweifelhaft, ob es sicherer wäre, mich hier zu verbergen, bis die Nacht einbräche, oder tiefer ins Gehölz zu flüchten. Aus Furcht, daß

die Indier zurückkommen, und mich finden möchten, wählte ich das Letzte, und eilte so schnell davon, als die Dornsträuche und der Verlust eines meiner Schuhe mir nur erlauben wollten. Nach einigen Stunden erreichte ich einen Berg, von dem ich den schrecklichen Schauplatz übersehen, und ganz deutlich wahrnehmen konnte, daß das Blutvergießen noch immer fortwährte.

Um meine Leser nicht zu ermüden, will ich nur noch hinzusetzen, daß ich drei Tage und drei Nächte ohne Speise und Schlaf umherirrte, bis ich endlich so glücklich war, das Englische Lager bei Fort Edward zu erreichen, wo ich durch gehörige Verpflegung bald wieder zu meiner vorigen Stärke und Munterkeit gelangte.

Man rechnet, daß die Wilden an diesem traurigen Tage 1500 Personen theils umbrachten, theils gefangen wegschleppten. Von den Letztern fanden nachher nur Wenige den Rückweg in ihr Vaterland, nachdem sie eine lange und höchst traurige Gefangenschaft ausgestanden hatten.

Um den Vorwurf, den diese schreckliche Geschichte auf das Französische Volk bringen könnte, der Gerechtigkeit gemäß, zu mildern, füge ich noch hinzu, daß ich in der Folge durch viele Beweise überzeugt wurde, daß die Grausamkeit und Treulosigkeit des Generals Montcalm von seinen Landsleuten durchgängig gemißbilliget wurde. Ein Kanadischer Kaufmann z. B. wollte auf die erste Nachricht von der Eroberung des Forts William Henry ein großes Freudenfest anstellen; aber kaum hatte er von dem dabei vorgefallenen unmenschlichen Blutbade gehört, als er Alles sogleich wieder abbestellte, und seinen Unwillen über das Verfahren des Generals laut zu erkennen gab.

Genug von einer Geschichte, die ich aus den Jahrbüchern der Menschheit für immer auszulöschen wünschte. Ich hatte meinen Lesern ein Beispiel von der grausamen Wuth der Indier gegen ihre Feinde versprochen, und ich denke, ich habe nur zu gut Wort gehalten. Ich hielt es aber für nützlich, dieses schreckliche Beispiel auszuheben, um den jungen Leser nicht durch das sonstige Gute, welches ich von diesen ungebildeten Menschen erzählt habe, zu dem unreifen Gedanken zu verleiten, daß der rohe und ungesittete Mensch besser sei, als der ausgebildete und gesittete. Alles wohl erwogen, haben wir die größte Ursache von der Welt, mit unserm Schicksale, in Europa und unter gesitteten Menschen zu leben, höchst zufrieden zu sein, und Gott dafür zu danken. Ich hoffe, diese wahre und zu unserer Zufriedenheit nöthige Empfindung in den Gemüthern meiner jungen Leser durch obige Erzählung sattsam erweckt zu haben. Also genug davon!

17.

Fortsetzung von der Art der Indier, Krieg zu führen.

Ich habe schon oben angeführt, daß die Indier gewöhnlich nicht viel Sorgfalt darauf verwenden, sich vor Ueberfällen zu sichern, aber daß sie desto unerschöpflicher an List und Verschlagenheit sind, wenn es darauf ankommt, selbst einen Ueberfall zu bewerkstelligen. Dabei kommt ihre angeborne Fähigkeit, die Spur ihrer Feinde, selbst da, wo sie einem Europäischen Auge gar nicht weiter sichtbar ist, mit Sicherheit zu verfolgen, ihnen außerordentlich zu Statten. Auf dem kürzesten Grase, auf dem härtesten Boden, ja sogar auf Steinen können sie die Fußstapfen nicht bloß erkennen, sondern

auch daraus bestimmen, ob eine Frau oder ein Mann sie eingedruckt habe, ja sogar — so unglaublich dies auch immer klingen mag — zu welcher Völkerschaft Derjenige gehöre, von dem sie herrühren. Ich würde diese Versicherung für eben so übertrieben halten, als sie meinen Lesern vorkommen muß, wenn ich nicht selbst so viele Proben davon gesehen hätte, daß ich die Wahrheit der Sache gar nicht weiter bezweifeln kann.

Während eines Gefechts schlagen sie ohne Gnade und Barmherzigkeit Alles todt, was ihnen vorkommt. Sobald sie aber ihres Sieges gewiß sind, schaffen sie nur alle Diejenigen aus dem Wege, deren Fortbringung ihnen zu viel Mühe machen würde, und dann erst suchen sie so viele Gefangene zu machen, als sie können.

Den Todten sowohl, als auch den schwer Verwundeten, ziehen sie mit einer barbarischen Geschicklichkeit in einem Nu die Haut vom Kopfe. Dies beschaffen sie auf folgende Weise. Sie wickeln das Haar des unglücklichen Schlachtopfers um die linke Hand, setzen ihm einen Fuß auf den Hals, und schneiden die dadurch ausgespannte Haut mit ihrem Schindemesser, welches sie immer dazu gut geschärft halten, in etlichen Schnitten herunter. Die ganze gräßliche Verrichtung dauert kaum eine Minute. Diese abgezogenen Häute sind ihre Siegeszeichen, und sie heben dieselben, als Beweise ihrer Tapferkeit und ausgeübter Rache, sorgfältig auf.

Packen zwei Indier einen Gefangenen zugleich an, und können sie nicht sogleich eins darüber werden, wem von Beiden er eigentlich gehören solle, so kommen sie dem Streite, der darüber entstehen könnte, dadurch zuvor, daß sie den unglücklichen Zankapfel mit der Axt oder dem Streitkolben alsobald aus dem Wege räumen.

Sobald sie einen Sieg erfochten, und so vielen

Schaden gestiftet haben, als ihnen möglich war, ziehen sie sich, aus Besorgniß, die Früchte des Sieges wieder einzubüßen, auf das eilfertigste nach ihrem Lande zurück.

Merken sie aber auf ihrem Rückzuge, daß ihnen nachgesetzt wird, so suchen sie zuvörderst ihren Verfolgern durch allerhand Kunststücke zu entgehen. Sie streuen Sand oder Blätter über ihre Fußstapfen, treten Einer in des Andern Spur, um ihre Anzahl zu verbergen, oder treten so leise zu, daß man gar keinen Eindruck davon bemerken kann. Will dies Alles nicht helfen, und gerathen sie dennoch in Gefahr, eingeholt zu werden, so bringen sie ihre Gefangenen um, ziehen ihnen die Kopfhaut ab, und sprengen hierauf aus einander, um ihr Land auf diese Weise desto leichter wieder zu erreichen.

Ihre eigenen Verwundeten schleppen sie auf Bahren fort, oder ziehen sie auf Schlitten hinter sich her, wenn es gerade im Winter ist.

Die Bahren sind nur ganz grob aus Aesten und Zweigen zusammengesetzt. Ihre Schlitten bestehn aus zwei dünnen Brettern, die zusammen ungefähr 2 Fuß breit und 6 Fuß lang sind. Sie stehen vorn etwas in die Höhe, und sind auf den Seiten mit kleinen Leisten beschlagen. Auf diesen schlechtgemachten Schlitten ziehen sie große Lasten mit einem Riemen fort, der ihnen um die Brust geht. Dieser Zugriemen heißt Metump, und ist sehr künstlich gearbeitet.

Die Gefangenen bewachen sie auf dem Marsche mit äußerster Sorgfalt. So lange die Reise zu Lande geht, werden sie von ihren Ueberwindern festgehalten; schifft man sich ein, so werden sie in dem Fahrzeuge angebunden. Zur Nachtzeit hingegen werden sie nackt auf die Erde gelegt, und mit den Armen, den Beinen

und dem Halse an Haken gebunden. Außerdem bindet man ihnen Seile um die Arme oder Füße, die ein Indier hält, und daher gleich aufwachen muß, wenn sie sich bewegen.

Dieser außerordentlichen Sorgfalt ungeachtet fand doch eine Frau aus Neu-England fast ganz allein Mittel, sich aus den Händen eines ganzen Haufens von Kriegern, der sie wegführte, zu erlösen, und ihr Vaterland zu rächen. Diese Heldin hieß Rowe, und ihre Geschichte verdient, als ein Beispiel von weiblicher Entschlossenheit, aufbewahrt zu werden.

Man hatte sie, nebst ihrem unerwachsenen Sohne, schon zwei Tagereisen fortgeführt, und legte sich, als die Nacht wieder einbrach, zum zweiten Mahle schlafen. Sie selbst wurde auf die eben beschriebene Weise festgebunden, ihren Sohn hingegen, von dem man sich, seines Alters wegen, nichts Böses versah, hatte man freigelassen. Als nun der ganze Haufe in den tiefsten Schlaf gesunken war, bemühete sie sich, ihrer Bande los zu werden. Dies gelang. Sie legte hierauf alle Waffen der Indier bei Seite, gab ihrem Sohne eine Axt, und befahl ihm mit leiser Stimme, ihrem Beispiele zu folgen. Sie schlug hierauf mit einer zweiten Axt verschiedene Indier nach einander todt, und ihr Sohn wollte ein Gleiches thun. Allein die Schwäche und Unentschlossenheit desselben hätte bald ihr ganzes Unternehmen vereitelt, denn er gab einem Indier einen so leichten Schlag, daß er bloß davon erwachte. Sie kam indeß alsobald zu Hülfe, und schlug ihn nieder, bevor er seine Waffen finden konnte. Auf diese Art brachte sie nach und nach Alle mit einander um, bis auf ein Indisches Weib, welches früh genug erwachte, um ihr entwischen zu können.

Die Heldinn zog hierauf den Erschlagenen die Kopfhaut ab, und brachte sie, nebst den Kopfhäuten ihrer von den Indiern getödteten Landsleute triumphend nach ihrem Wohnplatze zurück.

Auf dem Marsche werden die armen Gefangenen von ihren Ueberwindern gezwungen, den Todtengesang zu singen. Dieser hat gewöhnlich folgenden Inhalt:

»Ich gehe zum Tode; ich werde viel leiden müssen; aber ich will die größten Qualen, die meine Feinde mir anthun können, mit Standhaftigkeit ertragen. Ich will wie ein tapfrer Mann sterben, und zu den Helden gehn, die auf ähnliche Weise starben.«

Dieser Gesang wird von Zeit zu Zeit wiederholt, bis sie das bestimmte Dorf oder Lager erreichen.

Wenn die Krieger so nahe gekommen sind, daß man sie hören kann, so schreien sie zu verschiedenen Mahlen, um ihren Freunden den Erfolg ihres Zuges überhaupt kund zu thun. Ihr wiederholtes Todtengeschrei zeigt an, wie viel sie von ihren eigenen Leuten verloren haben, und ihr Kriegsgeschrei bezeichnet die Menge ihrer Gefangenen.

Das Todtengeschrei klingt ungefähr, wie hu, hu, hup, und wird in einem kreischenden Tone so lange ausgehalten, als sie, ohne von neuen Athem zu holen, es ertragen können, und dann auf einmahl mit einer plötzlichen Erhebung der Stimme abgebrochen. Das Kriegsgeschrei ist diesem ähnlich, aber lauter, und wird dadurch, daß sie die Hand vor den Mund halten, etwas abgeändert. Beide kann man in einer beträchtlichen Entfernung hören.

So lange dies Geschrei währt, bleiben Alle, die dadurch benachrichtigt werden sollen, voller Aufmerksamkeit stehn. Ist es geendiget, so läuft Alles aus dem

Dorfe, um die einzelnen Umstände der Begebenheit zu erfahren, und je nachdem die Nachricht freudig oder traurig ist, wird durch ein wiederholtes Freuden- oder Trauergeschrei darauf geantwortet.

Jetzt eröffnet sich ein unbarmherziges Schauspiel. Weiber und Kinder stellen sich, mit Knüppeln bewaffnet, in zwei Reihen, und die armen Gefangenen müssen dazwischen hingehn. Sie schlagen dann auf diese Elenden so unbarmherzig los, daß sie kaum noch einige Spuren vom Leben übrig behalten. Nicht aus Schonung, sondern aus unmenschlicher Grausamkeit nehmen sie sich dabei wohl in Acht, ihnen völlig tödtliche Schläge zu geben, weil sie sonst das teuflische Vergnügen einbüßen würden, sie noch grausamer zu quälen.

Nach diesem liebreichen Empfange werden den Gefangenen Hände und Füße gebunden, und die Anführer halten einen Rath, worin ihr Schicksal entschieden wird. Diejenigen, welche durch die gewöhnlichen Qualen sterben sollen, werden dem Hauptkrieger, die Andern hingegen, welchen man das Leben schenken will, dem Oberhaupte der Völkerschaft übergeben. Schon hiedurch erfahren die Gefangenen ihr unvermeidliches Schicksal, weil sie wissen, daß der Urtheilsspruch allemahl unwiderruflich ist. Das Erste nennen sie, dem Hause des Todes, das Andere, dem Hause der Gnade zugeführt werden.

Gefangene, die schon etwas bei Jahren sind, und sich durch ihre kriegerischen Thaten berühmt gemacht haben, erhalten niemals Gnade. Sie büßen vielmehr für das von ihnen vergossene Blut immer durchs Feuer. Ob aber Jemand Thaten verrichtet habe, welche diese Todesart nach sich ziehn, das kann man, ohne ihn zu kennen, an gewissen blauen Zeichen sehn, die sie an den Armen und auf der Brust tragen, und die einem In-

dier eben so verständlich sind, als dem Europäer seine Buchstabenschrift.

Die Art, wie sie sich diese Sinnbilder einprägen, ist folgende. Sie ritzen sich die Haut mit Fischzähnen oder scharfen Kieselsteinen auf, die sie vorher in eine gewisse Dinte von Kienruß getaucht haben. Dergleichen Zeichen sind nachher unauslöschlich, und werden für einen großen Ehrenschmuck gehalten; aber dem Gefangenen gereichen sie allemahl zum unvermeidlichen Verderben.

Die Art, wie diese Unglücklichen hingerichtet werden, macht die Menschheit schaudern. Aber so sehr auch meine Vorstellungskraft sich weigert, das gräuliche Bild eines solchen Auftritts zurückzurufen, so muß ich sie doch beschreiben, um meinen Lesern noch einmahl eine Veranlassung zu geben, ihr Glück, unter gebildeten Menschen von milderer Denkart zu leben, nach seinem ganzen großen Werthe zu schätzen.

Wenn das Todesurtheil über einen Gefangenen gefällt ist, so wird es ihm mit folgenden Worten angekündiget: Mein Bruder, fasse ein Herz, du sollst verbrannt werden. Und der Gefangene antwortet: Ganz wohl, mein Bruder; ich danke dir*).

Man führt die zum Tode verurtheilten Gefangenen auf den Richtplatz, der gewöhnlich mitten im Dorfe oder Lager ist. Hier werden sie ausgezogen und vom Kopfe bis zu den Füßen schwarz bemahlt. Man steckt ihnen eine Rabenfeder auf den Kopf, und bindet sie, so

---

*) Aus Raynal's Histoire philosophique etc. T. VIII. p. 41.

ausgeputzt, an einen Pfahl, um welchen Holzbündel herum liegen.

Aber die Absicht hiebei ist nicht, sie sofort aus der Welt zu schaffen; man sucht vielmehr ihre Qualen, so sehr als möglich in die Länge zu ziehn. Die unglücklichen Schlachtopfer werden dabei gezwungen, ihren Todtengesang anzustimmen; und das thun sie auf eine umständliche Art und mit vieler Feierlichkeit. Sie erzählen mit vernehmlicher Stimme alle ihre tapfern Thaten, und thun stolz auf die Menge der von ihnen erlegten Feinde. Bei dieser Erzählung suchen sie ihre Peiniger auf alle mögliche Art zu beleidigen und aufzubringen, damit man im Zorn sie geschwinder aus dem Wege räumen möge, als es sonst geschehen würde. Zuweilen erreichen sie auch dadurch ihre Absicht wirklich.

Das Verbrennen ist zwar die gewöhnlichste Todesart der gefangenen Krieger, aber nicht die einzige. Es giebt noch andere, wovon die eine immer grausamer als die andere ist.

Als ich mich bei den Ottagamiern aufhielt, wurde ein gefangener Illinese eingebracht, bei welchem ich alle Grausamkeiten, welche die Indier gegen ihre Gefangenen ausüben, ansehen konnte. Der Unglückliche wurde am frühen Morgen in eine kleine Entfernung von dem Orte geführt, und daselbst an einen Baum gebunden. Hierauf erhielten alle Jungen aus dem Orte, deren es eine große Menge gab, Erlaubniß, mit Pfeilen nach ihm zu schießen. Da keiner von diesen über zwölf Jahr alt war, und sie außerdem sehr weit von ihm standen, so konnten ihre Pfeile nicht tief in den Körper eindringen. Die Folge davon war, daß das unglückliche Schlachtopfer zwei volle Tage gequält wurde bevor es den Geist aufgab.

Unterdessen besang der Gequälte mit ruhiger Umständlichkeit seine Kriegesthaten, und erzählte alle Kunstgriffe, die er angewandt habe, seine Feinde zu überfallen. Er rechnete die Menge von Kopfhäuten und Gefangenen her, die er fortgeschleppt habe. Er beschrieb alle die grausamen Martern, die er diesen angethan habe, und schien, mitten im Gefühl seiner eigenen Qualen, bei dieser Erzählung das lebhafteste Vergnügen zu empfinden. Welch ein Grad von unmenschlicher Abhärtung!

Am meisten hielt er sich bei den Grausamkeiten auf, die er gegen Anverwandte seiner jetzigen Peiniger verübt habe; und es schien, als wenn er es recht eigentlich darauf anlegte, sie durch alle mögliche Beleidigungen zur Vermehrung seiner Qualen anzureizen, damit er Gelegenheit erhielte, desto größere Proben seiner Standhaftigkeit abzulegen. Selbst als er schon mit dem Tode rang, und nicht mehr sprechen konnte, sah man noch Züge von Hohn und Stolz auf seinem Gesichte.

Außer der Befriedigung ihrer abscheulichen Rachbegierde, haben die Indier bei diesen barbarischen Schauspielen noch den besondern Zweck, ihrer Jugend früh eine Neigung zur Grausamkeit und zum Blutvergießen einzuflößen; und man muß gestehn, daß sie diese Absicht nur gar zu gut erreichen.

Man erzählte mir unter anderm Folgendes, woraus die Grausamkeit der Indier gegen ihre Feinde, und ihre Unempfindlichkeit bei eigenen Qualen noch mehr hervorleuchten.

Ein Indier, welcher auf die eben beschriebene Weise gemartert wurde, berühmte sich, er habe die Kunst, zu quälen, noch viel besser verstanden. Er habe seine Ge-

fangenen an einen Pfahl gebunden, ihre Körper voller kleiner Splitter vom Lerchenbaume gesteckt, und diese dann angezündet. Seine Peiniger seien dagegen nur alte Weiber, die es gar nicht verständen, wie man einen tapfern Krieger hinrichten müsse.

Diese barbarische Prahlerei hatte selbst für ein Indisches Ohr zu viel Beleidigendes. Einer von den Oberhäuptern unter den Siegern wurde dadurch so aufgebracht, daß er ihm das Herz aus dem Leibe riß, und damit den Mund verstopfte, welcher diese Abscheulichkeiten ausgesprochen hatte.

O Menschheit, wo ist hier noch eine Spur von dir zu finden!

Ich übergehe eine Menge ähnlicher Geschichten, die, so wahr sie auch sind, doch allen Glauben übersteigen würden, und eile, meinen jungen Lesern eine etwas mildere Seite von der kriegerischen Gemüthsart der Indier vorzuhalten.

Die jetzt beschriebenen Grausamkeiten üben sie gewöhnlich nur an gefangenen Kriegern aus. Gegen wehrlose Weiber, Kinder und junge Leute ist ihr Verfahren ordentlicherweise minder barbarisch. Man hat Beispiele, daß sie gefangenen Englischen Frauenspersonen mit aller Bescheidenheit und Achtung begegneten, und das Elend ihrer Gefangenschaft ihnen liebreich zu erleichtern suchten.

Solche Personen, die man gewöhnlich dem Hause der Gnade zuführt, werden nachher unter Diejenigen, welche Anverwandte verloren haben, als ein Ersatz für ihren Verlust ausgetheilt. Diese Austheilung geht immer ohne allen Streit vor sich; und wenn sie geschehen ist, so führt Jeder seinen Antheil nach Hause. Hier werden die Gefangenen entfesselt, ihre Wunden, wenn

sie welche haben, ausgewaschen und verbunden; worauf man sie ankleidet, und ihnen das beste Essen vorsetzt, das im Hause zu haben ist.

Während der Mahlzeit suchen ihre Herren sie zu trösten. Sie ermuntern sie, fröhlich und gute Muths zu sein, da sie dem Tode entgangen wären, und versichern, daß, wenn sie ihnen treu dienen würden, sie auf ihrer Seite Alles thun wollten, was in ihrem Vermögen stände, um ihnen den Verlust ihrer Freunde und ihres Vaterlandes zu ersetzen. Hier wird meinen Lesern, so wie mir, gewiß wieder etwas wohl ums Herz.

Wenn erwachsenen Mannspersonen das Leben geschenkt wird, so fallen sie gewöhnlich denjenigen Witwen zu, die ihre Männer im Kriege verloren haben. Diese heirathen sie auf der Stelle, wenn sie ihnen anstehen. Hat aber die Witwe ihre Neigung schon auf einen Andern geworfen, oder gefällt ihr der Gefangene nicht, so muß der arme Verschmähte gemeiniglich mit dem Leben büßen, besonders wenn die Frau sich in den Kopf gesetzt hat, daß ihr Mann in dem Lande der Geister einen Bedienten gebrauche.

In diesem traurigen Falle führen einige junge Leute den Gefangenen an einen abgelegenen Ort, und schlagen ihn da ohne Umstände todt. Von einem solchen nämlich, dem der Rath einmahl das Leben geschenkt hat, glauben sie, daß er nicht werth sei, lange gequält zu werden.

Einst hatte man einen großen und wohlgewachsenen Mann gefangen genommen, der in der Schlacht verschiedene Finger verloren hatte. Er wurde einer Witwe zum Ersatz für ihren verlorenen Mann zuerkannt. Diese betrachtete ihn etwas genauer, und redete ihn hierauf mit folgenden Worten an: Mein Freund,

ich hatte dich ausgesucht, um mit mir zu leben. Aber da du, wie ich jetzt wahrnehme, unfähig geworden bist, zu kämpfen und mich zu beschützen, so sehe ich nicht, wozu das Leben dir noch nützen könne. Der Tod wird besser sein. »Ich glaub's,« erwiederte der Gefangene. »Wohl!« sagte hierauf die Frau, »du sollst noch diesen Abend an den Brandpfahl gebunden werden. Um deines eigenen Ruhms und um der Ehre meiner Familie willen, die dich aufnehmen wollte, denke daran, daß du deinen Muth nicht verläugnest!« Der Wilde versprach's und hielt Wort. Man marterte ihn drei Tage lang, und er blieb unter den größten Qualen nicht nur standhaft, sondern auch heiter und fröhlich. Seine neue Familie verließ ihn dabei nicht; sie ermunterte ihn von Zeit zu Zeit, reichte ihm zu trinken und Tabak zum Rauchen. — Welch Gemisch von Tugenden und Barbarei! *)

Die gefangenen Frauenspersonen fallen gemeiniglich Männern zu, die ihrer nöthig haben, und bei diesen werden sie größtentheils ganz gut gehalten. Die Knaben und Mädchen werden entweder von kinderlosen Aeltern an Kindesstatt aufgenommen, oder zu Sklaven gemacht. Zuweilen werden sie auch an die Europäischen Handelsleute verkauft.

Eine Auswechselung der Gefangenen findet bei den Indiern gar nicht Statt. Sie werden entweder umgebracht, oder in Familien aufgenommen, oder zu Sklaven gemacht. Diese Letzten haben auch durchaus keine

*) Raynal, T. VIII. p. 41.

Hoffnung, jemahls wieder zu den Ihrigen zurückzukehren. Denn wollten sie sich auch durch die Flucht in Freiheit setzen, so würde ihr eigenes Volk, wenn sie zu ihm kämen, sie wieder zurückstoßen; weil man glaubt, daß sie, durch die ihnen widerfahrne Begnadigung, Angehörige des andern Volks geworden seien.

Dies werden sie auch wirklich. Sie treten nämlich in alle Rechte Derer, an welcher Stellen sie gekommen sind, und es ist gar nichts Ungewöhnliches, sie nachher gegen ihr eignes Volk mit zu Felde ziehn zu sehn. Sollte ein solcher Mensch dennoch zu entfliehen suchen, und wieder gefangen werden, so wird seine Undankbarkeit aufs grausamste bestraft.

Die Französischen Glaubenswerber oder Missionarien glaubten ein Werk der Menschlichkeit zu verrichten, wenn sie den Indiern Anleitung gäben, ihre Gefangenen lieber zu verkaufen, als sie umzubringen; und ihre Ueberredungen hatten den Erfolg, daß der Sklavenhandel auch in diesen Weltgegenden, wo er vorher unbekannt war, wirklich eingeführt wurde. Ihre Absicht hiebei war gut und lobenswürdig, allein sie wurde nicht erreicht. Denn, anstatt dem Blutvergießen dadurch vorzubeugen, machten sie nur die Kriege zwischen den Indiern weit häufiger und heftiger. Diese fochten nämlich jetzt nicht mehr aus bloßer Rache und Ruhmbegierde, sondern auch aus Gewinnsucht; denn sie vertauschen ihre Gefangenen für hitzige Geträuke, die sie ungemein lieben, und fangen nicht selten Krieg an, bloß um ihren Durst nach Brantwein oder Rum zu stillen.

Hiezu kommt, daß sie die gefangenen Krieger nach wie vor ihrer grausamen Rachsucht aufopfern, und nur Weiber und Kinder verkaufen. Es ist daher durch die

Einführung des Menschenhandels weit mehr bei ihnen verderbt, als verbessert worden.

Als jene Glaubenswerber sahen, wie wenig der Erfolg dieses von ihnen eingeführten Sklavenhandels ihrer Absicht entsprach, so ersuchten sie den damahligen Französischen Statthalter von Kanada, diesen schändlichen Handel zu verbieten. Dies geschah nun zwar, allein Verbote sind oft leichter gegeben, als geltend gemacht. So auch hier. Der Sklavenhandel wurde zwar nicht mehr öffentlich, aber destomehr insgeheim getrieben. Einige, die man darauf ertappte, gingen zu den Indiern über, heiratheten eine Indierinn, und verbannten sich für immer aus ihrem Vaterlande.

18.

Von der Art der Indier, Frieden zu schließen.

Gewöhnlich sind die Kriege der Indier erblich, und dauern von Geschlecht zu Geschlecht fast ununterbrochen fort.

Wird nun aber ein Waffenstillstand nöthig, so suchen beide Theile sorgfältig den Anschein zu vermeiden, als wenn sie den ersten Antrag dazu gethan hätten. Man wendet sich daher entweder an einen neutralen Stamm, und überträgt diesem die Vermittelung, oder wenn ein Anführer der einen Partei bei der andern selbst erscheint, um die Unterhandlungen anzufangen, so thut er es mit vielem Stolze, und giebt, auch wenn es mit seiner Völkerschaft noch so schlecht steht, im geringsten nicht nach, sondern sucht vielmehr zu beweisen, daß nicht ihr, sondern ihrer Feinde Vortheil es erfodere, Frieden zu machen.

Oft bringt der bloße Zufall einen Frieden zwischen Völkerschaften zu Stande, die sonst durch nichts verei-

niget werden konnten. Dahin gehört folgendes Beispiel.

Einst wurden die Ottagamier von zweien Völkerschaften, den Irokesen und den Tschipiwäern, zugleich bekriegt. Nun unternahmen einmahl im Winter 1000 Irokesen eine Streiferei in das Gebiet ihrer Feinde; und, um ihre Anzahl zu verstecken, gingen alle hintereinander und traten sorgfältig Einer in des Andern Fußstapfen.

Allein dieser Vorsicht ungeachtet, wurde ihre Absicht dennoch von vier Tschipiwäern entdeckt, die aus der Richtung ihres Marsches und aus ihrer Behutsamkeit auf ihr Vorhaben schlossen. Ob nun gleich die Tschipiwäer selbst Feinde der Ottagamier waren, so entschlossen sie sich dennoch, diese von der ihnen bevorstehenden Gefahr zu benachrichtigen. Sie nahmen daher mit der ihnen eigenen Geschwindigkeit einen Umweg, und kamen auf der Wildbahn der Ottagamier an, ehe ein so großer Haufen, der noch dazu so behutsam anrückte, sie erreichen konnte. Sie fanden hier ungefähr 400 Krieger, und gaben ihnen von der Annäherung ihrer Feinde Nachricht.

Die Anführer hielten sogleich einen Rath, und fanden, da sie ihre Familien bei sich hatten, daß es unmöglich sei, sich durch die Flucht zu sichern. Sie beschlossen daher, eine recht vortheilhafte Stellung zu nehmen, und dann die Irokesen aufs wärmste zu empfangen.

Nicht weit von da waren zwei kleine Seen, die durch eine schmale, aber lange Erdenge von einander getrennt wurden. Da sie nun vermutheten, daß die Irokesen darüber anrücken würden, so theilten sie ihr kleines Heer in zwei Haufen, wovon der eine dasjenige Ende des Passes, welches auf die Wildbahn stieß, be-

setzte, und daselbst einen Verhack von gefällten Bäumen machte, indeß der andre Trupp sich um die Seen herumzog, und sich in der Gegend des andern Endes verbarg, um dem Feinde, wenn er sich erst innerhalb des Passes befände, den Rückweg abzuschneiden.

Dieser Plan glückte vortrefflich. Sobald die Irokesen alle auf der Erdenge waren, machte der zweite Haufen in ihrem Rücken gleichfalls einen Verhack, wozu sie das Holz schon in Bereitschaft hatten. Und nunmehr waren ihre Feinde auf beiden Seiten völlig eingeschlossen.

Die Irokesen bemerkten die mißliche Lage, worin sie sich befanden, bald, und berathschlagten sich über die Mittel, die sie zu ihrer Befreiung ergreifen müßten. Zu ihrem Unglücke war eben Thauwetter eingefallen. Das Eis auf den Seen war schon zu mürbe, als daß man darüber hätte hingehen können, und verhinderte gleichwol auf der andern Seite, daß man weder durch Flößen, noch durch Schwimmen entwischen konnte. Es blieb ihnen also nichts mehr übrig, als ein Versuch, sich durchzuschlagen. Dieser wurde nun zwar gemacht, aber ohne glücklichen Erfolg, und sie blieben also nach wie vor auf der Erdenge eingeschlossen.

In dieser äußerst gefährlichen Lage brachten sie mit der den Indiern eigenen Gleichgültigkeit einige Tage mit Fischen zu. Unterdeß war das Eis völlig geschmolzen, und sie hofften nun auf Flößen, wozu sie gerade etliche Bäume auf der Erdenge fanden, über einen von den Seen zu gehn, und sich so aus ihrer Falle zu befreien. Allein die Ottagamier, die ihre Absicht merkten, schickten von jedem Haufen 150 Mann ab, um ihnen die Landung streitig zu machen.

So wie nun die Irokesen sich dem Ufer näherten,

empfingen die Ottagamier sie mit einem Regen von Pfeilen und Kugeln. Darüber zur Verzweiflung gebracht, sprangen sie zwar ins Wasser, und schlugen sich durch, allein sie verloren doch dabei mehr als die Hälfte ihrer Leute, und zugleich den ganzen Vorrath von Pelzwerk, den sie den Winter über gesammelt hatten. Von dem Letzten drangen die Sieger denjenigen Tschipiwäern, welchen sie ihre Rettung zu verdanken hatten, das Beste auf, und schickten sie hierauf unter einer hinreichenden Bedeckung nach ihrem Lande zurück.

Dieser Vorfall brachte zwischen den Ottagamiern und Tschipiwäern, welche Letzte das Betragen ihrer vier Landsleute vollkommen billigten, einen Frieden zu Stande, auf welchen nachher eine völlige Freundschaft folgte.

Wenn die Indier eines Krieges, den sie Jahre lang gegen ein benachbartes Volk geführt haben, endlich müde werden, und durch eines andern Volkes Vermittelung einen Frieden zu Stande zu bringen wünschen, so pflegt die Art ihrer Unterhandlungen folgende zu sein.

Eine Anzahl Anführer, sowol von ihren Landsleuten, als auch von dem vermittelnden Volke, reisen nach dem Lande ihrer Feinde ab. Diese tragen die Friedenspfeife vor sich her, welche Ebendas bedeutet, was in Europa die weiße Fahne ist, und selbst bei den wildesten Völkerschaften mit großer Achtung aufgenommen wird. Mir ist wenigstens kein Beispiel bekannt geworden, daß irgend Jemand, der die Friedenspfeife trug, eine Beleidigung erfahren hätte. Auch glauben die Indier, daß der große Geist eine solche Uebelthat nie unbestraft lassen würde.

Die Gestalt der Friedenspfeife, welche die Franzosen *Calumet* nennen, ist folgende. Sie ist ungefähr

vier Fuß lang; der Kopf besteht aus rothem Marmor, und die Röhre aus einem leichten Holze, das mit vielfarbigen Sinnbildern schön bemahlt und mit Federn von den schönsten Vögeln geziert ist.

Jedes Volk hat dabei seine unterscheidenden Zierrathen, und die Indier können gleich auf den ersten Blick bestimmen, welchem Stamme die Pfeife zugehört. Sie dient übrigens bei allen Unterhandlungen zum Schutz der Abgeordneten und zur Vorbereitung, und wird mit vielen Feierlichkeiten gebraucht.

Sobald die Oberhäupter sich versammelt und gesetzt haben, füllt der Gehülfe des großen Kriegers sie mit Tabak an, und hütet sich dabei sorgfältig, die Erde damit zu berühren. Wenn sie gestopft ist, so nimmt er eine völlig brennende Kohle aus dem Feuer, das gemeiniglich mitten in der Versammlung brennt, und legt sie auf den Tabak. Ist dieser nun gehörig angebrannt, so wirft er die Kohle weg, und hält die Röhre erst gegen den Himmel, und dann gegen die Erde. Hierauf drehet er sich in einem Kreise herum, wobei er sie immer wagerecht in der Hand hält. Dies Alles nicht ohne Absicht und Bedeutung. Durch die erste Bewegung bietet er sie dem großen Geiste an, um seinen Beistand zu erhalten; durch die zweite glauben sie den Tücken der bösen Geister vorzubeugen, und durch die dritte den Schutz derjenigen Geister zu erlangen, welche, ihrer Meinung nach, die Luft, die Erde und das Wasser bewohnen.

Nach dieser feierlichen Religionshandlung wird die Pfeife dem Erbanführer des Volks gegeben, der etliche Züge daraus thut, und den Rauch erst gegen den Himmel, dann rund um sich herum auf die Erde bläst. Nachher geht sie auf die nämliche Art bei den Abge-

sandten und Fremden herum, welche ebendieselbe Feierlichkeit dabei beobachten. Von diesen kommt sie an den Hauptkrieger und an die übrigen Oberhäupter in ihrer Ordnung. Der Anführer, der das Geschäft verrichtet, die Pfeife herumzureichen, hält sie dabei so leicht in der Hand, als wenn er befürchte, dies heilige Werkzeug zu hart zu drücken. Die Uebrigen berühren sie gleichfalls nur eben mit den Lippen.

Nunmehr fangen die Unterhandlungen an. Gehen dieselben glücklich von Statten, so wird, zum Zeichen, daß alle Feindseligkeit zwischen beiden Völkern aufgehört habe, die bemahlte Axt in die Erde gegraben. Bei den rohen Indiern, die keinen Handel mit Europäern treiben, wird anstatt der Axt ein Streitkolben dazu gebraucht.

Sonst wird bei solchen Gelegenheiten auch noch ein Gürtel Wampum übergeben, der sowol zur Bestätigung des geschlossenen Friedens, als auch zur Erinnerung an die Bedingungen dient, unter welchen er geschlossen wurde. Diese werden nämlich durch die Art, wie die Muschelknöpfe auf dem Gürtel zusammengesetzt sind, auf eine für alle Indier verständliche Weise ausgedruckt, und so bis auf die späteste Nachkommenschaft fortgepflanzt.

19.

Von den Spielen der Indier.

Es ist schon oben gesagt worden, daß die Indier leidenschaftliche Spieler sind; nur daß sie sich von den Spielern in Europa dadurch unterscheiden, daß sie bei solchen Gelegenheiten ihre schätzbarsten Besitzungen verlieren können, ohne dadurch jemahls aus ihrer ruhigen Gelassenheit zu kommen.

Sie haben viele Arten von Spielen, aber das Ballspiel ist ihnen unter allen das liebste und gewöhnlichste. Ihre Bälle machen sie aus Rehfellen, und stopfen sie mit Haaren aus. Die Ballhölzer sind ungefähr drei Fuß lang, und haben am Ende eine Art von Rakete, die wie eine flache Hand aussieht und aus Riemen besteht, die aus einer Haut geschnitten werden. Mit dieser fangen sie den Ball auf, und schlagen ihn wieder weit weg.

Gewöhnlich wird dieses Spiel von einer großen Menge zugleich gespielt, die sich oft über 300 beläuft. Zuweilen spielen nicht bloß ganze Dörfer, sondern auch ganze Stämme gegen einander; und die Art, wie dabei verfahren wird, ist folgende.

Zuerst werden zwei Pfähle ungefähr 1800 Fuß von einander in die Erde geschlagen, und hinter denselben hat jede der beiden Parteien ihren eigenen Standort. Zwischen den beiden Pfählen, also in der Mitte der beiden Oerter, wird der Ball in die Höhe getrieben, und jede Partei bemüht sich, ihn in das ihrige zu schlagen. Diejenige Partei, welcher dieses glückt, hat den Sieg davon getragen und erhält den ausgesetzten Preis.

Sie beweisen hiebei so viel Geschicklichkeit im Schlagen und Auffangen, daß der Ball fast immer in verschiedenen Richtungen im Fluge bleibt, ohne ein einziges Mahl während des ganzen Spiels die Erde zu berühren. Sie dürfen ihn aber bloß mit der Rakete, nie mit den Händen auffangen, so daß der Ball daher auch immer in Bewegung bleibt. Sie laufen dabei einander mit unglaublicher Geschwindigkeit nach, und wenn eben Einer im Begriff ist, den Ball nach dem Orte seiner Partei hinzuschlagen, so springt oft ein Gegner

hinzu, und schlägt ihn in entgegengesetzter Richtung nach der seinigen.

Sie treiben dies schöne Spiel mit so vielem Eifer, daß sie sich oft dabei verwunden, oder gar Arm und Bein zerbrechen; aber nie sieht man, daß dies aus Bosheit geschieht, und nie hört man überhaupt dabei das Geringste von Uneinigkeit und Zänkereien.

Ich nannte dieses Spiel ein schönes; und ich denke, meine jungen Leser werden mir darin beipflichten, wenn sie nur erwägen wollen, wie sehr der Körper dadurch an Gewandtheit, Hurtigkeit, Stärke und Gesundheit gewinnen müsse, da es nicht bloß in freier Luft gespielt wird, sondern auch mit den heilsamsten Leibesbewegungen verbunden ist. Wie unweise und zweckwidrig sind dagegen unsre Europäischen Kartenspiele, welche weder dem Gemüthe eine angenehme Erholung gewähren, weil sie größtentheils ein angestrengtes Nachdenken erfodern, noch dem Körper irgend eine zuträgliche Bewegung verschaffen, weil sie im Sitzen verrichtet werden, sondern den armen Spieler zwingen, mehre Stunden wie angenagelt dazusitzen, sich an Leib und Seele zu kasteien, und dadurch nicht bloß seine Gesundheit, sondern auch nicht selten seine Gemüthsruhe und sein ganzes Wohlergehen aufzuopfern. Möchten wir doch in diesem Stücke endlich einmahl auch so weise werden, als die von uns verachteten Indier in diesem Betrachte sind, und ihr freies Ballspiel, oder ähnliche mit Leibesübung verbundene Vergnügungen, an die Stelle unsrer verderblichen Stubenspiele setzen! Aber dazu ist dermahlen noch wenig Anschein; der Strom der Gewohnheit und der allgewaltigen Mode wälzt sich unaufhaltbar fort. Wer vermag ihn aufzuhalten? — Aber das vermag ein Jeder von uns, sich für seine eigene

Person von diesem Strome nicht fortreißen zu lassen, sondern ans Ufer zu schwimmen, und von da aus den reißenden und wirbelnden Fluten desselben mit Mitleid über die Fortgerissenen zuzusehn. Wohl Dem, der dies bei Zeiten thut!

Andere Arten von Spielen, welche bei den Indiern üblich sind, verdienen weniger unsre Aufmerksamkeit und Nachahmung, weil sie nicht so zweckmäßig sind. Ich will daher meine jungen Leser mit der Beschreibung derselben hier nicht aufhalten.

20.

Von den Heirathsgebräuchen der Indier.

Das Gesetz, welches die Männer in christlichen Staaten verbindet, nur Eine Frau zu heirathen, ist den Indiern völlig unbekannt; sie richten sich also auch nicht danach. Es ist vielmehr durchgängig die Vielweiberei bei ihnen eingeführt. Die Oberhäupter heirathen gewöhnlich sechs bis vierzehn Weiber; von den Geringern nimmt Jeder so viel, als er, zusammt ihren künftigen Kindern, ernähren zu können glaubt.

Ein zweiter auffallender Unterschied, der hierin zwischen ihren und unsern Sitten herrscht, ist der, daß es bei ihnen erlaubt und gewöhnlich ist, zwei oder mehre Schwestern zugleich zu heirathen. Ja, es giebt Fälle, daß Einer alle Töchter einer Familie, so viel ihrer auch sind, zugleich nimmt. Das Merkwürdigste hiebei ist — was nahe an das Unglaubliche grenzt — daß alle diese Weiber unter sich und mit ihrem gemeinschaftlichen Manne in der größten Eintracht leben!

Die jüngern Frauen begegnen den ältern mit Ehrerbietung, und Diejenigen, welche keine Kinder haben,

verrichten für die Andern, welche Mütter sind, beinahe Sklavendienste. So sehr wird es hier, wie ehemals bei den Juden, für einen Vorzug und für ein Glück gehalten, mit einer Nachkommenschaft gesegnet zu sein! Was aber das Merkwürdigste dabei ist, so werden die den geehrteren Mitweibern zu leistenden Dienste nie mit Unzufriedenheit und Murren, sondern allemahl gern und willig geleistet, weil Jede weiß, daß dies das Mittel sei, die Gunst des gemeinschaftlichen Mannes zu erwerben und zu erhalten.

Die Art, wie Heirathen geschlossen und Ehen wieder getrennt werden, ist fast bei allen Indischen Völkerschaften die nämliche.

Der junge Mann bemühet sich zuvörderst, die Einwilligung desjenigen Mädchens zu erhalten, auf welches er seine Neigung geworfen hat. Ist er hierin glücklich, so hat er von Seiten der Aeltern nicht leicht ein Hinderniß zu besorgen. Er macht ihnen bloß seinen Wunsch bekannt, und es wird hierauf sofort ein Tag angesetzt, an welchem die Verwandten und Freunde von beiden Seiten sich in der Wohnung des ältesten Anverwandten vom Bräutigam zu einem Gastmahle versammeln.

Hiebei ist die Gesellschaft oft sehr zahlreich. Man schmauset, tanzt und singt, und macht sich auf jede andere Art lustig, die bei ihren öffentlichen Festen üblich ist. Nach geendigter Lustbarkeit entfernen sich Alle, welche nur aus Höflichkeit eingeladen waren; Braut und Bräutigam hingegen, nebst ihren ältesten Anverwandten, bleiben. Von des Bräutigams Seite werden hiezu lauter Männer, und von Seiten der Braut lauter Weiber gewählt.

Die Braut geht hierauf mit ihren Verwandten weg, kehrt aber bald mit denselben an eine der Thüren

des Hauses zurück, wo sie von dem Bräutigam empfangen, und auf eine mitten im Zimmer liegende Matte geführt wird. Hier fassen Beide einen ungefähr 4 Fuß langen Stock an den Enden an, und halten ihn zwischen sich. In dieser Stellung bleiben sie eine Weile stehn, indeß die alten Männer eine der Sache angemessene kurze Rede halten.

Wenn diese geendiget ist, so erklären die beiden Brautleute öffentlich, daß sie Freundschaft und Liebe gegen einander fühlen; worauf sie zusammen tanzen und singen, doch so, daß sie noch immer den Stock zwischen sich halten. Dann wird dieser Stock in so viele Theile zerbrochen, als Zeugen zugegen sind. Jeder empfängt davon ein Stück, und verwahrt dasselbe mit großer Sorgfalt.

Die Braut wird hierauf wieder nach dem Hause ihres Vaters zurückgeführt, wohin der neue Ehemann ihr folgt. Oft bleibt sie daselbst so lange, bis sie Mutter wird, und alsdann erst packt sie ihre Kleidungsstücke, worin gewöhnlich ihr ganzer Brautschatz besteht, zusammen, und folgt ihrem Manne nach seiner eigenen Wohnung.

So werden Ehen bei ihnen geschlossen; jetzt will ich erzählen, wie man sie, wofern es für nöthig erachtet wird, wieder zu trennen pflegt.

Eigentlicher Zank hat hier zwischen Eheleuten selten Statt. Wenn aber irgend ein Mißvergnügen zwischen ihnen einreißt und eine Ehescheidung veranlaßt, so zeigen sie ihr Vorhaben einige Tage vorher ihren Freunden an. Dann kommen an dem bestimmten Tage diejenigen Zeugen, welche bei der Hochzeit zugegen waren, in dem Hause der Eheleute zusammen. Jeder bringt das Stück des Stockes mit, welches er am

Hochzeittage erhielt, und wirft es in Gegenwart der Gesellschaft ins Feuer.

Dies ist die ganze Feierlichkeit, nach deren Endigung das Paar für geschieden angesehen wird. Es geht dabei ohne allen Zank und Haß zu; und nach einigen Monaten haben die Geschiedenen die Erlaubniß, sich nach Gefallen wieder an einen Andern zu verheirathen.

Auf den Fall, wenn Kinder dasind, werden sie unter Beide gleich vertheilt. Ist aber die Zahl derselben ungleich, so fallen der Frau die meisten zu.

Bei den Nadowessiern sind die Heirathsgebräuche etwas anders.

Wenn bei diesen ein junger Mann ein Mädchen heirathen will, so wird er von den Aeltern desselben eingeladen, mit ihnen in ihrem Zelte zu wohnen. Indem er dieses Anerbieten annimmt, so macht er sich dadurch anheischig, ein ganzes Jahr lang die Stelle eines ihrer geringern Bedienten zu vertreten. Er geht alsdann, während dieser Zeit, für sie auf die Jagd, und bringt das Wild, welches er erlegt, der Familie. Dies dient dem Vater der Braut zum Probestein, ob er auch im Stande sei, seiner Tochter und ihren künftigen Kindern den nöthigen Unterhalt zu verschaffen. Aber eben deßwegen findet dieser Gebrauch auch nur bei Denen Statt, welche zum ersten Mahle heirathen, nicht aber bei Denen, welche schon bewiesen haben, daß sie den Hausvaterpflichten Genüge leisten können.

Wenn nun diese Probezeit verflossen ist, so wird die Verheirathung selbst auf folgende Art vollzogen.

Bräutigam und Braut erscheinen, von ihren ältesten männlichen Anverwandten begleitet, auf einem freien Platze des Lagers, wo die Oberhäupter und Krieger des Stamms zu ihrem Empfange schon versammelt sind.

Sobald Jene ankommen, stellen Diese sich auf beiden Seiten des Brautpaars in zwei Reihen, und das vornehmste Oberhaupt hält eine Rede. Er zeigt darin der Versammlung die Ursachen an, warum man hier zusammengekommen sei, und fragt darauf beide junge Leute insbesondere, ob es noch ihr Verlangen sei, als Mann und Frau mit einander verbunden zu werden? Wenn dies von Beiden mit vernehmlicher Stimme bejaht worden ist, so schießen die Krieger ihre Pfeile über die Köpfe derselben hin, und der Anführer erklärt sie hierauf für Mann und Frau.

Jetzt dreht der Bräutigam sich um, bückt sich nieder, nimmt seine Frau auf den Rücken, und trägt sie unter dem Zurufe aller Umstehenden nach seinem Zelte. Daselbst wird ein so prächtiges Gastmahl angestellt, als der junge Mann es aufbringen kann, und Gesänge und Tänze beschließen, wie gewöhnlich, das Fest.

Ehescheidungen fallen bei den Nadowessiern so selten vor, daß ich nicht erfahren konnte, wie sie es damit halten.

Die Untreue im Ehestande wird bei den Indiern für ein eben so großes Verbrechen gehalten, als bei gesitteten Völkern. Die Strafe aber, welche einer Frau in solchem Falle widerfährt, ist sehr sonderbar. Der Mann beißt ihr nämlich, bevor er sich von ihr scheidet, die Nase ab, damit sie, als eine schändliche Person, Jedem gleich beim ersten Anblicke kenntlich sei. Ich sah, während meines Aufenthalts bei ihnen, ein Beispiel von dieser Strafe. Die Kinder werden bei dieser Gelegenheit, wie bei andern Ehescheidungen, unter beide Aeltern gleich vertheilt.

Nichts kann die Zärtlichkeit der Indier gegen ihre Kinder übertreffen, und es giebt kein besseres Mittel,

sich ihre Gunst zu erwerben, als wenn man diesen liebkoset. Daß ich selbst so gastfrei bei ihnen aufgenommen wurde, habe ich größtentheils den Geschenken zuzuschreiben, die ich den Kindern der Vornehmern machte.

Unter was für Gebräuchen die Indier ihren Kindern einen Namen geben, habe ich nie erfahren können. Ich hörte bloß, daß sie es mit vielen Feierlichkeiten thun, und diesen Umstand überhaupt für eine sehr wichtige Sache ansehn. Gewöhnlich geschieht diese Benamung erst nach den Jahren der Kindheit.

Außerdem erhalten sie im männlichen Alter noch einen besondern Ehrennamen, der Bezug auf ihre Fähigkeiten und auf die Verdienste hat, die sie sich im Kriege und auf der Jagd erwerben. So hieß z. B. der große Krieger der Nadowessier *Ottatongûmlischka*, der große Vater der Schlange, ein Titel, der fast eben so schwerfällig und sinnlos klingt, als unser Hochwohl- oder Hochgeborner Herr. *Otta* bedeutet nämlich in der Indischen Sprache Vater; *tongûm*, groß, und *lischka*, eine Schlange. Ein anderer Anführer ward *Honapadschatin*, ein schneller Läufer über die Gebirge genannt, vermuthlich weil er sich durch eine außerordentliche Geschwindigkeit im Laufen auszeichnete. Als sie einst mich zu ihrem Anführer erwählten, so erhielt ich, weil sie mich oftschreiben sahn, den Namen *Schibâgo*, welches einen Schreiber oder einen Menschen bedeutet, der geschickt ist, Sinnfiguren zu mahlen.

21.

Von der Religion der Indier.

Die Religion eines Volks gehört unstreitig zu denjenigen Gegenständen, auf welche der beobachtende Rei-

sende, der dasselbe kennen zu lernen wünscht, seine Aufmerksamkeit ganz vorzüglich richten muß, weil man aus der Beschaffenheit derselben auf die Geistesbildung und auf die Sinnesart ihrer Bekenner schließen kann. Ich gab mir daher viel Mühe, das Eigenthümliche, welches die Indier in dieser Hinsicht haben, zu erforschen; allein ich fand es sehr schwer, meine Absicht zu erreichen, und zwar aus folgenden Gründen.

Die Indier sind von denjenigen Europäern, welchen sie ihre Religionsbegriffe und heiligen Gebräuche erzählten, so oft ausgelacht worden, daß sie, aus Besorgniß, wieder in den nämlichen Fall zu gerathen, sie jetzt vor uns zu verhehlen suchen. Hiezu kommt, daß ihre Begriffe über manche Dinge so dunkel und schwankend sein mögen, daß sie selbst wol nicht vermögend sind, sie auf eine deutliche Weise wieder von sich zu geben. Man denke sich diese Leute in diesem Betracht, wie unsern gemeinen Mann, von dem man auch nicht leicht bestimmt erfahren kann, worin seine Religionsbegriffe eigentlich bestehen. Endlich muß man auch dieses noch in Erwähnung ziehn, daß durch die Französischen Glaubenswerber manche Begriffe und mancher Satz in die Glaubenslehre der Indier gekommen sein mögen, welche vorher nicht dazu gehörten: so daß es jetzt schwer zu entscheiden ist, was sie hierin Eigenthümliches haben, und was hingegen von unsern Eurppäischen Vorstellungsarten hinzugekommen ist.

Ich schränke mich hier bloß auf eine Beschreibung von der Glaubenslehre der Nadowessier ein, soweit ich dieselbe kennen zu lernen Gelegenheit hatte; denn auch sie waren damit sehr zurückhaltend. Uebrigens scheint diese Indische Völkerschaft ihren alten Landesglauben

noch am lautersten erhalten zu haben, weil ihre Wohnplätze von den Europäischen Pflanzörtern zu weit entfernt sind, als daß sich von unsern Vorstellungsarten viel bei ihnen hätte einschleichen können.

Der Begriff von einem höchsten Wesen, dem Schöpfer, Erhalter und Regierer der Welt, ist dem menschlichen Geiste, sobald er nur ein wenig sich zu entwickeln beginnt, gar zu natürlich und gar zu nothwendig, als daß man ihn nicht, mehr oder weniger geläutert und bestimmt, bei allen Völkern der Erde, auch bei den allerrohesten und wildesten finden sollte. Auch die Indier entbehren dieser Hauptstütze unsers Wohlverhaltens und unserer Ruhe keinesweges. Sie erkennen vielmehr und ehren ein höchstes weltregierendes Wesen, welches sie den großen Geist nennen, und für die Urquelle alles Guten halten. Von diesem behaupten sie, er wolle und könne den Menschen nie etwas Böses zufügen, sondern er überschütte sie mit all dem Segen, welchen sie durch ihre Aufführung verdienen.

Glücklich, wenn sie bei diesem wahren, der Gottheit würdigen Begriffe stehen geblieben wären; und nun ihr ganzes Bestreben bloß dahin gerichtet hätten, sich der Liebe und der Wohlthaten dieses guten Gottes durch Gerechtigkeit und wohlwollende Gesinnungen gegen ihre Mitgeschöpfe würdig zu machen! Aber es standen Priester unter ihnen auf, angebliche Diener und Vertraute der Gottheit, deren Vortheil es mit sich brachte, diese einfachen und reinen Religionsbegriffe mit Schreckbildern und geheimnißvollen Lehren zu vermischen, wodurch sie, die Lehrer und Ausleger derselben, eine unumschränkte Herrschaft über die Gemüther ihrer betrogenen Mitmenschen erhielten. Und nun wimmelte

es in der Glaubenslehre und in den Köpfen der Indier von Geistern jener Art, besonders von bösen, welchen eben so viel Gewalt, als dem höchsten Wesen, eingeräumt wurde, und von welchen sie sich weis machen ließen, daß sie einen starken Einfluß auf alle menschliche Handlungen und Schicksale hätten; daß sie mit dem guten Geiste in einer ewigen Feindschaft ständen, und die Absichten desselben zu vereiteln suchten, und daß sie daher auf nichts Anderes sännen, als darauf, den von dem guten Wesen geliebten Menschen so vielen Schaden zuzufügen, als sie nur immer könnten: eine, der menschlichen Vernunft unwürdige und höchstschädliche Vorstellungsart, wodurch da, wo sie einmahl angenommen ist, dem finstersten und verderblichsten Aberglauben Thür und Thor geöffnet wird!

Dies war denn auch der Fall bei den Indiern. Ihr Glaube an das höchste Wesen wurde dadurch unkräftig, ihr Aberglaube aber in eben dem Maße wirksam und mannichfaltig gemacht. Nun war es nicht mehr der große und gute Geist, der Alles lenkte und regierte; es waren vielmehr in ihrer Vorstellung eben so viele Unterweltregenten und Weltverderber, als es besondere Gegenstände in der Natur giebt; und die Schicksale der Menschen hingen fernerhin mehr von diesen ab, als von jenem. Jeder See, jeder Fluß, jeder Berg, jedes Thier, ja sogar Pflanzen und Steine hatten ihr besonderes unsichtbares Oberhaupt, unter dessen Aufsicht und Lenkung sie standen. Da mußte also auch jedes dieser mächtigen unsichtbaren Wesen gefürchtet und geehrt werden; da mußte denn auch jedem derselben, nach der Vorschrift des Priesters, welcher Stellvertreter derselben war, geopfert werden:

Sacrifices and shews were prepar'd;
The Priests eat roast meat, and the people star'd *).

So ging es bei den Indiern; und gerade eben so bei den meisten andern Völkern der Erde!

Uebrigens scheint der Begriff, den sie mit dem Worte Geist verbinden, noch lange nicht der unsrige zu sein. Ich glaube nämlich bemerkt zu haben, daß sie sich ihre Geister nicht als einfache, sondern als körperliche Wesen denken, und ihnen eine Menschengestalt, aber freilich eine weit schönere, als die Indische, beilegen.

»Jeder Mensch hat,« nach dem Glauben der Indier, »so wie jedes andere Wesen in der Natur, seinen besondern Schutzgeist. Dieser wird indeß nicht mit ihm geboren, sondern er bekommt ihn erst in demjenigen Alter, da er anfängt, Bogen und Pfeile zu führen. Zu dieser Zeit muß der junge Mensch sich sehr ernsten und harten Gebräuchen unterwerfen. Man fängt damit an, ihm den Kopf schwarz zu färben; dann läßt man ihn acht Tage lang hungern, und man erwartet, daß der Geist, der dem Jünglinge zugesellt werden soll, sich demselben durch irgend ein Bild im Traume zu erkennen geben werde. Ein solches Bild braucht indeß gar nichts Seltenes oder Außerordentliches zu sein, um dafür gehalten zu werden. Bald ist es der Fuß eines Thiers, bald ein Stück Holz oder irgend eine andere ganz alltägliche Sache. Ist dem jungen Menschen Etwas dieser Art im Traume vorgekommen, so wird das so angesehn, als wenn sein nunmehriger Schutzgeist sich

*) Opfer und Gepränge wurden zugerichtet;
Die Priester aßen Gebratenes, und das Volk staunte.

ihm dadurch zu erkennen gegeben habe; und dies Bild bleibt ihm heilig, so lange er lebt. Man unterrichtet ihn nämlich zu gleicher Zeit von der Ehrfurcht, die er dem ihm vorgekommenen Dinge, als seinem Schutzgeiste, schuldig sei, sticht ihm die Figur desselben in die Haut, und beschließt hierauf die Feierlichkeit mit einem tüchtigen Schmause.«

»Die Weiber haben zwar auch ihren Schutzgeist, aber sie scheinen ihn lange nicht für so wichtig zu halten, als die Männer; vermuthlich, weil sie seltener in Gefahren gerathen, wobei sie eines höhern und unsichtbaren Schutzes nöthig zu haben glauben.«

»Die Gunst und den Beistand dieser Geister sucht man durch allerhand Opfer und Geschenke zu erwerben. In dieser Absicht wirft der Indier oft solche Dinge, die ihm die liebsten sind, als Pfeifen, Tabak, erlegte Thiere u. s. w. ins Wasser, ins Feuer, oder an solche Oerter hin, wo er des unsichtbaren Beistandes vorzüglich zu bedürfen glaubt. Daher findet man oft am Rande beschwerlicher Wege über jähe Felsen und bei Wasserstürzen Halsbänder, Tabak, Mais-Aehren, Thierhäute und ganze Thiere, besonders Hunde. Zuweilen wird ein lebendiger Hund bei den Vorderpfoten an einen Baum aufgehangen, damit er so auf eine martervolle Weise und in der Wuth sterbe; vermuthlich, weil sie glauben, daß die Geister an den Qualen eines zu Tode gemarterten Wesens ein eben so großes Vergnügen finden, als sie selbst.«

»Oft macht man auch den Geistern, wenn man Etwas von ihnen haben will, besondere Gelübde. Fehlt es z. B. auf langen Reisen oder Jagden an Lebensmitteln, so versprechen sie, zu Ehren der Schutzgeister, ein Stück von dem ersten Thiere, das sie aufzutreiben und

zu erlegen hoffen, dem Oberhaupte ihrer Ortschaft zu bringen, und nicht eher einen Bissen zu essen, bis dieses Gelübde abgetragen worden. Ist's dann immer möglich, so wird dieses Versprechen erfüllt; kann dies aber wegen Entfernung des Oberhaupts unmöglich geschehen, so werfen sie Dasjenige, was für ihn bestimmt war, ins Feuer und lassen es verbrennen *).«

Eben so sinnlich und kindisch, als ihre Vorstellungen von den Geistern, sind auch die Begriffe, die sie sich von dem Leben nach dem Tode machen. Sie zweifeln zwar keinesweges an der Gewißheit desselben, aber alle ihre Vorstellungen davon entlehnen sie von ihrem gegenwärtigen Leben. Sie glauben nämlich, daß sie sich einst auf ebendieselbe Art, wie jetzt, nämlich mit Jagen, Fischen, Schmausen, Tanzen, Singen und Tabakrauchen beschäftigen werden; nur daß dies Alles ohne Mühe und Arbeit vor sich gehen werde; nur daß sie in eine reizendere Gegend kommen, und daselbst eines nie umwölkten Himmels, eines immerwährenden Frühlings und eines nie zu verwelgenden Vorraths an Wild, Fischen, Früchten und andern Nothwendigkeiten und Erquickungen genießen werden!

Für bloße Freuden der Seele haben sie noch gar keinen Sinn; diese kommen daher auch nicht in ihren Plan von Glückseligkeit. Sinnliche Freuden hingegen werden dort, wie hier, die Belohnung des Verdienstes sein. Der geschickte Jäger und der tapfere Krieger erhalten einen größern Antheil davon, als der Träge und Feige.

»Ohne das Land der Seelen, oder den Ort, wohin

---

*) Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande. 17ter Bd. S. 29.

sie fahren, wenn sie den Körper verlassen, zu kennen, glauben sie, es sei eine weit gegen Westen gelegene Gegend, und man gebrauche viele Monate, um dahin zu kommen. Man redet von einem Flusse, über den sie müssen, und auf welchem Viele Schiffbruch leiden; von einem gräulichen Hunde, wider den sie sich zu vertheidigen haben; von einem Orte des Leidens, wo sie für ihre Fehler büßen; von einem andern, wo die Seelen der hier verbrannten Kriegsgefangenen gemartert werden, und wohin sie daher sich so spät begeben, als sie nur immer können. Daher der Gebrauch, daß man nach dem Tode dieser Unglücklichen, aus Furcht, ihre Seelen möchten bei den Hütten ihrer Peiniger bleiben, um sich wegen der ihnen angethanen Marter zu rächen, alle benachbarten Oerter sorgfältig durchgeht, überall mit Ruthen stark um sich haut, und ein entsetzliches Geschrei erhebt, um sie fortzuscheuchen *).« Wie abgeschmackt kindisch!

Die Priester der Indier sind auch ihre Aerzte und — was ihr Ansehn noch weit mehr befestiget — zugleich ihre Zauberer, ihre Traumdeuter und ihre Wahrsager! Sie heilen ihre Krankheiten und Wunden nicht bloß durch die Kräfte verschiedener Kräuter, die sie gut zu kennen scheinen, sondern auch durch den Glauben an die abgeschmackten Gaukeleien, die sie dabei verrichten; sie verstehen sich vortrefflich darauf, die bösen Geister zu bannen, und zu verhüten, daß sie kein Unheil stiften; sie wissen ganz genau, was jeder Traum bedeutet, und wenn gleich der Zufall ihre Auslegung unter tausend Fällen kaum ein einziges Mahl bestätiget, so schadet ih-

*) Allgemeine Reisen. 17ter Bd. S. 31.

nen das doch nicht. Der Eine glückliche Fall bringt die tausend verunglückten leicht in Vergessenheit. Sie können durch Hülfe gewisser Possenspiele, wovon ich oben ein Beispiel beschrieben habe, in die Zukunft blicken, und künftige Dinge vorhersagen; und sie wissen es durch allerlei Anordnungen darauf anzulegen, daß von ihren Wahrsagungen je zuweilen wirklich eine in Erfüllung gehen muß. Welche mächtige Mittel, das blinde Volk bei der Nase umherzuführen, und sich in den Augen desselben ein übermenschliches Ansehen zu geben!

Auf solche Dinge haben die Priester aller ungebildeten Völker sich von jeher verstanden. Aber überall, wo das Licht der Aufklärung einbrach, da hatten diese ihre Geschicklichkeiten ein Ende, und mit ihnen auch das übermenschliche Ansehn solcher Priester. Begreifen meine jungen Leser nun, warum dergleichen Leute die fortschreitende Aufklärung eines Volks auf alle Weise zu hindern, und Diejenigen, welche das Volk zu belehren wagen, als Glaubensverräther und Gotteslängner zu verschreien und zu verfolgen suchen?

Wohl uns und Allen, die in Ländern leben, wo die Geistlichen nicht mehr Zauberer, Traumdeuter und Wahrsager, sondern gewissenhafte Lehrer reiner Religionsbegriffe und guter Sitten sind! Da gehören diese Männer zu den ehrwürdigsten Stützen der öffentlichen Glückseligkeit, indeß sie dort die schändlichsten Werkzeuge zu Erhaltung und Vermehrung der Dummheit, des Aberglaubens, der Unduldsamkeit und des Sittenverderbens sind! Möchte es doch einst der allgütigen Vorsehung gefallen, alle Völker der Erde mit einer aufgeklärten, gutdenkenden und duldsamen Priesterschaft zu segnen!

Wenn ein Indier krank ist, so bleibt sein Arzt und Priester Tag und Nacht bei ihm, und macht mit einer Klapper, worin trockne Bohnen sind, und die sie Tschitschikue nennen, ein sehr unangenehmes Geräusch, welches sich nicht gut beschreiben läßt. Einen Europäischen Kranken würde das ungemein beunruhigen, und die guten Wirkungen der Arzenei hindern; aber bei den Indiern glaubt man dadurch die Tücke des bösen Geistes, der die Krankheit erregt, zu vereiteln. Deßwegen erträgt man dieses beschwerliche Geräusch mit Vergnügen; und die Einbildung, daß es die jetzt genannte Wirkung haben werde, mag vielleicht zu Genesung des Kranken je zuweilen etwas beitragen. Denn die Wirkungen, welche die Einbildungskraft auf unsern Körper hat, gehen weiter, als man gemeiniglich glaubt; und ich bin sehr überzeugt, daß ein Arzt, der das volle Vertrauen der Leute hat, manchen Kranken bloß dadurch heilen könnte, wenn er ihm mit Zuversicht seine nahe Genesung verkündigte. Dies wissen und bestätigen in unsern Tagen Diejenigen, welche die Leute wissentlich oder unwissentlich durch das sogenannte Magnetisiren täuschen. Nicht die Gaukeleien, die sie dabei vornehmen, sondern der starke Glaube und die erregte Einbildungskraft ihrer Kranken, sind das Mittel, wodurch sie Zuckungen und schlafähnliche Betäubungen, zuweilen auch wol eine vorübergehende Besserung bewirken können. Die Herren scheinen bei den Indischen Priestern in der Lehre gewesen zu sein. —

Beim Anfange des Neumonds singen und tanzen die Indier; ob dies aber ein gottesdienstlicher Gebrauch, oder bloß ein natürlicher Ausbruch ihrer Freude über die Wiederkunft des Lichtes sei, welches die Nächte erleuchtet, habe ich nicht erfahren können.

Einige Reisende haben bei diesen Völkern alle Gebräuche der Juden, andere sogar verschiedene dunkle Religionsbegriffe der Christen finden wollen. Was mich betrifft, so muß ich gestehn, daß ich weder von den einen, noch von den andern Etwas bei ihnen habe bemerken können.

Ueberhaupt haben die Indier nur sehr wenige und einfache Lehrsätze. Ihre ganze Glaubenslehre besteht nicht sowol in gewissen Sätzen, als vielmehr bloß darin, daß sie alle außerordentliche Naturbegebenheiten, die sie, aus Mangel an Naturkenntnissen, nicht zu erklären wissen, als Erdbeben, Donner und Stürme, für unmittelbare Wirkungen unsichtbarer Wesen halten, und sich durch die angeblichen Zaubereien und Beschwörungen ihrer Priester davor zu sichern suchen. Die Furcht hat daher mehr Einfluß auf ihren Gottesdienst, als Dankbarkeit, und sie geben sich — gerade wie bei uns der unwissende gemeine Mann — weit mehr Mühe, dem Zorne der bösen Geister auszuweichen, als sich die Gunst der guten zu erwerben.

Alle abergläubige Menschen haben zu allen Zeiten und in allen Ländern viel mit Träumen zu schaffen gehabt; so auch die Indier. Will man sehen, zu welchen Albernheiten und Ausschweifungen der Aberglaube auch in diesem Stücke führen kann, so lese man folgende Nachrichten, die sich von Französischen Glaubensboten herschreiben.

» Nichts gleicht den Ausschweifungen, welche die Indier in Ansehung der Träume begehn, die sie, wie alle einfältige und abergläubige Leute, für Eingebungen der Geister, und also für bedeutend halten. Dieser Einbildung zufolge hält nicht allein Derjenige, welcher geträumt hat, sich für verbunden, das Geträumte wahr

zu machen, sondern es würde auch ein Verbrechen für Diejenigen sein, an welche er sich wendet, wenn sie ihm Dasjenige versagten, was er träumend gewünscht hatte, die Sache bestehe, worin sie wolle.«

»Wenn Dasjenige, was einer im Traume wünschte, von der Art ist, daß es ihm durch einen einzelnen Menschen nicht verschafft werden kann, so nimmt der ganze Stamm es über sich, ihm dazu zu verhelfen. Es muß herbeigeschafft werden, es koste was es wolle, und müßte man es auch mehre hundert Meilen weit suchen. Hat man es erlangt, so verwahrt man es, mit erstaunlicher Sorgfalt, als ein Heiligthum. Ist das Begehrte ein Thier, und stirbt dasselbe über kurz oder lang, so geräth man darüber in eine Unruhe, die sich nicht beschreiben läßt. Die Sache ist noch weit ernsthafter, wenn es Jemand einfällt, zu träumen, er schlage Diesen oder Jenen todt; denn er tödtet ihn wirklich, wenn er kann; allein wehe ihm, wenn es einem Andern einkommt, zu träumen, daß er den Getödteten räche! Denn in diesem Falle wird der Todtschläger wieder todtgeschlagen. Das einzige Mittel, im Fall eines solchen Traums für Diejenigen, welche nicht blutgierig sind, ist dieses, daß sie den Schutzgeist durch Geschenke versöhnen.«

»Zwei Glaubenswerber, welche mit Indiern reiseten, erzählten folgenden seltsamen Vorfall, wovon sie Augenzeugen waren. — Es war mitten in der Nacht, als plötzlich einer von diesen Indiern in großer Bewegung aufwachte, und alle Andere in Unruhe und Schrecken versetzte. Er war ganz außer Athem, das Herz klopfte ihm, er wollte schreien, aber er konnte nicht, er schlug als ein rasender Mensch um sich.«

»Der ganze Haufe war sogleich auf den Beinen.

Man glaubte anfänglich, er habe einen Anfall vom bösen Wesen. Man bemächtigte sich daher seiner Hände, und wandte Alles an, um ihn zu besänftigen. Umsonst! Seine Wuth nahm beständig zu; und weil es immer schwerer wurde, ihn zu halten, so versteckte man alle Waffen. Einigen fiel es ein, ihm einen Trank von gewissen gekochten Kräutern zu geben. Allein unter der Zeit, da man denselben fertig machte, fand er Mittel, zu entwischen, und sprang in einen benachbarten Fluß. Man zog ihn sogleich wieder heraus; er versicherte hierauf, es friere ihn sehr, aber er war nicht zu bewegen, sich zu einem Feuer zu setzen, welches man in der Geschwindigkeit angemacht hatte. Er ließ sich vielmehr an dem Fuße eines Baums nieder, und verlangte, man solle eine Bärenhaut mit Stroh ausstopfen. Sein Wille wurde sogleich erfüllt.«

»Jetzt schien er etwas ruhiger zu sein. Man reichte ihm daher den Trank, welcher unterdeß fertig geworden war; allein er wollte ihn nicht nehmen. Man muß ihn, sagte er, dem Kinde geben, indem er auf die ausgestopfte Bärenhaut zeigte. Auch hierin wurde ihm augenblicklich gewillfahrt; man goß den ganzen Trank in den Rachen der Thierhaut.«

»Nunmehr fragte man ihn: was ihm denn eigentlich fehle? Mir hat geträumt, war seine Antwort, es sei mir ein Vogel in den Magen gekrochen. Kaum hatte er dieses ausgesprochen, so war die ganze Gesellschaft fast eben so unsinnig, als er. Alle schrien aus voller Kehle: sie hätten auch ein Thier im Leibe. Jeder ahmte hierbei die Stimme desjenigen Thiers nach, welches er bei sich zu haben glaubte, indem der Eine wie eine Gans, der Andere wie eine Ente, der Dritte wie eine Trappe, der Vierte wie ein Frosch u. s. w.

schrie. Unter diesem unsinnigen Geschrei richteten sie eine Badstube auf, um die im Leibe habenden Thiere durch Schweiß wieder herauszutreiben. Der Schluß dieses Possenspiels bestand darin, daß am Ende Alle anfingen, Den, der die Hauptrolle gespielt hatte, nach dem Zeitmaße zu schlagen, um ihn durch Schläge zu ermüden und in den Schlaf zu bringen. Dies Mittel half. Er fiel in einen tiefen Schlaf, und wachte am andern Morgen gesund wieder auf, ohne daß er sich über irgend Etwas beklagte, obgleich sein ganzer Leib von Schlägen mürbe gemacht war.«

Sollte man es glauben — wenn man nicht so viel ähnliche Früchte eines dummen Aberglaubens mitten in den aufgeklärtesten Europäischen Ländern noch immer vor Augen hätte — daß Menschen, welche mit Vernunft begabt sind, zu solchen abergläubischen Ausschweifungen fähig wären? Aber so ist's; man sei nur erst so weit gekommen, daß man kein Bedenken mehr trägt, ohne vernünftige Gründe Etwas bloß deßwegen für wahr zu halten, weil es wunderbar klingt und weil Betrüger und Betrogene ihm einen heiligen Anstrich zu geben wußten; und von Stund' an läßt sich nichts so Ungereimtes, Hirnloses und Schädliches erdenken, welches man uns nicht als etwas Uebernatürliches, Heiliges und Göttliches aufbinden könnte; von Stund' an giebt es keine Ausschweifung, keine Thorheit und keine Laster mehr, die wir, sobald uns irgend eine abergläubische Grille dazu auffodert, nicht zu begehen in Stande wären! O, meine jungen Freunde, verschließt eure Herzen dem Gifte des Aberglaubens und einer frommen Schwärmerei, und um dieses zu können, bildet eure Vernunft — die edle Gottesgabe — durch fleißige Uebungen im Nachdenken und durch Erlernung nützli-

cher Wissenschaften aus! — Aber noch ein Wort von der Traumseuche der Indier.

»Man hat bei diesen Leuten, zur Verstärkung ihres Glaubens an den übernatürlichen Ursprung der Träume, ein eignes Traumfest angeordnet, welches Einige, und zwar mit großem Rechte, in ihrer Landessprache mit einem Namen belegt haben, welcher eine Umkehrung des Gehirns bedeutet. Dieses Fest gleicht den Bacchusfesten der Alten, es dauert ordentlicherweise 14 Tage, und wird gegen das Ende des Winters gefeiert. Alle Einfälle und Thorheiten sind alsdann erlaubt; und die Ausschweifungen, welchen man sich dabei überläßt, überschreiten fast allen Glauben.«

»Ein Jeder läuft von Hütte zu Hütte unter tausenderlei lächerlichen Verkleidungen. Man zerbricht, man zerschlägt Alles, und Niemand hat das Herz, sich zu widersetzen. Man fragt Diejenigen, welche man antrifft, um die Auslegung seines letzten Traums; und Diejenigen, welche ihn errathen, sind verbunden, den Gegenstand des Traums zu schaffen. Nach dem Feste wird Alles wieder zurückgegeben. Es endigt sich mit einem großen Schmause, und Jeder denkt an nichts weiter, als wie er Das, was er verderbt oder beschädiget hat, wieder gut machen solle, welches oft viel Zeit und Mühe erfodert. Ein Französischer Glaubensprediger, welcher einst das Unglück hatte, in ein solches Fest mit verwickelt zu werden, macht davon folgende Beschreibung:«

»Das bevorstehende Fest wurde,« sagt er, »den 22sten Hornung ausgerufen; und die Alten, durch welche diese Ankündigung geschah, thaten es mit einem so ernsthaften und feierlichen Wesen, als wenn es eine wichtige Staatssache beträfe. Kaum waren diese wieder in ihre Hütte zurückgekehrt, so sah man Männer, Weiber und

Kinder aus ihren Wohnungen fast nackend hervorlaufen, obgleich eben eine unerträgliche Kälte herrschte. Sie breiteten sich auf allen Seiten aus, und liefen, wie besoffene oder rasende Leute umher, ohne zu wissen, wohin sie wollten, oder was sie eigentlich verlangten. Einige bedienten sich der Freiheit des Festes, welches alle Gewaltthätigkeiten rechtfertiget, und suchten ihre Rachbegierde gegen Diejenigen zu befriedigen, die ihnen etwas zuwidergethan hatten. Sie zerschlugen Alles in den Hütten derselben, und prügelten Diejenigen, auf welche es eigentlich gemünzt war. Einigen gossen sie einen ganzen Kübel voll Wasser über den Kopf, Andere bewarfen sie mit heißer Asche oder allerlei Unreinigkeiten, noch Andern warfen sie Feuerbrände und glühende Kohlen an den Kopf. Das einzige Mittel, sich vor dieser Verfolgung zu sichern, war, daß man Träume errathen mußte, die eben so abgeschmackt als dunkel waren.«

»Der Geistliche und sein Gefährte liefen gleichfalls Gefahr, erbärmlich gemißhandelt zu werden. Einer der Wahnwitzigen kam in die Hütte, wohin sie sich anfangs geflüchtet hatten; aber zum Glücke hatte die Furcht sie schon wieder aus derselben herausgetrieben. Der Wüthende, welcher dadurch gehindert wurde, seinen Vorsatz auszuführen, rief: man solle seinen Traum errathen; und weil sich Keiner fand, der das vermochte, so erklärte er ihn selbst, indem er sagte: ich tödte einen Franzosen. Sogleich warf der Eigenthümer der Hütte ihm ein Französisches Kleid hin, welches der Andere mit vielen Stichen durchlöcherte. Darauf aber gerieth Derjenige, welcher das Kleid hingeworfen hatte, gleichfalls in Wuth, und schwur: er wolle den Franzosen rächen, und das ganze Dorf in Asche legen. Er fing

auch in der That an, seine eigne Hütte in Brand zu stecken, und als Jedermann hinauslief, so schloß er selbst sich darin ein. In dem nämlichen Augenblicke kehrte der Französische Geistliche zurück; er hörte, was sein Wirth vorhabe; schlug hierauf die Thür ein, löschte das Feuer, welches noch nicht weit um sich gegriffen hatte, glücklich, und zwang den Wirth, hinauszugehn. Dieser lief hierauf durch's ganze Dorf und schrie, er wolle Alles in Brand stecken! Man warf ihm einen Hund hin, in der Hoffnung, daß er seine Wuth an diesem Thiere stillen werde; allein er sagte: das sei noch nicht genug, den Schimpf zu tilgen, den man ihm dadurch angethan habe, daß man einen Fremden in seiner Hütte getödtet habe. Man warf ihm noch einen Hund hin, den er in Stücken zerriß; worauf denn seine Wuth gestillt war.«

»Dieser Indier hatte einen Bruder, welcher auch seine Rolle spielte. Er war gekleidet, wie man einen Satyr vorstellt, und vom Kopfe bis auf die Füße mit Blättern bedeckt. Zwei Weiber, die ihn begleiteten, hatten das Gesicht schwarz gefärbt, die Haare zerstreut um den Kopf fliegen, eine Wolfshaut um den Leib gewickelt und in der Hand einen Pfahl. Mit diesem Gefolge ging der Mann in alle Hütten, heulte aus allen Kräften, kletterte auf die Dächer, machte daselbst tausenderlei geschickte Wendungen, die mit einem entsetzlichen Geschrei begleitet waren, stieg dann wieder hinunter und ging ernsthaft ab, indem seine Begleiterinnen vorangingen, die nun auch ihrerseits rasend geworden waren, und Alles, was sie unterweges antrafen, mit ihren Pfählen umwarfen.«

»Diese edle Gesellschaft von Rasenden war nicht sobald wieder zu sich selbst gekommen, als eine andere

Weibsperson auftrat, um eine ähnliche Rolle zu spielen. Sie drang mit Gewalt in diejenige Hütte ein, worin die beiden Franzosen sich versteckt hielten, und war dabei mit einer Flinte bewaffnet, die sie irgendwo bekommen hatte, da sie ihren Traum errathen ließ. Mit diesem Gewehr in der Hand sang sie ein Kriegeslied, und stieß tausend Flüche wider sich selbst aus, wofern es ihrem Muthe nicht gelingen sollte, einen Gefangenen zurückzubringen.«

»Dicht hinter dieser Furie kam ein Krieger, der in der einen Hand einen Bogen, in der andern einen Flintenspieß hielt; — man kann denken, wie den armen wehrlosen Geistlichen dabei zu Muthe werden mußte! Nach langem Geheule fiel er auf einmahl über das Weib her, welches unterdeß wieder ruhig geworden war. Er setzte ihr den Spieß an die Kehle, faßte sie bei den Haaren, schnitt ihr eine Handvoll davon ab, und begab sich hierauf zurück.«

»Bald darauf erschien ein Gaukler mit einem Stabe in der Hand, der mit Federn geziert war. Er rühmte sich, durch Hülfe dieses Werkzeuges die verborgensten Dinge entdecken zu können. Man trug ein Gefäß vor ihm her, welches mit einem Tranke angefüllt war, wovon er bei jeder ihm vorgelegten Frage Etwas in den Mund nahm, es hierauf wieder wegspuckte, auf seine Hände und seinen Stab hauchte, und dann das Räthsel, welches man ihm vorgelegt hatte, errieth.«

»Auch ihm folgten zwei Weiber, die zu erkennen gaben, daß sie etwas verlangten. Das eine breitete eine Matte aus; man errieth, daß sie Fische begehre, und man willfahrte ihr auf der Stelle. Das andere trug ein Werkzeug zum Ackerbau in der Hand, und man erkannte daran, daß sie ein Stück Land verlange, um es

anzubauen. Sogleich führte man sie zum Dorfe hinaus, um ihr anzuweisen, was sie begehrt hatte.«

»Einem Oberhaupte hatte geträumt, er sehe zwei Menschenherzen. Dieser Traum, den Niemand erklären konnte, setzte Jedermann in die größte Unruhe. Man verlängerte das Fest um einen Tag; aber auch an diesem blieben alle Versuche, die Bedeutung des Traums zu finden, fruchtlos. Endlich ergriff man die Partei, den Schutzgeist des Mannes durch Geschenke zu besänftigen; und damit hatte das tolle Fest ein Ende *).«

Man sieht, daß diese unsinnige Festlichkeit eine Art von heiligem Fastnachtsspiel war, welches seinen Ursprung dem Glauben an Geister und Traumdeutereien verdankte.

22.

Von den Krankheiten der Indier.

Wer einfach, natürlich, hart und thätig lebt, der ist in der Regel gesund, und erreicht ein hohes Alter; wer hingegen ein verzärteltes, weichliches, wollüstiges und faules Leben führt, der ist ordentlicher Weise mancherlei Krankheiten unterworfen, wird vor der Zeit alt, und stirbt, wenn Jener noch im vollen Genuß seiner ungeschwächten Kräfte und seines thätigen Lebens ist.

Nach dieser Regel, welche sich überall bestätiget — seltene Ausnahmen abgerechnet — werden meine jungen Leser wol schon von selbst vermuthen, daß die Indier überhaupt gesunder sind, als wir, und viele schmerzhafte und tödtliche Krankheiten, welche eine Folge der Up-

---

*) Allgem. Reisen. 17ter Bd. S. 32 u. folg.

pigkeit bei gesitteten Völkern sind, gar nicht kennen. So verhält es sich denn auch wirklich; und wir können daher von ihnen lernen, wie man es anfangen müsse, wenn man gesund und stark zu werden wünscht. Das sichere Mittel dazu ist ein der Natur gemäßes einfaches Leben, bei Anstrengung und Mäßigkeit.

Aber so wie unsere Landleute, welche, bei ihrer Art zu leben, auch viel gesunder sein und ein höheres Alter erreichen mußten, als die üppigen, schwelgerischen und verfeinerten Menschen der gesitteten Stände, sich nicht selten, bald durch eine Ueberladung, bald durch übertriebene Anstrengung ihrer Kräfte, bald durch Mangel an Kenntniß Dessen, was unserm Körper schädlich ist, Krankheiten und einen frühen Tod zuzuziehen pflegen, so machen auch verschiedene Indier eine Ausnahme von der Regel, und büßen für die Fehler, die sie entweder aus Unwissenheit oder aus Gierigkeit, oft auch aus unvermeidlicher Noth begehn.

Vorzüglich greift der anhaltende Hunger, dem sie auf ihren langen Streifereien oft ausgesetzt sind, und die darauf folgende Gefräßigkeit, ihren Körper sehr an; und gefährliche Krankheiten sind zuweilen die Folge davon. Ihre gewöhnlichste Krankheit ist das Seitenstechen, gegen welches sie ihr allgemeines Hülfsmittel, das Schwitzen, gebrauchen. Sie richten dazu eine eigene Schwitzstube, und zwar auf folgende Art, ein.

Es werden einige kleine Stangen in die Erde gesteckt, die sie oben zusammenbiegen und an einander binden, so, daß dadurch eine Art von Kuppel entsteht. Hierüber legen sie viele Felle oder Decken, daß keine Ritze übrig bleibt, wodurch Luft hinein- oder herauskommen könnte. Vorn bleibt bloß eine kleine Oeffnung übrig, wodurch ein Mensch eben hineinkriechen kann, die

dann aber hinter ihm auch verschlossen wird. In die Mitte dieses engen Gerüstes legen sie glühende Steine, auf welche Wasser gegossen wird, das durch seine Dämpfe eine sehr große Hitze erregt.

Wenn sie nun eine Zeit lang darin ausgehalten haben, und in starke Ausdünstung gerathen sind, so laufen sie sofort an das nächste Wasser und tauchen darin unter. Sie bleiben indeß nicht über eine halbe Minute darin, sondern ziehen gleich ihre Kleidung wieder an, und rauchen eine Pfeife, in der festen Ueberzeugung, daß das Mittel helfen werde. Oft schwitzen sie auch auf diese Weise, bloß um sich zu erfrischen, oder sich zu einem Geschäfte vorzubereiten, das viele Ueberlegung und List erfodert. Sie wissen nämlich aus ihrer Erfahrung, daß die Seele nie freier wirkt, als wenn der Körper reichlich ausgedünstet hat, dann aber auch durch ein kaltes Bad wieder gestärkt worden ist. Ebendiese Erfahrung kann, wer da will, in Europa auch machen.

Sonst trifft man hie und da, jedoch nur selten, auch wol Lähmungen und Wassersuchten bei den Indiern an. Ihre Mittel dagegen sind Bähungen und Tränke, aus Kräutern gekocht, die ihre Aerzte sehr gut zuzubereiten und anzuwenden wissen. Aber diese Arzeneimittel mögen noch so kräftig sein, so traut der Indier ihnen allein doch nicht, sondern er nimmt immer einige abergläubische Feiergebräuche zu Hülfe, die ebenderselbe geistliche Mann, der sein Arzt ist, zu verrichten versteht. Auf diese verläßt er sich mehr, als auf die Arzeneien.

Noch größer ist ihre Geschicklichkeit und Erfahrung in wundärztlichen Behandlungsarten der Kranken. Sie wissen sehr gut, gewisse Kräuter zur Heilung von Wunden, Quetschungen und Knochenbrüchen anzuwenden. Durch sie können sie Splitter, Stücke Eisen oder andere

Dinge, wodurch die Wunde verursacht wurde, ohne Erweiterung des Schadens auszziehn; und sie bringen eine solche Arzung geschwinder und glücklicher zu Stande, als man bei ihrer rohen Art zu verfahren erwarten sollte.

Um Splitter aus den Wunden zu ziehen, bedienen sie sich auch der Haut, welche die Schlangen jährlich abzuwerfen pflegen. Ungeachtet diese ganz aufgetrocknet ist, so thut sie doch in solchen Fällen die gehoffte Wirkung. Ueber das Wie? gestehe ich meine Unwissenheit.

Wenn heftige Arbeiten, oder allzustarke Hitze und Kälte, ihnen Gliederschmerz zuziehen, so heilen sie sich damit, daß sie den schmerzenden Theil schröpfen. Diejenigen Völkerschaften, welche mit Europäern noch gar keine Gemeinschaft, also auch noch gar keine Europäische Werkzeuge haben, bedienen sich hiezu eines scharfen Kieselsteins, dem sie mit sehr großer Geschicklichkeit eine sehr feine Spitze zu geben wissen. Ein Aderlaßeisen kann kaum schärfer sein, als dergleichen Werkzeuge aus Stein verfertigt.

So lange Jemand noch essen mag, können sie sich nicht überzeugen, daß er krank sei. Nur dann erst. wann ihm die Eßlust vergeht, sehen sie seine Krankheit für gefährlich an, und bemühen sich, ihm zu helfen. Uebrigens wissen sie nichts von einer Lebensordnung für Kranke, und Jeder von ihnen darf essen, wozu er Lust hat.

Ich habe schon oben gesagt, daß die Priester vor dem Kranken ein unaufhörliches Geräusch mit der Klapper Tschitschikue machen. Man glaubt, daß sie hiedurch von den Geistern die Ursache der Krankheit erfahren, um sie zweckmäßig behandeln zu können. Die bösen

Geister haben, ihrer Meinung nach, an allen Krankheiten Antheil; sie wenden daher zu jeder Arzung nicht bloß die ihnen nöthigscheinenden Arzeneien, sondern auch allerlei alberne Gaukeleien an, die gegen die eingebildeten Wirkungen der bösen Geister schützen sollen; gerade so wie der unwissende gemeine Mann bei uns sich nicht auf die natürlichen Arzneimittel verläßt, sondern auch seine Zuflucht zu einem sogenannten klugen Manne oder klugen alten Weibe nimmt, die, wie sie sagen, das Uebel besprechen, d. i. durch Zauberworte bändigen müssen, damit es nicht weiter um sich greife.

Wie ähnlich sich doch im Grunde die Menschen, bei allen äußern Verschiedenheiten, unter allen Himmelsstrichen sind! Wie besonders Unwissenheit und Aberglaube überall fast einerlei Albernheiten erzeugen!

23.

Von der Art der Indier, ihre Todten zu behandeln.

Ebendieselbe Kaltblütigkeit, welche der Indier bei den meisten Vorfällen seines Lebens beweiset, verläßt ihn auch in der Stunde des Todes nicht. Er sieht seinem herannahenden Ende mit einer Ruhe und Gleichmüthigkeit entgegen, deren in Europa kaum der größte Weltweise fähig sein dürfte.

Sobald der Arzt ihm das Todesurtheil zugesprochen hat, so redet er die Umstehenden mit einer Fassung an, welche die größte Bewunderung verdient. Ist er ein Oberhaupt und hat er Familie, so hält er eine Art von Sterberede, worin er seinen Kindern allerhand nöthige Regeln giebt. Dann nimmt er Abschied von seinen Freun-

den, und ordnet ein Gastmahl für Diejenigen an, welche ihm eine Leichenrede halten wollen.

Hat er nun den Geist aufgegeben, so wird sein entseelter Körper eben so angekleidet, als er im Leben zu gehen pflegte. Man bemahlt ihm das Gesicht, und setzt ihn alsdann in aufrechter Stellung auf eine Matte oder auf ein ausgebreitetes Fell mitten in der Hütte nieder. Seine Waffen legt man neben ihn. Die Anverwandten setzen sich hierauf rund um ihn herum, und Jeder hält ihm, der Reihe nach, eine Art von Leichenrede. Man erzählt und rühmt dabei, wenn er ein berühmter Krieger war, alle seine Heldenthaten, auf eine Art, die in ihrer Sprache eben so gefällig als dichterisch klingt. Ich will ein Beispiel davon hersetzen.

»Du sitzest noch unter uns, Bruder! Dein Körper hat noch seine gewöhnliche Gestalt, und ist dem unsrigen noch ähnlich, ohne sichtbare Abnahme; nur daß ihm das Vermögen zu handeln fehlt. Aber wohin ist der Athem geflohen, der noch vor wenigen Stunden Rauch zum großen Geiste emporblies? Warum schweigen jetzt diese Lippen, von welchen wir noch kürzlich so gefällige und nachdrückliche Reden hörten? Warum sind diese Füße ohne Bewegung, die noch vor einigen Tagen schneller waren, als das Reh auf jenem Gebirge? Warum hangen ohnmächtig diese Arme, welche sonst die höchsten Bäume hinaufklettern und den stärksten Bogen spannen konnten? Ach, jeder Theil des Gebäudes, welches wir mit Bewunderung und Erstaunen ansahen, ist jetzt wieder eben so unbeseelt, als er vor dreihundert Wintern war!«

»Dennoch wollen wir dich nicht betrauern, als wenn du auf immer für uns verloren wärest, oder als wenn dein Name nie wieder gehört werden sollte! Dei-

ne Seele lebt noch in dem großen Lande der Geister, bei den Seelen deiner Landsleute, die vor dir dahingegangen sind. Wir sind zwar zurückgeblieben, um deinen Ruhm zu erhalten, aber auch wir werden dir eines Tages folgen.«

»Beseelt von der Achtung, die wir bei deinen Lebzeiten für dich hatten, kommen wir jetzt, um dir den letzten Liebesdienst zu erweisen. Damit dein Körper nicht auf der Ebene liegen bleibe, und den Thieren auf dem Felde oder den Vögeln in der Luft zur Beute werde, wollen wir ihn sorgfältig zu den Körpern deiner Vorgänger legen, in der Hoffnung, daß dein Geist mit ihren Geistern speisen, und bereit sein werde, den unsrigen zu empfangen, wenn auch wir in dem großen Lande der Seelen ankommen.«

In ähnlichen kurzen Reden erhebt jeder Anführer das Lob eines abgeschiedenen Freundes.

Wenn dies vorbei ist, und man sich gerade in einer großen Entfernung von dem allgemeinen Begräbnißplatze befindet, oder wenn der Todesfall sich im Winter ereignet, so wickeln sie den Körper in Häute und legen ihn auf ein hohes Gerüst, oder auf die Zweige eines großen Baums, und lassen ihn daselbst bis zum Frühlinge liegen. Alsdann tragen sie ihn, nebst den übrigen Leichen ihres Stammes, nach dem allgemeinen Begräbnißorte, wo er mit verschiedenen Feierlichkeiten, die ich nie erfahren konnte, begraben wird. Stirbt hingegen ein Indier zur Sommerzeit und in einer weiten Entfernung von dem Begräbnißplatze, so, daß die Leiche eher in Fäulniß übergeht, als sie dahin gebracht werden kann, so wird das Fleisch von den Knochen gebrannt, und diese werden aufbewahrt, um in der Folge auf die gewöhnliche Weise begraben zu werden.

Als die Nadowessier ihre Todten nach der großen

Höhle brachten, um sie daselbst beizusetzen, so suchte ich die übrigen Feiergebräuche, die sie bei der Beerdigung vornehmen, mit anzusehen; allein ich bemerkte, daß sie mich nicht gern dabei sahen; es sei nun, daß sie ihre Gebräuche vor mir geheim halten, oder mich dem üblen Geruche, den die Leichen von sich geben, nicht gern aussetzen wollten. Ich hielt es daher auf allen Fall der Klugheit gemäß, ihnen zu willfahren und mich zu entfernen.

Nach vollendeter Beerdigung setzen die Anverwandten allerlei Sinnbilder an die Stelle, wo ihr Todter ruht, damit seine Vorzüge und Verdienste auf die Nachwelt kommen mögen.

Dem Glauben gemäß, daß die Seelen der Verstorbenen sich in dem Lande der Geister noch auf eben die Art, wie hienieden, beschäftigen, daß sie ihren Unterhalt dort auch auf der Jagd erwerben und, so wie hier, mit Feinden kämpfen müssen, begraben sie dieselben mit allen ihren Waffen. Außerdem geben sie ihnen auch noch Häute und Zeuge zu Kleidungen, allerhand Hausrath, und sogar Farbe, sich zu bemahlen, mit ins Grab.

Meine jungen Leser werden dies vermuthlich sehr lächerlich finden; und sie haben Recht. Aber ist es wol weniger lächerlich, wenn wir, die wir edlere Begriffe von dem Zustande der Verstorbenen haben, und die wir gar wohl wissen, daß sie von alle Dem, was sie hier auf Erden hatten, weder Etwas mitnehmen, noch Etwas gebrauchen können, wenn wir, sage ich, dem Leichnam unserer Verstorbenen gleichfalls theure Kleidungsstücke anziehen und ihnen Kostbarkeiten mitgeben, die nachher in der Erde verfaulen oder verrosten müssen? Ist es weniger lächerlich, wenn wir glauben, daß der leblose Körper an der einen Stelle besser, als an der andern ruhen werde? — Thorheit gegen Thorheit gehalten, ist, dünkt

mir, die eine gar wohl der andern werth; und es steht uns schlecht an, über die lächerlichen Gebräuche der Indier zu spotten, indeß wir selbst uns gleicher oder ähnlicher Lächerlichkeiten noch immer schuldig machen.

Die nächsten Anverwandten des Verstorbenen betrauern seinen Verlust mit großem Kummer und Schmerz. Sie schreien und heulen, und verdrehen ihre Glieder, wenn sie um die Leiche herumsitzen; doch machen sie von Zeit zu Zeit Pausen darin, um die Lobreden der Oberhäupter nicht zu stören.

Bei den Nadowessiern fand ich einen Trauergebrauch, den ich bei keiner andern Völkerschaft bemerken konnte, diesen nämlich: die Männer zerstechen sich, zum Beweise ihres Schmerzens, das Fleisch an den Armen über den Elbogen mit Pfeilen, wovon ich bei Vornehmen und Geringen häufige Narben fand. Die Frauenspersonen zerfetzen sich in gleicher Absicht die Beine mit einem scharfen Kieselsteine, bis das Blut häufig herausquillt.

Während meines Aufenthalts bei den Nadowessiern verloren die Bewohner eines benachbarten Zelts ihren vierjährigen Sohn. Die Liebe der Indier gegen ihre Kinder ist unbeschreiblich groß; sie wurden daher über diesen Verlust so tief gerührt, daß der Vater, theils durch diesen Kummer, theils durch den Verlust des Bluts, welches er darüber vergoß, sich selbst den Tod zuzog. Bis dahin war die Mutter eben so untröstbar gewesen; aber kaum sah sie ihren Mann sterben, so hörte sie auf einmal auf zu weinen, und ward völlig heiter und gelassen.

Diese schleunige Veränderung befremdete mich; ich fragte sie also um die Ursache davon. Sie antwortete hierauf: der Gedanke, daß ihr Kind, seiner großen Jugend wegen, in dem Lande der Geister sich seinen Un-

terhalt nicht würde verschaffen können, habe ihren Mann und sie am meisten beunruhiget; jetzt hingegen, da ihr Mann ebendahin gegangen sei, der sein Kind zärtlich liebe, und die Jagd sehr gut verstehe, falle ihre Besorgniß weg. Nunmehr sei sie überzeugt, ihr Kind sei glücklich, und sie wünsche jetzt nichts mehr, als bei ihm und ihrem Gatten zu sein.

Ebendiese Frau ging nachher jeden Abend an den Baum, an dessen Zweigen ihr Mann und Sohn lagen; schnitt sich eine Locke von ihrem Haare ab, streute dieselbe auf der Erde umher, und betrauerte in einem schwermüthigen Liede den frühzeitigen Tod derselben. Sie rechnete dabei gemeiniglich die Thaten her, die ihr Sohn, wenn er länger gelebt hätte, verrichtet haben würde. Dieser Gedanke schien sie jedesmahl zu begeistern und ihren Schmerz auf eine Zeit lang zu besänftigen.

»Wärest du bei uns geblieben, mein lieber Sohn — so pflegte sie zu singen — wie würde der Bogen deine Hand geziert haben, wie tödtlich würden deine Pfeile den Feinden unsers Stammes geworden sein! Du würdest oft ihr Blut getrunken, oft ihr Fleisch gegessen haben, und zahlreiche Sklaven wären die Belohnung deiner Arbeit geworden. Mit starkem Arme würdest du den verwundeten Büffel niedergerissen, oder den wüthenden Bären bekämpft haben. Du hättest das fliegende Elendthier eingeholt, und auf dem Gipfel des Gebirges dem schnellsten Rehe Trotz geboten. Was für Thaten würdest du nicht verrichtet haben, wenn du das Alter der Kraft erreicht hättest, und von deinem Vater in allen Indischen Vollkommenheiten wärest unterrichtet worden?«

Man erstaunt über die schönen und kühnen Ausdrücke, welche dem rohesten Indier bei solchen Gelegen-

heiten von selbst zufließen. Die Frau, von welcher hier die Rede ist, war an ähnlichen rührenden Klagen unerschöpflich, und sie brachte oft den größten Theil der Nacht mit diesem traurigen Geschäfte zu.

Ueberhaupt beobachten die Indier die Trauer über ihre Todten mit großer Strenge. Bei einigen Völkerschaften schneiden sie sich das Haar ab, bemahlen sich das Gesicht schwarz, sitzen in einer aufrechten Stellung mit dicht zugebundenem Kopfe, und entsagen allen Vergnügungen. Diese Strenge beobachten sie etliche Monate, und einen geringern Grad von Trauer wenigstens einige Jahre.

Man erzählte mir, daß die Nadowessier, wenn sie an ihre verstorbenen Anverwandten von ungefähr erinnert würden, oft noch nach neun Jahren anfingen laut zu heulen. Dieser Beweis ihrer fortdauernden Achtung und Liebe währte oft etliche Stunden; und wenn es ihnen gerade gegen Abend einfiele, ihren Schmerz über den ehemahligen Verlust derselben zu erneuern, so stimmten ihre Nachbaren gemeiniglich mit ein.

24.

Von der Sprache und den Sinnbildern der Indier.

Die Sprachen der Nordamerikanischen Indier können in vier Hauptsprachen abgetheilt werden. Die erste wird von den Irokesischen Völkerschaften in den westlichen Gegenden, die zweite von den Tschipiwäern oder Algonkinen in den nordwestlichen, die dritte von den Nadowessiern in den westlichen, und die vierte von den Tscherokisen und Tschikasaern in den südlichen geredet. Die übrigen Völkerschaften haben

entweder die eine oder die andere von diesen angenommen.

Indessen scheint die Sprache der Tschipiwäer unter allen am meisten verbreitet zu sein. Diese wird auch durchgängig, als die vornehmste, so sehr geschätzt, daß die Oberhäupter von mehr als dreißig verschiedenen Stämmen sie fast allein in ihren Rathsversammlungen reden, wenn sie gleich nicht ihre Landessprache ist. Vermuthlich wird sie nach und nach bei allen Indischen Völkerschaften die Oberhand gewinnen, da schon jetzt Keiner es wagen darf, weite Reisen zu unternehmen, oder sich zu Unterhandlungen mit einem entfernten Volke gebrauchen zu lassen, ohne diese Sprache zu verstehn.

Da die Indier nichts von Höflichkeitsworten wissen, sondern jede Sache bei ihrem rechten Namen nennen, so fehlen ihnen auch eine Menge Wörter und Redensarten, welche in den Sprachen gesitteter Völker gefunden werden. Bei ihren einfachen und nicht verfeinerten Sitten haben sie bloß Ausdrücke für ihre Bedürfnisse und für einige Bequemlichkeiten des Lebens, deren man aber bei einer so natürlichen Lebensart, als die ihrige ist, nur sehr wenige kennt.

Buchstabenschriften kennen sie ganz und gar nicht. Aber sie verstehen die Kunst, sich ihre Gedanken durch bedeutende Bilder (Hieroglyphen) mitzutheilen. Diese werden besonders dazu gebraucht, das Andenken an vorzügliche Handlungen und Begebenheiten zu erhalten, wie auch dazu, sich gegenseitig von gewissen Dingen zu benachrichtigen, worüber keine mündliche Mittheilung Statt findet. Wenn sie z. B. auf ihren Streifereien irgend ein wichtiges Unternehmen ausgeführt haben, oder auszuführen in Begriff sind, so schälen sie die Rinde von den Bäumen, die sie auf ihrem Wege antreffen,

und bezeichnen darauf für die zurückgebliebenen Partaien auf eine sinnbildliche Weise den Weg, den sie nehmen müssen, um sie wieder einzuholen.

Als ich den Missisippi verließ, und nach dem Obern See den Fluß Tschipiwä hinaufging, so nahm mein Führer, ein Oberhaupt der Tschipiwäer aus der Ortschaft der Ottagamier, folgende Maßregel, um zu verhindern, daß nicht gewisse Parteien von Nadowessiern, mit welchen sein Volk beständig Krieg führt, uns überfallen und Schaden zufügen möchten, ehe sie erführen, wer wir wären.

Er schälte beim Ausflusse des Tschipiwä die Rinde von einem großen Baume, machte hierauf von Holzkohlenstaub und Bärenfett eine Farbe, und zeichnete damit auf die oben abgeschälte Rinde folgende Sinnzeichen: Zuerst ein rohes, aber deutliches Zeichen der Ortschaft der Ottagamier; dann auf der linken Seite desselben einen Mann in Rehfellen, wodurch die Nadowessier bezeichnet werden, aus dessen Munde ein Strich in den Mund eines Rehes ging, welches das Sinnbild der Tschipiwäer ist. Weiter hin zeichnete er einen Indischen Kahn, der den Fluß hinaufging, und in demselben einen Mann mit einem Hute. Diese Figur sollte einen Engländer, oder mich vorstellen. Mein Franzose war mit einem Tuche um den Kopf abgebildet, und zwar als Einer, welcher ruderte. Hiezu fügte er noch verschiedene andere Sinnbilder, unter andern die Friedenspfeife am Vordertheile des Nachens.

Durch diese ganze Vorstellung wollte er den Nadowessiern andeuten: »ein Anführer der Tschipiwäer, in der Ortschaft der Ottagamier, sei von etlichen Oberhäuptern der Nadowessier gebeten worden, den Engländer, der sich vor einiger Zeit bei ihnen aufhielt, den

Fluß Tschipiwä hinaufzuführen; sie möchten ihn daher sicher seine Fahrt vollenden lassen.

Dergleichen Sinnbilder sind allen Indiern so verständlich, als uns die Buchstabenschrift in unserer Muttersprache.

Um meinen jungen Lesern eine kleine Probe von Indischer Mundart zu geben, will ich ein kleines Lied in der Sprache der Nadowessier hersetzen, welches sie zu singen pflegen, wenn sie ihre Jagdzüge anfangen. Die Uebersetzung will ich hinzufügen.

Meo accùna eschta pàta negoschtaga schedscha mena. Tongo Uâkon meo uoschta pàta accùna. Hopiniyahie ouie accuyie meo, uoschta pàta oto tohinoscha meo tiebie.

»Ich will aufstehen vor der Sonne, und jenen Hügel besteigen, zu sehn, wie das neue Licht die Dünste wegjagt, und die Wolken vertreibt. Großer Geist, verleihe mir Glück! Und wenn die Sonne weg ist, leihe mir, o Mond, hinreichendes Licht, mich sicher nach meinem Zelte, mit Wild beladen, zurückzuführen.«

Man wird bemerken, daß jedes Wort in diesem Liede mit einem Selbstlauter schließt, und daß überhaupt der Selbstlauter mehr, als der Mitlauter sind. Man kann hieraus schließen, daß diese Sprache sanfter, als die unsrige, klingen müsse.

25.

Von einigen merkwürdigen Thierarten, die in den innern Theilen von Nordamerika gefunden werden.

Zu den vierfüßigen Thieren dieser Gegenden gehören: Tiger, Bären, Wölfe, Füchse, Hunde, Bergkatzen, wilde Katzen, Büffel, Rehe, Elendthiere, Musethiere,

Rennthiere, Wolfsbären, Stinkthiere, Stachelschweine, Igel, Hamster, Marder, Biberratzen, Eichhörnchen, Hasen, Kaninchen, Maulwürfe, Wiesel, Mäuse, Murmelthiere, Biber, Fischottern, Sumpfottern und Fledermäuse.

Ich will aber von diesen allen nur diejenigen beschreiben, welche entweder diesem Lande eigenthümlich sind, oder sich von ähnlichen Thieren in andern Ländern wesentlich unterscheiden. Zu den Letzten gehört zuvörderst

Der Tiger.

Dieser hat zwar eine Aehnlichkeit mit den Tigern in Asien und Afrika, aber er kommt ihnen weder an Größe, noch an Wildheit und Gefräßigkeit bei. Seine Farbe ist dunkelgraugelb und völlig ohne Flecken. Ich sah einst einen auf der Insel im Flusse Tschipiwä. Er saß in einer kleinen Entfernung von mir auf dem Hintertheile, nach Art der Hunde, und schien sich eben so wenig vor uns zu fürchten, als etwas Arges gegen uns im Sinne zu haben. Uebrigens trifft man dergleichen Thiere hier nur selten an.

Der Bär

ist hier gleichfalls kleiner und minder grimmig, als in andern Nordländern. Aber sein Geschlecht ist in den nördlichen Gegenden von Amerika ungemein zahlreich, und gewährt den Einwohnern mehr als Einen sehr beträchtlichen Nutzen. Die Felle derselben dienen ihnen zu Betten, und ihr Fleisch zur Nahrung. Das letzte ist hier sehr saftig und wohlschmeckend, weil das Futter der Bären in diesen Gegenden zum Theil in Weintrauben und andern dergleichen Früchten besteht. Von den Weintrauben sind sie so große Liebhaber, daß sie die höchsten Bäume erklettern, um ihrer habhaft zu werden.

Nur ein heftiger Hunger oder Schmerz kann diese Thiere bewegen, einen Menschen anzufallen, denn ordentlicher Weise sind sie furchtsam, und ein einziger Hund kann mehre zum Laufen bringen.

Mit dem Fette der Bären schmieren die Indier ihre Glieder ein; und diesem Gebrauche haben sie vermuthlich zum Theil ihre außerordentliche Geschmeidigkeit zu verdanken.

Gegen den Winter kriechen die Bären in hohle Bäume, oder graben sich in die Löcher ausgewurzelter Bäume ein, indem sie den Zugang mit Zweigen verstopfen. Daselbst liegen sie unbeweglich still, so lange die strenge Witterung währt; und da man weiß, daß sie keinen Vorrath von Futter mitnehmen, so glaubt man, daß sie etliche Monate zubringen können, ohne irgend ein Nahrungsmittel zu genießen.

Die Bergkatze

unterscheidet sich von einer gewöhnlichen Katze nur dadurch, daß sie größer und wild ist. Menschen greift sie nur selten an.

Der Bison oder Höckerochs

ist in diesen Gegenden sehr zahlreich. Diese Thiere sind größer, als gewöhnliche Ochsen, haben kurze schwarze Hörner und einen langen Bart unter dem Kinne. Ihr langes Kopfhaar hängt ihnen über die Augen, und giebt ihnen ein fürchterliches Ansehn. Der Höcker, den sie auf dem Rücken haben, fängt bei den Hüften an, und geht, indem er gegen die Schultern zu immer höher wird, bis an den Nacken. Das ganze Thier ist mit langen krausen Haaren bewachsen, die eine dunkelbraune oder Mausefarbe haben. Dieses Haar, oder vielmehr diese Wolle wird sehr geschätzt. Der Hals ist ungemein kurz und der Kopf größer, als bei einem Stiere. Die

Brust ist breit, und der Körper wird gegen die Lenden zu immer dünner. Grimmig ist der Bison in diesen Gegenden nicht; er läuft vielmehr, sobald er einen Menschen erblickt. Ein einziger Hund kann ganze Herden von ihnen jagen. Ihr Fleisch ist sehr wohlschmeckend, die Haut außerordentlich nützlich, und das Haar schickt sich gut zu verschiedenen Webereien.

Das Elendthier

ist viel größer, als ein Hirsch, ungeachtet es eben so gebaut ist, und hat fast die Dicke eines Pferdes. Sein Haar, welches fast kameelfarbig ist, nur etwas mehr ins Röthliche fällt, ist beinahe drei Zoll lang, und so hart als Pferdehaar. Die Geweihe erreichen eine erstaunliche Höhe, und gehen so weit aus einander, daß zwei bis drei Leute dazwischen sitzen können. Ihre Enden haben sie nur an der Außenseite; auch sind dieselben platt und sehr breit. Sie werfen diese Geweihe jährlich im Winter ab, und gegen den August haben die neuen wieder ihre völlige Größe. Sie sind übrigens eben so scheu, als bei uns die Hirsche.

Das Musethier

ist eine bloße Abänderung vom Elendthiere, fast eben so groß und beinahe eben so gestaltet. Es unterscheidet sich zuvörderst dadurch, daß seine Geweihe auf beiden Seiten Zacken haben. Dann ist sein Kopf etwas größer und ungefähr zwei Fuß lang. Seine Oberlefze ist weit größer, als die untere, und die Naselöcher sind so weit, daß ein Mensch seine Hand ziemlich weit hineinstecken kann. Sein Haar ist hellgrau mit schwarzbraun untermischt. Das Fleisch ist sehr angenehm, gesund und nahrhaft. Dies Thier läuft immer im Trabe, und doch so geschwind, daß es von wenig andern Thieren an Schnelligkeit übertroffen wird.

Das Rennthier

ist schon im ersten Theile dieser Reisen beschrieben worden.

Der Wolfsbär

gehört zum Katzengeschlechte, und ist ein schrecklicher Feind der drei vorhergehenden Thierarten. Er lauert auf dem Zweige eines Baums, bis sich eins derselben nähert, springt ihm dann auf den Nacken, und tödtet es, indem er ihm die Kehlader abreißt.

Das Stinkthier

ist das wunderbarste von allen, die man in den Nordamerikanischen Wäldern antrifft. Es hat Aehnlichkeit mit einem Iltiß, ist aber etwas kleiner. Sein Fell ist langhaarig und glänzend, die Farbe schmutzig weiß mit verschiedenen schwarzen Stellen, so daß es hier und da schwarz schattirt zu sein scheint. Sein Schwanz ist lang und dick, wie beim Fuchse. Es lebt in Wäldern und Gebüschen. Sein Vertheidigungsmittel ist eine starkriechende Feuchtigkeit, die es, sobald es sich in Gefahr sieht, von hinten auf eine große Entfernung ausspritzt, und dadurch einen so entsetzlichen Gestank verursacht, daß Menschen und Thiere sich gezwungen sehn, von ihrer Verfolgung abzulassen, um einen Ort zu suchen, wohin dieser scheußliche Gestank sich noch nicht verbreitet hat. Die Fanzosen haben es deßwegen *Enfant du diable* — Teufelskind — oder *bête puante*, Stinkthier, genannt. Wenn nur ein Tropfen dieser häßlichen Feuchtigkeit Jemanden aufs Kleid spritzt, so kann es nicht weiter getragen werden, weil der dadurch verursachte Gestank nicht wieder ausgetilgt werden kann. Kommt Etwas davon ins Auge, so verursacht es Blindheit, wenigstens heftige Entzündung und unerträgliche Schmerzen. In Grunde ist der Gestank dieser Feuchtigkeit nichts anders, als ein sehr starker Bisamgeruch. Einige

Naturforscher haben bisher geglaubt, daß diese Feuchtigkeit der Urin des Thieres sei; allein ich schnitt viele derselben auf, die ich schoß, und fand nahe bei der Harnblase ein kleines besonderes Wasserbehältniß, in welchem die stinkende Feuchtigkeit enthalten war. Wenn ich dies Gefäß sorgfältig herausgenommen hatte, so fand ich das Fleisch des Thieres sehr schmackhaft. Allein ein einziger Tropfen, der verschüttet wird, verderbt nicht allein alles Fleisch, sondern erfüllt auch das ganze Haus, und macht alle Eßwaaren darin unbrauchbar.

Der Biber

ist eins der merkwürdigsten Thiere auf Erden, und seines Felles wegen ungemein schätzbar; er verdient daher, daß ich eine etwas umständlichere Beschreibung davon gebe.

Er ist bekanntlich ein vierfüßiges Thier, welches sowol auf dem Lande, als auch im Wasser, jedoch im leztern nur eine kurze Zeit leben kann. Man versichert, daß er des Wassers völlig entbehren könne, wenn er nur dann und wann Gelegenheit habe, sich zu baden.

Die größten Biber sind fast vier Fuß lang und über den Hüften vierzehn und funfzehn Zoll breit. Ein solcher wiegt ungefähr sechzig Pfund. Der Kopf desselben gleicht dem eines Otters, nur daß er etwas größer ist. Die Augen sind klein, die Ohren rund, von außen haarig und inwendig glatt. Seine Zähne sind sehr lang; die untern stehen etwa drei, die obern einen Finger breit aus dem Maule hervor. Alle diese Zähne sind breit, gekrümmt und scharf. Außer den Schneidezähnen haben sie sechzehn Backenzähne. Mit jenen können sie große Bäume absägen, und mit diesen die härtesten Dinge zermalmen.

Ihre Beine, welche den Dachsbeinen gleichen, sind

kurz, indem ihre Länge nur vier bis fünf Zoll beträgt. Die Zehen an den Vorderfüßen sind von einander abgesondert; die Nägel liegen schief und sind hohl, wie Federkiele. Die Hinterfüße sind ganz verschieden, und mit einer Schwimmhaut versehn. Durch diese Einrichtung ist der Biber im Stande, sowol langsam zu gehn, als auch zu schwimmen.

Sein Schwanz hat die Gestalt von einem Fische, und scheint gar nicht zu seinem Körper zu passen, der, bis auf die Hinterfüße, dem Bau der Landthiere völlig ähnlich ist. Dieser Schwanz, der gegen zwölf Zoll lang und in der Mitte, wo er seine größte Breite hat, ungefähr vier Zoll breit ist, besteht aus einem dichten Fette oder zarten Knorpel, und ist mit einer schuppigen Haut bedeckt. Die Schuppen darauf sind wieder durch ein feines Häutchen mit einander verbunden, und sind ungefähr so dick als Pergament, und gewöhnlich sechseckig.

Die Farbe des Bibers ist nach der Gegend, worin er lebt, verschieden. In den nördlichsten Gegenden ist er gemeiniglich ganz schwarz, in den gemäßigtern braun, und je weiter man gegen Süden geht, desto heller wird seine Farbe.

Sein Haar ist von zwei verschiedenen Arten. Das längste, welches er auf dem Rücken hat, und das gegen zwei Zoll lang ist, wird am wenigsten geschätzt, weil es grob und spröde ist. Das übrige besteht aus einer dicken und feinen Wolle, fast so weich, als Seide, anzufühlen. Aus dieser werden die sogenannten Kastorhüte, Strümpfe und andere feine Waaren gemacht.

Die Arzeneikunst verdankt diesem Thiere das sogenannte Bibergeil, ein sehr schätzbares Mittel wider verschiedene Krankheiten, besonders wider die unter unsern Damen jetzt so sehr gewöhnlichen Krämpfe. Es

ist dasselbe in vier kleinen Beuteln enthalten, welche dem Thiere unter dem Leibe sitzen. Zwei davon sind mit einer weichen, harzigen und klebrigen Materie angefüllt, welche äußerlich grau, inwendig gelb ist. Sie giebt einen unangenehmen durchdringenden Geruch, und läßt sich leicht entzünden. Sie verhärtet sich an der Luft, wird braun, bröcklig und reibbar. Dies ist das wahre Bibergeil.

Die zwei andern Beutel enthalten eine schmierige Feuchtigkeit, wie Honig. Die Farbe derselben ist blaßgelb, und der Geruch etwas schwächer, aber noch unangenehmer, als der des eigentlichen Bibergeils. Auch diese verdickt sich nach und nach, und erhält eine Dichtigkeit wie Talg. Sie wird zwar auch als Arzenei gebraucht, aber nicht so hoch geschätzt, als das wahre Bibergeil.

Sehr bewundernswürdig ist die Geschicklichkeit, welche diese Thiere in der Baukunst beweisen, und die Art, wie sie in Gesellschaft zusammen leben und eine ordentliche Haushaltung führen. Wenn sie in Begriff stehen, sich einen Wohnplatz zu suchen, so versammeln sie sich oft zu zwei bis drei Hunderten, und wählen hierauf mit großer Klugheit eine Stelle, wo Ueberfluß von Lebensmitteln und alle übrige Nothwendigkeiten zu finden sind. Sie legen ihre Häuser immer im Wasser an, und findet sich hiezu kein See oder Teich, so wissen sie diesen Mangel dadurch zu ersetzen, daß sie einen kleinen Fluß oder Bach abdämmen, und das Wasser auf diese Weise so hoch steigen lassen, als sie es nöthig haben.

In dieser Absicht sägen sie, durch Hülfe ihrer Vorderzähne, Bäume um, und zwar solche, die oberhalb der Stelle wachsen, wo sie sich anbauen wollen, um sie den

Fluß hinabtreiben zu lassen. Sie sehen hiebei immer dahin, daß sie den Baum nach dem Wasser zu fallen lassen, damit sie ihn nicht so weit zu schleppen brauchen. Sie sägen hierauf den umgefallenen Stamm in solche Stücken, als sie zu ihrem Baue nöthig haben, und lassen dieselben nach dem bestimmten Orte hintreiben.

Ihre Dämme verfertigen sie durch Hülfe eines Mörtels, den sie mit den Füßen kneten und auf ihrem breiten Schwanze an die Stelle tragen, wo sie seiner bedürfen. Den Schwanz gebrauchen sie dann auch statt einer Mauerkelle. »Der Grund solcher Dämme ist gemeiniglich zehn bis zwölf Fuß dick, und nimmt nach oben zu bis auf zwei oder drei Fuß ab. Man bewundert die Genauigkeit, womit alle Verhältnisse daran beobachtet werden. Die Seite nach dem Strome des Wassers zu ist allezeit abschüssig; die andere vollkommen senkrecht« *).

Auf diese Weise bauen sie ihre Häuser und Dämme so fest und zugleich so regelmäßig, als der erfahrenste Arbeiter nur immer thun könnte. Das Bewundernswürdigste dabei ist dieses, daß sie die Pfeiler, auf welchen ihre Gebäude ruhen, senkrecht einzurammen verstehn, ungeachtet man nicht wohl begreifen kann, wie sie das anfangen. Die Figur ihrer Häuser ist rund, oder eiförmig. Zwei Drittel davon ragen über dem Wasser hervor, und in diesen, welche für acht bis zehn Bewohner geräumig genug sind, hat jeder Biber seine eigene Kammer, deren Fußboden er sorgfältig mit Blättern oder kleinen Fichtenzweigen bestreut, um ihn rein und warm zu halten.

---

*) Allgem. Reisen. 17ter Bd. S. 79.

Nie übereilt sie der Winter, ehe sie mit dieser Arbeit zu Stande gekommen sind, welche gewöhnlich gegen das Ende des Herbstmonats geschieht. Zu ebendieser Zeit haben sie auch den nöthigen Wintervorrath an Lebensmitteln zusammengebracht, welcher in kleinen Stücken Holz von weichen Fasern, als Pappeln, Espen oder Weiden besteht, die sie in Haufen so aufstellen, daß ihre Säfte nicht austrocknen können.

»Jedes Haus hat meist eine doppelte Oeffnung, von welchen die eine ins Wasser, die andere ans Ufer führt. Die ganze Wohnung wird überaus reinlich gehalten, und die Biber entledigen sich sogar ihres Unraths nur außer dem Hause. Im Herbst und Winter halten sie sich häuslich, bringen ihre Jungen zur Welt und erziehen sie. Wenn aber der Frühling herannaht, so verlassen sie mit denselben ihre Wohnung, bis zu der Zeit des wärmern Sonnenscheins, und bringen diese Tage in Gehölzen zu, wo sie bei saftigen Rinden und Knospen es sich wohl sein lassen.«

»Die Dämme, welche sie aufführen, sind oft so stark, und von so weitem Umfange, daß ansehnliche Teiche dahinter entstehen. Man hat dergleichen gefunden, welche einen hinlänglichen Wasservorrath enthielten, um Sägemühlen dabei anzulegen« *).

Daß übrigens die Biber auch Kastore genannt werden, wird dem jungen Leser schon bekannt sein.

Zu den Nordamerikanischen Vögeln gehören: Adler, Habichte, Nachthabichte, Fischhabichte, Nachtschwalben, Raben, Krähen, Eulen, Papageien, Pelikane oder Kropfgänse, Kraniche, Störche, Wasserraben, Reiher,

*) Blumenbach's Naturgesch. und Allgem. Reisen.

Schwäne, Gänse, Enten, Wasserhühner, Kalekuten, Birkhühner, Rebhühner, Wachteln, Tauben, Schnepfen, Lerchen, Spechte, Kuckucke, Häher, Schwalben, Amseln, Rothvögel, Krammetsvögel, Scharfsäger, Nachtigallen, Königsvögel, Rothkehlchen und Kolibri's, oder vielmehr eine Art derselben, Fliegenvögel genannt. Auch von diesen will ich diejenigen kürzlich beschreiben, welche bei uns entweder unbekannt sind, oder von den unsrigen merklich abweichen.

Der Fischhabicht

hat seinen Namen theils von der Aehnlichkeit mit andern Habichten, theils daher, weil seine Nahrung größtentheils in Fischen besteht. Er schwebt über Seen und Flüssen, und zwar oft so dicht, daß er auf dem Wasser zu ruhen scheint. Sobald er sieht, daß er einen Fisch erreichen kann, stürzt er wie ein Pfeil auf ihn los und erhascht ihn. Er soll in einem kleinen Sacke, den er im Leibe trägt, einen gewissen Oel bei sich haben, welches die Fische, wenn er dicht über dem Wasser schwebt, unwiderstehlich reizt, sich ihm zu nähern. So viel ist gewiß, daß jede Art Köder, die nur mit einem Tropfen von diesem Oele angefeuchtet ist, eine sehr starke Lockspeise für die Fische abgiebt.

Die Nachtschwalbe

wird auch Nachtrabe, Tagschläfer, Ziegenmelker und Hexe genannt. Sie gleicht einem kleinen Habichte, nur daß sie durch weißliche Streifen ein schön gemarmortes Ansehn erhält. Dieser Vogel läßt sich selten vor Sonnenuntergang sehn, daher seine drei ersten Namen. Den vierten und fünften hat er einer abergläubischen Meinung zu verdanken, welche ungegründet ist. Man sagt nämlich von ihm, daß er des

Nachts die Ziegen aussauge *), und daß er einem Hause, worauf er sich niederlasse, Unglück bringe. Die Engländer nennen ihn Whipperwill, die Indier Muck-a-wisch, weil die einen Jenes, die andern Dieses zu hören glauben, wenn der Vogel schreit, welches er bis Mitternacht fast unaufhörlich thut. Dieser Umstand beweist, daß einerlei Töne verschiedenen Menschen auf eine sehr verschiedene Weise ins Gehör fallen können. — Man sieht und hört ihn nur in den Frühlings- und Sommermonaten. Sobald die Indier durch seine traurigen Töne von seiner Ankunft benachrichtiget werden, so schließen sie daraus, wie wir aus der Ankunft der Schwalben, daß der Winter gänzlich vorüber sei, und sehen sich hierin selten betrogen.

Die Rebhühner

sind hier entweder braun, oder roth, oder schwarz, und durchgängig größer, als die unsrigen. Sie gleichen beinahe an Gestalt und Größe den Europäischen Fasanen. Sie haben alle lange Schwänze, die sie, wie ein Pfau, nur nicht lothrecht, ausbreiten. Wider die Gewohnheit anderer Rebhühner setzen sie sich des Abends auf Zweigen von Pappeln und Birken nieder, von deren Knospen sie fressen, und können alsdann leicht geschossen werden.

Der Rothvogel

ist ungefähr so groß wie ein Sperling, aber er hat einen längern Schwanz und über den ganzen Leib eine glänzende Zinnoberfarbe. In einigen Gegenden erblickte ich Vögel dieser Art, die durchgehends schön gelb waren.

---

*) S. Blumenbach's Naturgesch. S. 243.

Der Scharfsäger

gehört zu den Kuckucken. Er liebt die Einsamkeit, und läßt sich selten sehen. In den Sommermonaten hört man ihn in den Wäldern, wo er ein Geräusch wie eine Säge macht, die hin- und hergezogen wird. Davon hat er seinen Namen.

Der Kolibri

ist unter den Vögeln der kleinste und der schönste. Seine Größe beträgt nur ungefähr ein Drittel unsers Zaunkönigs. Seine Beine sind kaum einen Zoll lang und sehen wie Nadeln aus. Die Farben seiner Federn sind so schön, daß kein Pinsel sie nachahmen kann. Auf dem Kopfe hat er ein kleines Büschel von glänzender Agatfarbe. Die Brust ist roth, der Bauch weiß, Flügel und Schwanz grün und blau, worüber kleine Flecken von Gold mit unaussprechlicher Anmuth ausgestreuet sind. Diese Farben thun im Sonnenschein eine Wirkung, die nicht beschrieben werden kann. Er saugt mit seinem dünnen, röhrenförmigen Schnabel, im Schweben und Flattern, den Honigsaft aus den Blumen, welcher ihm zur Nahrung dient. Diese Thierchen sind so zart, daß sie leicht den großen Buschspinnen zum Raube werden. Um sich ihrer zu bemächtigen, bespritzt man sie mit Wasser, denn selbst mit dem feinsten Schrote würde man sie ganz in Stücken schießen. Indem er, wie eine Biene, um die Blumen schwärmt, macht er ein Gesumse wie eine große Fliege oder Bremse; daher die Namen Fliegenvogel und Summvogel *).

*) Eigentlich ist der Kolibri wol nur in dem wärmeren Amerika zu Hause. Diejenigen, welche man in Nordamerika sieht, sind vermuthlich die allerkleinste Abart desselben, die man durch den lateinischen Namen Trochilus minimus unterscheidet. S. Blumenbach's Naturgesch. S. 198.

Von den übrigen Nordamerikanischen Thieren will ich, um meine jungen Leser nicht zu ermüden, nur noch ein einziges auszeichnen. Dies sei

die Klapperschlange,

ein fürchterliches Thier, vornehmlich in dem wärmeren Amerika. Es giebt zwei Arten davon, die schwarze und die gelbe; die letzte ist die größte. Wenn sie ihren völligen Wachsthum erreicht haben, so sind sie gegen sechs Fuß lang, und haben, in der Mitte des Körpers, wo sie am dicksten sind, etwa neun Zoll im Umfange. Gegen den Kopf und Schwanz zu werden sie allmählig dünner. Der Kopf ist breit und eingedrückt. Kopf und Hals sind hellbraun, der Stern im Auge ist roth, und der ganze obere Theil des Körpers braun mit rothgelb untermischt und mit vielen regelmäßigen, dunkelschwarzen Strichen durchkreuzt, die allmählig in eine Goldfarbe spielen.

Ueberhaupt ist dies gefährliche Geschöpf ungemein schön, und seine mannigfaltigen Farben würden ihm ein sehr reizendes Ansehn geben, wenn man es nur ohne Schrecken ansehen könnte. Aber nie zeigen sie sich schöner, als wenn sie in Wuth gesetzt werden, weil sich dann, durch einen stärkern Andrang von Feuchtigkeiten gegen die Oberfläche, die Farben ihrer Haut erhöhn. Diese Eigenschaft, durch den Zorn verschönert zu werden, ist gerade das Gegentheil von Dem, was der Natur unsers menschlichen Körpers eigen ist. Dieser wird nämlich dadurch, wie Jedermann weiß, überaus häßlich und scheußlich gemacht, wenn er auch sonst noch so schön gebaut ist; so wie umgekehrt das menschliche Antlitz durch keine Schminke so viel Liebreiz und Anmuth erhalten kann, als durch den Ausdruck einer freundlichen, sanften und wohlwollenden Gemüthsart, eine Be-

merkung, die unsern Damen aus der großen Welt entgangen sein muß, weil sie sich sonst vermuthlich noch mehr bestreben würden, statt der rothen, weißen und blauen Farbe, die sie ihrem Gesichte auftragen, sich mit den unwiderstehlichen Reizen einer schönen, sanften und reinen Seele zu schmücken, die ihnen weit besser stehen würden.

Die Klapper, wodurch der gütige Himmel dieses Thier, um es unschädlich zu machen, ausgezeichnet hat, besteht aus einem hellbraunen, harten, trocknen und knochenartigen Wesen, das verschiedene Zellen macht, die wie Gelenke an einander schließen. Diese Gelenke vermehren sich mit jedem Jahre, so, daß man dadurch das Alter des Thieres erkennen kann. So oft die Schlange den Schwanz schüttelt, machen diese Gelenke ein klapperndes Geräusch, welches dem Gerassel einer mit Erbsen angefüllten hölzernen Kinderklapper gleicht. Dieses Geräusch macht sie jedesmahl, so oft sie Gefahr befürchtet. Sie zieht sich zu gleicher Zeit in Gestalt eines Schneckenganges zusammen, und hält in dem Mittelpunkte dieser Krümmung den Kopf in die Höhe, mit welchem sie Menschen und Thieren, die ihr zu nahe kommen, Rache droht. In dieser Stellung erwartet sie ihre Feinde, und klappert unaufhörlich mit dem Schwanze, so wie sie solche ankommen sieht oder hört. Durch diese zeitige Warnung lernt der Wanderer die ihm drohende Gefahr kennen, und weicht ihr aus.

Die Klapperschlange ist daher nur Denen schrecklich, welche ihr entweder unvorsichtiger Weise zu nahe kommen, oder einen Angriff auf sie thun. Sie selbst greift ungereizt nie an. Sie verfolgt Niemand, aber flieht auch vor keinem Feinde, der sich ihr nähert, sondern bleibt in der beschriebenen Stellung liegen, wobei sie immer

mit dem Schwanze klappert, als wenn sie warnen wollte, und ungern schaden möchte.

Die Zähne, womit sie vergiftet, sind von denen, deren sie sich bei andern Gelegenheiten bedient, völlig unterschieden. Sie hat deren nur zwei, und beide sind sehr klein und scharf zugespitzt. Sie liegen in einem sehnigen Wesen, nahe am Vorderrande des obern Kinnbackens, und haben viel Aehnlichkeit mit den Klauen einer Katze. Sie kann sie ausdehnen, zusammenziehen, oder ganz verbergen. An der Wurzel eines jeden derselben liegen zwei kleine Blasen, die so eingerichtet sind, daß, sobald die Zähne einen Einschnitt machen, gleich ein Tropfen von einer grünlichen, giftigen Feuchtigkeit in die Wunde fällt, und das ganze Blut mit ihrer tödtenden Eigenschaft erfüllt.

Schon in dem Augenblicke des Bisses fühlt das unglückliche Opfer ihrer Wuth eine fieberhafte Kälte durch den ganzen Körper. An der Stelle selbst, wo der Zahn eingedrungen ist, erhebt sich alsobald eine Geschwulst, die sich allmählig über den ganzen Körper verbreitet, und überall auf der Haut die verschiedenen Farben der Schlange hervorbringt. Der Biß ist zu verschiedenen Jahrszeiten mehr oder weniger gefährlich; in den Hundestagen ist er oft in einem Augenblicke tödtlich, und vorzüglich, wenn die Verwundung zwischen der Sehne über den Hacken Statt findet. Im Frühjahre, im Herbste, oder an einem kühlen Sommertage, kann man seinen Wirkungen durch gehörige Mittel, wenn man sie nur gleich gebraucht, zuvorkommen.

Diese Mittel hat die gütige Vorsehung allen den Ländern, wo die Klapperschlange lebt, reichlich verliehen. Der Klapperschlangen-Wegerich, ein bewährtes Mittel gegen das Gift dieses Thieres, wächst in jenen Gegenden überall im größten Ueberflusse. Außerdem giebt es noch verschiedene andere Mittel gegen den giftigen Biß derselben. Man muß den verletzten Theil augenblicklich schröpfen, und viel lauwarme Milch trinken *). Eine Abkochung von den Knospen oder der

*) Blumenbach's Naturgesch. S. 269.

Rinde der weißen Esche, innerlich gebraucht, ist gleichfalls heilsam befunden worden. Salz ist ein neuentdecktes Mittel, und wenn man dasselbe gleich auf die Wunde legt, oder diese mit Sohle auswäscht, so kann man vor aller Gefahr sicher sein. Auch das Fett der Schlange selbst, wenn es eingerieben wird, soll sehr wirksam sein.

Durch diese Mittel kann man nun zwar das Leben eines Menschen, der von der Klapperschlange gebissen ist, retten und seine Gesundheit gewissermaßen wiederherstellen; aber er erfährt dennoch alle Jahr eine kleine Anwandlung von eben den fürchterlichen Zufällen, die er damahls empfand, als er gebissen wurde.

Der Biß dieser Schlange ist nicht bloß für Menschen, sondern auch für Thiere gefährlich. Aber es ist eben so merkwürdig, als gewiß, daß die Schweine hierin eine Ausnahme von der Regel machen. Diese können sich nämlich dreist an der Klapperschlange vergreifen, ohne ihre giftigen Zähne fürchten zu dürfen. Sie fressen sie sogar, und werden fett davon.

Man hat oft beobachtet, und ich selbst kann diese Beobachtung bestätigen, daß die Klapperschlangen gern eine jede Art von Tonspiel hören, sie bestehe in Gesang oder rühre von Tonwerkzeugen her. Ich habe oft gesehen, daß sie, sogar wenn sie in Wuth gesetzt waren, sich plötzlich in eine horchende Stellung setzten, und mit großer Aufmerksamkeit, ja mit einem Anscheine von Vergnügen unbeweglich stillsaßen, wenn man ihnen etwas vorspielte.

Wenn die Klapperschlange Jemanden verletzen will, so schießt sie jedesmahl mit aufgesperrtem Rachen und in einer krummen Linie schnell auf ihn los, aber auch eben so schnell in ihre vorige Vertheidigungsstellung wieder zurück. Sie schießt dabei nie weiter, als die Hälfte ihrer Länge vor, und ungeachtet sie ihren Angriff zwei bis dreimahl wiederholt, so springt sie doch eben so oft schnell wieder in ihre vorige Lage zurück. Auch dieser Umstand macht, daß man ihr leicht ausweichen kann, wenn man nicht unglücklicher Weise ganz unvermuthet auf sie stößt.

Wie diese Thiere sich fortpflanzen, ist noch nicht ausgemacht. Ich habe oft Eier von verschiedenen an-

deren Schlangenarten gefunden, allein von Klapperschlangen nie, ungeachtet sich wol Niemand mehr Mühe gegeben hat, als ich, jeden Umstand, der dieses Thier betrifft, genau zu erforschen. Ich tödtete einmahl ein Weibchen, das 70 Junge im Leibe hatte; aber diese waren schon völlig ausgebildet, und ich hatte selbst gesehn, daß sie zu dem Rachen ihrer Mutter, als einem sichern Orte, ihre Zuflucht nahmen, als ich mich ihnen näherte.

Sowol die Galle, als auch das getrocknete Fleisch dieser Thiere, in Suppen gekocht, hat heilsame Arzeneikräfte; das letzte besonders wird als ein Mittel wider die Schwindsucht gerühmt. Sollte dieses gegründet sein, so würde dadurch abermahls die Wahrheit bestätiget, daß in der Natur nichts Schädliches ist, was nicht auch zugleich irgend eine wohlthätige Absicht hätte.

Daß Eichhörnchen, kleine Vögel und andere Thiere von den Bäumen herab der darunter liegenden Klapperschlange von selbst in den Rachen fallen, ist zwar bisher bezweifelt worden, bestätiget sich aber immer mehr durch wiederholte Beobachtungen. Vermuthlich rührt dies von dem Schrecken her, wovon jene Thiere beim Anblick dieses furchtbaren Geschöpfs befallen werden *), und dies vorausgesetzt, können sie ein warnendes Beispiel für den Furchtsamen abgeben, und ihm lehren, daß Furcht und Aengstlichkeit kleine Gefahren in große, scheinbare in wirkliche verwandeln.

*) S. Blumenbach's Naturgesch. S. 268.

Sämmtliche
Kinder- und Jugendschriften

von

Joachim Heinrich Campe.

Vierte Gesammtausgabe der letzten Hand.

Ein und zwanzigstes Bändchen.

Erste Sammlung
merkwürdiger Reisebeschreibungen.
Fünfter Theil.

In der Reihe die siebente Original-Auflage.

Braunschweig,
Verlag der Schulbuchhandlung.
1831.

Inhalt:

Cook's Reise um die Erdkugel.

Erste Sammlung
merkwürdiger
Reisebeschreibungen
für die Jugend,

von

Joachim Heinrich Campe.

Fünfter Theil.

Siebente verbesserte Ausgabe.

Mit Kupfern und Karten.

Braunschweig,
Verlag der Schulbuchhandlung.
1831.

Inhalt:

Cook's Reise um die Erdkugel.

Vorrede.

Die Quelle, woraus ich den Inhalt der ersten Cookschen Reise um die Welt schöpfte, ist allgemein bekannt, und allgemein gelesen. Es ist die Geschichte der Seereisen und Entdeckungen im Südmeere, vom Dokt. Johann Hawkesworth. Da dieses Werk, wie ich höre, vergriffen ist, und in Deutschland wol kaum wieder aufgelegt werden dürfte, so steht zu hoffen, daß gegenwärtiger Auszug aus demselben auch solchen erwachsenen Personen zu Statten kommen werde, welche jenes Werk bisher noch nicht gelesen, und jetzt keine Gelegenheit mehr haben, es sich anzuschaffen. Etwas Anziehendes, und für Leute, die keine Seefahrer sind, Nützliches, glaube ich nicht ausgelassen zu haben; in Ansehung der Einkleidung aber wird man, hoffe ich, bei aller Einfachheit, deren ich mich beflissen habe, doch nicht leicht auf Etwas stoßen, welches

der Würde eines gesetzten Schriftstellers, der zu gesetzten Lesern redet, unwürdig wäre, es müßte denn die hin und wieder vorkommende Anrede: Junger Leser! sein. Der Erwachsene mag hier das Beiwort Junger ungelesen lassen.

Daß die Karte von dem Südmeere und den darauf gemachten neuen Entdeckungen, welche dem dritten Theile dieses Werkes beigelegt worden ist, auch zu gegenwärtigem fünften Theile gehöre, bedarf wol kaum einer Erinnerung.

Der Beschluß der merkwürdigen Cookschen Reise wird, so Gott will, in dem sechsten Theile dieser Sammlung zur nächsten Messe erscheinen.

Braunschweig, im Julius
1788.

Der Verfasser.

Beschreibung
einer
Reise um die Erdkugel,
angestellt
von dem Englischen
Schiffshauptmann Cook
und den beiden Gelehrten
Banks und Solander,
in den Jahren 1768—1771.

1.

Absicht dieser Reise. Vorläufige Beschreibung der dazu verbundenen Reisegesellschaft.

Ich lade meine jungen Leser diesmahl zu einer Seereise ein, die unter allen, welche man bis dahin unternommen hatte, unstreitig eine der wichtigsten und zugleich eine der anziehendsten ist. Die Absicht derselben war zweifach. Man wollte zuvörderst eine gewisse Beobachtung am Himmel anstellen, wozu die Englische Akademie der Wissenschaften einen Ort jenseits der Erdkugel vorgeschlagen hatte, und, wenn man dies Geschäft vollendet hätte, so wollte man, von da aus, auf neue Länderentdeckungen in der noch lange nicht überall befahrnen und unermeßlich großen Südsee auslaufen; Beides auf Befehl des Königs von Großbritannien, Georg III.

Das Schiff, welches hiezu ausgerüstet wurde, hieß der Endeavour — man lese Endewwur, auf Deutsch der Unterwinder — und der Anführer desselben Cook (man spreche Kuk), ein Name, der meinen lieben Lesern vermuthlich schon lange bekannt und ehrwürdig geworden ist. Da dieser merkwürdige Mann der vornehmste Held meiner dermahligen Geschichte sein wird, so darf ich glauben, daß es meinen jungen Lesern nicht unangenehm sein werde, erst Eins und das Andere aus seinem frühern Leben zu hören, bevor sie

ihn auf der großen Schaubühne des Weltmeers, als Weltumsegler, erblicken werden. Hier sind also einige seiner vorzüglichsten Lebensumstände, bis auf die Zeit, da er den Endeavour bestieg, um neue Welttheile zu entdecken *).

James Cook wurde im Jahre 1728 in der Englischen Grafschaft York geboren. Sein Vater war ein gemeiner Landmann, der sich von der Bebauung einiger Ländereien ernährte, die er von einem, wie es scheint, gütigen Herrn gepachtet hatte. Der junge Cook hatte sich also auch keiner sorgfältigen Erziehung zu erfreuen. Sein Vater konnte ihn nur in eine Dorfschule schicken, wo er, außer dem Lesen, nur noch etwas Schreiben und Rechnen und das Fragebuch oder den Katechismus lernte. Wer hätte nun glauben sollen, daß nach einer solchen Erziehung ein solcher Mann aus ihm hätte werden können! Aber große Seelen bedürfen zu ihrer Ausbildung nur wenig Anleitung; sie bilden sich größtentheils selbst.

So auch Cook. Aber seine Dürftigkeit machte es ihm schwer, sich zu etwas Vorzüglichem emporzuarbeiten. In seinem dreizehnten Jahre gab ihn sein Vater einem Schiffer aus Whitby, der Steinkohlen von Newcastle nach London zu führen pflegte, auf sieben Jahre in die Lehre. Diese Lehrjahre arbeitete er als Schiffsjunge mühsam durch, und diente nachher, auf den nämlichen Reisen von Newcastle nach London, eine Zeit lang als gemeiner Bootsmann.

Auf einer dieser Reisen ereignete sich einmahl, daß

---

*) In einem Auszuge aus einem, im Göttingischen Magazin der Wissenschaften und Literatur befindlichen, Aufsatze von Hrn. Prof. Lichtenberg. I. Jahrg. II. Stück.

das Schiff, zu welchem er gehörte, verkauft wurde. Um nun wieder nach Newcastle zu kommen, erbot er sich, auf einem andern Schiffe gegen bloße Beköstigung als Bootsknecht zu arbeiten. Allein der Schiffer gebrauchte keine Leute mehr; bot ihm aber die ledig gewordene Schiffskochstelle an, wenn er sie anders versehen könne. Cook übernahm diesen Dienst, und führte also seinen Namen*) einmahl mit der That. Bald darauf wurde er auf einem andern Schiffe als Gehülfe des Schiffers oder Steuermanns gebraucht, und bei dieser Stelle war es, wo seine Fähigkeiten anfingen, sich zu entwickeln. Was nämlich bei solchen kurzen Reisen an der Küste hin tausend Andere an seiner Stelle nicht erkennen, das fühlte er bald, nämlich, daß man ohne Meßkunst zeitlebens ein schlechter Steuermann bleiben müsse. Eine unerschütterliche Beharlichkeit in Verfolgung Dessen, was er sich einmahl zu erreichen vorgesetzt hatte, ist ein Hauptzug in Cook's Gemüthsart. Hier fing er an, sie zu äußern. Er that alles Geld, das er auf seinen Reisen erspart hatte, mit dem, was ihm sein Vater noch hergab, zusammen, und nahm Unterricht in der Meß- und Schiffskunst.

Nachdem er sich gute Kenntnisse hierin gesammelt hatte, so wurde ihm auch der Kohlenhandel und das Küstenfahren zu einseitig. Er breitete sich daher mehr aus, und machte eine Reise nach der Ostsee, nach St. Petersburg und Wiburg, auch eine nach Norwegen.

Um diese Zeit machte der mit Frankreich ausgebrochene Krieg die Nachfrage nach geschickten Seeleuten sehr groß. Auch Cook wurde aufgesucht, und als Mei-

---

*) Cook bedeutet nämlich im Englischen Koch.

sters-Gehülfe angestellt. Er wohnte, als solcher, der Eroberung von Louisburg und Kap Breton in Nordamerika mit bei. Ob er nun gleich hier noch nicht auf dem Wege war, der geschwind zu hohen Stellen führt, so fand sein stilles Verdienst doch bessere Beobachter. Man sah bald, daß seine Kenntnisse sich weit von den Kenntnissen seines Gleichen unterschieden. Denn er verwandte alle Zeit, die seine Amtspflichten ihm übrig ließen, auf das Nachforschen, und er las die besten Werke der Engländer über das Seewesen durch. Er dehnte seinen Fleiß über Alles aus, dessen Kenntniß einem Seemanne auf irgend eine Weise nützlich werden kann. Dabei war er — und o! möchten meine jungen Leser sich diesen schönen Zug in seiner Gemüthsart doch ganz besonders zur Nachahmung merken! — pünktlich und unermüdlich in der Erfüllung seiner Pflicht. Auch dadurch zog er sich die Aufmerksamkeit und Achtung seiner Obern zu.

Als daher im Jahre 1759 England die Eroberung von Quebeck beschloß, so bekam Cook eine Stelle als Schiffsmeister auf der Flotte des Admirals Saunders. Er zeichnete sich dabei durch eine That aus, die einen ungemeinen Muth und eine heldenmüthige Verachtung des Todes erfoderte. Quebeck wird von zwei Flüssen, dem Lorenz- und Charlesstrom bewässert. Nun hatte man beschlossen, die Stadt von der Seite des letzten anzugreifen; um aber den Feind irre zu führen, und ihn glauben zu machen, man sei Willens, den Lorenzstrom hinauf, an der Stadt vorbei zu gehen und oberhalb derselben etwas zu unternehmen, so mußte Cook jede Nacht in einem Boote mit einigen Leuten den Fluß hinauf rudern, und überall Boy-

en *) zu Wegweisern für die Flotte legen. Der Feind wurde dies bald gewahr, und feuerte unaufhörlich auf ihn; allein er ließ sich das nicht irre machen, sondern fuhr mit der ihm eigenen Beharrlichkeit und Pünktlichkeit fort. Alle Morgen kamen die Franzosen und nahmen die Boyen wieder weg, und alle Abend kam Cook und legte wieder andere, und ließ wieder auf sich feuern, und dies Alles — bloß um den Feind auf eine falsche Muthmaßung zu leiten.

Der Angriff geschah endlich beim Charlesstrom; allein er hatte nicht den Erfolg, den man sich davon versprochen hatte. Der General Wolf änderte daher seinen Plan; Cook mußte fortfahren, Boyen auszulegen und auf sich schießen zu lassen; und endlich mußte wirklich geschehn, was man anfangs den Feind bloß glauben machen wollte: die ganze Brittische Seemacht ging nämlich, unter Cook's Führung, der die Krümmungen des Fahrwassers bei seinen nächtlichen Unternehmungen genau kennen gelernt hatte, in einer Nacht den Strom glücklich hinauf; man kam dadurch dem Französischen General Malcolm in den Rücken; die Stadt und ganz Kanada wurden erobert. Beide Heerführer verloren dabei ihr Leben.

Nach dieser Eroberung blieb Cook, nebst dem Schiffe, worauf er sich befand, an der Küste von Nordamerika bis zum Frieden.

---

*) Holzstücke oder Tonnen, welche vermittelst eines Seils oder einer Kette an einen Anker, oder schweren Stein befestigt sind, um, indem sie auf der Oberfläche schwimmen, den Ort, wo der Anker liegt, und damit das Fahrwasser, d. i. diejenige Richtung anzuzeigen, wo das Wasser tief genug ist, um große Schiffe zu tragen.

Nach dem Frieden wollte die Englische Regierung die Küsten der großen, und wegen ihrer Fischerei für England unschätzbaren Insel Newfoundland so genau als möglich aufnehmen lassen. Auch hierzu wurde Cook gewählt; denn seine Stärke in allen hierzu nötigen Kenntnissen, so wie sein großer Diensteifer, waren nunmehr bekannt. Man gab ihm ein kleines Schiff, nebst zehn bis zwölf Mann; er kaufte sich einige gute Meßwerkzeuge; und so segelte er nach dem Orte seiner Bestimmung ab. Mit unermüdetem Fleiße nahm er hierauf, in den vier Jahren von 1764 bis 1767, die ganze südliche und den größten Theil der nördlichen Küste von Newfoundland auf, und gab nach und nach besondere Karten davon heraus, die mit bewundernswürdiger Genauigkeit gezeichnet sind.

Was diese Verrichtung äußerst beschwerlich machte, war, daß er immer im Wintermonate nach England gehen, und den folgenden März wieder eine geliebte Familie verlassen mußte, um nach einer Insel zurückzukehren, in deren tiefen Buchten das Eis nicht selten bis in den Junius liegt. Ja, er selbst hat einige Male einige aus Norden dahin getriebene Eisberge bemerkt, die den ganzen Sommer über nicht schmolzen, und noch tief in den zweiten hineinlagen. Dabei ist das Land an der Küste schlecht bewohnt; höchstens trifft man daselbst Fischer und Holzhändler an, die weder Ackerbau noch Viehzucht treiben. Das Innere des Landes bewohnen noch die alten Eingebornen, ein wildes ungeselliges Volk; und in dem nördlichen und nordwestlichen Theile der Insel sind die rohen und oft treulosen Esquimaux. Frische Lebensmittel müssen hier also durch die Fischerei und Jagd verschafft werden. Die erste überließ Cook seinen Bootsleuten, die letzte übernahm er selbst; und er

kam niemahls anders als mit Gänsen, Enten und andern Vögeln, womit die dortigen Ufer und Felsen oft ganz bedeckt sind, reichlich beladen zurück. Auch erinnerte er sich, einmahl einen weißen Bären erlegt zu haben, den er den Esquimaux überließ, die ihn verzehrten und viel Fett daraus schmelzten.

Auf einer dieser Jagden hatte er das Unglück, daß einmahl sein Pulverhorn, als er es in der Hand hatte, Feuer fing, ihm den Daumen der rechten Hand zerschmetterte und einige andere Finger beschädigte. Die Wunde wurde zwar durch den Wundarzt von einem der Kriegsschiffe, die zur Bedeckung der Fischerei dort immer liegen, bald geheilt; allein Cook konnte sich doch nun beim Schreiben des Daumens nicht mehr bedienen, und hielt seit der Zeit die Feder zwischen dem Mittel- und Zeigefinger.

Ein Hauptzug in der Gemüthsart dieses Mannes war die Neigung zur Sparsamkeit; eine an sich gute und löbliche Eigenschaft, die aber von ihm, wie es scheint, ein wenig zu weit getrieben wurde. Ungeachtet er, außer seinem Gehalte als Meister des Schiffes, noch täglich eine halbe Guinee als Landmesser bekam, entzog er sich dennoch sogar die gemeinsten Bequemlichkeiten des Lebens. Er trank z. B. seinen Thee niemahls mit Zucker, sondern mit schwarzem Syrup; ja sogar die Talglichte, die ihm die Regierung vergütete, brannte er nicht, sondern dafür Thran, den man aus Seehundsfett schmelzte. Da er indeß hiedurch Niemand Unrecht that, so müßte man, um die Sittlichkeit dieses Verfahrens richtig zu beurtheilen, sowol seine ganze Lage, als auch besonders die Beweggründe kennen, von welchen er sich dabei leiten ließ. Hatte er

z. B. eine Familie zu versorgen, die, wenn er arm aus der Welt ging, hülflos zurückblieb, so war es, bei der gefährlichen Lebensart, welcher er sich gewidmet hatte, hausväterlich und brav von ihm gehandelt, daß er sich selbst alle Gemächlichkeiten und Vergnügungen des Lebens entzog, um etwas zu sammeln, welches seine Familie auf den Fall seines Todes vor Mangel schützen konnte. War es ihm ferner bei dieser außerordentlichen Sparsamkeit vielleicht auch darum zu thun, seinen Leib und seine Seele auf die einfachsten Bedürfnisse herabzusetzen, weil er wußte, daß das stark und kraftvoll an Leib und Seele macht, und weil er vorhersah, daß er künftig in Lagen und Umstände kommen könne, wo es ihm oft nicht bloß an den Bequemlichkeiten, sondern auch an den Nothwendigkeiten des Lebens fehlen werde, so war es abermahls gut und weise von ihm gehandelt, sich auf diese knappen Zeiten durch freiwillige Uebungen in einer einfachen und sparsamen Lebensart vorzubereiten. Wer hat dabei in sein Innerstes geschaut, und wer darf sich also auch anmaßen, darüber zu urtheilen?

So viel ist indeß wol gewiß, daß, außer seiner niedrigen Erziehung, auch sein Aufenthalt in jenen wilden Einöden, und die Lebensart, die er daselbst führte, einen Theil des finstern Wesens und der ungeselligen, oft zu weit getriebenen Zurückhaltung, die man nachher an ihm bemerkte, bewirkt haben mögen.

Während dieser Zeit hatte sich Cook ein kleines Haus mit einem kleinen Garten nahe an dem östlichen Ende von London gekauft, wo er seine Winter zubrachte; und da dachte er nun wol seine Tage als Schiffsmeister und Landmesser im Dienste des Seeraths zu beschließen. Denn der Sprung vom Schiffsmeister

zum Schiffsbefehlshaber ist äußerst schwer und selten. Indessen Cook, der zu etwas Größerem aufgehoben war, that ihn wirklich, und zwar bei folgender Gelegenheit.

Die königliche Gesellschaft der Wissenschaften zu London hielt zur Beförderung der Sternkunde für vortheilhaft, den Durchgang der Venus durch die Sonne, d. i. denjenigen Zeitpunkt, da der Wandelstern Venus, bei seiner Umwälzung um die Sonne, zwischen dieser und der Erde so zu stehen kommen würde, daß er vor der Sonnenscheibe vorübergehen müßte, auf einer Insel des stillen Meeres beobachten zu lassen. Diese Begebenheit am Himmel sollte sich, wie man berechnet hatte, im Sommer 1769 ereignen. Die Gesellschaft stellte daher dem Könige den Nutzen einer solchen Beobachtung vor; die Sache wurde genehmiget, und der Seerath erhielt den Befehl, ein Schiff dazu ausrüsten zu lassen.

Jetzt war die Frage, wer dieses Schiff anführen sollte? und die Wahl traf unsern Cook. Und nun war er endlich an der Stelle, auf die er gesetzt werden mußte, um seine großen Fähigkeiten vollends zu entwickeln, und sie zum Nutzen der Welt in ihrer ganzen Stärke und in ihrem ganzen Umfange wirken zu lassen.

Das Uebrige, was zur Schilderung der Gemüthsart dieses außerordentlichen Mannes gehört, verspare ich billig bis auf die Zeit, da ich einst, unter erneuerter Rührung und mit widerstrebender Hand, den unglücklichen Tod desselben in diesem Werke beschreiben werde. Jetzt wollen wir ihn handeln sehn.

Aber vorher noch ein Wort von seinen gleichfalls sehr verdienten und ehrenwerthen Reisegefährten!

Der erste und merkwürdigste darunter war Joseph

Banks, ein Gelehrter. Das Verdienst desselben, sich den Mühseligkeiten und Gefahren einer so langen und mißlichen Reise unterzogen zu haben, ist um so viel größer, je weniger man ihn zu so Etwas erzogen hatte, und je uneigennütziger und reiner die Beweggründe waren, die ihn dazu vermochten. Er war der Sohn eines reichen Gutsherrn, zwar für die Wissenschaften, aber auch zu allen den Gemächlichkeiten und Vergnügungen erzogen, welche der Ueberfluß mit sich führt. Dabei hätte er nun wol unmöglich diejenige Abhärtung an Leib und Seele gewinnen können, die zu einem so gefahrvollen Unternehmen nothwendig erfodert wird; allein ein brennendes Verlangen, die Natur genauer kennen zu lernen, als es aus Büchern geschehen kann, bewog ihn, jenen Bequemlichkeiten und Vergnügungen schon in einem frühen Alter freiwillig zu entsagen und, mit Verschmähung einer wollüstigen Ruhe, seine Lieblingswissenschaft durch eigene Beobachtungen und Entdeckungen anzubauen. Seht da, ihr jungen Freunde, das unverkennbare Merkmahl des künftigen großen Mannes!

Kaum hatte er daher die hohe Schule zu Oxford verlassen, als er aus eigenem Antriebe, so wie auf eigene Kosten, über das Atlantische Weltmeer hinsegelte, um die obengenannte Insel Newfoundland — und die nicht weit davon belegene Küste von Labrador in dem nördlichen Theile von Amerika zu besuchen. Diese Reise war die Schule, in welcher er auf die Beschwerlichkeiten und Gefahren einer Reise um die Erdkugel vorbereitet wurde. Anstatt durch Das, was er bei diesem ersten Versuche ausgestanden hatte, von ähnlichen Unternehmungen abgeschreckt zu werden, wurde seine Begierde danach nur noch stärker und unwidersteh-

licher. Kaum hatte er daher bei seiner Zurückkunft vernommen, daß der Endeavour auf Entdeckungen ausgeschickt werden solle, als er sogleich beschloß, diesem Unternehmen beizutreten.

Der edle Beweggrund, der ihn dazu vermochte, war zweifach. Er hoffte, theils sein Vaterland, wenn er glücklich zurückkäme, mit nützlichen Kenntnissen, die er auf seiner Reise einsammeln würde, zu bereichern, theils aber auch jenen rohen und ungesitteten Völkern, zu welchen die Vorsehung ihn führen würde, irgend Etwas zu hinterlassen, welches auf eine oder die andere Weise zur Verbesserung ihres Zustandes dienen könnte. Er ging hiebei in seiner Großmuth und Freigebigkeit so weit, daß er einen Theil der Ausrüstungskosten und den Unterhalt verschiedener Personen, die er mitzureisen bewog, aus seinen eigenen Mitteln bestritt. Ja, er übernahm nicht bloß die Verpflegung dieser Personen, sondern hielt auch Herrn Cook selbst an seinem Tische frei, und zahlte demselben noch obenein, für den Gebrauch der Kajüte und alles andern Gelasses, für sich und seine Freunde, eine sehr ansehnliche Summe.

Unter diesen von ihm gewählten Reisegefährten war auch Doktor Solander, ein Schwede, der unter den Augen des berühmten Linnäus aufgewachsen war, und ausgebreitete Naturkenntnisse, besonders in der Kräuterkunde, erworben hatte. Einen solchen Mann zum Begleiter zu haben, schien Herrn Banks mit Recht etwas sehr Wünschenswürdiges zu sein; und der Erfolg bewies, daß er sich darin nicht geirrt hatte. Außer diesem und einem Sternforscher, Namens Green, nahm er noch zwei Zeichner, wovon der eine die Landschaften und Figuren, der andere die verschiedenen Gegenstände der Naturgeschichte, die man zu finden

hoffte, abbilden sollte. Noch befanden sich in seinem Gefolge ein Schreiber und vier Bediente, worunter zwei Schwarze waren.

Und nunmehr, da ich meine jungen Leser mit den Hauptpersonen dieser merkwürdigen Geschichte vorläufig bekannt gemacht habe, können wir das Schiff ohne weitern Aufenthalt absegeln lassen.

2.

Abreise von Plymouth. Ankunft bei der Insel Madera. Fahrt von da nach Rio de Janeiro in Brasilien.

Es war am 26sten August 1768, als man auf der Rhede von Plymouth die Anker lichtete, und mit einem günstigen Winde in See lief. Nach einigen Tagen, als man den Kanal bereits zurückgelegt hatte und im offenen Weltmeere fuhr, erblickte man verschiedene von den Vögeln, welche die Bootsleute, ich weiß nicht warum, der Mutter Carey Hühnchen nennen, und für Vorboten eines Sturms ansehen. Es zeigte sich diesmahl, daß dergleichen Erfahrungen des gemeinen Mannes nicht immer ohne Grund sind; denn der Sturm stellte sich am folgenden Tage wirklich ein, und verursachte den Reisenden einen Schaden, der jedoch nicht sehr beträchtlich war. Er führte nämlich, außer einem kleinen Boote, auch drei bis vier Dutzend Stück Federvieh über Bord, welche in den Wellen ertranken.

Ohne fernere Zufälle erreichte man schon am 12ten September die Insel Madera, und legte das Schiff auf der Rhede von Funchal, der Hauptstadt dieser Insel, vor Anker. Bei dieser Gelegenheit ereignete sich ein trauriger Vorfall. Das Seil der Boye riß nämlich den Oberbootsmann, Hrn. Weir, über Bord,

und er ging mit dem Anker zugleich unter. Dies geschah vor den Augen des Schiffsvolks; man hob daher den Anker so geschwind als möglich wieder auf, aber zu spät! Der Körper kam zwar wieder herauf; allein er war in das Seil verwickelt und — todt.

Der erste Anblick der Insel Madera, von der See her, ist ungemein reizend. So weit das Auge reicht, sieht man die Berge mit Weinreben bekleidet, zwischen welchen Hecken von Granatbäumen, Mirten, wilden Rosenstöcken und Zitronenbäumen hinlaufen, um das Eigenthum des Einen von dem Eigenthume des Andern zu trennen. Ein so schönes und lachendes Ansehen hatte diese Insel nicht immer. Als im Jahre 1419 die Portugiesen sie entdeckten, war sie mit einem einzigen undurchdringlichen Walde bedeckt. Diesen zündeten sie an, und man versichert, das der Brand sieben Jahre gedauert habe, bevor die ganze ungeheure Waldung sei in Asche verwandelt worden. Von dieser Asche, worein man nachher Weinstöcke pflanzte, leitet man noch jetzt die außerordentliche Fruchtbarkeit des Bodens her.

Die Spalten der Berge, die schwarze Farbe der Steine, und die mit der Erde vermischte Lava, die man hier findet, geben einen starken Vermuthungsgrund, daß die ganze Insel vor uralten Zeiten durch Auswürfe unterirdischer Feuer entstanden sei.

Die einzige Waare, mit welcher die Insel Handel treibt, ist Wein. Dieser ist bekanntlich von sehr edler Art; aber wenn man hört, auf welche Weise derselbe hier gekeltert wird, so möchte man auf den Genuß desselben für immer Verzicht thun. Die Trauben werden nämlich in ein viereckiges hölzernes Gefäß gethan; die Winzer ziehen alsdann ihre Strümpfe und Wämser aus, steigen hinein, und pressen mit ihren Füßen und Ellen-

bogen so viel Saft heraus, als sie können. Nur die Ueberbleibsel der auf diese Weise zerquetschten Trauben werden unter eine Art von Kelter gebracht, um die noch übrigen Säfte vollends auszupressen. Das ist der Ursprung eines Weins, der den zarten Gaumen unserer feinen Herren und Frauen so lieblich schmecket!

Man sieht auf der ganzen Insel keine Art von Fuhrwerk mit Rädern; vermuthlich weil die Einwohner zu träge sind, um Wege anzulegen, auf welchen sich fahren läßt, denn an Pferden und Maulthieren fehlt es ihnen nicht. Aber statt dieser gebrauchen sie lieber Menschen, um den Wein aus den Weinbergen, wo er gekeltert wird, fortbringen zu lassen. Dies geschieht in bockledernen Schläuchen, welche auf den Köpfen getragen werden. Was allhier einem Fuhrwerke einigermaßen ähnlich sieht, ist ein Brett, das in der Mitte ein wenig ausgehöhlt ist, und an einer mit Riemen befestigten Stange gezogen wird. Aber auch auf diese Erfindung würden sie vielleicht nie gerathen sein, wenn nicht die Engländer eine Art von Weingefäßen bei ihnen eingeführt hätten, die zum Tragen zu groß sind, und daher auf einem solchen Brette fortgeschleift werden müssen.

Vermuthlich thun Fleiß und Erfindungskraft der Menschen hier deßwegen so wenig, weil die Natur so viel thut. Denn so pflegt es immer zu gehn: wo es den Menschen gar zu leicht gemacht wird, die Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens zu erhalten, da werden sie nachlässig und träge; da schlummern ihre Verstandesfähigkeiten ein, und bleiben unentwickelt, weil man kein Bedürfniß hat, sie durch Uebungen auszubilden und zu stärken. Bedürfnisse! Seht da, ihr jungen Freunde, die stärkste unter allen Triebfedern,

welche der Himmel zu unserer Vervollkommnung in Bewegung gesetzt hat. Aber diesen glücklichen Erfolg haben sie nur dann, wenn wir ihnen selbst abzuhelfen suchen, und ohne Noth niemahls zugeben, daß dies von Andern geschehe. Wollen wir also recht geschickt, brav und edel werden, so müssen wir frühzeitig anfangen, auf Gemächlichkeit und auf die Dienste anderer Menschen, so sehr wir können, Verzicht zu thun, uns selbst zu bedienen, uns selbst zu rathen und zu helfen, und recht eifersüchtig darauf zu sein, daß nichts von Andern für uns geschehe, was wir mit eigenen Kräften nur immer bestreiten können. So wächst man zusehends an Kraft und Geschicklichkeit, dem Körper und der Seele nach; so entwickeln sich alle unsere Fähigkeiten, und so wird man ein brauchbarer und gemeinnütziger Mann für Vaterland und Welt. Möchten meine jungen Freunde nicht alle solche Männer werden?

Unsere Reisenden besuchten auf dieser Insel zwei der dortigen Klöster, deren eins ein Franziskaner-, das andere ein Nonnen-Kloster war. Die ehrlichen Väter des erstern empfingen sie mit großer Höflichkeit, ungeachtet sie in ihren Augen nur Ketzer, d. i. Irrgläubige, waren. Es war eben Donnerstag, und zwar kurz vor der Abendmahlzeit. »Wir wollen Sie nicht einladen,« sagten sie, »mit uns zu Nacht zu speisen, weil wir nicht dazu vorbereitet sind; aber wenn es Ihnen gefällt, morgen wieder zu kommen, so wollen wir für Sie einen wälschen Hahn braten lassen, ob es gleich für uns Fasttag ist.« Diese duldsame und gastfreie Denkart vergnügte unsere Reisenden sehr.

Der Besuch in dem Nonnenkloster lief gleichfalls nicht ohne Vergnügen ab; nur daß dieses von anderer Art war. Die guten Nonnen waren nämlich herzlich

dumm, und gaben daher durch die albernen Fragen, die sie thaten, viel zu lachen. Sie hatten gehört, daß unter den Reisenden Philosophen wären, und unter diesem Namen mochten sie sich, in ihrer Einfalt, Leute denken, die Alles wüßten, auf alle Fragen Antwort geben und sogar auch prophezeien könnten. Das bewiesen ihre lächerlichen Fragen. — Sie wollten z. B. wissen: wann es wieder donnern werde? ob innerhalb der Mauern ihres Klosters eine Quelle frischen Wassers zu finden sei? woran es ihnen vermuthlich fehlte. Man kann denken, daß die Antworten unserer Reisenden auf dergleichen Fragen keinesweges genugthuend waren, und daß sie ihnen daher in den Augen der guten Nonnen wenig Ehre bringen mochten. Sie blieben indeß sehr höflich, und über die Maßen gesprächig, so daß sie, so lange der Besuch währte, gar nicht aufhörten zu reden.

Man versorgte sich hier mit allerhand Arten von Erfrischungen, und segelte darauf am 19ten September weiter.

Der Lauf des Schiffes ging unweit der Insel Teneriffa vorbei. Hier gewährte ihnen der auf dieser Insel liegende Pico, oder Spitzberg, der bekanntlich einer der höchsten Berge in der Welt ist, ein überaus sehenswürdiges Schauspiel. Die Sonne war bereits eine Zeit lang untergegangen, der Fuß des Berges und die ganze Insel schon längst in dicke Finsterniß gehüllt, als der Gipfel dieses Riesenberges noch im hellsten Sonnenglanze, wie in Feuer stand. Kein Pinsel hätte dieses erhabene Naturgemählde nachzuahmen vermocht.

Ehemahls warf dieser Spitzberg Feuer aus; seit vielen Jahren aber hat er aufgehört. Indessen soll noch jetzt, nahe am Gipfel desselben, aus den daselbst befindli-

chen Ritzen eine solche Hitze steigen, daß man die Hand nicht nahe daranhalten kann.

In dieser Gegend des Meeres sah man eine große Menge fliegender Fische, die sich, durch Hülfe ihrer großen Floßfedern, deren sie sich statt der Flügel bedienen, über die Oberfläche des Wassers in die Luft erhoben. Diese Geschöpfe schienen, aus den Kajütenfenstern betrachtet, unbeschreiblich schön, weil man in dieser Höhe ihren Bauch und ihre Seiten zu sehen bekam, welche wie geglättetes Silber glänzen; wenn man sie aber vom Verdeck aus betrachtete, wo man ihnen nur auf den Rücken sehen konnte, der von dunkler Farbe ist, so hatten sie kein so schönes Ansehn.

Verschiedene Tage nachher hatte man ein ähnliches Schauspiel. Die See schien ringsumher in Feuer zu stehen, und warf leichte Strahlen aus; eine Erscheinung, deren die Seefahrer so oft erwähnen, ohne daß man wegen des Grundes derselben zu einer entschiedenen Gewißheit kommen konnte. Unsere Reisenden hielten dafür, daß sie von gewissen glänzenden Thieren herrühren müsse; und die Erfahrung zeigte, daß man ganz richtig gemuthmaßet hatte. Man warf nämlich ein feines Netz aus, und fing damit eine Art von Seethieren, die zu denen zu gehören schienen, welche unter dem Namen Medusa bekannt sind. Man fand, als man diese Thiere auf dem Verdecke hatte, daß sie ein weißes Licht von sich gaben, und geschmolzenem Metall ähnlich sahen. Man fing zugleich einige sehr kleine Krabben — eine Art von schwanzlosen Zwergen unter den Krebsen — welche gleichfalls so viel Feuerglanz, als ein Johanniswürmchen, von sich werfen. Herr Banks bemerkte mit Vergnügen, daß diese Art von Krabben, so wie auch verschiedene andere Seethiere, die er auf der

Fahrt bis hierher bereits entdeckt hatte, bisher noch nicht bekannt gewesen waren.

Man befand sich jetzt in dem Striche des Passatwindes *), welcher dieser Weltgegend eigen ist, und welcher die Schiffe, fast ohne Mithülfe des Steuermannes, von selbst nach Amerika treibt. Die Fahrt ging daher schnell und ruhig von Statten, und schon am 8ten November erblickte man, bei Tages Anbruch, die Küste von Brasilien. Man steuerte hierauf nach Rio de Janeiro, einer meinen jungen Lesern schon aus dem dritten Theile dieser Reisen bekannten Stadt der Portugiesen, wo der Unterkönig von Brasilien sein Hoflager hat.

Sobald das Schiff auf der Rhede dieser Hauptstadt angekommen war, schickte Cook einen seiner Offiziere an diesen ab, um ihm seine Ankunft zu melden, und zugleich um die Erlaubniß nachzusuchen, ans Land gehen zu dürfen, um frische Lebensmittel einzukaufen. Nach verschiedenen Förmlichkeiten und Untersuchungen, über die Beschaffenheit des Schiffes und über die Absicht seiner Reise, wurde die Bitte endlich gewährt. Cook ließ sich hierauf ans Land setzen.

Er machte dem Unterkönig seine Aufwartung. Auf die Frage, wohin die Reise gelte, meldete er ihm, daß sein Schiff nach einer Insel der Südsee bestimmt sei, um daselbst den Durchgang der Venus zu beobachten. Allein es fand sich, daß der Herr Unterkönig ein so erbärmlicher Sternforscher war, daß er fragte: »ob das

*) So nennt man diejenigen beständigen Winde, welche auf gewissen Meeren, zu gewissen Jahreszeiten, ordentlich und anhaltend zu wehen pflegen.

nicht so viel heiße, daß der Nordstern durch den Südpol gehen werde?« Ich hoffe, daß der Jüngste meiner Leser schon so viel Kenntniß vom Himmel habe, um das Ungereimte und Lächerliche dieser Frage einzusehen.

Cook bat um Erlaubniß für die Herren Banks und Solander, ein wenig ins Land gehen zu dürfen, um Kräuter zu sammeln; allein seine Excellenz geruhete, ihm diese Bitte rund abzuschlagen. Ihm selbst wurde ein Portugiesischer Offizier beigesellt, der ihm nicht von der Seite kommen durfte. Cook fand sich dadurch beleidiget, und foderte eine Erklärung, wozu dieses solle? Man antwortete ihm, daß der begleitende Offizier eine Ehrenwache sei. Er verbat sich diese Gunst; allein umsonst! Man bestand darauf, daß er sie annehmen müsse. Neben das Englische Schiff wurde ein Boot mit Soldaten, als ein Wachtschiff, gelegt, um zu verhindern, daß außer dem Befehlshaber und der benöthigten Anzahl von Bootsleuten Jemand ans Land ginge.

Sowol Cook selbst, als auch seine gelehrten Reisegefährten empfanden diesen Zwang mit lebhaftem Unwillen, und versuchten Alles, bald durch schriftliche, bald durch mündliche Vorstellungen, um den Unterkönig zu bewegen, diese lästige Einschränkung aufzuheben. Allein vergebens! Er gab ihm jedesmahl die trockene Antwort: daß der König von Portugal es so haben wolle. Man zankte sich dieserwegen einige Tage lang, und es fehlte nicht viel, so wäre es zu ernsthaften Auftritten darüber gekommen; aber am Ende sah man sich doch genöthiget, nachzugeben, weil man nicht mächtig genug war, um die Sache mit Gewalt durchzusetzen.

Da indeß ein kranker Mönch in der Stadt um die

Hülfe des Schiffsarztes bat, so nahm Dr. Solander die gute Gelegenheit wahr, und ging unter diesem Titel ans Land, wo das Volk ihm viel Höflichkeiten erwies. Auch Herr Banks fand Mittel, der Aufmerksamkeit des Portugiesischen Wachtboots zu entwischen, und ließ sich vor Tages Anbruch ans Land setzen. Er begab sich indeß nicht nach der Stadt, sondern ging den Gegenständen seiner Wißbegierde auf dem Felde nach, und brachte seine Zeit mit Kräutersammeln zu. Dieser zweifache kleine Betrug war indeß bekannt geworden, und der Unterkönig hatte Befehl gegeben, diese Herren, wenn sie sich noch einmal am Lande blicken ließen, in Verhaft zu nehmen. Sie mußten daher auf eine Wiederholung Verzicht thun.

Diese Unannehmlichkeiten bewogen den Befehlshaber, seine Abreise zu beschleunigen. Sobald man daher den benöthigten Wasservorrath eingenommen hatte, that er dem Unterkönige seine bevorstehende Abreise kund, und bat um einen Lothsen, der das Schiff in die See hinausführe. Dies wurde alsobald zugestanden. Der Lothse kam, und man ging unter Segel.

Als man aber bei dem vornehmsten Festungswerke der Stadt vorbeifahren wollte, war man nicht wenig erstaunt, sich auf einmahl mit zwei scharfen Kanonenschüssen begrüßt zu sehen. Man warf augenblicklich die Anker aus, und schickte nach der Festung, um sich zu erkundigen, was das zu bedeuten habe? Der amtende Offizier ließ zur Antwort sagen: daß er vom Unterkönig keinen Befehl erhalten habe, das Englische Schiff durchzulassen, und daß, ohne dergleichen Befehl, kein Schiff dies Festungswerk vorbeisegeln dürfe. Cook schickte hierauf sofort zum Unterkönig, um ihn fragen zu lassen, woran es liege, daß der erfoderliche Befehl

nicht ausgefertiget worden sei, da man ihm doch die bevorstehende Abfahrt gemeldet habe? Das Boot brachte endlich, nach langem Aufenthalte, die Antwort zurück: der Befehl sei schon seit einigen Tagen geschrieben gewesen, aber durch eine seltsame Nachlässigkeit nicht an den gehörigen Ort gekommen. Man lichtete hierauf wieder die Anker und segelte ungehindert ab.

Da von der Stadt Rio de Janeiro bereits im dritten Theile dieses Werks geredet worden ist, so füge ich jener Beschreibung nur noch folgende Bemerkungen unserer dermahligen Reisenden hinzu.

Die Stadt ist groß, ansehnlich und sehr regelmäßig gebaut. Die Straßen sind alle schnurgerade, und durchschneiden sich in rechten Winkeln. Die Kirchen sind sehr schön; und man sieht hier mehr religiöses Gepränge, als an irgend einem Römisch-katholischen Orte in Europa. An jedem Tage giebt es wenigstens Einen öffentlichen Umgang, der durch Vortragung von allerhand sehr prächtigen Heiligenbildern und dergleichen gemacht wird. So oft man dabei an die Ecke einer Straße kommt, sagt man mit großer Feierlichkeit gewisse Gebete her, wofür die Einwohner milde Gaben entrichten müssen.

Zur Zeit des Aufenthalts unserer Reisenden an diesem Orte wurde eine neue Kirche erbaut; und zur Bestreitung der Kosten hatte die dazu gehörige Gemeinde die Erlaubniß erhalten, wöchentlich einmahl einen Umgang durch die Stadt zu halten, um Almosen einzufodern. Dies geschah allemahl des Nachts. Alle Knaben von einem gewissen Alter, selbst die aus den vornehmsten Häusern nicht ausgenommen, mußten dieser Feierlichkeit beiwohnen. Jeder von ihnen war in einen schwarzen Priesterrock gekleidet, und über diesen

hing ein kurzer rother Ueberrock bis an den Unterleib hinab. Dabei trug Jeder eine sechs bis sieben Fuß lange Stange, an deren Ende eine Laterne befestiget war. Die große Menge solcher Laternen verursachte ein so starkes Licht, daß die Leute auf dem Schiffe anfänglich meinten, die Stadt stehe in Brand.

Fast vor jedem Hause steht ein Tisch mit einem gläsernen Kasten, worin der Schutzheilige des Hauses aufgestellt ist; und vor jedem dieser Bilder wird des Nachts eine brennende Lampe unterhalten. Nirgends ist man wol mit der Anrufung solcher Heiligenbilder eifriger, als hier. Das Volk betet und singt bei ihnen so kräftig, daß man sie des Nachts sehr deutlich an Bord des Schiffes hören konnte, ungeachtet dasselbe ziemlich weit von der Stadt entfernt lag. Vermuthlich gut gemeint; ob aber das Herz und die Sitten dabei an Veredlung gewinnen mögen? Das ist eine andere Frage.

Was unsere Reisenden hierüber zu beobachten Gelegenheit hatten, scheint die alte Bemerkung zu bestätigen, daß die Religion da am wenigsten auf die Gesinnungen der Menschen zu wirken pflegt, wo sie am meisten in äußere Gebräuche und Pomp ausgeartet ist. So sah z. B. Einer von ihnen an hellem lichten Tage zwei Männer, dem Ansehn nach, ganz freundschaftlich mit einander sprechen; aber auf einmahl zog der Eine ein Messer hervor, und stieß es dem Andern in den Leib; und da er sah, daß sein Gegner davon nicht alsobald niederstürzte, so riß er das Messer wieder aus der Wunde heraus, und versetzte ihm noch einen zweiten Stich damit. Dann erst begab er sich aufs Laufen, um eine Kirche zu erreichen. Die Kirchen nämlich sind hier Freistätte für jede Art von Verbrechern.

Wer seine Zuflucht dahin nimmt, den kann der Arm der Obrigkeit nicht erreichen, sein Verbrechen sei so groß, als es wolle. Ein verderblicher Gebrauch, der leider! noch an mehren Orten herrscht.

Die hiesige Regierung ist sehr unbeschränkt. Sie besteht aus dem Unterkönig, dem Statthalter des Orts und einer Rathsversammlung. Ohne die Einwilligung dieses gesammten Staatsraths sollte eigentlich keine gerichtliche Handlung vollzogen werden. Aber sowol der Unterkönig, als auch der Statthalter nehmen es sich nicht selten heraus, Leute eigenmächtig und unverhörter Sache ins Gefängniß zu werfen, oder in Ketten nach Lissabon zu schicken, ohne einmahl den Freunden oder der Familie des Unglücklichen anzuzeigen, welches Verbrechens man ihn beschuldige, oder wohin man ihn geschickt habe. Wehe den armen Menschen, die einer willkührlichen Gewalt unterworfen sind! Und wohl, wohl uns, die wir unter dem Schutze der Gesetze leben, und das schreckliche Ungeheuer — Zwangsherrschaft genannt — nur aus Büchern und Zeitungen kennen! Möchte es doch der allgütigen Vorsehung gefallen, dieses unser Glück über den ganzen Erdboden zu verbreiten!

Man findet in dieser Gegend eine große Menge von Gold und Edelsteinen; aber die Regierung sorgt dafür, daß, außer ihr, Niemand Etwas davon abbekomme. Sie macht nämlich diejenigen Gegenden, wo dergleichen gefunden werden, zu einem Heiligthume, welches Niemand betreten darf, als wer von dem Unterkönig selbst dahin geschickt wird. Zu diesem Behuf sind in einer gewissen Entfernung von der Stadt die Grenzen bestimmt, über welche hinaus Niemand gehen darf. An diesen Grenzen stehen beständig Wachen ausgestellt, und

wer sich jenseits derselben betreffen läßt, der wird sofort in Verhaft genommen und ins Gefängniß geworfen. Da hilft keine Ausrede und keine Entschuldigung, auch wenn sie noch so gegründet ist.

In welcher Gegend des Landes die eigentlichen Goldbergwerke sein mögen, das erfährt Niemand, als die Unglücklichen, welche darin arbeiten. Wer durch seine Neugierde sich verleiten ließe, dieser Gegend nachzuspüren, der würde dabei nichts Geringeres, als sein Leben aufs Spiel setzen. Denn wenn Jemand auf dem Wege dahin betroffen wird, und keinen augenscheinlichen Beweis geben kann, daß er daselbst Geschäfte habe, der wird ohne weitere Umstände an den nächsten Baum gehängt.

Aus diesen Bergwerken wird ohne Zweifel viel Gold gezogen; aber wenn man hört, wie viel Menschen jährlich dabei aufgeopfert werden, so fühlt ein mitleidiges Herz sich von Schaudern und Entsetzen ergriffen. Kannst du es glauben, junger Deutscher Leser? Um einige Klumpen unnützen Goldes aus der Erde hervorzuwühlen, werden bloß in diesem Lande jährlich 40,000 unglückliche Menschen aufgeopfert, die man Sklaven nennt! Du staunst! Noch nicht genug; unsere Reisenden versichern sogar, von guter Hand gehört zu haben, daß zwei Jahre vor ihrer Ankunft an diesem Orte jene ungeheure Zahl, vermuthlich einer ansteckenden Seuche wegen, so unzureichend gewesen sei, daß man noch 20,000 andere Sklaven habe müssen nachkommen lassen. — Schande über die christlichen Tirannen, die das edelste Geschöpf Gottes, ihren Mitmenschen, wie eine der verworfensten Thierarten behandeln, und so viele Tausende von ihnen dem Verderben Preis geben, um ihren Golddurst zu befriedigen!

Von den Edelgesteinen, welche hier in großer Anzahl gefunden werden, läßt die Regierung jährlich nur eine gewisse Anzahl einsammeln, damit nicht der Werth derselben durch Verbreitung einer zu großen Menge fallen möge. Dieses Einsammeln fodert gemeiniglich nur einen einzigen Monat. Wer sich nachher in diesen kostbaren Gegenden, es sei aus welcher Ursache es wolle, antreffen läßt, der wird ohne Gnade und Barmherzigkeit hingerichtet.

Der Soldat steht hier in außerordentlich großem Ansehn. Alle übrigen Stände bezeigen sich überaus ehrerbietig und demüthig gegen ihn. Vergäße Jemand, vor einem ihm begegnenden Offiziere den Hut abzuziehen, so würde man ihn sogleich zu Boden schlagen. So geringschätzig indessen die Offiziere mit dem Bürger umgehen, so unterthänig müssen sie sich selbst gegen den Unterkönig betragen. Man hat ihnen recht erniedrigende Ehrenbezeigungen gegen denselben aufgelegt. So müssen sie z. B. tagtäglich dreimahl in seinem Vorsaale erscheinen, und anfragen, ob er Etwas zu befehlen habe? ungeachtet sie einmahl wie das andere zur Antwort erhalten: es giebt nichts Neues. Durch diese regelmäßigen Aufwartungen werden sie verhindert, ins Land zu gehn; und das scheint denn auch die Absicht bei dieser Anordnung zu sein.

Genug von diesem Orte.

3.

Fahrt von Rio de Janeiro nach der Straße le Maire. Abenteuer auf dem Feuerlande.

Nachdem man wieder das offene Meer erreicht hatte, und gen Süden steuerte, beobachtete man eines Tages,

daß die See mit breiten gelben Streifen bedeckt war, deren einige eine Englische Meile lang und ungefähr 1000 Fuß breit sein mochten. Man fing ein wenig von dem also gefärbten Wasser auf, und fand es mit unzähligen kleinen Wesen angefüllt, von welchen man, sogar durch Hülfe des Vergrößerungsglases, nicht entscheiden konnte, ob es Thierchen oder Pflänzchen wären. Woher sie kamen? und wozu sie bestimmt sein mochten? das konnten unsere Naturforscher gleichfalls nicht errathen. So groß und unerschöpflich ist die Mannichfaltigkeit der Werke Gottes im Kleinen, wie im Großen!

Mit dem Anfange des Jänners näherte man sich der Mündung der Magellanischen Straße, doch ohne in dieselbe einzulaufen, weil Cook beschlossen hatte, seine Fahrt nicht durch diese, sondern rund um das sogenannte Feuerland herum zu nehmen. Die Witterung wurde von Tage zu Tage kälter, ungeachtet es hier jetzt mitten im Sommer war. Cook ließ daher Wämmser und Beinkleider von dickem wollenen Zeuge unter das Schiffsvolk vertheilen.

Den 11ten erreichte man das Feuerland; und nun bitte ich meine jungen Leser, die beim dritten Theile dieses Werks befindliche Karte vor sich hinzulegen, worauf sie den Lauf, den das Schiff von hier an nahm, verzeichnet finden werden. An der östlichen Küste des Feuerlandes liegt ein Eiland, die Staateninsel genannt. Die Straße, welche diese Insel von der Küste des Feuerlandes trennt, heißt die Straße le Maire. Durch diese wurde hingesteuert.

Da man innerhalb derselben eine Bucht fand, welche statt eines Hafens dienen konnte, und die Herren Banks und Solander sehnlich wünschten, ans Land

zu gehn, um ihren Naturforschungstrieb zu befriedigen, so willfahrte ihnen der Befehlshaber, und warf die Anker aus. Nach dem Mittagsessen stieg er selbst mit ihnen ins Boot, und sie ließen sich nach der Küste rudern. Es währte nicht lange, so ließen sich in einiger Entfernung dreißig bis vierzig Indier sehn, wichen aber, als man sich ihnen nähern wollte, aus Furchtsamkeit zurück. Die Herren Banks und Solander traten hierauf allein vor; worauf zwei von ihnen umkehrten, etwas näher kamen, und sich alsdann niedersetzten. Sobald die Beiden zu ihnen kamen, standen sie wieder auf, und ein Jeder von ihnen warf den kleinen Stecken, den er in der Hand hatte, seitwärts von sich weg. Vermuthlich sollte das ein Zeichen ihrer friedfertigen Gesinnungen sein. Nachdem sie dies gethan hatten, liefen sie hurtig gegen ihre Gefährten hin, die ungefähr 150 Fuß hinter ihnen stehen geblieben waren, und winkten hierauf den beiden Herren, daß sie ihnen folgen sollten. Dies geschah, und die Indier empfingen sie unter vielen plumpen Freundschaftsbezeigungen.

Herr Banks theilte dagegen einige Glaskorallen und Bänder unter sie aus, die ihnen ungemein zu gefallen schienen. Da hiedurch ein vollkommenes Zutrauen auf beiden Seiten gestiftet war, so traten nnn auch der Befehlshaber und sein Gefolge hinzu, und man unterhielt sich, so gut man konnte, durch Zeichen.

Als man endlich wieder umkehrte, liefen drei Indier mit, und wurden an Bord genommen. Hier verrichtete einer derselben, wahrscheinlich ein Priester, allerlei Feierlichkeiten, die man für Teufelsbeschwörungen, d. i. für solche Formeln und Gebräuche ansah, wodurch der einfältige Indier die bösen Geister vertreiben wolle, die in dem Schiffe sich etwa aufhalten

des Tages verstrich, bevor sie diejenige Gegend, welche sie eigentlich besuchen wollten, zu Gesicht bekamen. Sie erreichten endlich Das, was sie für eine Ebene gehalten hatten; aber zu ihrem großen Verdrusse sahen sie jetzt einen weiten Sumpf vor sich, der mit niedrigem Birkengesträuch bedeckt war. Dieses war ungefähr drei Fuß hoch, und so sehr durch einander gewachsen, daß man es nicht auf die Seite biegen konnte, um sich einen Weg hindurch zu bahnen. Man mußte also mit unbeschreiblicher Mühe über dasselbe hinsteigen, und sich's gefallen lassen, bei jedem Schritte bis an die Knöchel in Morast zu sinken.

Nicht genug; um das Unangenehme und Beschwerliche dieser Wanderschaft zu vergrößern, mußte nun auch das Wetter, welches bis dahin schön und heiter gewesen war, auf einmahl trübe und kalt werden. Der Wind fing plötzlich an, in heftigen Stößen zu wehen und sehr schneidend zu werden. Zuletzt erfolgte Schneegestöber. Wohlgemerkt, daß es in der Mitte des Dezembers, also für diese Weltgegend mitten im Sommer war!

Sie ermunterten sich indeß durch den Gedanken, daß sie den beschwerlichsten Theil des Weges bald zurückgelegt haben würden, sprachen sich wechselseitig einander Muth zu, und drangen immer weiter vor. Sie hatten aber kaum zwei Drittel der sumpfigen Gegend zurückgelegt, als schon Einer von ihnen, der Zeichner Buchan, ohnmächtig niederfiel. Man zündete ein Feuer an, und ließ ihn, nebst einigen andern Entkräfteten, dabei zurück.

Die Uebrigen erreichten endlich eine Anhöhe, wo die beiden Naturforscher durch die Entdeckung vieler

neuen Kräuter für die überstandenen Beschwerlichkeiten einigermaßen schadlos gehalten wurden.

Der Schnee hatte sich unterdeß vermehrt, die Kälte war heftiger geworden, und der Tag fing an, sich zu neigen. Vor dem nächsten Morgen nach dem Schiffe wieder zurückzukehren, schien eine gänzliche Unmöglichkeit zu sein. Aber auf einem solchen Gebirge, unter einem so rauhen Himmel, ohne Obdach und Erquickung eine ganze Nacht hinzubringen, war entsetzlich; und doch half nunmehr kein anderer Rath.

Man schickte daher nach Denen, die beim Feuer gelassen waren, zurück, um sie, wo möglich, auch auf den Berg zu führen, von wannen sie sich dann sämmtlich in den Wald begeben, allda eine Hütte von Zweigen bauen und darin übernachten wollten.

Abends um 8 Uhr war die Gesellschaft beisammen, und sie traten nunmehr den Weg nach dem Gehölze an. Herr Solander beschwor seine Gefährten, sich doch ja in ununterbrochener Bewegung zu erhalten, und sich des Schlafs zu erwehren, so stark die Versuchung dazu auch immer sein möchte; denn, fügte er hinzu, wer sich niedersetzt, der schläft ein, und wer einschläft, der wird nicht wieder erwachen.

Herr Banks nahm es über sich, den Nachtrab zu führen. Aber noch ehe man das Gehölz erreichen konnte, nahm die Kälte dergestalt zu, daß Doktor Solander selbst die Neigung zum Schlaf, vor der er kurz vorher die Andern gewarnt hatte, ganz unwiderstehlich fand. Er verlangte durchaus, daß man ihm erlauben solle, sich niederzulegen. Vergebens ermahnte und bat ihn Herr Banks; er sank nieder, streckte sich in den Schnee hin, und man hatte alle Mühe von der Welt, ihn wachend zu erhalten.

Einer von Herrn Banks Bedienten fing an, die nämliche Ermattung zu fühlen. Herr Banks schickte daher fünf Personen von der Gesellschaft voraus, um an dem ersten dem besten Orte ein Feuer anzulegen, und er selbst blieb bei den Entkräfteten zurück.

Endlich brachte man diese wieder auf die Füße; aber es dauerte nicht lange, so betheuerten sie aufs neue, daß es ihnen nun schlechterdings unmöglich sei, weiter zu gehen. Alle Vorstellungen und alle Bitten waren vergebens. Weder Herr Banks, noch seine Gehülfen waren im Stande, sie fortzuschleppen; man mußte sie daher Beide niedersitzen lassen. Es dauerte nicht zwei Minuten; so waren Beide schon in einen tiefen Schlaf verfallen.

Unterdessen kehrten Einige von dem Vortrabe mit der angenehmen Nachricht zurück, daß in einer Entfernung von ein paar tausend Schritten Feuer angemacht sei. Man verdoppelte darauf die Bemühung, die Schlafenden wieder zu ermuntern; und in Ansehung des Herrn Solanders kam man endlich glücklich damit zu Stande. Aber ungeachtet derselbe erst seit fünf Minuten eingeschlafen war, so hatte er doch schon den Gebrauch aller seiner Gliedmaßen verloren, und seine Muskeln waren dergestalt eingeschrumpft, daß ihm die Schuhe von den Füßen fielen. Der Bediente hingegen war ganz und gar nicht wieder zu ermuntern. Herr Banks ließ daher seinen andern schwarzen Bedienten, nebst einem Bootsmann, welche Beide am wenigsten gelitten zu haben schienen, bei ihm zurück, und versprach diesen, sie ablösen zu lassen, sobald ein paar Andere von der Gesellschaft sich ein wenig würden erwärmt haben. Und so schleppte man den Doktor Solander fort, und langte endlich glücklich bei der Feuerstelle an.

Gleich darauf wurden einige Männer abgesandt, um mit Hülfe der Zurückgebliebenen den armen erstarrten Bedienten herbeizuschaffen; allein nach einer halben Stunde kamen diese zurück, und berichteten, daß sie die ganze Gegend durchsucht, aber weder den Schlafenden, noch seine beiden Gesellschafter gefunden hätten. Dies verursachte eine allgemeine Betrübniß.

Herr Banks, welcher diesem Vorfalle nachsann, vermißte eine Flasche mit Rum, und gerieth daher auf die Vermuthung, daß die beiden zurückgelassenen Männer vielleicht versucht haben möchten, den Schlafenden damit zu ermuntern, und da sie vielleicht selbst zuviel davon getrunken, fortgetaumelt wären, ohne die ihnen versprochenen Wegweiser zu erwarten. Zu noch größerem Unglück fing es an, immer heftiger zu schneien, und man mußte daher alle Hoffnung aufgeben, die armen Verirrten jemahls wieder lebendig zu sehen.

Gleichwol hörte man, zur großen Freude der ganzen Gesellschaft, gegen 12 Uhr in einiger Entfernung rufen. Man lief augenblicklich hin, und fand den Bootsmann, welcher kraftlos daherschwankte und sogleich zum Feuer gebracht wurde. Herr Banks ging hierauf weiter, um auch die beiden Andern aufzusuchen. Er fand sie endlich auch, aber in dem kläglichsten Zustande. Der Eine stand zwar noch auf den Füßen, war aber unvermögend, einen Schritt zu thun; der Andere hingegen lag auf dem Boden, und war schon so unempfindlich, wie ein Stein.

Man that, was man konnte, um Beide fortzuschleppen; aber die vereinigten Kräfte der ganzen Gesellschaft waren dazu nicht hinreichend. Man gab sich hierauf alle nur ersinnliche Mühe, um an dem Orte, wo sie waren, ein Feuer anzuzünden; aber auch dies

konnte, des gefallenen und noch immer herabfallenden dicken Schnees wegen, auf keine Weise zu Stande gebracht werden. Mit wehmüthigem Bedauern sah man sich daher in der traurigen Nothwendigkeit, diese Unglücklichen ihrem Schicksale zu überlassen, weil es, ohne eigene Lebensgefahr, nicht möglich war, sich länger bei ihnen aufzuhalten. Man machte ihnen also ein Lager von Zweigen, und eilte hierauf mit traurigem Herzen nach dem Walde zurück. Diese Eile war um so viel nöthiger, da schon einige von Denen, welche die Erstarrten retten wollten, anfingen, gleichfalls fühllos zu werden, so daß man sie nur mit genauer Noth zum Feuer schleppen konnte.

Die ganze Nacht wurde nun in einem Zustande hingebracht, den das Vergangene, das Gegenwärtige und das Künftige gleich entsetzlich machten. Die zwei Zurückgebliebenen mußte man für so gut, als todt, halten; ein Theil der Uebrigen war krank und ohnmächtig, und von Lebensmitteln hatte man nur einen einzigen geschossenen Geier.

Endlich brach der Tag wieder an. Rund umher war nichts, als Schnee, zu sehen. Die Kälte war noch eben so schneidend, als zuvor. Es war ihnen daher unmöglich, den Rückweg anzutreten, wenn sie sich nicht der äußersten Lebensgefahr aussetzen wollten.

Man schickte Einige ab, um sich nach den im Gesträuch zurückgebliebenen Unglücklichen umzusehen. Diese kehrten aber bald mit der traurigen Botschaft zurück, daß sie völlig todt wären.

Hunger und Entkräftung fingen nunmehr an, der ganzen Gesellschaft stark zuzusetzen. Man zog daher dem Geier die Haut ab, zerlegte ihn in zehn gleiche Theile, und Jeder röstete hierauf seinen Antheil am Feuer, so

gut er konnte. Mit diesem kärglichen Frühstück mußten sie sich denn begnügen.

Gegen zehn Uhr wurde das Wetter etwas gelinder; sie machten sich daher auch gleich auf den Weg, um die Rückreise nach dem Schiffe anzutreten. Es glückte ihnen auch, sich durchzuarbeiten. Sobald sie an Bord kamen, wünschten sie einander zu ihrer Rettung Glück, mit einer Freude, die Niemand fühlen kann, als wer sich jemahls in so verzweifelten Umständen selbst befunden hat.

Diese Geschichte mag meinen Lesern zu einem Beweise von der fürchterlichen Strenge jener Himmelsgegend dienen.

4.

Beschreibung der Einwohner des Feuerlandes. Fahrt von da nach der Insel Otaheite.

Die Herren Banks und Solander ließen sich durch das ausgestandene Abenteuer nicht abschrecken, sondern stellten von Zeit zu Zeit wiederholte Streifereien ins Land an, um ihre Lieblingswissenschaft, die Naturgeschichte, durch Entdeckungen zu bereichern.

Eines Tages, da sie erfahren hatten, daß in einer Entfernung von einer halben Deutschen Meile ein Indisches Dorf befindlich sei, machten sie sich auf den Weg dahin; wobei sie sich oft gefallen lassen mußten, bis an die Knie in Morast zu sinken. Sie kamen indeß glücklich zur Stelle; und als sie sich den Hütten näherten, traten ihnen zwei der Einwohner in ihrem besten Staate entgegen, und fingen, sobald sie zu ihnen herangekommen waren, aus vollem Halse an zu schreien, ohne sich dabei weder an die Fremdlinge, noch an ihre

Mitgefährten zu wenden, gerade so, wie der eine Indier es einige Tage vorher am Bord des Schiffes gethan hatte. Nachdem sie eine Zeit lang also fortgeschrien hatten, führten sie ihre Gäste nach den Hütten.

Diese lagen auf einer dürren Anhöhe, die mit Gehölz bewachsen war. Es waren deren ungefähr funfzehn, alle von der rohesten und einfachsten Bauart, die man sich nur denken kann. Es waren nämlich bloß einige wenige Stangen, welche sie dergestalt in die Erde gesteckt hatten, daß sie sich gegen einander neigten, oben zusammenliefen und eine kegelförmige Gestalt ausmachten. Auf der Windseite waren sie mit einigen wenigen Zweigen und mit etwas Gras gedeckt; auf der entgegengesetzten Seite war ein Theil der Hütte offen gelassen; und diese Oeffnung diente sowol zur Thür, als auch zum Feuerherde.

Von Hausgeräthschaft war hier nichts zu sehen. Ein wenig Gras, welches rings um die innere Seite der Hütte lag, diente ihnen statt der Stühle und Betten. Außerdem bestand der ganze Reichthum einer solchen Hütte in einem Handkorbe, einem Ranzen, und in der Blase irgend eines Thiers, deren sie sich statt eines Wassergefäßes bedienten. Man muß freilich gestehn, daß das nicht viel ist; aber da die Besitzer desselben nichts, als nur dieses, nöthig haben, um ihre Bedürfnisse zu befriedigen und vergnügt zu sein, so darf man wol behaupten, daß sie reicher als unsere reichsten Wollüstlinge sind, welche bei allen ihren Schätzen und Kostbarkeiten doch immer mehr Wünsche und Begierden haben, als sie damit zu stillen vermögen.

Die Einwohner dieses Indischen Dorfs machten einen kleinen Stamm aus, der, Alles zusammengerechnet,

Männer und Weiber, jung und alt, nicht über funfzig Personen stark war. Der Farbe nach sahen sie aus, wie Eisenrost mit Oel vermischt; ihr Haar war lang und schwarz, und ihre ganze Kleidung bestand aus dem Felle eines Guanikoes*), oder aus der Haut eines Seekalbes, welche sie ohne alle Zubereitung, und so wie sie von des Thieres Rücken kommt, über die Schultern werfen. Ein Stück von einer solchen Haut ziehen sie über die Füße, und schnüren es alsdann, gleich einem Beutel, um die Knöchel herum fest zusammen. Ein anderes Stück dient den Weibern als Schürze. Alle übrigen Theile des Körpers werden nackt gelassen.

Die Männer unter ihnen waren groß und vierschrötig, die Weiber hingegen viel kleiner. So armselig und dürftig diese Leute übrigens sind, lieben sie doch den Putz so gut, als wir, nur daß ihr Geschmack in der Art sich auszuputzen von dem unsrigen abgeht. Ihnen scheint nichts mehr zu kleiden, als das Bemahlen des Angesichts mit allerhand Figuren. Die Gegend um die Augen war fast durchgängig weiß gelassen; aber der ganze übrige Theil des Gesichts mit senkrechten rothen und schwarzen Streifen geziert. Allein die Gestalt dieser Streifen war bei Jedem anders, so daß kaum zwei derselben einander völlig ähnlich waren. Es scheint auch, daß sie bei gewissen besondern Gelegenheiten noch mehr Sorgfalt auf diese Zierrathen wenden und dieselben reichlicher anbringen; denn die beiden Junker, welche den Herren Banks und Solander entgegengingen, waren hin und her, fast über den ganzen Körper mit

*) Siehe den dritten Theil.

schwarzen Streifen bemahlt, so daß sie ein recht stattliches Ansehn hatten.

Sowol Männer als Weiber trugen Armbänder, so gut sie dergleichen aus kleinen Muscheln oder Knochen hatten verfertigen können: die Weiber an dem Gelenke der Hand und an den Knöcheln der Füße, die Männer aber bloß an dem ersten. Damit indessen auch sie, in Ermangelung der Fußzierrathen, nicht weniger geputzt wären, als die Weiber, so trugen sie noch eine Art von Kopfbinde, die das Ansehen hatte, als wenn sie aus gesponnener brauner Wolle bestände. Alles was roth war, gefiel ihnen ganz vorzüglich; und Glaskorallen waren ihnen lieber, als Messer und Beile. Dieser letzte Zug ist denn wol unter allen der stärkste und auffallendste Beweis ihrer ausnehmenden Dummheit, und zeigt, daß sie weiter nichts als große Kinder sind.

Ihre Sprache wird durch die Gurgel geredet. Manche von ihren Wörtern klingen daher gerade so, als der Laut, den wir von uns zu geben pflegen, wenn uns etwas in der Kehle steckt, das wir gern herausbringen möchten. Herr Banks merkte sich davon zwei, die, seiner Meinung nach, Glaskorallen und Wasser bei ihnen bedeuten. Denn so oft sie jene verlangten, sagten sie halleca, und als man sie durch Zeichen fragte, wo Wasser zu finden wäre, so thaten sie, als ob sie tränken, wiesen hernach sowol auf die Wassergefäße, als auch auf den Ort, wo es Wasser gab, und riefen: Oodà.

So viel man bemerken konnte, haben sie wol keine andere Art von Speise, als Schalenfische. Denn ob es gleich nahe am Strande Seekälber gab, so schienen sie doch kein Werkzeug zu haben, um sie zu fangen. Das Einsammeln der Muscheln scheint das Geschäft ih-

rer Weiber zu sein. Denn so oft die Ebbezeit eintrat, sah man diese am Strande, und zwar mit einem Korbe in der einen Hand, mit einem zugespitzten und mit Widerhaken versehenen Stecken in der andern und mit einem Ranzen auf dem Rücken. Vermittelst des Steckens stoßen sie die Muscheln und andere Schalenfische, die an Felsen kleben, ab, ziehen sie mit dem Haken nach sich, werfen sie in den Handkorb, und leeren diesen, so oft er voll ist, in den Ranzen aus.

Die Waffen der Männer bestanden aus Bogen und Pfeilen. Diese waren fast das Einzige, dessen Verfertigung Aemsigkeit und einige Erfindungskraft verrieth. Der Bogen war nicht ungeschickt gemacht, und die Pfeile sind zierlicher, als man sie aus der Hand solcher rohen Menschen erwarten sollte. Sie waren von Holz, aber sehr wohl geglättet; und die Spitze, welche aus Glas und Feuersteinen bestand, war mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit ausgearbeitet und an das Holz befestiget.

Bei dem Worte Glas wird dem jungen Leser die Frage auf den Lippen schweben: wie diese rohen Naturmenschen dergleichen bekommen konnten? Dieselbe Frage findet auch in Ansehung einiger anderen Europäischen Sachen Statt, die man bei ihnen bemerkte, und die sie unmöglich selbst verfertigen konnten, wohin z. B. Knöpfe, Ringe, Tuch und Zwillig gehörten. Unsere Reisenden schlossen daraus, daß diese Leute bisweilen gen Norden hin wandern müßten, wo sie dergleichen an der Magellanischen Straße von Europäischen Schiffen bekommen konnten; ich hingegen bin geneigt zu glauben, daß Menschen, die so ganz und gar keine andere Bedürfnisse zu haben schienen, als welche sie in der Gegend, wo man sie fand, befriedigen konnten, wol nicht

leicht auf den Einfall gerathen können, weite Reisen vorzunehmen. Mir ist es daher wahrscheinlicher, daß die Europäischen Waaren, die man bei ihnen fand, sich von dem Französischen Schiffe des Herrn Bougainville herschreiben mochten, welches ein Jahr vorher an der nämlichen Seite des Feuerlandes vor Anker lag.

Bougainville erzählt nämlich ausdrücklich, daß er den Eingebornen, unter verschiedenen andern Sachen, auch Glas hinterlassen habe. Er theilt bei dieser Gelegenheit einen Geschichtsumstand von seinem Schiffspriester und einem Indischen Knaben mit, der uns zweifeln läßt, wer von Beiden der größte Dummkopf gewesen sei, der Indische Knabe oder der Europäische Priester? Die Geschichte ist folgende.

Der Knabe, welcher noch niemahls Glas gesehen hatte, glaubte, daß es etwas Genießbares sei, schluckte ein abgebissenes Stück davon hinunter und mußte darüber, unter den heftigsten Schmerzen, den Geist aufgeben. Indeß nun der arme Junge unter Zuckungen zappelte, eilte der Priester, ihm so geschwind und so unmerklich als möglich die christliche Taufe anzubringen, so daß die Umstehenden kaum gewahr wurden, was er vornahm. Und so hoffte er, die Seele des kleinen Heiden den Krallen des Teufels glücklich entrissen zu haben. Was doch für Begriffe dieser Mann sich von Gott und von der Taufe machen mußte!

Diese Leute wußten, dem Ansehen nach, nichts von Oberherrschaft und Unterwürfigkeit, sondern es schien eine völlige Gleichheit unter ihnen zu herrschen; dennoch glaubte man zu bemerken, daß sie in der vollkommensten Eintracht und Freundschaft mit einander lebten. Ihr gänzlicher Mangel an andern Begierden, außer solchen, die sie leicht und ohne Jemandes Schaden zu

befriedigen wissen, macht dies begreiflich, was bei Menschen, die so viele und vielerlei Bedürfnisse haben, als wir, für ein Wunder gelten könnte.

Im Ganzen betrachtet, schienen sie übrigens nicht nur die armseligsten, sondern auch die dümmsten von allen menschlichen Wesen zu sein. Aber so entblößt sie auch von allen Bequemlichkeiten und von allen feineren Vergnügungen des Lebens waren, so rauh und gräulich das Land und der Himmelsstrich ist, worin sie leben, und so wenig sie die Mittel, sich gegen die Strenge der Witterung unter einem so unfreundlichen Himmel zu verwahren, kennen und besitzen, so waren sie doch sehr vergnügt. Sie schienen weiter nichts zu wünschen, als was sie besaßen; sogar von Allem, was man ihnen anbot, gefiel ihnen, dem Ansehen nach, nichts, als ein elender Schmuck, dessen sie gerade am ersten hätten entbehren können, nämlich Glaskorallen.

Es ist merkwürdig, daß die hiesigen Hunde bellen, welches sonst diejenigen, welche von Amerikanischer Zucht sind, niemahls thun. Außer diesen Hunden, kam unsern Reisenden kein anderes vierfüßiges Thier zu Gesicht, als Seekälber und Seelöwen. Ihre Ernte an unbekannten Pflanzen hingegen war desto größer.

Nachdem man hier einen Vorrath von Holz und Wasser eingenommen hatte, ging man wieder unter Segel, und steuerte um das sogenannte Vorgebirge Horn herum, welches bekanntlich die äußerste südliche Spitze des Feuerlandes ist. Seinen Namen hat dieses Vorgebirge von einem Holländischen Seefahrer le Maire erhalten, welcher aus der Stadt Horn gebürtig war. Nach Ebendemselben wird auch die Straße zwischen dem Staatenlande und dem Feuerlande die Straße le Maire genannt, weil er der Erste

war, der im Jahre 1616 hindurch fuhr und das Feuerland umsegelte.

Man fuhr, wie der junge Leser auf der, dem dritten Theile dieses Werks beigefügten Karte sehen wird, noch eine Zeit lang fort, gegen Süden zu steuern, wandte sich hierauf, als man den 61sten Grad der südlichen Breite erreicht hatte, gegen Westen, und steuerte halb in dieser, halb in nördlicher Richtung. So segelte man ohne alle merkliche Vorfälle, bis zum 25sten März 1769, als sich eine traurige Begebenheit an Bord ereignete, die ich meinen jungen Lesern erzählen muß, weil sie lehrreich für sie werden kann.

Es war um Mittag, als einer von den Seesoldaten, ein junger Mensch von ungefähr zwanzig Jahren, als Schildwache an die Thür der Kajüte gestellt wurde. Einer von des Befehlshabers Bedienten wollte eben an demselben Orte ein Stück von einer Seehundshaut zu Tabaksbeuteln ausschneiden. Er hatte verschiedenen von der Mannschaft ein Stück davon zu dem nämlichen Gebrauche versprochen, dem jungen Soldaten hingegen diese Gefälligkeit abgeschlagen, ungeachtet dieser ihn verschiedentlich darum ersucht, und scherzweise gedroht hatte, daß er, im verneinenden Fall, ihm ein Stückchen Fell zum Tabaksbeutel stehlen werde, sobald er Gelegenheit dazu sehe. Von ungefähr wurde der Bediente eiligst weggerufen; er gab also beim Weggehen der Schildwache das Fell in Verwahrung, ohne sich an Das, was zwischen ihnen Beiden vorgefallen war, zu kehren.

Der Seesoldat nahm hierauf ein Stück von der Haut für sich. Der Bediente vermißte es bei seiner Zurückkunft, und wurde zornig, begnügte sich aber doch nach einiger Zänkerei damit, daß er ihm das Genommene wieder abnahm, wobei er äußerte, daß er um

einer solchen Kleinigkeit willen nicht bei den Offizieren klagen wolle. Die Sache schien damit geendigt zu sein.

Allein einer von den Genossen der Schildwache, welcher dem Zanke zugehört hatte, erzählte den Vorfall seinen Mitsoldaten. Diesen fiel unglücklicherweise ein, daß die Ehre ihres Standes darunter gelitten habe; sie gaben daher dem Verbrecher sehr bittere Verweise, und machten ihm besonders ein schweres Verbrechen daraus, daß er die Entwendung als Schildwache, und noch dazu an einer Sache verübt habe, die ihm besonders anvertraut gewesen sei. Sie erklärten, daß sie es für einen Schimpf hielten, ferneren Umgang mit ihm zu haben; und der Sergeant insbesondere sagte, daß, wenn der Bediente ihn nicht verklagen wolle, er es selbst thun werde.

Von der Verachtung und den Vorwürfen dieser Ehrenmänner tief gekränkt, flüchtete der junge Mensch, voll Scham und Reue, nach seinem Hangbette. Aber der Sergeant ging nach einer Weile zu ihm, und befahl ihm, aufs Verdeck zu kommen. Der arme Schelm gehorchte; da es indeß eben in der Abenddämmerung war, so entwischte er seinem Führer, und ging nach dem Vordertheile des Schiffs. Als man ihn nach einer Weile suchte, fand man, daß er — sich über Bord gestürzt hatte! Und nun erst wurde die Sache dem Befehlshaber gemeldet.

Ich sagte, daß die Geschichte von diesem unglücklichen Vorfalle für meine jungen Leser lehrreich werden könne; und wodurch denn das? Dadurch, daß sie daraus lernen können, wie viel Ursache man habe, des zarten Ehrgefühls eines edlen und ehrliebenden Menschen zu schonen; weil auf ein solches Gemüth nichts empfindlicher und schmerzhafter wirkt, als wenn man es durch

Verachtung kränkt. Jedes dahin abzielende Wort ist für Seelen dieser Art ein scharfer Dolchstich, der sie bis in ihr Innerstes verwundet, der sie oft auf lange Zeit unglücklich und elend macht, ja, der sie oft in gänzliche Verzweiflung stürzt. Viele, vielleicht die meisten Selbstmörder hatten zu der schwarzen That, wodurch sie sich ihr Leben raubten, keine andere Veranlassung, als diese. Seid also behutsam, ihr Lieben, und hütet euch, einen ehrliebenden Menschen durch Spott oder Beschimpfung zu kränken. Denn was für peinigende Gewissensbisse würdet ihr empfunden haben, wäret ihr Einer von Denen gewesen, die den jungen Soldaten durch die ihm bewiesene Verachtung dahin brachten, daß er zum Mörder an sich selbst wurde! Sucht euch diese Vorstellung ein wenig lebhaft und geläufig zu machen, damit sie zu rechter Zeit in euer Gedächtniß zurückkehre und euch warne, wenn Leichtsinn oder Leidenschaft euch jemahls in Gefahr bringen sollten, euer Gewissen mit einer so schweren Verschuldung zu beladen.

Der Verlust des jungen Soldaten wurde um so mehr bedauert, da er sich sonst immer ungemein ruhig und ordentlich betragen hatte, und weil seine Verzweiflung selbst ein Beweis eines edlen Gemüths war, dem Beschimpfung unter allen Leiden das unerträglichste ist.

Erst am 4ten März, also ungefähr sechs Wochen nach der Abfahrt aus der Meerenge le Maire, bekam man zum erstenmahl wieder Land zu Gesicht. Man befand sich damahls unter dem 19ten Grade südlicher Breite. Es war eine Insel von eiförmiger Gestalt, in deren Mitte sich eine sogenannte Lagune, d. i. ein See von Salzwasser, befand, der ungleich größer war, als das Land, welches ihn einschloß.

Man lief gegen die Nordseite der Insel hin, fand

aber nirgends einen Ankergrund. Die ganze Insel war mit Bäumen bewachsen, worunter man Kokos- und Palmbäume unterschied. Unsere Reisenden sahen verschiedene von den Eingebornen am Strande, und zählten deren bis auf vier und zwanzig. Sie schienen gross zu sein und ungemein dicke Köpfe zu haben; vielleicht aber hatten sie Etwas, das man nicht unterscheiden konnte, um dieselben gewickelt. Sie waren übrigens kupferfarbig, und hatten langes schwarzes Haar. Einige von ihnen gingen dem Schiffe gegenüber längs des Strandes hin, und trugen Spieße oder Stangen in den Händen, die zweimahl so hoch als sie selber waren. So lange sie so am Strande gingen, schienen sie nackt zu sein; sobald aber das Schiff vorbeigesegelt war, gingen sie hinweg, und kleideten sich in Etwas, das ihnen ein weißeres Ansehen gab, als sie von Natur hatten. Ihre Wohnungen lagen im Schatten einiger Palmbäume auf einer Anhöhe. Unsern Reisenden, die seit langer Zeit, außer den öden Bergen des Feuerlandes, nichts als Himmel und Wasser gesehen hatten, schienen diese Haine ein irdisches Paradies zu sein. Man gab dem Eilande den Namen der Laguninsel, unter welchem sie denn auch auf unserer Karte steht.

Man entdeckte nach und nach noch vier andere Inseln, wobei man aber eben so wenig sich verweilen konnte. Man nannte sie Thrumb-Kap, die Bogeninsel, die Gruppen- und die Vogelinsel. Diese Namen führe ich hier bloß deßwegen an, damit meine Leser dem Laufe des Schiffes um so viel leichter auf der Karte folgen können.

Am 10ten April bekam man die von Wallis bereits entdeckte Osnabrück-Insel zu Gesicht. Aber auch bei dieser segelte man vorüber, weil man eilte, den

eigentlichen Bestimmungsort des Schiffes, die Insel Otaheite, zu erreichen, in deren Nähe man sich jetzt befand.

Es war Nachmittags, den 10ten April, als Einige von der Schiffsgesellschaft, die nach dieser Insel aussahen, in demjenigen Theile des Gesichtskreises, wo sie zum Vorschein kommen mußte, Land zu bemerken glaubten. Es wurde indeß Abend, ohne daß man mit Gewißheit entscheiden konnte, ob sie recht gesehen hatten, oder nicht. Allein mit Anbruch des folgenden Morgens lag die Insel unverkennbar da, und ihr Anblick verursachte der ganzen Schiffsgesellschaft, die sich sehr danach gesehnt hatte, große Freude.

5.

Ankunft zu Otaheite, vom Kapitän Wallis die Georgeninsel genannt. Landung. Gütiger Empfang. Trauriger Vorfall auf dem Lande.

Als man am folgenden Tage der Insel nahe genug kam, um von den Eingebornen bemerkt zu werden, stießen verschiedene Kähne vom Strande ab, und liefen auf das Schiff zu. Man lud die darauf befindlichen Indier durch Zeichen ein, an Bord zu kommen; aber umsonst! Einige derselben kamen zwar in ihren Kähnen bis dicht ans Schiff, aber hinaufsteigen wollten sie nicht. In jedem Kahne hatten sie junge Platanen und Zweige von einem andern Baume, den die Indier E'Midho nennen. Diese waren, wie man in der Folge erfuhr, Sinnbilder des Friedens; und als solche wurden sie an der Seite des Schiffs von den Indiern herauf gereicht, wobei sie zugleich einige Zeichen machten, die man anfangs nicht verstand. Endlich errieth

man ihr Verlangen; sie wollten, daß diese Friedenszeichen an irgend einem Orte des Schiffs aufgesteckt werden möchten, damit sie frei und öffentlich gesehen werden könnten. Man willfahrte ihnen hierin gern, und sie bezeigten insgesammt das größte Vergnügen darüber. Hierauf kaufte man ihnen ihre Ladungen ab, die aus Kokosnüssen und mancherlei andern Früchten bestanden. welche für unsere Seefahrer ein großes Labsal waren.

Während der einfallenden Nacht steuerte man allmählig näher an die Küste hin; und am folgenden Morgen kam man in einer Bucht, an der Nordseite der Insel, glücklich vor Anker.

Alsobald umringten die Eingebornen das Schiff mit ihren Kähnen, und brachten Früchte und kleine Fische, die sie für Indisches Geld, d. i. für Glaskorallen, verhandelten. Sie hatten auch ein junges Schwein bei sich; aber dieses wollten sie für nichts Geringeres, als für ein Beil, verkaufen. Allein die Engländer weigerten sich aus guten Gründen, es dafür einzutauschen, weil sie besorgten, daß sie nachher immer Beile würden geben müssen, so oft sie Schweine haben wollten, welches ihren Vorrath leicht hätte erschöpfen können.

Unter den Früchten, welche man ihnen brachte, war auch die sogenannte Brotfrucht. Diese wächst auf einem Baume, der ungefähr so groß ist, als eine mittelmäßige Eiche. Die Blätter desselben sind oft anderthalb Fuß lang, von länglicher Gestalt, mit tiefen Krümmungen, wie die Feigenblätter, versehen. Die Frucht ist so groß, als der Kopf eines Kindes, und beinahe eben so gestaltet. Ihre Außenseite ist netzförmig, die Haut dünn. Zwischen dieser Haut und einem inwendigen kleinen Kern liegt das Fleisch oder der eßbare Theil dieser Frucht, welcher schneeweiß und so locker wie frisch-

gebackenes Brot ist. Man genießt aber dieses Fleisch nicht roh, sondern röstet es erst am Feuer, nachdem man es zu diesem Behuf in drei oder vier Theile zerschnitten hat. Dann schmeckt es ungefähr wie die Krume eines mit Kartoffelmehl vermischten Weizenbrots.

Von hier an, wo die Auftritte anziehender und die Beobachtungen unserer Reisenden immer wichtiger werden, will ich den Anführer derselben, den unsterblichen Cook, selbst erzählen lassen, und ihm von Zeit zu Zeit nur da in die Rede fallen, wo ich für meine jungen Leser ein Wort hinzuzufügen haben werde.

Unter Denen, welche bei uns an Bord kamen, befand sich auch ein ältlicher Mann, der, wie wir nachher erfuhren, Owhah hieß. Der Lieutenant Gore und Andere, welche mit dem Kap. Wallis hier gewesen waren, erkannten ihn augenblicklich für Denjenigen wieder, der ihnen damahls viel nützliche Dienste erwiesen hatte, und dessen in der Beschreibung jener Reise häufig Erwähnung geschehen ist. Ich suchte daher, ihm durch allerhand kleine Geschenke Vergnügen zu machen, um uns seiner Freundschaft und Dienstleistungen auch für diesmahl zu versichern.

Da zu vermuthen stand, daß wir uns eine ziemlich lange Zeit allhier aufhalten würden, so mußte ich nothwendig darauf bedacht sein, jeder üblen Begegnung der Eingebornen vorzubauen, und zugleich zu verhüten, daß diejenigen Dinge, deren wir uns hier statt des Geldes zum Einkauf der benöthigten Lebensmittel bedienen mußten, nicht durch zu reichliches oder unordentliches Ausgeben an Werthe fallen möchten. Ich setzte daher fol-

gende Regeln auf, deren Beobachtung ich allen unsern Leuten bei schwerer Strafe einschärfen ließ:

1) Jedermann soll den Eingebornen mit der größten Leutseligkeit begegnen, und durch alle rechtmäßige Mittel sich bestreben, ihre Freundschaft zu erwerben und zu erhalten.

2) Nur einige dazu ernannte Personen sollen den Einkauf besorgen, und außer diesen soll Niemand, wer er auch sein mag, mit den Eingebornen Handel treiben.

3) Jeder, dem am Lande irgend ein Dienst anvertraut werden wird, soll denselben mit der strengsten Aufmerksamkeit verrichten, und wofern er nachlässiger Weise irgend etwas von seiner Bewaffnung verliert oder sich stehlen läßt, soll er nicht nur den Werth desselben an seiner Löhnung einbüßen, sondern auch noch überdas verhältnißmäßig bestraft werden.

4) Eben so soll es auch mit denen gehalten werden, welche überwiesen werden können, daß sie sich irgend etwas von den Schiffsvorräthen zugeeignet, und unerlaubten Handel damit getrieben haben.

Sobald das Schiff gehörig gesichert war, ging ich mit den Herren Banks und Solander, einer Partei bewaffneter Mannschaft und unserm Freunde Owhah ans Land. Einige hundert Eingeborne empfingen uns beim Aussteigen; ihre Blicke waren bewillkommend, ihr Anstand und ihr ganzes Betragen ungemein ehrerbietig. Der Erste, welcher sich uns zu nähern wagte, kroch beinahe auf Händen und Füßen heran. Er überreichte uns das bei ihnen gebräuchliche Friedenszeichen, einen grünen Zweig; und wir nahmen denselben mit freundlicher und vergnügter Miene an. Da wir bemerkten, daß jeder der Anwesenden einen solchen Zweig

in der Hand hielt, so pflückte auch Jeder von uns einen solchen ab, und trug denselben auf die nämliche Art.

Sie begleiteten uns hierauf nach dem Platze, wo der Delphin sein Wasser eingenommen hatte. Auf dem Wege dahin machten sie an einer gewissen Stelle Halt, rauften Alles auf dem Boden befindliche Gras aus, und die Vornehmsten unter ihnen warfen sodann ihre grünen Zweige auf diese nackte Stelle hin. Sie winkten uns, daß wir es mit den unsrigen eben so machen möchten; und wir willfahrten ihnen sogleich. Um die Feierlichkeit zu erhöhen, ließ ich die Seesoldaten sich in Ordnung stellen und aufmarschiren; wobei Jeder seinen Zweig auf die beschriebene Stelle werfen mußte. Wir Andern machten es dann eben so.

Wir gelangten an die Wasserstelle, und die guten Leute gaben uns zu verstehen, daß wir dieselbe einnehmen möchten. Wir fanden aber, daß dieser Ort für unsere Absichten nicht wohl tauge. Man führte uns also weiter; und die Indier fingen nach und nach an, etwas vertraulicher zu werden. Wir schenkten ihnen, um ihnen noch mehr Zutrauen und Freundschaft einzuflößen, Glaskorallen, nebst andern dergleichen Kleinigkeiten, worüber sie viel Vergnügen an den Tag legten.

Der Weg, den man uns führte, ging durch anmuthige Lustwälder von Bäumen, die mit Kokosnüssen und Brotfrucht beladen waren. Unter diesen Bäumen lagen die Wohnungen der Eingebornen zerstreut umher, und sie bestanden mehrentheils aus einem bloßen Dache ohne Seitenwände. Wir glaubten ganz in Arkadien zu sein.

Diejenigen unter uns, welche schon mit dem Kap. Wallis hier gewesen waren, bemerkten unter allen den Leuten, die sich um uns her versammelt hatten, keine einzige Standesperson. Auch bemerkten wir in

dieser ganzen Gegend, zu unserm Leidwesen, nicht mehr als zwei Schweine, und nicht ein einziges Stück Federvieh. Wir kamen an den Ort, wo ehemahls das Gebäude gestanden hatte, welches sie den Palast der Königinn nannten; allein es war verschwunden. Man vermuthete hieraus, daß die Oberhäupter der Völkerschaft nach irgend einer andern Gegend gezogen sein müßten; und es wurde beschlossen, sie am folgenden Tage aufzusuchen.

Ehe wir aber am andern Morgen unsere Wanderschaft antreten konnten, waren schon verschiedene Kähne zu uns herangekommen. Zwei davon waren voller Leute, die, ihrer Kleidung und ihrem Betragen nach, wichtige Personen sein mußten. Zwei derselben kamen an Bord, und Jeder von ihnen wählte sich unter uns einen Freund. Der Eine, der, wie wir erfuhren, Mataha hieß, wählte Herrn Banks, der andere mich. Die Feierlichkeit bestand darin, daß sie einen großen Theil ihrer Kleider auszogen und uns anlegten; wogegen wir hinwiederum Jedem von ihnen ein Beil und einige Glaskorallen schenkten.

Nachdem das Freundschaftsbündniß solchergestalt geschlossen war, so luden sie uns durch Zeichen nach ihren Wohnungen ein, und wiesen dabei nach Südwesten. Da ich nun ohnedas einen bequemern Hafen zu finden wünschte, so willigte ich ein. Ich ließ also zwei Böte aussetzen, und ging mit den Herren Banks und Solander, nebst verschiedenen Andern, an Bord derselben, um unter Anführung unserer Indischen Freunde die Reise anzutreten.

Nachdem wir ungefähr eine Seemeile weit gerudert waren, winkten sie uns, daß wir ans Land gehen sollten, und gaben uns zu verstehen, daß dies der Ort ih-

res Aufenthalts sei. Wir stiegen also aus, und der Zulauf des Volks war so groß, daß wir uns bald von etlichen hundert Personen umringt sahen.

Man führte uns in ein Haus, welches viel größer war, als alle, die wir bis dahin gesehen hatten. Beim Eintritt in dasselbe erblickten wir einen Mann von mittlerem Alter, der, wie wir nachmahls erfuhren, Tootahah hieß. Man breitete sogleich Matten für uns aus, und ersuchte uns, ihm gegenüber Platz zu nehmen.

Die Unterhaltung fing hierauf damit an, daß Tootahah einen Hahn und eine Henne bringen ließ, die er Herrn Banks und mir überreichte. Auf dieses Geschenk folgte ein anderes, welches in einem Stücke Tuch bestand, dessen Verfertigung weiter unten beschrieben werden soll. Es war mit etwas Wohlriechendem zugerichtet, welches ganz angenehm duftete. Die Eingebornen schienen auf diesen Umstand einen großen Werth zu legen, und sie gaben sich viele Mühe, uns aufmerksam darauf zu machen. Dasjenige Stück, welches Herr Banks erhielt, war 33 Fuß lang und 6 Fuß breit. Er erwiederte dieses Geschenk mit einem seidenen Halstuche, welches er damahls eben trug, und mit einem leinenen Schnupftuche. Tootahah legte diesen neuen Staat sogleich mit einer höchstvergnügten und selbstgefälligen Miene an, und es herrschte nunmehr eine völlige Zutraulichkeit zwischen den Eingebornen und uns.

Nachdem wir in Gesellschaft verschiedener Indischen Damen einige andere Wohnungen besehen hatten, beurlaubten wir uns bei unserm guten Freunde und gingen weiter längs der Küste hin. Wir waren kaum eine Viertelstunde gegangen, so begegnete uns, an der Spitze einer großen Menge Leute, ein anderer Anführer, Namens Tubourai Tamaide, mit dem wir denn eben-

falls erst einen Friedensvertrag zu bestätigen hatten. Die Feierlichkeit einer solchen Bestätigung war uns nun schon besser bekannt. Sie besteht nämlich darin, daß man sich gegenseitig einen grünen Zweig überreicht, hierauf die rechte Hand auf die linke Brust legt und das Wort Tago ausspricht, welches, wie wir vermutheten, Freund bedeutet. Der Anführer gab uns hierauf zu verstehen, daß, wenn uns etwa zu essen beliebe, Alles in Bereitschaft sei. Wir nahmen sein Anerbieten an, und ließen uns eine nach der Landesart zubereitete Mahlzeit von Fischen, Brotfrucht, Kokosnüssen und Platanen herzlich wohl schmecken; die Indier aßen einige Fische zur Abwechselung roh, und nöthigten uns auch dazu; allein für dieses Gericht bedankten wir uns doch.

Die Gesellschaft wurde während der Mahlzeit sehr vertraut und heiter; aber ein unangenehmer Vorfall unterbrach unser Vergnügen plötzlich. Doktor Solander nämlich und Herr Monkhouse beschwerten sich, daß man ihnen die Taschen ausgeleert habe. Dem Ersten war ein kleines Taschenfernglas, dem Letzten eine Schnupftabaksdose gestohlen worden. Man beschwerte sich darüber bei dem Oberhaupte; und da nicht gleich Anstalt zur Zurückgabe des Gestohlenen gemacht wurde, sprang Herr Banks hurtig auf, ergriff seine Büchse, und stampfte mit der Kolbe derselben gegen den Boden. Diese Drohung jagte der ganzen Indischen Gesellschaft ein solches Schrecken ein, daß Alle in der äußersten Bestürzung zum Hause hinausrannten, ausgenommen das Oberhaupt, drei Frauenspersonen und noch ein paar Andere, die, ihrer Kleidung nach, gleichfalls Standespersonen zu sein schienen.

Das Oberhaupt nahm, mit allen Aeußerungen von Bestürzung und Betrübniß, Herrn Banks bei der Hand,

und führte ihn zu einem großen Vorrathe von hiesigen Landestüchern hin, die am Ende des Hauses lagen. Hier bot er ihm ein Stück nach dem andern an, und gab durch Zeichen zu verstehen, daß er so viel als ihm davon beliebe, oder auch Alles nehmen möge, um den erlittenen Verlust dadurch zu ersetzen. Allein Herr Banks legte Alles auf die Seite, und gab ihm zu verstehen, daß er nichts als Das verlange, was seinen Gefährten diebischerweise entwendet worden sei.

Hierauf ging Tubourai Tamaide in aller Eile fort, ließ seine Gemahlinn bei Herrn Banks zurück, und gab ihm zu verstehen, daß er nur so lange Geduld haben möchte, bis er selbst wieder zurückkäme. Man setzte sich also wieder nieder. Nach einer halben Stunde kam Tubourai Tamaide zurück. Er hatte die Dose und das Futteral des kleinen Fernglases in der Hand, und indem er Beides überreichte, blitzte die Freude aus seinen Augen mit einer Stärke des Ausdrucks, welche dieses Volk vor allen andern voraus hat.

Man öffnete das Futteral; ein neues Mißgeschick! es war leer. Kaum ward der ehrliche Tubourai Tamaide dies gewahr, so veränderte sich seine Miene im Augenblick. Er nahm Herrn Banks bei der Hand, rannte mit ihm, ohne ein Wort zu sagen, zum Hause hinaus, und führte ihn mit schnellen Schritten längs der Küste hin. Als sie ungefähr eine Viertelstunde weit gegangen waren, begegnete ihm eine Frauensperson, und gab ihm ein Tuch. Er nahm es ihr ab, und setzte mit demselben in der Hand seinen Lauf eiligst fort.

Doktor Solander und Herr Monkhouse waren ihnen gefolgt, und sie kamen nunmehr sämmtlich bei einem Hause an, in welchem sie von einer Frauensperson empfangen wurden. Dieser gab Tubourai da

Stück Tuch, und winkte den drei Herren, daß sie ihr einige Glaskorallen schenken möchten. Dies geschah. Sobald das Tuch und die Korallen hingelegt waren, ging die Frauensperson fort, kehrte nach einer halben Stunde mit dem kleinen Fernglase zurück, und druckte ihre Freude darüber mit eben der Stärke von Empfindung aus, als vorher Tubourai. Hierauf gab man den Herren die vorher verlangten Glaskorallen wieder, und betheuerte, daß man sie nicht annehmen könne. Mit eben so viel Eifer wurde auch Herrn Solander das Stück Tuch, als eine Genugthuung für das erlittene Unrecht, aufgedrungen. Dieser bestand dagegen seiner Seits darauf, daß die Frauensperson ein Geschenk an Glaskorallen von ihm annehmen mußte; und so war dieser verdrießliche Handel glücklich abgelaufen.

Was für Mittel nun das Oberhaupt angewandt haben mochte, um den Dieb sogleich ausfindig zu machen, und die Zurückgabe der entwandten Sache zu bewerkstelligen, blieb uns ein Geheimniß; aber Jeder von uns gestand, daß diese schleunige Wiederherstellung der besten Ordnungsaufsicht in einem Europäischen Staate Ehre gemacht haben würde. Des Abends um sechs Uhr kehrten wir wieder nach dem Schiffe zurück.

Am folgenden Morgen kamen verschiedene von den Oberhäuptern, die wir besucht hatten, an Bord, und brachten Schweine, Brotfrucht und andere Erfrischungen mit, wofür wir ihnen Beile, Leinewand und andere Dinge gaben, je nachdem ihnen dergleichen am angenehmsten zu sein schienen.

Da ich auf meiner gestrigen Lustreise nach Westen hin, keinen bequemern Hafen gefunden hatte, als derjenige war, worin wir lagen, so nahm ich mir vor, ans Land zu gehen, und einen Platz auszusuchen, den

die Kanonen des Schiffs bestreichen könnten. Da wollte ich denn eine kleine Feste zu unserer Sicherheit aufwerfen und die nöthigen Anstalten zu der am Himmel vorzunehmenden Beobachtung machen lassen.

Ich nahm also eine Partei von meinen Leuten mit, und ging, in Begleitung der Herren Banks, Solander und Green, ohne Verzug ans Land.

Wir waren über die Wahl des Platzes bald einig; steckten den Grund, den wir besetzen wollten, ab, und schlugen alsdann ein dem Herrn Banks zugehöriges kleines Gezelt daselbst auf. Es war um diese Zeit eine große Menge Indier um uns her versammelt; vermuthlich bloß aus Neugier, denn Keiner von ihnen war mit irgend einem Gewehr versehen. Aus Vorsicht gab ich ihnen indeß zu verstehen, daß Keiner die von mir gezogene Linie überschreiten solle, ausgenommen zwei, wovon der Eine ein vornehmer Mann zu sein schien, der Andere aber unser guter Freund Owhah war. Wir hatten das Vergnügen, zu sehen, daß dieses Verbot keine Unzufriedenheit erregte. Alle führten sich ungemein ehrerbietig und ruhig auf, setzten sich außerhalb des Kreises nieder, und sahen uns zu, ohne uns im geringsten zu stören, ob es gleich länger als zwei Stunden dauerte, ehe wir mit der Arbeit fertig wurden.

Da wir vermutheten, daß die Bewohner dieses Theils der Insel ihre Schweine und ihr Federvieh bei unserer Ankunft weiter ins Land hineingetrieben hätten, so bekamen wir Lust, eine Streiferei durch die Waldung vorzunehmen, um zu versuchen, ob wir sie daselbst vielleicht vorfinden würden. Zwar lag uns Owhah dringend an, daß wir das nicht thun möchten; aber da unsere Vermuthung dadurch nur bestätiget wurde, so glaubten wir, uns an seine Abmahnungen nicht kehren

zu müssen, und traten den Weg dahin an. Zur Bewachung des Gezeltes ließ ich einen Unteroffizier und dreizehn Seesoldaten zurück.

Als wir nun, nach angetretenem Marsche, über einen kleinen Fluß gingen, ließen sich einige Enten sehen. Herr Banks that einen Schuß darunter, und traf drei Stück derselben. Dies jagte den uns begleitenden Eingebornen einen solchen Schrecken ein, daß die meisten von ihnen zu Boden stürzten, als wenn sie selbst getroffen wären. Sie erholten sich indeß bald wieder von ihrer Bestürzung, und wir setzten unsern Weg fort.

Wir waren indeß noch nicht weit gekommen, als wir selbst über den Knall einiger Musketenschüsse erschraken, die in der Gegend des Gezeltes zu fallen schienen. Wir gingen damahls ziemlich einzeln, der Eine hier, der Andere da; aber Owhah rief uns augenblicklich zusammen, und winkte mit der Hand, daß alle Indier, die uns folgten, sich hinwegbegeben sollten, bis auf drei. Von diesen brach gleich Jeder vom nächsten Baume einen Zweig ab, und überreichte uns denselben zum Zeichen des Friedens auf ihrer Seite, und vermuthlich auch, um uns zu bitten, daß wir solchen unserer Seits gleichfalls halten möchten. Wir hatten leider! nur zu viel Ursache, zu besorgen, daß sich irgend ein Unheil zugetragen haben möchte; wir eilten also so schnell wie möglich nach dem Zelte zurück.

Als wir bei demselben anlangten, fanden wir von der Menge der Eingebornen, die wir daselbst zurückgelassen hatten, nicht einen einzigen mehr, und unsere Leute erzählten uns folgenden eben so verdrießlichen als traurigen Vorfall. Einer der Indier hatte unversehens die Schildwache überrascht und ihr das Gewehr aus den Händen gerissen. Der befehligende Unteroffizier hatte

hierauf — sei es aus Besorgniß größerer Gewaltthätigkeiten, oder aus muthwilligem Mißbrauch seiner vor kurzen erst erlangten Gewalt, und aus Mangel an menschlichem Gefühl — sogleich befohlen, Feuer zu geben, und sein unmenschlicher Befehl wurde von der Mannschaft leider! nur gar zu pünktlich befolgt. Sie feuerten unter den dicksten Haufen der fliehenden Menge, die aus mehr als hundert Menschen bestand. Selbst hiemit begnügten sie sich noch nicht, sondern als sie sahen, daß der Dieb noch nicht getroffen war, so verfolgten sie ihn besonders, und schossen ihn auf der Stelle nieder.

Wir empfanden über diese Unmenschlichkeit eben Das, was der Leser dabei empfunden haben wird; aber das Unglück war nun einmahl geschehn, und wir konnten es nicht mehr hintertreiben. Zu unserm Troste erfuhren wir nachher, daß außer dem Diebe glücklicherweise Niemand sei getroffen worden.

Als Owhah, der uns nicht von der Seite gekommen war, beobachtete, daß seine Landsleute uns nunmehr gänzlich verlassen hätten, so brachte er einige wenige von Denen, welche entflohen waren, wiewol mit Mühe, wieder zusammen, und stellte sie um uns her. Wir bestrebten uns, unsere Leute, so gut wir konnten, zu rechtfertigen, und den Indiern zu bedeuten, daß man ihnen nie einiges Leid zufügen würde, so lange sie selbst uns kein Unrecht thäten. Jene gingen hierauf ohne das geringste Merkmahl von Mißtrauen oder Rachbegierde von uns weg; wir aber brachen das Gezelt ab, und kehrten, sehr mißvergnügt über Das was vorgefallen war, an Bord des Schiffes zurück.

6.

Erbauung einer kleinen Feste. Besuche verschiedener Oberhäupter. Nachricht von der Tonkunst der Eingebornen und von der Beisetzung ihrer Todten. Ein Beispiel von Edelmuth.

Am folgenden Morgen war der Strand ziemlich öde. Nur einige wenige von den Eingebornen ließen sich daselbst sehen; aber kein Einziger derselben kam zu uns ans Schiff. Selbst Owhah, der bisher eine so treue Anhänglichkeit an uns bewiesen hatte, blieb aus. Dies ging uns vorzüglich nahe, und wir sahen daraus nur zu deutlich, daß unser Bestreben, die guten Leute zu beruhigen, vergeblich gewesen sei.

Da nun die Sachen jetzt so mißlich standen, so ließ ich das Schiff näher an die Küste hinziehen, und legte es dergestalt vor Anker, daß es den ganzen nordöstlichen Theil der Bucht und insonderheit den Platz bestreichen konnte, den ich zur Erbauung der Feste abgestochen hatte. Als wir hierauf gegen Abend noch ein wenig ans Land gingen, versammelten sich zwar die Eingebornen wieder um uns her, aber bei weiten nicht in so großer Menge, wie zuvor. Sie verkauften uns indeß einige Kokosnüsse und andere Früchte, und schienen übrigens noch eben so freundschaftlich, als vormahls, gegen uns gesinnt zu sein.

Tages darauf starb, zu unser Aller Leidwesen, Herr Buchan, ein wohlgesinnter, fleißiger und geschickter junger Landschafts- und Figurenmahler, den Herr Banks mitgenommen hatte, um durch ihn Vorstellungen von dieser schönen Insel und ihren Einwohnern verfertigen zu lassen. Er hatte schon vorher oft von der Fallsucht gelitten; jetzt machte ein Gallenfieber sei-

nem Leben ein Ende. Wir begruben seinen Leichnam mit aller der anständigen Feierlichkeit, welche unsere dermahligen Umstände möglich machten, in den Fluten des Meers.

An ebendiesem Tage statteten die beiden Oberhäupter Tubourai Tamaide und Tootahah ihren Gegenbesuch bei uns ab. Sie brachten zum Friedenszeichen diesmahl nicht Zweige, sondern zwei ganz junge Platanenbäume mit, und wollten nicht eher an Bord kommen, bis wir dieselben von ihnen angenommen hatten. Sie führten sich hierauf durch ein sehr willkommenes Geschenk bei uns ein, welches in einem Vorrathe von Brotfrucht und in einem ganz zugerichteten Schweine bestand. Letzteres war uns besonders angenehm, und wir beschenkten dafür von unserer Seite jeden unserer vornehmen Wohlthäter mit einem Beile und einem Nagel. Gegen Abend gingen wir ans Land, und schlugen ein Gezelt auf, worin Herr Green und ich übernachteten, um eine Beobachtung am Himmel anzustellen.

Am folgenden Tage nahm ich so viel Leute, als auf dem Schiffe entbehrt werden konnten, zu mir ans Land, und fing an, die Befestigung aufwerfen zu lassen. Ein Theil der Leute mußte Schanzen graben, ein anderer Schanzpfähle und Wasen*) zurichten. Die Eingebornen, die sich wieder häufig um uns her versammelt hatten, waren so weit davon entfernt, uns in unserer Arbeit zu stören, daß im Gegentheil Viele von ihnen uns freiwilligen Beistand leisteten, indem sie die

*) Bündel Reisholz, deren man sich zu Schanzkörben. Ausfüllung der Gräben u. s. w. bedient.

Schanzpfähle und Wasen aus dem Walde, wo sie gehauen waren, dienstfertig herbeitrugen. Wir gebrauchten aber auch die billige Vorsicht, nicht eher Etwas anzutasten, bis sie ihre Einwilligung dazu gegeben hatten.

An dem heutigen Tage konnte ich das Schiffsvolk zum ersten Mahle mit Schweinefleisch bewirthen lassen. Auch hatten wir das Vergnügen, so viele Brotfrucht und Kokosnüsse zu erhalten, daß wir einen Theil derselben ungekauft zurücksenden, und den Indiern durch Zeichen andeuten mußten, daß wir auf die zwei folgenden Tage nichts mehr davon gebrauchen könnten. Das Geld, dessen wir uns an diesem Tage beim Einkaufe bedienten, bestand bloß in Glaskorallen. Eine einzige derselben wurde mit fünf bis sechs Kokosnüssen und mit eben so viel Stück von der Brotfrucht bezahlt.

Tages darauf stattete unser Freund Tubourai Tamaide Herrn Banks einen Besuch in seinem Gezelte ab, welches in der Feste aufgeschlagen war. Er brachte nicht nur seine Familie, sondern auch das Dach eines Hauses, allerhand Baugeräthschaften zur Aufrichtung desselben, und mancherlei Hausgeräth mit. Was er damit wollte? Sich in unserer Nachbarschaft eine Wohnung aufschlagen, um desto öfter und länger in unserer Gesellschaft sein zu können. Dieser Beweis seiner Freundschaft und Gewogenheit machte uns viel Vergnügen.

Bald nach seiner Ankunft nahm er Herrn Banks bei der Hand, und gab ihm zu verstehn, daß er mit ihm in den Wald gehen möchte. Herr Banks hatte nichts dawider. Sie gingen also mit einander fort, und kamen an einen Ort, wo man bereits das Wetterdach errichtet hatte, welches dem Tubourai zur einstweiligen Wohnung dienen sollte. Hier wickelte er ein

Bündel hiesiges Zeuges auseinander, nahm zwei Kleider, eins von rothem Zeuge, das andere von sehr hübschen Matten heraus, und legte sie seinem Freunde Banks an. Dann führte er ihn wieder zurück nach dem Gezelte.

Bald nachher brachten ihm seine Bedienten etwas Schweinefleisch und Brotfrucht. Er machte sich über dieses Gericht her, und tunkte das Fleisch in Salzwasser, welches ihm statt der Brühe diente. Nach der Mahlzeit legte er sich ohne Umstände auf Herrn Banks Bette, und schlief ungefähr eine Stunde lang.

Des Nachmittags führte seine Gemahlinn Tomio uns einen schöngebildeten Jüngling von zwanzig und etlichen Jahren zu. Beide schienen ihm wie ihrem Sohne zu begegnen; wir erfuhren aber nachmahls, daß er es nicht war. Am Abend kehrte dieser Jüngling und eine andere Standesperson, die uns ebenfalls besucht hatte, nach der westlichen Gegend zurück. Tubourai hingegen und seine Gemahlinn verfügten sich nach ihrem im Walde gelegenen Wetterdache.

Der Schiffsarzt Monkhouse, der an diesem Abend einen Lustgang gemacht hatte, erzählte uns bei seiner Zurückkunft, daß er den Leichnam des vor einigen Tagen erschossenen Mannes, in Tuch gewickelt und auf einer Bahre liegend, angetroffen habe. Die Bahre habe auf Pfosten geruhet, und sei oberhalb mit einem Dache versehen gewesen. Neben dem Körper hatte er einige Kriegsgewehre und andere Sachen liegen gesehn, an deren genaueren Untersuchung er durch den unausstehlichen Gestank des Leichnams sei gehindert worden. Er fügte hinzu, er habe noch zwei andere Behältnisse von der nämlichen Art gesehen, in deren einem die Gebeine eines menschlichen Körpers gewesen seien,

und schon lange daselbst gelegen haben müßten, weil sie schon ganz ausgetrocknet seien. Wir erfuhren in der Folge, daß dies die gewöhnliche Art sei, wie sie ihre Todten beizusetzen pflegen.

Die Erzählung des Herrn Monkhouse hatte meine Begierde erregt. Ich ging also, von einigen Andern begleitet, nach dem Orte hin, um Alles selbst in Augenschein zu nehmen. Wir fanden den Schuppen, unter welchem der Leichnam lag, nahe bei dem Hause, worin der Mann bei seinem Leben gewohnt hatte, und einige andere dergleichen Todtengerüste standen in einer kleinen Entfernung. Der Schuppen selbst war ungefähr 15 Fuß lang, 11 Fuß breit und von verhältnißmäßiger Höhe. Das eine Ende war ganz offen; das andere, nebst den zwei Seiten, war zum Theil mit einem geflochtenen Zaun eingefaßt. Der Boden der Bahre, worauf der Körper lag, war mit Matten ausgeschlagen, und ruhete auf vier Pfosten, ungefähr fünf Fuß hoch über der Erde.

Der Leichnam selbst war zuerst mit einer Matte, und über dieser mit einem weißen Tuche bedeckt. Nebenbei lag eine hölzerne Keule, und beim Haupte des Todten standen zwei Schalen von Kokosnüssen, deren man sich hier zu Schüsseln und Trinkgeschirren bedient. Am anderen Ende war ein Bündel grüner Blätter, an einige dürre Zweige gebunden, in die Erde gesteckt; daneben lag ein Stein, ungefähr von der Größe einer Kokosnuß; und noch etwas weiter hin hatten sie eins von den jungen Platanenbäumchen, deren man sich zu Friedenszeichen bedient, hingestellt, und eine steinerne Axt daran gelegt.

An dem offenen Ende des Schuppens hing eine große Menge aufgereiheter Palmnüsse, und außerhalb

desselben war den Stamm eines ungefähr fünf Fuß hohen Platanenbaums aufrecht in den Boden gesteckt, und auf dem obern Ende desselben eine Kokosschale voll frischen Wassers hingestellt.

An dem einen der vier Pfosten hing ein kleiner Sack, in welchem wir einige wenige Stücke gerösteter Brotfrucht fanden, welche nach und nach mußten hineingelegt sein; denn einige derselben waren noch frisch, andere aber schon älter.

Dies Alles muß dem jungen Leser freilich lächerlich vorkommen, weil ein todter Körper weder Speise und Trank, noch Waffen oder sonst Etwas nöthig hat, oder zu gebrauchen in Stande ist. Allein wir müssen dabei erwägen, daß unsere eigene Thorheit, den Leichnamen unserer Verstorbenen allerlei kostbare Zeuge und Sachen mit in die Erde zu geben, und einen großen Aufwand bei und nach ihrer Beerdigung zu machen, nicht um ein Haar breit kleiner oder weniger lächerlich ist. Indeß beweiset diese allgemeine, selbst bei den rohesten Wilden herrschende Gewohnheit, die Todten mit solchen Sachen, welche nur die Lebendigen zu gebrauchen wissen, zu versorgen, doch so viel, daß der Glaube an die Unsterblichkeit des innern Menschen beim Tode des äußern, der menschlichen Seele von ihrem Schöpfer selbst eingeprägt sein müsse, weil er sich, so wie der Glaube an eine Gottheit, bei allen Menschen unter allen Himmelsstrichen findet, deren Vernunftfähigkeit sich nur einigermaßen zu entwickeln angefangen hat. Und in diesem Betracht muß uns selbst das Lächerliche und Abgeschmackte in den Todtengebräuchen dieser Leute, als ein Merkmahl ihrer Ueberzeugung von der Unsterblichkeit des menschlichen Geistes, ehrwürdig sein.

Als wir uns dem Leichnam näherten, sah man den

uns begleitenden Indiern die Verlegenheit an, worein sie dabei geriethen. Mit sichtbarer Unruhe hielten sie sich die ganze Zeit über, da wir unsere Beobachtungen darüber anstellten, in der Ferne; und sie schienen recht froh zu sein, als wir endlich wieder hinweggingen. Vermuthlich sind diese Plätze ihnen ein Heiligthum, und sie besorgten vielleicht, daß wir irgend Etwas daselbst vornehmen möchten, welches dieser geglaubten Heiligkeit des Orts zuwider wäre.

Man fing nunmehr an, auf dem Platze vor unserer Feste täglich einen ordentlichen Markt zu halten. Wir wurden mit Allem reichlich versehn, nur nicht mit Schweinefleisch. Tubourai war unser beständiger Gast, und ahmte unsere Sitten so sorgfältig nach, daß er sogar sich eines Messers und einer Gabel, und zwar mit ziemlicher Geschicklichkeit bedienen lernte.

Unser Aufenthalt am Lande würde nun gar nicht unangenehm gewesen sein, wenn wir nur nicht unaufhörlich von den Fliegen wären gequält worden. Besonders wurde der Mahler, Herr Parkinson, der die zur Naturgeschichte gehörigen Gegenstände abbilden sollte, dadurch fast gänzlich gehindert, Etwas zu Stande zu bringen; denn sie bedeckten nicht nur den Gegenstand, den er abbilden wollte, so daß er nichts davon sehen konnte, sondern sie fraßen auch sogar die Farben vom Papier eben so geschwind wieder weg, als er sie auftrug.

Bei einem Besuche, den Tootahah bei uns abstattete, gab er uns eine Probe von der Tonkunst dieses Landes. Vier Personen spielten auf Flöten, die nur zwei Tonlöcher hatten, und folglich mit den halben Tönen, nur vier Noten angeben konnten. Das Sonderbarste dabei war, daß der Tonkünstler, statt sie an

den Mund zu halten, mit dem einen Nasenloche hineinblies, indem er das andere mit dem Daumen zuhielt. Zu diesem Werkzeuge sangen vier andere Personen, und beobachteten das Zeitmaß sehr genau; allein während der ganzen Unterhaltung wurde immer ein und ebendasselbe Stück gespielt.

Verschiedene von den Eingebornen brachten uns Beile, die sie von der Mannschaft des Delphins bekommen hatten, und ersuchten uns, solche zu schleifen und auszubessern. Unter diesen befand sich eins, welches uns Anlaß zu vielem Nachsinnen gab. Es war nämlich von Französischer Arbeit, und wir konnten lange nicht begreifen, wie es hierher gekommen sei. In der Folge wurde uns das Räthsel gelöset; denn wir erfuhren, daß nach der Abreise des Delphins und vor unserer Ankunft ein Französisches Schiff, unter den Befehlen des Herrn von Bougainville, hier gewesen war.

Eines Tages, da die Herrn Banks und Solander eine kleine Lustreise ins Land gemacht hatten, begegnete ihnen bei ihrer Rückkehr unser Freund Tubourai mit seinem weiblichen Gefolge. Die Freude der guten Leute bei dieser unvermutheten Zusammenkunft war so groß, daß ihnen die Thränen aus den Augen stürzten, und daß sie eine ganze Zeit lang weinten, ehe sie ihre Empfindungen zu mäßigen wußten. Aehnliche Beweise ihrer weichen und empfindsamen Gemüthsart, die sich bei jeder Gelegenheit durch einen Thränenguß äußerte, gaben sie uns in der Folge mehr.

An diesem Abend lieh Herr Solander einem Frauenzimmer aus der Familie des Tubourai sein Messer, und erhielt es nicht wieder. Auch Herr Banks vermißte am folgenden Morgen das seinige. Bei dieser

Gelegenheit muß ich allen Ständen und beiden Geschlechtern dieses Volk's das Zeugniß geben, daß sie die größten Diebe auf Erden sind. Gleich am ersten Tage unserer Ankunft waren Diejenigen, welche uns an Bord besuchten, schon sehr geschäftig, Alles, dessen sie nur habhaft werden konnten, zu entwenden. Sie mauseten Alles weg, was sie verbergen konnten, und sogar die Glasscheiben waren nicht sicher vor ihnen, denn sie nahmen wirklich gleich das erstemahl zwei davon mit sich fort. Außer dem Tootahah war Tubourai Tamaide der Einzige, der sich dieses Lasters bis dahin noch nicht schuldig gemacht hatte. Jetzt schien auch Er der Versuchung dazu nachgegeben zu haben.

Herr Banks vermuthete nämlich mit einiger Wahrscheinlichkeit, daß Er es sei, der ihm sein Messer gestohlen habe, und sagte es ihm auf den Kopf zu. Tubourai läugnete die That, und blieb dabei, daß er nicht das Geringste davon wisse. Herr Banks betheuerte dagegen, daß er das Messer wieder haben wolle, es möge nun Er oder ein Anderer es genommen haben. Diese nachdrückliche Erklärung that ihre Wirkung. Einer von den anwesenden Eingebornen zog einen Lappen hervor, in welchen drei Messer sehr sorgfältig eingewickelt waren. Eins davon war dasjenige, welches Doktor Solander dem Frauenzimmer geliehen hatte, ein anderes gehörte mir, und wem das dritte gehören mochte, wußte man nicht.

Tubourai kam damit zu mir nach dem Gezelte gelaufen, und gab das eine Messer mir, das andere Herrn Solander zurück. Hierauf fing er an, Herrn Banks Messer an allen Orten und in allen Winkeln zu suchen, wo er es nur jemahls hatte liegen sehen. Nach einiger Zeit merkte einer von Herrn Banks Be-

dienten, wonach der Indier suche, und holte sogleich das Messer seines Herrn herbei, welches er den Tag zuvor weggelegt hatte.

Als der gute Tubourai solchergestalt gerechtfertiget, und seine Unschuld erwiesen war, gerieth er in die äußerste Gemüthsbewegung, die er nicht bloß durch Blicke und Geberden, sondern auch durch Thränen ausdruckte. Er setzte sich das Messer an den Hals, und gab durch Zeichen zu verstehen, daß, wenn er jemahls einer solchen That, als man ihm so eben habe aufbürden wollen, schuldig befunden würde, er sich die Kehle wolle abschneiden lassen.

Hierauf rannte er aus der Verschanzung und hin zu Herrn Banks, mit einer Miene, die diesem sein Unrecht strenge verwies. Diesen schmerzte sein Irrthum recht sehr, und er bemühete sich, die Beleidigung durch Freundlichkeit und kleine Geschenke wieder gut zu machen. Und zur Ehre des Indiers sei es gesagt, er vergaß das ihm angethane Unrecht augenblicklich, und blieb nach wie vor Herrn Banks ergebener Freund! Ein Beweis von der ursprünglichen Güte der rohen, durch fehlerhafte gesellschaftliche Einrichtung noch nicht verderbten menschlichen Natur. Der Indier hatte die ganze Schmach des ihm angethanen Unrechts tief gefühlt — dies bewies seine heftige Gemüthsbewegung — aber er war zufrieden, sich gerechtfertiget zu sehen, und dachte nicht auf Rache. Die Beleidigung schien vielmehr aus seinem Gedächtniß ausgelöscht zu sein, sobald er nur bemerkte, daß man Reue darüber empfand. Ein nachahmungswürdiges Beispiel für uns Alle!

7.

Einige Begebenheiten, woraus man die Gemüthsart der Eingebornen erkennen kann. Erste Zusammenkunft mit der Oberea, welche Kap. Wallis für die Königinn der Insel hielt. Einige Vorfälle.

Eines Tages, da Tubourai Tamaide uns mit dreien seiner Hausfrauen und mit einem seiner Freunde besuchte, ließen wir sie zu Mittag mit uns speisen, und lernten bei dieser Gelegenheit in dem gedachten Freunde einen Fresser kennen, wie uns noch keiner vorgekommen war. Gegen Abend verließen sie uns; aber es währte nicht lange, so kam Tubourai, und zwar sehr entrüstet zurück, ergriff Herrn Banks hastig beim Arm, und gab ihm durch Zeichen zu verstehn, daß er ihm folgen möchte. Dieser, welcher immer bereit war, seinen Indischen Freunden zu Gefallen zu leben, that sogleich, was er verlangte, und Beide gingen hurtig nach dem Walde zu.

Nicht lange, so kamen sie an einen Ort, wo sie den Schiffsfleischer mit einer Sichel in der Hand fanden. Hier stand Tubourai still, und suchte Herrn Banks unter wütenden Geberden verständlich zu machen, dieser Mann habe gedroht, oder gar versucht, seiner Gattinn mit der Sichel die Kehle abzuschneiden.

Herr Banks bedeutete ihm hierauf, daß, wenn er die Wahrheit seiner Anklage erweislich machen könne, der Mann dafür gezüchtiget werden solle. Diese Versicherung besänftigte ihn, und er suchte nunmehr durch Zeichen zu beschreiben, wie die Sache sich zugetragen habe. Der Mensch habe nämlich Lust zu einem seiner steinernen Beile bekommen, und habe dasselbe seiner Gattinn für einen Nagel abkaufen wollen. Diese aber habe

sich geweigert, es zu verkaufen. Darauf habe er es ihr weggenommen, ihr einen Nagel dafür hingeworfen, und gedrohet, daß er ihr die Kehle abschneiden werde, wenn sie nicht sogleich einwillige. Zum Beweise, daß die Sache sich wirklich so verhalte, wurde das Beil und der Nagel vorgezeigt, und der Fleischer konnte zu seiner Verantwortung so wenig hervorbringen, daß man keine Ursache hatte, die Wahrheit der Beschuldigung in Zweifel zu ziehn.

Herr Banks berichtete mir diesen Vorfall, und ich beschloß, denselben zu nützen, um sowol den Indiern, als auch meinen Leuten ein Beispiel von vergeltender Gerechtigkeit zu geben. Ich wartete hierzu die Zeit ab, da Tubourai mit seinen Weibern und verschiedenen andern Indiern zu uns an Bord kam. Jetzt ließ ich den Fleischer aufs Verdeck rufen, hielt ihm seinen Frevel vor, und da er sich nicht zu rechtfertigen wußte, so befahl ich, ihn nach Verdienst zu züchtigen.

Die Indier sahen mit stiller und ernsthafter Aufmerksamkeit zu, wie er ausgezogen und angebunden wurde. Sobald er aber den ersten Streich empfing, legten sie sich sehr eifrig ins Mittel, und baten auf das dringendste, daß ihm die Strafe möchte erlassen werden. Darein konnte ich aber aus mehr als Einem Grunde nicht willigen; man fuhr also fort, dem Kerl die ihm zuerkannte Zahl von Prügeln zu reichen; und die Indier wurden so bewegt, daß sie ihr Mitleiden durch heiße Thränen an den Tag legten.

So waren sie, gleich Kindern, bei jeder Gelegenheit mit Thränen da, wenn eine oder die andere heftige Leidenschaft in ihnen aufstieg; aber ihre Thränen schienen auch, wie die der Kinder, eben so leicht wieder ver-

gessen, als vergossen zu sein. Davon kann folgender Vorfall ein merkwürdiges Beispiel abgeben.

Eines frühen Morgens, noch vor Anbruch des Tages, kam eine große Anzahl von ihnen an die Feste herab. Da man unter andern Frauenzimmern auch die Terapo, eine von Tubourai's Hausweibern, dabei bemerkte, so ging Herr Banks ihr entgegen, um sie herein zu führen. Er bemerkte, daß ihr Thränen in den Augen standen, und sobald sie sich innerhalb der Feste befand, stürzten ihr dieselben stromweise aus den Augen. Er erkundigte sich sehr sorgsam nach der Ursache ihrer Betrübniß; allein anstatt ihm zu antworten, zog sie einen spitzigen Seehundszahn hervor, und stieß sich denselben sechs oder siebenmahl sehr heftig in den Kopf, so, daß das Blut davon mit Gewalt hervorquoll. Sie redete dabei sehr laut, aber in einem höchst traurigen Tone, ohne auch nur im mindesten auf Das zu achten, was Herr Banks zu ihrer Beruhigung sagte oder vornahm. Die andern Indier waren bei diesem sonderbaren Schauspiele ungemein aufgeräumt; sie plauderten und lachten die ganze Zeit über, ohne sich an ihren Jammer zu kehren.

Dies Alles kam Herrn Banks sehr seltsam vor; noch seltsamer aber das fernere Betragen der Dame selbst. Denn kaum war das Bluten vorüber, so sah sie mit lächelnder Miene empor, und fing an, einige kleine Streifchen Tuch aufzulesen, die sie vorher hingeworfen hatte, um das Blut darauf aufzufangen. Mit diesen blutgefärbten Streifen ging sie nach dem Strande, und warf sie mit vieler Sorgfalt zerstreut in die See. Hierauf sprang sie in den Fluß, wusch sich am ganzen Leibe, und kehrte alsdann so aufgeräumt und munter,

als ob ihr nichts widerfahren wäre, nach dem Gezelte zurück.

Die Ursache, welche sie zu jener grausamen Aeußerung des Schmerzes bewog, konnten wir nicht erfahren; wol aber beobachteten wir in der Folge mehrmahls, daß diese Art, seinen eigenen Körper im leidenschaftlichen Zustande zu mißhandeln, etwas ganz Gewöhnliches bei ihnen war. Dieser Gebrauch scheint seinen Grund in der Erfahrung zu haben, daß jeder Seelenschmerz durch heftige Körperschmerzen gelindert wird; und diese Beobachtung kann uns unter andern auch dazu dienen, die Weisheit und Güte unsers Schöpfers in der Art zu verehren, wie er uns durch den Tod aus diesem Leben abzufodern pflegt. Wäre es das Los der Menschheit geworden, ohne Krankheit und Schmerzen zu sterben, so würde der Tod in der That etwas sehr Furchtbares sein, weil alsdann der Seelenschmerz über die bevorstehende Trennung von allen unsern Lieben, und von Allem, was uns hienieden werth und wichtig war, uns mit seiner ganzen ungeschwächten Kraft überfallen und überwältigen würde. Nun aber wird diese bittere Empfindung durch das Gefühl der Körperschmerzen und durch das allmählige Hinschwinden unserer Kräfte so sehr geschwächt, daß man bei den meisten Sterbenden kaum noch eine Spur davon entdecken kann. Also gerade Das, was uns den Tod, von fern gesehen, so furchtbar zu machen pflegt — nämlich Krankheit und Schmerzen — ist in der Stunde des Todes selbst das kräftige Mittel, wodurch die Güte unsers Schöpfers uns unempfindlich dafür zu machen weiß. Ich hoffe, daß meine Leser mir diese Nebenbetrachtung zu Gute halten werden, und kehre nun wieder zu dem Faden meiner Erzählung zurück.

An eben dem Vormittage, da der jetzt beschriebene Auftritt sich ereignete, langten in der Gegend unserer Feste Kähne über Kähne an, und das Gezelt wimmelte von Leuten beiderlei Geschlechts, die aus verschiedenen Gegenden der Insel hergekommen waren, um uns zu besuchen. Ich selbst hatte an Bord des Schiffes zu thun; aber Herr Mollineux, unser Schiffer, der zu Denen gehörte, die schon auf dem Delphin hier gewesen waren, ging ans Land. Sobald er in Herrn Banks Gezelt trat, fiel ihm ein Indisches Frauenzimmer in die Augen, die sehr ruhig mitten unter den andern dasaß. Er hatte ihr kaum recht ins Gesicht gesehen, so erkannte er sie wieder für Diejenige, welche man, bei seinem vorigen Hiersein, für die Königinn der Insel gehalten hatte. Der Leser wird sich ihrer aus der Reise des Kap. Wallis erinnern. Ihr Name war Oberea.

Auch ihr war es sofort erinnerlich, Herrn Mollineux schon ehemahls gesehen zu haben; und weil sie eine so vorzügliche Rolle gespielt hatte, so waren jetzt Aller Augen auf sie gerichtet. Sie schien ungefähr vierzig Jahr alt zu sein, war lang von Wuchs, weiß von Hautfarbe, und in ihren Blicken fand man etwas Geistreiches und Empfindsames.

Sobald man ihren Stand wußte, erbot man sich, sie an Bord des Schiffes zu führen. Sie nahm dieses Anerbieten gern an; und so brachte man sie, nebst zwei Mannspersonen und verschiedenen Frauen, die insgesammt zu ihrer Familie zu gehören schienen, zu mir ans Schiff. Ich empfing sie mit allen möglichen Ehrenbezeigungen, und überhäufte sie mit Geschenken, unter welchen eine Kinderpuppe der durchlauchtigen Frau die meiste Freude machte.

Nachdem sie eine kleine Weile bei uns zugebracht

hatte, begleitete ich sie ans Land zurück. Hier machte sie mir ein Geschenk mit einem Schweine und mit verschiedenen Bündeln von Platanen. Die letztern ließ sie, indem wir nach der Feste wanderten, in einer Art von Feiergang oder Prozession vor uns hertragen, von welcher sie und ich den Beschluß machten.

Auf unserm Wege begegnete uns Tootahah, der, allem Ansehen nach, damahls die höchste Befehlshaberstelle bekleidete. Diesem schienen die Ehrenbezeigungen, die wir der Frau erwiesen, gar nicht zu gefallen; und als sie vollends ihre Puppe hervorzog, wurde er in so hohem Grade eifersüchtig, daß ich, um ihn zu besänftigen, für rathsam hielt, ihm gleichfalls eine zu schenken. Er zog dieses Geschenk dem eines Beiles bei weiten vor. Aber in diesem hohen Werthe erhielten unsere Puppen sich nicht lange; denn nach einigen Tagen, da man mehre derselben ausgetheilt hatte, wurden sie durchgehends für eine unbedeutende Kleinigkeit gehalten.

Wir wollten die Frau Oberea mit uns speisen lassen, aber man konnte sie dazu nicht bewegen. Die nämliche Zurückhaltung in Ansehung unserer Speisen beobachteten alle hiesigen Frauenspersonen. Die uns besuchenden Männer aßen ohne Bedenken mit uns, aber nie gelang es uns, eins ihrer Frauenzimmer zu bewegen, von unsern Speisen auch nur einen Bissen anzurühren, ungeachtet sie zuweilen in das Zimmer der Bedienten gingen und sich da sehr wohl schmecken ließen, was sie vorfanden. Den eigentlichen Grund dieses seltsamen Betragens haben wir nie erforschen können.

Am folgenden Morgen legte Herr Banks einen Besuch bei der Oberea ab, fand aber, da er ankam, daß sie noch nicht aufgestanden war. Es währte indeß nicht lange, so erschien sie, und zwar mit einem Kleide von

Indischem Zeuge, welches sie ihm, zum Zeichen ihrer besondern Gewogenheit, anlegte. Nachher begleitete sie ihn nach der Feste.

Gegen Abend nahm Herr Banks einen Lustgang nach der Hütte seines Freundes Tubourai Tamaide vor. Er war nicht wenig befremdet, sowol diesen Mann selbst, als auch seine Familie in der äußersten Betrübniß vorzufinden. Sie saßen schweigend und weinend da; und Herrn Banks Bemühung, die Ursache ihres Kummers zu erforschen, war umsonst. Dieser Umstand gab uns Anlaß zu allerhand Vermuthungen. Einige unter uns erinnerten sich, von Owhah gehört zu haben, daß wir innerhalb vier Tagen unser grobes Geschütz gebrauchen würden. Da nun von der Zeit an, da er dies vorausgesagt hatte, heute eben der dritte Tag zu Ende ging, so gerieth man auf die Vermuthung, daß die Eingebornen vielleicht etwas Feindseliges im Schilde führten, welches sie morgen ausführen wollten.

Diesem Argwohne zufolge ordnete ich an, was die Vorsicht rathsam machte. Die Schildwachen wurden verdoppelt, wir selbst schliefen unter den Waffen, und es wurden die Nacht über fleißige Streifwachen ausgeschickt. Es blieb indeß Alles ruhig.

Um zehn Uhr des folgenden Morgens kam Tomio, eine von des Tubourai Frauenspersonen, mit ängstlicher und trauriger Miene herbeigerannt, nahm Herrn Banks, an den sie sich in jeder Verlegenheit zu wenden pflegte, beim Arme, und gab ihm zu verstehen, daß Tubourai an Etwas, was unsere Leute ihm zu essen gegeben hätten, sterben wolle; und so zog sie ihn, um Hülfe bittend, mit sich fort.

Als sie bei der Hütte ankamen, fand Herr Banks seinen Indischen Freund, den Kopf an einen Pfosten

gelehnt, äußerst niedergeschlagen und schwach. Seine Hausgesellschaft gab durch Zeichen zu verstehen, daß er sich erbrochen habe, und man brachte ein sehr sorgfältig eingewickeltes Blatt herbei, welches, ihrer Aussage nach, etwas von dem Gifte enthalten sollte, woran der arme Tubourai sterben müsste. Herr Banks untersuchte Das, was in dem zusammengewickelten Blatte enthalten war, und er erkannte es für nichts Anderes, als gekäueten Tabak. Der Indier hatte gesehen, daß die Bootsleute und Seesoldaten dergleichen in den Mund zu stecken pflegten, hatte es für eßbar gehalten, sich etwas davon ausgebeten und hinuntergeschluckt.

Während dieser Untersuchung machte der Kranke eine jämmerliche Miene, welche zu sagen schien: es sei mit ihm vorbei! Allein sobald Herr Banks sich von der Ursache seines Uebelbefindens vollkommen überzeugt hatte, verordnete er ihm, reichlich Kokosnußmilch zu trinken; welches denn auch bald die erwünschteste Wirkung hervorbrachte. Der Kranke genas; und er brachte den Rest des Tages ungemein fröhlich und aufgeräumt in unserer Gesellschaft zu.

Nach dem Muster eines Beils, welches diese Inselbewohner, in Ermangelung alles Metalls, aus Stein verfertigen, und wovon Kapitän Wallis eins mit nach England brachte, hatte man ein Beil von Eisen verfertigen lassen und mir mitgegeben, um ihnen zu zeigen, wie viel besser, als sie, wir auch solche Dinge zu machen wüßten, worin sie selbst Meister zu sein glaubten. Bis dahin hatte ich dieses Auftrages vergessen. Als aber eines Tages Tootahah mich an Bord besuchte, und eine große Begierde äußerte, zu sehen, was in jeder Kiste und in jeder Schublade meiner Kajüte enthalten wäre, so schloß

ich ihm eine nach der andern auf. Gleich Kindern, die Alles, was sie sehen, zu haben wünschen, bekam er bald zu Diesem, bald zu Jenem Lust, und raffte Alles, was ich ihm schenkte, auf einen Haufen zusammen. Jetzt kam die Reihe an das erwähnte Beil. Kaum hatte er die Augen darauf geworfen, so erhaschte er es mit der größten Begierde, warf alles Andere, was er schon gesammelt hatte, weg, und fragte mich: ob ich ihm nicht dieses schenken wolle? Ich willigte gern darein; und augenblicklich raffte mein entzückter Gast sich auf, und lief damit, gleichsam als wenn er besorgte, daß es mich wiederum gereuen möchte, von dannen.

An eben dem Tage besuchte mich ein anderer von ihren Anführern, der wenige Tage vorher zu Mittag mit mir gespeiset hatte. Ich hatte bei diesem Manne wahrgenommen, daß er sich bei der Mahlzeit von seinen Weibern, wie ein kleines Kind, ordentlich füttern ließ. Diesmahl kam er ohne dieselben, und ich hoffte daher, daß er sich würde gefallen lassen, allenfalls selbst Hand anzulegen. Aber darin hatte ich mich geirrt. Denn als die Mahlzeit aufgetragen war, und mein vornehmer Gast Platz genommen hatte, ließ er die Speisen, die ich ihm vorlegte, unangerührt liegen, und saß unbeweglich da. Ich nöthigte ihn, zuzulangen und vorlieb zu nehmen; allein umsonst! Er blieb, wie eine Bildsäule, unbeweglich sitzen. Vermuthlich würde er lieber hungrig weggegangen sein, als mit eigener Hand einen Bissen anzurühren, wenn ich nicht am Ende einem meiner Leute befohlen hätte, ihm die Bissen in den Mund zu stecken.

Wir erfuhren nämlich in der Folge, daß die hohen Standespersonen unter diesen Indiern es immer so zu halten pflegen, weil die Gebräuche ihres Landes ihnen

verbieten, bei der Mahlzeit selbst Hand anzulegen. Ein lächerlicher Gebrauch! werden meine jungen Leser sagen. Aber was hat denn der Hofzwang bei uns eingeführt, das nicht auch lächerlich wäre?

8.

Ein Diebstahl von Wichtigkeit. Folgen desselben. Beschreibung eines Indischen Wettringens.

Da nunmehr die Zeit herannahete, daß diejenige Beobachtung am Himmel, um derentwillen wir eigentlich hieher geschickt waren, angestellt werden mußte, so fingen wir an, die Sternwarte zu errichten, und nahmen den Quadranten — ein Werkzeug der Sternkunde — nebst einigen andern dazu gehörigen Sachen, zum ersten Mahl mit ans Land. Diese Sachen wurden in das für mich bestimmte Gezelt gelegt, welches innerhalb der Feste aufgeschlagen war, und bei welchem eine Schildwache stand.

Als ich hierauf den nächsten Morgen mit Herrn Green hinging, um den Quadranten zum gehörigen Gebrauch aufzustellen, fanden wir zu unserer unbeschreiblichen Bestürzung, daß er nicht mehr dawar. Je weniger wir dieses Werkzeug zur Erreichung des Hauptzwecks unserer Reise entbehren konnten, desto mehr erschraken wir über die unerwartete Entwendung desselben. Es schien fast unmöglich zu sein, daß ein Indier es geraubt haben könne; der nächste Verdacht fiel also auf unsere eigenen Leute. Wir stellten die sorgfältigsten Nachforschungen und Untersuchungen an; allein vergebens! Wir setzten eine ansehnliche Belohnung für Denjenigen aus, der uns wieder dazu verhelfen könnte; allein umsonst! der Quadrant war und blieb verloren.

Herr Banks, der bei solchen Gelegenheiten weder Mühe noch Gefahren scheute, entschloß sich jetzt, die Wälder zu durchstreifen, um zu versuchen, ob er dem Diebe, den man nun nicht mehr umhin konnte unter den Indiern zu vermuthen, auf die Spur kommen könne. Er machte sich also in Begleitung des Herrn Green und eines Unteroffiziers auf den Weg.

Es währte nicht lange, so begegnete ihm sein Freund Tubourai Tamaide, den er von dem Vorfalle zu unterrichten suchte. Dieser verstand ihn augenblicklich, und machte mit drei Strohhalmen die Figur des Quadranten, zum Beweise, daß er ihn gesehen habe. Also hatte es wol keinen Zweifel mehr, daß der Dieb ein Indier war, und daß Tubourai ihn kannte. Nunmehr war keine Zeit zu verlieren. Herr Banks gab dem Tubourai zu verstehen, daß er augenblicklich mit ihm nach dem Orte gehen müsse, wohin das gestohlene Werkzeug gebracht worden sei; und dieser war sogleich bereit dazu. Sie liefen also mit einander fort.

Tubourai erkundigte sich in jeder Hütte, die sie unterwegs antrafen, nach dem Diebe, den er mit Namen nannte, und erhielt überall Nachricht, welchen Weg er genommen habe. Man hatte also von einem Orte zum andern Hoffnung, ihn einzuholen; und das machte ihnen Muth, der unerträglichen Sonnenhitze und ihrer Abmattung ungeachtet, immer weiter vorzudringen.

So gelangten sie, bald gehend, bald laufend, zu einem Berge, der beinahe eine Deutsche Meile von der Feste entfernt lag. Sie erstiegen denselben; und nun zeigte ihnen ihr Führer eine, noch über eine halbe Deutsche Meile entfernte Landspitze, mit dem Bedeuten, daß sie eher keine Hoffnung hätten, das Werkzeug wieder zu bekom-

men, als bis sie jenen Ort erreicht haben würden. Nun fing man an zu überlegen, ob es auch rathsam sei, sich in eine so weite Entfernung von der Feste und ohne alle Bedeckung unter Leute zu wagen, die vielleicht nicht gesonnen sein dürften, das Geraubte gutwillig zurückzugeben. Alle Waffen, die sie bei sich hatten, bestanden in zwei Pistolen, die Herr Banks allezeit in der Tasche zu tragen pflegte. Dieser Umstand machte die weitere Verfolgung ihres Vorhabens sehr bedenklich. Da sie aber, auf der andern Seite, ihr Vorhaben unmöglich aufgeben konnten, so wurde beschlossen, daß die Herren Banks und Green weiter gehen, der Unteroffizier hingegen zu mir zurückkehren solle, um von mir zu verlangen, daß ich einige Mannschaft nachschicken möchte.

Sobald ich diese Nachricht erhielt, machte ich mich selbst auf den Weg, und nahm so viele von meinen Leuten mit, als ich für nöthig erachtete. In der Feste ließ ich Befehl zurück, daß man, bis zu unserer Heimkehr, auf alle Kähne, die in der Bucht waren, Beschlag legen, den Indischen Eigenthümern aber alle Freiheit lassen solle.

Die Herren Banks und Green verfolgten indeß, unter Anführung des Tubourai, ihren Weg. Als sie an der Stelle, die er ihnen gezeigt hatte, ankamen, fiel ihnen sogleich ein Kerl in die Augen, der ein Stück des Quadranten in der Hand hielt. Ihre Freude über diesen Anblick war ungemein groß. Sie standen still, und in einem Augenblicke hatte sich eine große Menge Indier rings um sie her versammelt. Um dem Zudringen der Leute zu steuern, hielt Herr Banks für nöthig, ihnen eine seiner Pistolen zu zeigen. Dies that die gehoffte Wirkung; sie wichen zurück, und hielten sich ruhig.

Indessen wuchs der Zulauf des Volks mit jedem Augenblicke. Herr Banks sah sich daher genöthiget, einen Kreis im Grase zu bezeichnen, und ihnen anzudeuten, daß sie sich außerhalb desselben halten sollten. Man gehorchte, und nunmehr wurde das Gestohlene zurückgefodert. Auch diesem Befehle wurde Folge geleistet. Sowol das Futteral, als auch die einzelnen Stücke des Quadranten wurden herbeigeschafft und in die Mitte des Kreises gelegt. Der Dieb hatte alle diese kleinen Sachen in der Eile in eine Pistolenholfter gesteckt, die Herr Banks für sein Eigenthum erkannte, und die ihm, nebst einer Reiterpistole, aus seinem Gezelte gestohlen war. Er foderte nun auch die Pistole zurück, und sie wurde ihm sogleich herbeigebracht.

Bei Untersuchung der zurückgegebenen Theile des Quadranten fand man, daß, außer dem Gestelle, noch einige geringe Kleinigkeiten daran fehlten. Man verlangte auch diese zurück; allein die Indier versicherten, daß der Entwender diese Stücke nicht bis hieher mit sich fortgeschleppt habe, und daß sie auf dem Rückwege nach der Feste ausgeliefert werden sollten. Da Tubourai sich für die Wahrheit dieser Aussage verbürgte, so war man damit zufrieden, und kehrte froh über den glücklichen Ausgang zurück. Sie mochten ungefähr eine halbe Stunde gegangen sein, als ich mit meinen Leuten ihnen begegnete. Wir freuten uns sämmtlich über die Wiedererlangung des Quadranten, und wünschten uns Glück, daß dieser mißliche Vorfall keine schlimmere Folgen gehabt hatte.

Indeß so ganz ohne unangenehme Folgen blieb er doch nicht. Als nämlich Herr Banks mit seinem Freunde Tubourai zu der Feste zurückkam, fand er, zu seiner Befremdung, eine Menge von Eingebornen, die in der äu-

ßersten Bestürzung und Angst sich um das Thor drängten. Er ging eiligst hinein, und fand — den Tootahah in Verhaft. Jetzt ereignete sich ein rührender Auftritt. Tubourai Tamaide stürzte sich dem Gefangenen in die Arme, und in dieser zärtlichen Stellung brachen Beide in die heftigsten Thränen aus, ohne ein Wort reden zu können. Die andern in der Feste befindlichen Indier weinten und schluchzten nicht minder, weil sie Alle in der Meinung standen, daß ihr Oberhaupt, Tootahah, hingerichtet werden solle.

In dieser traurigen Verfassung blieben sie bis zu meiner Ankunft, welche ungefähr eine Viertelstunde danach erfolgte. Der Anblick befremdete und rührte mich gleich stark. Ich fing damit an, den Gefangenen, der ohne meinen Befehl in Verhaft genommen war, für frei zu erklären; und nun ließ ich mir erzählen, wie die Sache zugegangen sei. Da erfuhr ich denn Folgendes:

Als die Eingebornen mich mit bewaffneter Mannschaft in den Wald gehen sahen, so besorgten sie, es geschehe in der Absicht, den begangenen Diebstahl, wovon sie sahen, wie sehr er uns beunruhige, auf eine schreckliche Weise zu ahnden. Erschreckt durch diese Vermuthung, fingen sie an, die Feste mit allen ihren Habseligkeiten zu verlassen. Herr Gore, der heute statt meiner an Bord des Schiffes befehligte, und der den Auftrag hatte, keinen Kahn aus der Bucht hinwegrudern zu lassen, sah einen Doppelkahn abstoßen, und beorderte sofort ein Boot, ihn wieder zurückzubringen. Sobald dieses Boot sich dem Kahne näherte, sprangen die darin befindlichen Indier vor Schrecken ins Meer, um sich durch Schwimmen zu retten. Auch Tootahah befand sich unter ihnen. Er würde

aufgefangen, und Herr Gore, der meinen Befehl, Niemand in Verhaft zu nehmen, nicht recht verstanden hatte, oder aus der Acht ließ, schickte den Tootahah sofort nach der Feste; Herr Hicks aber, der erste Lieutenant, welcher daselbst befehligte, getraute sich nicht, ihn in Freiheit zu setzen, weil er ihm als ein Arrestant zur Verwahrung geschickt war. So hatte also der arme Mann, welcher nichts begangen hatte, bis zu meiner Zurückkunft dulden müssen, sich als einen Verbrecher behandelt zu sehen.

Der Wahn, daß wir ihn würden hinrichten lassen, hatte sich seiner so sehr bemächtigt, daß er nicht eher beruhigt werden konnte, bis man ihn auf meinen Befehl zur Feste hinausließ. Hier gab es nun abermahls einen rührenden Auftritt. Das Volk empfing ihn, wie Kinder einen Vater unter solchen Umständen empfangen haben würden; ein Jeder drängte sich heran und fiel ihm in die Arme. Bei ihm selbst wirkte die plötzliche und starke Freude, wie sie gemeiniglich zu wirken pflegt; sie macht edel, großmüthig, freigebig. Er wollte uns mit Gewalt ein Geschenk von zwei Schweinen aufdringen. Allein unser Selbstbewußtsein sagte uns, daß wir diese Gunst schlecht an ihm verdient hatten; wir weigerten uns daher standhaft, diesen Beweis seines natürlich guten Herzens und seiner unverdienten Güte anzunehmen. Unsere Weigegerung half aber nichts; er ließ die Schweine da.

Dieser unglückliche Vorfall hatte indeß einen schlimmen Eindruck bei den Indiern zurückgelassen, wie es sich am folgenden Morgen zeigte. Denn als die Herren Banks und Solander an diesem Tage ihr gewöhnliches Amt als Einkäufer auf dem Marktplatze versahen, kamen nur sehr

ßersten Bestürzung und Angst sich um das Thor drängten. Er ging eiligst hinein, und fand — den Tootahah in Verhaft. Jetzt ereignete sich ein rührender Auftritt. Tubourai Tamaide stürzte sich dem Gefangenen in die Arme, und in dieser zärtlichen Stellung brachen Beide in die heftigsten Thränen aus, ohne ein Wort reden zu können. Die andern in der Feste befindlichen Indier weinten und schluchzten nicht minder, weil sie Alle in der Meinung standen, daß ihr Oberhaupt, Tootahah, hingerichtet werden solle.

In dieser traurigen Verfassung blieben sie bis zu meiner Ankunft, welche ungefähr eine Viertelstunde danach erfolgte. Der Anblick befremdete und rührte mich gleich stark. Ich fing damit an, den Gefangenen, der ohne meinen Befehl in Verhaft genommen war, für frei zu erklären; und nun ließ ich mir erzählen, wie die Sache zugegangen sei. Da erfuhr ich denn Folgendes:

Als die Eingebornen mich mit bewaffneter Mannschaft in den Wald gehen sahen, so besorgten sie, es geschehe in der Absicht, den begangenen Diebstahl, wovon sie sahen, wie sehr er uns beunruhige, auf eine schreckliche Weise zu ahnden. Erschreckt durch diese Vermuthung, fingen sie an, die Feste mit allen ihren Habseligkeiten zu verlassen. Herr Gore, der heute statt meiner an Bord des Schiffes befehligte, und der den Auftrag hatte, keinen Kahn aus der Bucht hinwegrudern zu lassen, sah einen Doppelkahn abstoßen, und beorderte sofort ein Boot, ihn wieder zurückzubringen. Sobald dieses Boot sich dem Kahne näherte, sprangen die darin befindlichen Indier vor Schrecken ins Meer, um sich durch Schwimmen zu retten. Auch Tootahah befand sich unter ihnen. Er würde

aufgefangen, und Herr Gore, der meinen Befehl, Niemand in Verhaft zu nehmen, nicht recht verstanden hatte, oder aus der Acht ließ, schickte den Tootahah sofort nach der Feste; Herr Hicks aber, der erste Lieutenant, welcher daselbst befehligte, getraute sich nicht, ihn in Freiheit zu setzen, weil er ihm als ein Arrestant zur Verwahrung geschickt war. So hatte also der arme Mann, welcher nichts begangen hatte, bis zu meiner Zurückkunft dulden müssen, sich als einen Verbrecher behandelt zu sehen.

Der Wahn, daß wir ihn würden hinrichten lassen, hatte sich seiner so sehr bemächtigt, daß er nicht eher beruhigt werden konnte, bis man ihn auf meinen Befehl zur Feste hinausließ. Hier gab es nun abermahls einen rührenden Auftritt. Das Volk empfing ihn, wie Kinder einen Vater unter solchen Umständen empfangen haben würden; ein Jeder drängte sich heran und fiel ihm in die Arme. Bei ihm selbst wirkte die plötzliche und starke Freude, wie sie gemeiniglich zu wirken pflegt; sie macht edel, großmüthig, freigebig. Er wollte uns mit Gewalt ein Geschenk von zwei Schweinen aufdringen. Allein unser Selbstbewußtsein sagte uns, daß wir diese Gunst schlecht an ihm verdient hatten; wir weigerten uns daher standhaft, diesen Beweis seines natürlich guten Herzens und seiner unverdienten Güte anzunehmen. Unsere Weigegerung half aber nichts; er ließ die Schweine da.

Dieser unglückliche Vorfall hatte indeß einen schlimmen Eindruck bei den Indiern zurückgelassen, wie es sich am folgenden Morgen zeigte. Denn als die Herren Banks und Solander an diesem Tage ihr gewöhnliches Amt als Einkäufer auf dem Marktplatze versahen, kamen nur sehr

wenige Eingeborne zum Vorschein, und Diejenigen, welche sich noch einfanden, brachten keine Lebensmittel zum Verkauf mit. Tootahah schickte einige von seinen Leuten, um den angehaltenen Kahn abholen zu lassen, der ihm denn auch sogleich verabfolgt wurde. Auch ein der Oberea zugehöriger Kahn war gestern angehalten worden; und auch sie schickte ihren Geschäftsmann, einen gewissen Tupia, um nachsehen zu lassen, ob man nichts daraus genommen habe. Es fand sich indeß das Gegentheil. Gegen Mittag ließen sich den Gezelten gegenüber einige Fischerkähne sehen; allein man war gar nicht geneigt, uns etwas zu verhandeln. Schon fingen wir an, an Kokosnüssen und Brotfrucht einen empfindlichen Mangel zu leiden.

Herr Banks suchte die Sache wieder in ihr voriges Gleis zu bringen. Er durchstreifte daher die Wälder, und bemühete sich, durch freundlichen Umgang den Leuten wieder Liebe und Vertrauen gegen uns einzuflößen. Man war zwar überall sehr höflich gegen ihn, allein man beklagte sich bitter über die ihrem Oberhaupte widerfahrnen Mißhandlungen, der, ihrer Aussage nach, bei seiner Gefangennehmung geschlagen und bei den Haaren umhergezogen worden wäre. Dies wurde nun zwar von Herrn Banks geläugnet, allein mit Gewißheit konnte weder er, noch ich, dafür stehen, daß unsere Leute sich nicht eine oder die andere Wildheit gegen ihn erlaubt hatten, ungeachtet sie nichts wollten an sich kommen lassen. Dem Tootahah mochte es, bei ruhigerem Nachdenken gleichfalls einfallen, daß wir das Geschenk der Schweine schlecht um ihn verdient hätten; denn er schickte noch an eben dem Tage einen Bothen, und ließ eine Axt und ein Hemde dafür fodern. Da wir bei dieser Bothschaft

zugleich angezeigt wurde, daß er nicht gesonnen sei, in den nächsten zehn Tagen wieder zu uns zu kommen, so entschuldigte ich mich, daß ich ihm das Verlangte nicht eher geben könne, als bis ich ihn selbst sehe. Ich hoffte dabei, daß die Ungeduld ihn bewegen würde, seinen Unwillen zu unterdrücken, und wieder zu uns zu kommen.

Aber darin hatte ich mich geirrt; er blieb aus, und, was noch schlimmer war, alle Arten von Lebensmitteln, welche sonst auf den Markt gebracht wurden, blieben auch aus. Tootahah schickte zum andern Mahle einen Bothen, und ließ sich Axt und Hemde von neuen ausbitten; ich ließ ihm aber antworten, daß ich den nächsten Tag einen Besuch bei ihm abstatten und ihm das Verlangte mitbringen wolle.

An dieses Versprechen ließ er mich des folgenden Morgens früh erinnern, und ich stieg daher mit den Herren Banks und Solander ins Boot, und ließ uns nach der Gegend hinrudern, wo er seinen Wohnort hatte. Dieser Ort war ungefähr eine Deutsche Meile von unserer Feste entfernt, und hieß in der hiesigen Landessprache Eparre.

Am Strande, wo wir aussteigen mußten, erwartete unser eine so große Menge Volks, daß wir Mühe gehabt haben würden, uns hindurch zu drängen, wenn nicht ein großer, ansehnlicher Mann, der auf dem Kopfe etwas, einem Turban Aehnliches, und in der Hand einen langen weißen Stab hatte, mit welchem er ganz unbarmherzig um sich schlug, Platz für uns gemacht hätte. Dieser Mann führte uns zu dem Oberhaupte, indeß das Volk rings herum uns zujauchzte: Tajo Tootahah (Tootahah ist euer Freund)! Ihn selbst fanden wir, gleich einem Erzvater, unter einem Baume sitzend, und um ihn

her stand eine Anzahl ansehnlicher Greise. Ein ehrwürdiger Anblick! Er winkte uns, daß wir uns setzen sollten; und nun foderte er seine Axt. Ich überreichte sie ihm, zusammt dem Hemde, und fügte noch ein Oberkleid von Englischem Tuche hinzu, das nach der Mode seines Landes gemacht und mit Zwirnband besetzt war. Dies verursachte ihm die größte Freude. Er legte es sogleich an, und gab das Hemde dem Manne, der uns Platz gemacht hatte.

Bald darauf fand sich auch Oberea, nebst verschiedenen andern Frauenzimmern von unserer Bekanntschaft ein, und setzte sich unter uns. Tootahah verließ uns von Zeit zu Zeit, kehrte aber jedesmahl bald wieder zurück. Wir schrieben dies seiner Eitelkeit zu, und glaubten, es geschehe, um dem Volke seinen neuen Putz zu zeigen; aber wir thaten ihm Unrecht. Es geschah nämlich, wie es sich nachher entwickelte, um die nöthigen Befehle zu unserer Bewirthung und zur Anordnung eines Festes zu geben, welches er unsertwegen anstellen wollte.

Als er zum letzten Mahle weggegangen war, wurde das Gedränge um uns her so stark, daß wir beinahe Gefahr liefen, erstickt zu werden. Wir waren daher froh, als ein Bothe kam, um uns zu melden, daß Tootahah an einem andern Orte auf uns warte. Wir gingen dahin, und fanden ihn am Strande in unserm eigenen Boote sitzend. Er nöthigte uns zu sich, und ließ uns dann ein Frühstück von Kokosnüssen und Brotfrucht bringen. Nicht lange, so kam ein zweiter Bothe, der ihm etwas ansagte, worauf er mit demselben fortging, und uns kurz darauf ersuchen ließ, ihm zu folgen.

Man führte uns nach einem großen Platze, der mit einem Gitterwerk von Rohr umgeben war. Und hier war-

tete nun ein ganz neues Schauspiel auf uns, nämlich ein Wettringen. Am obern Ende des Platzes saß Tootahah selbst, und verschiedene von seinen vornehmsten Hofleuten waren neben ihm auf beiden Seiten so vertheilt, daß sie einen halben Kreis ausmachten. Diese waren die Richter des Kampfes, deren Beifall den Sieger krönen sollte. Für uns waren an jedem Ende des halben Kreises Sitze ledig gelassen, allein wir wollten nicht gern an einen gewissen Ort gebunden sein, und mischten uns lieber unter die Zuschauer.

Jetzt traten zehn bis zwölf Personen auf den Kampfplatz; und dies waren die Ringer. Sie waren unbekleidet, nur daß sie ein Tuch um den Unterleib gewickelt hatten. Der Anfang des Schauspiels wurde damit gemacht, daß sie gebückt und langsam in dem Kreise rund herumgingen, wobei sie die linke Hand auf die rechte Brust legten, und mit der flachen rechten Hand von Zeit zu Zeit auf das Vordertheil des linken Arms klatschten. Nachdem diese erste Feierlichkeit vorüber war, foderte ein Jeder von ihnen seinen Gegner insbesondere dadurch heraus, daß er die Spitzen der Finger von beiden Händen an einander und auf die Brust legte, und zu gleicher Zeit die Ellenbogen schnell auf- und abwärts bewegte. Derjenige, welcher die Herausfoderung annahm, wiederholte die nämlichen Zeichen; und unmittelbar begann zwischen ihnen der Kampf.

Dieser bestand darin, daß Einer den Andern zu fassen suchte, und daß sie, wenn dieses geschehen war, ohne alle Kunst und Geschicklichkeit, so lange mit einander rangen, bis der Eine den Andern rücklings niederwarf. Unmittelbar darauf ertheilten die Richter dem Sieger ihren Beifall, und zwar in einigen Worten, die sie in einer Art von Melodie hersangen und etliche Mahl wiederholten.

Das versammelte Volk rief dem Ueberwinder gleichfalls in einem dreimahligen Freudengeschrei seinen Beifall zu. Und nun wurde eine Pause von etlichen Minuten gemacht, worauf der Kampf auf die nämliche Weise von einem andern Paare erneuert wurde. Geschah es, daß Keiner von Beiden den Andern niederwerfen konnte, so schieden sie nach einer kleinen Weile, entweder von selbst, oder auf Vermittelung ihrer Freunde von einander. Dann klatschte Jeder von ihnen auf die vorbeschriebene Art auf seinen Arm, um entweder den nämlichen Gegner, oder einen andern zu einem neuen Zweikampfe herauszufodern. Während die Kämpfer rangen, führte eine andere Partei von Mannspersonen einen Tanz auf, der aber jedesmahl auch nur eine Minute dauerte. Uebrigens achteten weder die Tänzer auf die Kämpfer, noch diese auf jene, sondern jede Partei war lediglich für sich beschäftiget.

Das größte Vergnügen gewährte uns bei diesem Schauspiele das Betragen der Sieger und der Besiegten. Jene äußerten nicht die mindeste Eitelkeit oder Schadenfreude, diese nicht das mindeste Mißvergnügen. Alles ging in vollkommener Eintracht und Freundschaft zu, und nichts unterbrach das aufgeräumte Wesen, welches durch die ganze Versammlung herrschte. Wahrlich eine musterhafte Aufführung, die von der gutmüthigen Sinnesart dieser Indier einen redenden Beweis giebt!

Nach geendigtem Schauspiele gab man uns zu verstehen, daß zwei Schweine und eine Menge Brotfrucht für unsere Mittagsmahlzeit zubereitet würden. Da wir jetzt ziemlich hungrig geworden waren, so hörten wir diese Nachricht gar nicht ungern. Allein ehe wir es uns versahen, hatte unser Wirth seinen Plan geändert; denn statt zweier Schweine ließ er nur eins zubereiten,

und da es gebraten war, nach unserm Boote tragen. Wir folgten ihm dahin, in der Meinung, daß wir die Mittagsmahlzeit an Bord einnehmen sollten. Aber auch diese Hoffnung wurde vereitelt; denn da wir bei dem Boote angekommen waren, sagte Tootahah, daß er selbst uns nach der Feste begleiten wolle, und daß wir das gebratene Schwein dort verzehren könnten. Ein böser Umstand! Allein was war zu thun? Wir mußten uns nach seinem Willen bequemen, so dringend auch die Gegenvorstellungen waren, die unser Magen machte. Wir ruderten also zurück; und genossen endlich, da wir bei der Feste angekommen waren, die für uns bestimmte Mahlzeit gemeinschaftlich mit ihm und dem Tubourai Tamaide, welche Beide reichlichen Antheil daran nahmen.

9.

Fortgesetzte Geschichte unsers Aufenthalts auf Otaheite. Freund Tubourai Tamaide fällt in Versuchung. Abenteuer bei einem, dem Tootahah abgestatteten Besuche.

Unsere Aussöhnung mit Tootahah hatte die glücklichsten Folgen für uns. Sie wirkte wie ein Zaubermittel auf das Volk, denn von nun an brachte man uns wieder Lebensmittel in Menge; Vertrauen und Freundschaft waren wieder hergestellt, und Alles ging nun wieder seinen gewöhnlichen Gang.

Nur daß man mit dem Schweinefleische noch immer so karg war! Wir schickten, um einen größeren Vorrath davon zu bekommen, in Gegenden, welche von unserm Aufenthalte vier Deutsche Meilen entfernt waren. Daselbst gab es auch wirklich Schweine und Schildkröten in Menge; aber man wollte uns weder

jene, noch diese überlassen, wir mochten auch dafür bieten, was wir wollten. Das Volk sagte: Alles da herum gehöre dem Tootahah, und ohne dessen Erlaubniß dürfe man nichts veräußern. Dies flößte uns eine noch größere Meinung von der Macht und dem Ansehen dieses Mannes ein, als wir schon vorher von ihm hatten, und wir sahen daraus noch deutlicher, wie viel uns an der Freundschaft desselben gelegen sein müsse. In der Folge erfuhren wir, daß er die Regierung dieses Theils der Insel für einen jungen Prinzen verwalte, den wir nie zu sehen bekamen, vermuthlich, weil sie ihn, als die wichtigste Person unter ihnen, an einem sichern Orte verwahrten.

Bisher hatten wir größtentheils mit Glaskorallen gehandelt, und das Nöthige dafür eingetauscht. Jetzt fing diese Münze an, ihren bisherigen Werth zu verlieren, weil zuviel davon in Umlauf gekommen war; und wir sahen uns daher genöthigt, nunmehr Nägel zu Markte zu bringen. Die kleinste Gattung derselben war ungefähr vier Zoll lang; und für einen solchen Nagel kauften wir zwanzig Kokosnüsse und Brotfrucht in gleichem Verhältnisse ein. Diese neue Münze wurde so begierig gesucht, daß wir in kurzer Zeit mit allen Arten hiesiger Lebensmittel wieder reichlich versorgt wurden.

Wir hatten jetzt unsern Indischen Freunden einen neuen und wichtigen Gegenstand ihrer Neugierde verschafft; denn man hatte unsere Schmiede ans Land gebracht, und arbeitete fast unaufhörlich darin. Das machte für Leute, welche die Bearbeitung des Eisens nie gesehen hatten, ein anziehendes Schauspiel aus. Auch die Oberea wurde dadurch herbeigelockt. Sie erschien in Begleitung zweier ihrer Freunde, wovon

der eine Obadi, der andere Tupia hieß, und sie brachte uns ein Schwein und etwas Brotfrucht mit. Wir beschenkten sie dafür mit einem Beile. Sie zeigte uns hierauf so viel altes Eisen, als zur Verfertigung eines neuen Beiles hinreichend war, und bat uns, ihr eins daraus machen zu lassen. Vermuthlich hatte sie dieses Eisen damahls erhalten, als Kap. Wallis mit dem Delphin hier war. Da ich ihr vorjetzt hierin nicht willfahren konnte, so zog sie eine zerbrochene Axt hervor, und verlangte, daß ich ihr dieselbe möge ausbessern lassen. Darein willigte ich sogleich; die Axt wurde ausgebessert, und die Frau schien sehr vergnügt darüber zu sein.

Da wir jetzt von Tage zu Tage vertrauter mit den Eingebornen wurden, so bemüheten sie sich auch, unsere Namen zu merken, um uns nach diesen zu unterscheiden und uns dabei zu nennen. Allein wir fanden es schlechterdings unmöglich, sie dahin zu bringen, jeden dieser Namen so auszusprechen, wie er eigentlich klang, es sei nun, daß die von uns vorgebrachten Töne ihnen auf eine andere Weise ins Gehör fielen, als uns, oder daß ihre Sprachwerkzeuge verschiedene Silben gar nicht auszudrucken vermochten. Mich z. B. (Cook) sprachen sie Tuti aus; Herrn Hicks, Hiti; dem Namen Mollineux entsagten sie ganz, weil sie gar keine Möglichkeit sahen, etwas davon aussprechen zu lernen. Man nannte ihnen hierauf seinen Taufnamen Robert, abgekürzt Bob, und daraus machten sie Boba. Herr Gore hieß ihnen Toarro; Doktor Solander, Torano; Herr Banks, Tapane; Herr Green, Eteri, u. s. w. Man sieht hieraus, daß es diesen, an eine weiche Mundart gewöhnten Leuten, unmöglich fiel, am Ende der Silben einen Mitlauter hören zu

lassen, ohne einen Selbstlauter beizufügen. Einige von den Namen, die sie uns beilegten, mochten auch vielleicht bedeutende Wörter in ihrer Sprache sein, die den ersten Eindruck anzeigten, den dieser oder jener von uns auf sie gemacht hatte. Wir schlossen dies unter andern aus dem Namen, den sie dem Schiffsunteroffizier Monkhouse gaben, welcher damahls eben in der Feste befehligte, als bei der Entwendung der Flinte der Thäter erschossen wurde. Sie nannten diesen Mann Matte, welches in ihrer Landessprache tödten bedeutet.

Den 12ten Mai, also einen Monat nach unserer Ankunft bei dieser Insel, erhielten wir einen Besuch von einigen vornehmen Frauen, die wir noch nie gesehen hatten, und die sich durch sehr sonderbare und lächerliche Gebräuche bei uns einführten. Ich bitte meine jungen Leser um Verzeihung, daß ich ihnen dieselben, ungeachtet sie ins Unanständige fallen, erzählen muß, um ihnen ein auffallendes Beispiel von dem Unterschiede zwischen den Sitten ungebildeter Menschen zu geben. Die Sache war diese.

Herr Banks war am Thore der Feste, um wie gewöhnlich dem Handel obzuliegen. Tootahah und einige andere Eingeborne, die uns heute besucht hatten, standen neben ihm. Da sah man am Ufer der Bucht einen doppelten Kahn landen, unter dessen Wetterdache ein Mann und zwei Frauenspersonen saßen. Der Kahn legte an, und die Gesellschaft stieg aus.

Diejenigen Indier, welche bei Herrn Banks waren, winkten ihm, daß er den Fremden entgegengehen möge. Er that dies sogleich; aber da er sich den Fremden bis auf 30 Fuß genähert hatte, blieben jene stehn, und winkten, daß er es eben so machen möge. Es geschah; und hierauf legten sie ungefähr ein halbes Dutzend jun-

ger Platanenbäumchen und ein paar andere kleine Pflanzen auf die Erde nieder. Das Volk stellte sich alsdann, von Herrn Banks bis zu den Fremden, in zwei Reihen hin, und machte eine Gasse.

Nachdem dies geschehen war, brachte der Mann, der ein Bedienter der Damen zu sein schien, sechs andere Platanenbäumchen, eins nach dem andern, zu Herrn Banks hin, und sagte bei jedem einige Worte her. Tupia, der dabei stand, versah das Amt eines Zeremonienmeisters, nahm die Zweige jedesmahl an, und legte sie in Herrn Banks Boote nieder, welches in dieser Gegend auf dem Lande stand.

Hiernächst brachte ein anderer Mann einen großen Ballen Tuchs, öffnete denselben, und breitete es stückweise zwischen Herrn Banks und den Fremden auf dem Boden aus. Es waren neun Stücke, davon er jedesmahl drei über einander legte. Als dies geschehen war, trat das vorderste Frauenzimmer, welche die vornehmste zu sein schien, auf das Tuch, hob ihre Kleider bis an die Hüften in die Höhe, und drehete sich in dieser unanständigen Stellung, mit der einfältigsten Miene von der Welt, dreimahl herum; worauf sie die Kleider wieder fallen ließ. Der Mann legte hierauf drei andere Stücke Tuch über die ersten, und die Dame wiederholte die nämliche Feierlichkeit. Endlich wurden die drei letzten Stücke Tuch ausgebreitet, und sie machte es zum drittenmahle, wie zuvor. Hierauf wurde das Tuch sogleich zusammengerollt, und Herrn Banks als ein Geschenk überreicht. Dann trat die Dame selbst mit ihrer Freundinn näher, und begrüßte ihn durch einen Kuß. Er machte ihnen darauf ein Gegengeschenk; und nachdem sie sich ungefähr eine Stunde bei uns aufgehalten hatten, begaben sie sich wieder hinweg.

Wir hatten schon mehrmahls Gelegenheit gehabt, zu bewundern, daß die Bewohner dieser Insel von einem jeden gegen uns gemachten Anschlage durchgängig sogleich benachrichtiget zu sein schienen; jetzt ereignete sich ein Vorfall, der dieses von neuen bestätigte und unsere Verwunderung darüber vergrößerte. Es war zur Nachtzeit eins von unsern Wasserfässern gestohlen, die an der äußern Seite der Feste aufgestellt standen; und des andern Morgens wußte jeder Indier, daß es geschehen sei, ungeachtet der Dieb, allem Ansehen nach, Keinen zum Vertrauten gemacht hatte. Denn Alle wünschten, wie es schien, ganz aufrichtig, uns das Gestohlene wieder zu verschaffen; aber sie wußten nicht, wo sie es suchen sollten. Tubourai benachrichtigte uns sogar, daß in der nächsten Nacht noch ein zweites Faß würde gestohlen werden, wenn man nicht auf seiner Hut sei; und um dieses zu verhindern, ließ er sein eigenes Bette neben den Fässern aufschlagen. Wir verbaten indeß diese Fürsorge, und stellten eine Schildwache dabei. Während der Nacht ging es denn auch wirklich, wie er voraus gesagt hatte; der Dieb stellte sich um Mitternacht richtig ein, kehrte aber wieder um, sobald er die Schildwache erblickt hatte.

Herr Banks setzte jetzt auf seinen Freund Tubourai ein so großes Vertrauen, daß er ihn in seinem Zelte nach Belieben ein- und ausgehen ließ, ohne ihm weiter auf die Finger zu sehen. Allein auch hier bestätigte sich zuletzt das Sprichwort, »daß Gelegenheit Diebe macht.« Die bezaubernden Reize eines Korbes mit verschiedenen großen Nägeln wirkten so stark auf ihn, daß er unter der Versuchung erlag. Unvorsichtigerweise schlug er, nach verrichteter That, einen Theil seines Kleides, worunter er einen der gestohlenen Nägel

verborgen hatte, zurück, und sein Vergehen war entdeckt. Herr Banks sah sogleich in seinem Korbe nach, und fand, daß von sieben Nägeln nur noch zwei übrig waren. Er sagte es ihm hierauf, wiewol ungern, auf den Kopf zu, daß er die fehlenden gemauset habe; und Jener gestand es auch gleich ein. Man verlangte also, daß er die Nägel zurückgeben solle; allein er gab vor, sie wären schon nach seinem eigentlichen Wohnorte Sparre gebracht. Als jedoch Herr Banks, der die Sache als etwas Wichtiges behandelte, vermuthlich um den Indiern einen Begriff von dem Unrechte und von der Schändlichkeit des Diebstahls beizubringen, zu drohen anfing, so bequemte sich Tubourai, einen Nagel hervorzuziehen.

Man führte ihn hierauf in die Feste, um durch die Mehrheit der Stimmen ein Urtheil über ihn fällen zu lassen. Nach einer kurzen Berathschlagung fand man indeß für gut, ihm die Strafe zu erlassen. Damit es aber nicht scheinen möchte, als ob wir sein Verbrechen für ganz leicht ansahen, so zeigte man ihm an, daß die Sache zwar diesmahl nicht geahndet werden solle, aber nur unter der Bedingung, wenn er sich anheischig mache, die übrigen vier Nägel nach der Feste zurück zu bringen. Er ging diese Bedingung ein; allein es thut mir leid, hinzufügen zu müssen, daß er sein Versprechen nicht erfüllte. Anstatt die Nägel zu holen, zog er lieber noch desselben Abends mit seiner Familie von dannen, und nahm alle seine Geräthschaften mit sich.

Erst zehn Tage nachher ließ er sich zum ersten Mahle wieder bei uns sehn. Er schien etwas mißvergnügt und furchtsam zu sein, hielt es aber doch nicht für dienlich, unsere Freundschaft und Gunst durch Zurückgabe der vier Nägel zu erkaufen. Sowol Herr Banks als auch

die übrigen Herren thaten sehr kalt und behutsam gegen ihn. Er hielt sich daher auch nicht lange bei uns auf, sondern ging plötzlich wieder weg.

In der Hoffnung, einige Schweine auszuwirken, beschlossen wir, noch einmahl einen Besuch beim Tootahah abzulegen. Die Gesellschaft bestand aus den Herren Banks und Solander, drei andern und mir. Tootahah war unterdeß in eine weit entlegene Gegend gezogen, und wir konnten die Reise dahin nur halb zu Wasser machen. Es wurde daher fast Abend, ehe wir anlangten. Wir fanden ihn in seinem gewöhnlichen Staate, unter einem großen Baume sitzend, und von einer Menge Volks umgeben. Allda überreichten wir ihm unsere Geschenke, welche diesmahl in einem Weiberunterrocke von gelbem wollenen Zeuge und einigen andern Kleinigkeiten bestanden. Er geruhete, dieses Geschenk in Gnaden anzunehmen, und befahl dagegen, daß sogleich ein Schwein geschlachtet und zur Abendmahlzeit für uns bereitet werde, mit dem Zusatz: daß wir morgen noch mehre bekommen sollten. Da es uns aber mehr darum zu thun war, unsere Leute mit Lebensmitteln zu versorgen, als selbst zu schmausen, so bewogen wir ihn, das Schwein am Leben zu lassen, und nahmen bei der Abendmahlzeit mit den Früchten des Landes vorlieb.

Es wimmelte hier von Menschen, die zum Theil in dieser Gegend nicht zu Hause waren, sondern die der Aufenthalt des Tootahah hierher gelockt hatte. Unter diesen befand sich auch die Oberea mit ihrem Gefolge, nebst verschiedenen andern von unserer Bekanntschaft. Da die Nacht jetzt einbrach, so sah sich Jeder nach einem Nachtlager um, weil die Menge der Leute so groß war, daß die Hütten und Kähne sie nicht Alle

fassen konnten. Oberea bot Herrn Banks ihren Kahn dazu an, und zeigte ihm einen Ort, wo er seine Kleider hinlegen sollte, damit sie ihm nicht gestohlen würden. Dieser folgte ihrem Rathe; sie selbst aber versprach die Kleider zu verwahren, und so schlief Jener ruhig ein. Tootahah selbst hatte sein Nachtlager hart neben ihm in einem andern Kahne genommen.

Gegen 11 Uhr wachte Herr Banks auf, und da er nicht wieder einschlafen konnte, so ging er nach dem Orte, wo er seine Kleider hatte hinlegen müssen, um sich wieder anzukleiden; allein — sie waren weg. Er ging hierauf zu der Schlafstelle der Oberea, weckte sie, und klagte ihr seine Noth. Diese erhob sich den Augenblick, ließ Licht anzünden, und machte in aller Eile die nöthigen Anstalten, um ihm wieder zu dem Seinigen zu verhelfen. Auch Tootahah erwachte darüber, sprang auf, und lief mit der Oberea fort, um den Dieb aufzusuchen. Herr Banks konnte sie nicht begleiten; denn von seinem ganzen Anzuge war ihm fast nichts mehr, als die Beinkleider übrig geblieben, weil er sich, der großen Hitze wegen, aller andern Stücke entledigt hatte. Auch seine Pistolen, sein Pulverhorn und verschiedene andere Dinge, die er bei sich gehabt hatte, waren fort.

Nach Verlauf von einer halben Stunde kamen seine vornehmen Freunde zurück; allein mit leerer Hand. Sie hatten weder den Dieb, noch das Gestohlene, ausfindig machen können. Jetzt fing ihm an, nicht wohl bei der Sache zu Muthe zu werden. Seine Kugelbüchse war ihm zwar geblieben; aber er hatte vergessen, sie zu laden. Wo wir Andern unser Nachtlager genommen hatten, war ihm unbekannt; er konnte also auf keinen Fall seine Zuflucht zu uns nehmen. Er hielt es

indeß für rathsam, seine Besorgniß zu verbergen, und sich ruhiger zu stellen, als er wirklich war. In dieser Absicht bezeigte er dem Tootahah und der Oberea seine Zufriedenheit über die Mühe, die sie sich gegeben hätten, und legte sich wieder nieder, indem er dem Tupia, dem Begleiter der Oberea, seine Kugelbüchse übergab, und ihm auftrug, dafür zu sorgen, daß sie nicht gestohlen werde. Man kann sich indeß leicht vorstellen, daß sein Schlaf unter diesen Umständen wol eben nicht der festeste gewesen sei.

Nicht lange nachher hörte er Tonspiel, und sah nicht weit von seinem Boote Lichter auf dem Lande. Es war eine nächtliche Ergetzlichkeit, welche durch verschiedene Trommeln, Flöten und Singestimmen gegeben wurde. Er hoffte, daß unter der Menge von Menschen, welche von dieser Lustbarkeit herbeigelockt wurden, vielleicht auch wir Andern uns befinden dürften; also stand er auf, und ging dahin. Es gelang ihm, uns zu finden; er lief halb nackend auf uns zu, und erzählte uns sein klägliches Abenteuer. Wir trösteten ihn durch die Nachricht, daß es uns Allen nicht viel besser gegangen sei. Ich selbst nämlich war ohne Strümpfe, die man mir unter dem Kopfe weggestohlen hatte, ungeachtet ich gewiß wußte, daß ich gar nicht eingeschlafen war. Jeder von unsern Reisegefährten hatte von seinen Kleidungsstücken gleichfalls etwas eingebüßt.

So unvollständig indeß unser Anzug auch war, so wollten wir darum doch das Tonspiel nicht versäumen. Dies dauerte ungefähr eine Stunde. Wir begaben uns hierauf wieder zu unsern Ruheplätzen, weil wir einhellig der Meinung waren, daß sich jetzt nichts vornehmen lasse, um unsere Sachen wieder zu bekommen.

Dem Landesgebrauche nach, standen wir gleich, so

wie es Tag würde, auf; und der erste Mann, den Herr Banks erblickte, war Tupia, welcher mit der ihm anvertrauten Kugelbüchse getreulich auf ihn wartete. Auch Oberea stellte sich ein, und brachte ihm einige, nach hiesiger Landesart gemachte Kleider, um den Mangel seiner eigenen zu ersetzen. In diesem seltsamen, halb Englischen und halb Indischen Anzuge kam er zu uns. Doktor Solander, den wir bei dem nächtlichen Vergnügen allein vermißt hatten, stellte sich am spätesten ein. Dieser hatte das Glück gehabt, in einer weit entlegenen Hütte von ehrlichern Leuten aufgenommen zu werden, bei welchen er um nichts gekommen war.

Sobald Tootahah sich bei uns einfand, lagen wir ihm ernstlich an, daß er uns unsere Kleider wieder schaffen solle; allein umsonst! Weder Er, noch Oberea, wollten sich bewegen lassen, die geringsten Maßregeln deßhalb zu nehmen. Wir konnten daher nicht umhin, auf den Argwohn zu gerathen, daß sie an dem Diebstahle Theil genommen haben möchten.

Als wir endlich alle Hoffnung, das Gestohlene wieder zu bekommen, aufgegeben hatten, schränkten wir uns zuletzt darauf ein, uns die versprochenen Schweine auszubitten. Allein es ging uns hiebei nicht besser, als bei unsern Sachen; denn wir bekamen nichts. Nachdem wir den ganzen Morgen vergebens damit zugebracht hatten, um die Erfüllung des gestrigen Versprechens anzuhalten, sahen wir uns endlich genöthiget, mit dem einzigen Schweine, daß wir am vorhergehenden Abend vom Fleischer und Koche gerettet hatten, unsern Rückweg anzutreten, welches aber freilich nicht in der besten Laune geschah.

Unterweges hatten wir das Vergnügen, die Geschicklichkeit einiger Indischen Schwimmer zu bewun-

dern, die in der That unbeschreiblich groß war. Zehn bis zwölf Indier spielten und gaukelten schwimmend an einer Stelle des Strandes, wo die Brandung so hoch ging und so fürchterlich tobte, als ich es je an irgend einem andern Orte gesehen hatte. Mitten in diesen fürchterlichen Wogenbruch sprangen sie scherzend, wie etwa Knaben von einer Anhöhe herab in den Schnee zu springen pflegen, und ließen sich von der Gewalt der kämpfenden Wellen bald pfeilschnell dahin reißen, bald in die Höhe schleudern, bald wieder in den Abgrund versenken. Dieses bewunderswürdige Schauspiel sahen wir über eine halbe Stunde lang, mit Erstaunen über die unbegrenzten Fähigkeiten der menschlichen Natur, an, die, bei hinlänglicher Uebung, es in jeder Art von Geschicklichkeit bis zum Bewundernswürdigen zu bringen, und beinahe das Unmögliche selbst möglich zu machen weiß. Schande über den Trägen, der, wie jeder andere unverkrüppelte Mensch, tausend hohe Anlagen und Fähigkeiten besitzt, ohne eine einzige derselben bis zur Vollkommenheit auszubilden, ohne in einer einzigen Kunst oder Wissenschaft nach dem Gipfel der Vortrefflichkeit zu streben! Ich hoffe, daß kein einziger meiner jungen Leser zu dieser unrühmlichen Klasse von Menschen sich gern möchte zählen lassen; und ich glaube daher, nicht erst nöthig zu haben, sie durch das Beispiel dieser Indier zu erinnern, wie weit man es durch Lust und Anstrengung in jeder Art von Fertigkeit bringen könne, wenn man sich einmahl festen Sinnes vorgenommen hat, in Dem, was man treibt, nicht mittelmäßig bleiben zu wollen.

10.

Sternkundige Beobachtungen. Ein Indisches Leichenbegängniß. Etwas von der Kochkunst dieses Landes.

Da nunmehr der Tag herannahete, an welchem der Wandelstern Venus vor der Sonnenscheibe vorbeigehen sollte, welches man den Durchgang der Venus durch die Sonne nennt, so machten wir uns bereit, die Hauptabsicht unserer Reise zu erfüllen, und über diese Begebenheit am Himmel gehörige Beobachtungen anzustellen. Wir hielten für rathsam, daß außer Herrn Green und mir, die wir unsere Stellung auf der Sternwarte in der Feste nehmen wollten, noch zwei andere Parteien in verschiedene Gegenden ausgesandt würden, damit, wenn etwa die Wolken uns an dem einen Orte hinderlich wären, doch Einige von uns an einem andern Orte glücklicher sein möchten. Zu dem Ende wurde Herr Hicks, mein erster Lieutenant, nebst einigen Andern, in eine östliche Gegend der Insel abgeordnet; einer andern Partei hingegen, welche Herr Gore, mein zweiter Lieutenant, anführte, wurde eine nach Westen gelegene Insel, von dem Kap. Wallis die Yoriks-Insel, von den Eingebornen hingegen Imao genannt, zum Beobachtungsplatz angewiesen. Zu dieser letzten Partei gesellte sich auch Herr Banks. Wir waren mit den Bewohnern dieser Insel schon auf Otaheite bekannt geworden, und hatten beiläufig von ihnen erfahren, daß in der Nachbarschaft umher noch 22 andere Inseln gezählt würden.

Nachdem beide Parteien mit Werkzeugen gehörig versehen waren, trat jede derselben den Weg nach dem Orte ihrer Bestimmung an. Tubourai Tamaide und

seine Gemahlinn Tomio, nebst einigen Indiern, schifften sich mit Denen ein, welche nach der Insel Imao gingen.

Man fand daselbst eine freundschaftliche Aufnahme. Indeß nun Diejenigen, welche die Beobachtungen anstellen sollten, sich dazu anschickten, wünschte Herr Banks ihnen zu ihrem Vorhaben Glück, und begab sich fort, um die Erzeugnisse der Insel zu untersuchen und Lebensmittel einzukaufen. Während des Handels sah er zwei Kähne herbeirudern, und hörte von den Eingebornen, daß ihr König Tarrao darin befindlich sei, und ihn zu besuchen komme. Das Volk stellte sich hierauf in zwei Reihen, von dem Landungsorte bis zum Handelsplatze, und Se. Majestät, nebst Dero Schwester, welche Nuna hieß, traten ans Land. Herr Banks ging ihnen entgegen, und führte sie mit großer Feierlichkeit in den Kreis, den er, um nicht gedrängt zu werden, um sich her gezogen hatte. Weil es unter diesen Völkern gebräuchlich ist, alle ihre Unterredungen sitzend zu halten, so wickelte Herr Banks einen von Indischem Zeuge gemachten Turban, den er statt des Hutes trug, auseinander, breitete denselben auf den Boden aus, und ließ die Gesellschaft sich darauf niedersetzen. Dann wurden ihm die königlichen Geschenke gebracht, die in einem Schweine, einem Hunde und in Früchten bestanden. Er selbst schenkte Sr. Majestät dagegen ein Beil, ein Hemde und einige Glaskorallen; ein Geschenk, welches mit besonderm Wohlgefallen aufgenommen wurde.

Nachher führte Herr Banks seine vornehmen Gäste nach der Sternwarte, zeigte ihnen den Wandelstern auf der Sonne, und versuchte, ihnen zu verstehn zu geben, daß er und seine Gefährten in der Absicht aus ihrem

Vaterlande hierher gekommen wären, um dies zu beobachten. Wie wenig die Indier begreifen konnten, was für einen Nutzen man sich davon verspreche, läßt sich denken. Den übrigen Theil des Tages brachte Herr Banks mit Untersuchung der Landeserzeugnisse zu, welche mit der auf Otaheite größtentheils von einerlei Beschaffenheit waren. Am folgenden Morgen brachen sie die Gezelte wieder ab, und langten noch vor Abends wieder bei der Feste an.

Zu unserer unbeschreiblichen Freude war die Beobachtung an allen dreien Orten mit dem glücklichsten Erfolge von Statten gegangen, weil der Himmel uns einen sehr heitern Tag dazu schenkte. Eine Beschreibung davon gehört nicht hieher.

Einige Tage danach hatten wir Gelegenheit, dem Leichenbegängnisse einer alten Frau von Stande beizuwohnen, welche eine Verwandtinn der Tomio war. Wir wurden dabei in der Meinung bestärkt, daß diese Leute, dem jetzigen Gebrauche aller bekannten Völker zuwider, ihre Todten niemahls begraben. In der Mitte eines kleinen Vierecks, das mit einem artigen Gitter von Indischem Rohre umgeben war, wurde das Wetterdach eines Kahns über Pfosten ausgebreitet, und unter demselben die Leiche auf einem Gerüste niedergelegt. Sie war mit feinem Tuche bedeckt. Neben ihr wurden Brotfrüchte, Fische und andere Lebensmittel hingelegt, und Tubourai berichtete uns, daß diese Speisen ein Opfer für ihre Götter sein sollten. Sie glauben indeß nicht, daß die Götter essen, sondern das Opfer soll bloß ein Merkmahl ihrer Ehrfurcht und Dankbarkeit sein. Neben der Leiche lagen unzählig viele Stückchen Tuch, in welchen die Zähren und das Blut der Leidtragenden waren aufgefangen worden; denn bei jedem Anfall einer

lebhaften Traurigkeit ist es, wie ich schon oben erzählt habe, durchgehends unter ihnen gebräuchlich, sich mit einem spitzigen Seehundszahne zu verwunden.

In einer kleinen Entfernung von der Leiche waren, für eine gewisse Zeit lang, zwei Wohnungen aufgerichtet, die eine für verschiedene Anverwandte der Todten, die andere für den vornehmsten Leidtragenden, welcher allemahl eine Mannsperson ist. Dieser ist in einen sehr sonderbaren Anzug eingehüllt, und verrichtet eine Feierlichkeit, die weiter unten beschrieben werden wird. Erst dann, wenn der Leichnam völlig verweset ist, werden die übrig gebliebenen Gebeine desselben, nahe bei diesem Orte, in die Erde begraben.

Um allen Feierlichkeiten des Leichenbegängnisses beiwohnen zu dürfen, mußte Herr Banks sich unter die Leidtragenden aufnehmen lassen, und sich entschließen, Alles selbst mitzumachen, weil man ihm sagte, daß er unter keiner andern Bedingung dabei zugegen sein könne. Er begab sich also des Abends nach dem Orte, wo der Leichnam lag. Hier empfing ihn die Tochter der Verstorbenen, in Gesellschaft von verschiedenen andern, zu dieser Feierlichkeit gehörigen Personen, unter welchen sich auch ein Knabe von ungefähr vierzehn Jahren befand. Tubourai sollte der vornehmste Leidtragende sein. Er erschien daher ganz vermummt, in einer auszeichnenden und höchst seltsamen Kleidung. Herr Banks mußte sich ganz ausziehn, und statt seiner Europäischen Kleider wickelte man ihm ein schmales Stück hiesiges Zeuges mitten um den Leib, und färbte ihn hierauf von den Füßen bis an die Schultern mit Kohlen und Wasser so lange, bis er über und über pechschwarz war.

Die nämliche Umbildung nahm man noch mit verschiedenen andern Personen vor, unter welchen auch

einige Frauenzimmer waren. Dann setzte sich der Zug in Bewegung. Tubourai murmelte bei dem Leichnam etwas her, welches ein Gebet sein mochte, und machte es noch einmahl so, als er an sein eignes Haus gekommen war. Der Zug ging hierauf unserer Feste vorbei.

So wie er sich einem Orte näherte, wo Indier versammelt waren, flohen sie auf das eilfertigste von dannen, und versteckten sich in der Waldung. Auch die Bewohner derjenigen Häuser, welchen das Trauergeleite vorbeiging, verließen dieselben, und krochen in irgend einen Schlupfwinkel, wo sie nicht gesehen werden konnten. Während der ganzen Feierlichkeit, die über eine halbe Stunde dauerte, ließ sich kein Einziger von ihnen wieder sehen. Das Amt, welches Herr Banks und außer ihm noch zwei Indier dabei versahen, wurde das Amt eines Niniveh genannt, und bestand darin, daß sie, wenn die Einwohner derjenigen Gegenden, durch welche der Zug ging, entflohen waren, zu dem vornehmsten Leidtragenden kamen, und zu ihm sagten: imatata, es ist Niemand da. Nach vollendeter Feierlichkeit wurde die Gesellschaft entlassen. Jeder wusch sich hierauf im Flusse, und legte hernach seine gewöhnlichen Kleider wieder an.

Unser friedlicher und vertrauter Umgang mit den Indiern wurde von Zeit zu Zeit durch kleine Diebereien unterbrochen, die ich um der Folge willen, welche meine Nachsicht hätte haben können, unmöglich ungeahndet lassen konnte. Aber mit eben der Strenge, mit welcher ich in dergleichen Fällen zu verfahren mich gezwungen sah, bestrafte ich auch diejenigen unter meinen eigenen Leuten, die sich einer Ungerechtigkeit gegen die Indier schuldig machten. So beschwerten sich eines Ta-

ges etliche von den Eingebornen bei mir, daß zwei von den Bootsleuten ihnen einen Bogen und einige Pfeile, ingleichen einige Schnüre geflochtenes Haares weggenommen hätten; und ich untersuchte die Sache auf der Stelle. Da ich nun die Anklage gegründet fand, so ließ ich einen Jeden von den Verbrechern mit 24 Hieben bestrafen.

Seit dem oben beschriebenen nächtlichen Abenteuer, wobei wir einen Theil unserer Kleidungsstücke einbüßten, waren nun schon über vierzehn Tage verflossen, ohne daß Frau Oberea sich bei uns sehen ließ. Jetzt stellte sie sich wieder ein, brachte uns aber von den gestohlenen Sachen nichts zurück. Sie schob die Schuld auf ihren Freund Obadee, von dem sie versicherte, daß sie ihn geschlagen habe, worauf er mit den Sachen davon gegangen sei. Man sah es ihr dabei an, daß sie selbst fühlte, wie wenig Glauben diese Ausrede fand. Indeß unterdrückte sie ihre Verlegenheit, und gab mit ungemeiner Dreistigkeit zu verstehen, daß sie ihr Nachtlager diesmahl in der Feste zu nehmen gedenke. Dieses wurde ihr aber rund abgeschlagen, um ihr kein Geheimniß daraus zu machen, daß wir ihr nicht trauten. Sie ging hierauf mit sichtbaren Merkmahlen des Verdrusses fort, und übernachtete in ihrem Kahne.

Indeß kehrte sie am folgenden Morgen zurück, und überließ sich mit einer gewissen zuversichtlichen Größe des Geistes, die unsere Bewunderung erregte, unserer Gewalt. Um den Anfang mit einer Aussöhnung zwischen ihr und uns zu machen, schenkte sie uns ein Schwein, einen Hund und verschiedene andere Sachen. Wir hatten seit kurzen erfahren, daß die Indier das Fleisch ihrer Hunde für eine leckere Speise halten, und es dem Schweinefleische vorziehn. Es kam uns daher

die Lust an, selbst einmahl einen Versuch zu machen, und Tupia übernahm das doppelte Amt eines Fleischers und eines Kochs, wobei er auf folgende Weise zu Werke ging.

Er nahm den Hund, welcher sehr feist war, und hielt ihm mit beiden Händen Mund und Nase so fest zu, daß er ersticken mußte. Dieses Hinrichten dauerte eine gute Viertelstunde. Unterdeß war ein Loch in die Erde gegraben, das ungefähr einen Fuß tief sein mochte. In demselben zündete man ein Feuer an, und legte einige kleine Steine schichtweise zwischen das Holz, um sie recht durchzuheizen. Hierauf wurde der Hund über das Feuer gehalten, und, nach abgesengtem Haar, mit einer Muschelschale rein abgeschabt. Man schnitt ihn alsdann mit der nämlichen Muschel auf, nahm das Eingeweide heraus, nnd ließ es in der See so lange waschen, bis es völlig rein geworden war. Dann legte man es, zusammt dem aufgefangenen Blute des Thiers, in Kokosschalen.

Sobald das Loch gehörig durchgeheizt war, wurde das Feuer herausgenommen, und von den heißgemachten Steinen eine Unterlage gemacht. Diese wurde mit frischem Laube bestreut und auf dasselbe der Hund, nebst dem Eingeweide, gelegt. Darüber machte man wieder eine Lage von Blättern, und über diesen eine zweite Lage von heißgemachten Steinen, worauf man das ganze Loch mit Erde zuschüttete.

In diesem Zustande blieb der Braten beinahe vier Stunden lang. Dann wurde er herausgenommen und aufgetischt. Wir aßen davon, und fanden das Gericht nicht nur vortrefflich durchgebraten, sondern auch von ungemein gutem Geschmacke. Man muß aber wissen, daß diese Hunde nur mit Brotfrucht, Kokosnüssen und

anderer dergleichen Nahrung aus dem Pflanzenreiche gefüttert werden. Alles andere Fleisch, welches die Eingebornen essen, so wie auch ihre Fische, werden auf dieselbe Art gebraten.

Am 21sten des Sommermonds besuchte uns ein Oberhaupt, Namens Damo, den wir noch nicht gesehen hatten, der aber in keinem geringen Ansehen unter ihnen stehen mußte, wie wir aus der allgemeinen Ehrfurcht schließen konnten, welche ihm erwiesen wurde. Er hatte einen Knaben und ein junges Frauenzimmer bei sich: jener mochte ungefähr 7, dieses 16 Jahre alt sein. Der Knabe wurde von einem Manne auf dem Rücken getragen, welches vermuthlich eine Art von Staat war, weil er eben so gut, als die Uebrigen, zu Fuß gehen konnte.

Sobald man den Damo ankommen sah, gingen Oberea und verschiedene Andere ihm entgegen, nachdem sie vorher den Kopf und den Oberleib entblößt hatten. Ebendiese Feierlichkeit nahmen auch alle übrige, außerhalb der Feste befindliche Indier vor. Das Entblößen des Leibes muß also hier, wie bei uns das Entblößen des Kopfes, ein Zeichen von Achtung und Ehrerbietung sein.

Das Oberhaupt kam ins Gezelt; allein das junge Mädchen und der Knabe wurden von dem Volke zurückgehalten; und als Herr Solander den Letzten bei der Hand nahm und ihn hereinführte, so bezeigten die Indier ihre Unruhe darüber, und sorgten dafür, daß er sogleich wieder hinausgebracht wurde.

Dies Betragen erregte unsere Neugier. Wir forschten also nach, wer diese Leute seien? und zogen darüber folgende Erkundigung ein. Damo war ehemahls der Gemahl der Oberea gewesen, hatte sich aber mit

ihrer Einwilligung von ihr geschieden. Das junge Frauenzimmer und der Knabe waren ihre gemeinschaftlichen Kinder. Letzter hieß Terridiri, und war der nächste Thronerbe; seine Schwester war zu seiner künftigen Gemahlinn bestimmt, weil nach den Sitten der Indier Bruder und Schwester einander heirathen können. Der wirkliche König war zur Zeit unsers Hierseins auch noch ein Knabe; und Tootahah, sein Vormund, verwaltete die Regierung in seinem Namen, ungeachtet er noch einen Vater, Namens Wappai, im Leben hatte. Oamo, Tootahah und Wappai waren Brüder.

Meine jungen Leser werden sich wundern, wie ein Knabe bei Lebzeiten seines Vaters König sein konnte; ich muß daher sagen, wie das zusammenhängt. Nach den Sitten dieses Landes erbt der Sohn des Königs, sobald er zur Welt kommt, den Titel und die Gewalt seines Vaters; man wählt alsdann einen Regenten, der die Regierung für ihn verwalten muß, bis er selbst das gehörige Alter erreicht hat. Gemeiniglich trifft diese Wahl den Vater des Kindes; diesmahl aber hatte man den Tootahah, den Onkel des Kleinen, vorgezogen, weil sich dieser in einem Kriege besonders hervorgethan hatte.

Oamo schien ein sehr verständiger Mann zu sein. Er that über England und seine Einwohner viele Fragen an uns, die einen fähigen und geübten Verstand verriethen.

11.

Man umschifft die Insel. Beobachtungen, welche man auf dieser Reise anstellte. Abreise von Otaheite.

Um den Umfang, die Küsten und Häfen der ganzen Insel kennen zu lernen und abzuzeichnen, beschloß ich,

sie zu umschiffen. Ich reisete daher den 26sten des Sommermonds, in Herrn Bank's Begleitung, früh um drei Uhr in der Pinasse *) ab. Wir machten diese Reise theils zu Wasser, theils zu Lande, indem wir von Zeit zu Zeit ausstiegen und das Boot dergestalt an der Küste hinfahren ließen, daß wir, so oft wir wollten, es wieder erreichen konnten.

Wir fanden auf dieser Reise, daß das Land aus zwei an einander hängenden Halbinseln, einer größeren und einer kleinern, bestand. Die kleinere hatte ihr eigenes Oberhaupt. Wir machten die Bekanntschaft desselben, und wurden freundschaftlich von ihm aufgenommen. Es war ein alter hagerer Mann, mit einem schneeweißen Kopfe und Barte. Seine Gemahlinn hingegen war eine junge liebenswürdige Person von ungefähr fünf und zwanzig Jahren.

Unter andern Besonderheiten, die uns auf dieser Reise zu Gesicht kamen, sahen wir in einem Hause funfzehn menschliche Kinnbacken, welche an ein halbrundes Brett befestiget waren. Dieser Anblick erregte unsere Neugier; aber alle unsere Nachforschungen blieben dasmahl fruchtlos, weil die Einwohner uns entweder wirklich nicht verstanden, oder nicht verstehen wollten. In der Folge aber erfuhren wir, daß die Kinnbacken Siegeszeichen seien, und daß man diese hier eben so, wie in Nordamerika die Kopfhäute der erschlagenen Feinde, mitzunehmen und aufzubewahren pflege.

Das Oberhaupt dieser Gegend hieß Mathiabo. Dieser bat sich die Erlaubniß aus, uns begleiten zu dürfen, und erwarb sich bald durch sein dienstfertiges

---

*) Eine Art von großen Böten.

und freundschaftliches Betragen unser ganzes Vertrauen. Nichts desto weniger hatte, er bei einbrechender Nacht, den Reizen eines von uns geliehenen Oberrocks nicht widerstehen können, und war plötzlich damit entflohen. Allein einige ernsthafte Drohungen, welche Alles in Schrecken setzten, und die Anstalt, die wir machten, ihn einzuholen, hatten sich, wie ein Lauffeuer, schnell durch die ganze Gegend verbreitet und ihn bewogen, den Oberrock abzuwerfen. Ein anderer Indier brachte ihn uns hierauf wieder, und die Sache war damit abgethan.

In einer andern Gegend kam uns eine Seltenheit von sonderbarer Art zu Gesicht. Es war die Gestalt eines Mannes, unförmlich aus Weiden geflochten, sonst aber nicht übel gezeichnet. Diese Figur war über sieben Fuß hoch, für ihre Höhe aber etwas zu dick gerathen. Die geflochtenen Weiden machten eigentlich nur das Gerippe des Ganzen aus; die äußere Seite war mit Federn bekleidet, welche das Fleisch und die Haut vorstellten. Am Kopfe hatte die Figur vier hervorragende Beulen, drei vorn, und eine hinten. Wir würden sie Hörner genannt haben; aber die Indier nannten sie, ich weiß nicht warum, kleine Männerchen. Sie sagten uns, dies Bild sei das einzige in seiner Art auf der ganzen Insel. Was es eigentlich vorstellen sollte, das konnten sie uns damahls nicht verständlich machen, weil unsere Indische Sprachkenntniß noch nicht so weit reichte, um ihre Erklärung darüber zu verstehen. In der Folge aber erfuhren wir, daß es eine Vorstellung des Mauwe, eines ihrer Götter vom zweiten Range, sein sollte.

Da wir in dem Gebiete angelangt waren, welches unsern Freunden Oamo und Oberea gehörte, erstaunten wir, ein ungeheures Gebäude vor uns zu sehen, wovon man uns sagte, daß es das Morai dieser bei-

den Indier sei. Morai aber heißt bei ihnen ein Begräbnißplatz, der zugleich zu gottesdienstlichen Handlungen gebraucht wird. Das Gebäude war ganz von Stein, und zwar spitzsäulig aufgeführt. Es ruhete auf einer länglichviereckigen Grundlage, die 267 Fuß lang und 87 Fuß breit war. Die Höhe desselben betrug 44 Fuß. Auf beiden Seiten waren Stufen, aus weißen Korallensteinen verfertiget, welche regelmäßig zu Würfeln gehauen und wohl geglättet waren. Die übrigen Theile dieser Masse (denn sie war nirgends hohl) bestanden aus runden Kieselsteinen, welche gleichfalls bearbeitet zu sein schienen, weil sie in und auf einander paßten. Die Grundlage bestand aus Felsenstücken, welche viereckig gehauen und von ansehnlicher Größe waren.

Ein solcher Bau, ohne eiserne Werkzeuge und ohne Mörtel zur Verbindung der Steine aufgeführt, erregte unser Erstaunen. Die großen Quadersteine mußten aus einer ziemlich weiten Entfernung hergebracht, und die Korallensteine aus der Tiefe des Meers heraufgeholt sein, weil von jenen in dieser und in den benachbarten Gegenden keine gefunden werden, und weil diese sonst nirgends, als auf dem Meeresgrunde, anzutreffen sind. Und gleichwol muß hier Alles durch Menschenhände gehoben und fortgeschafft werden, weil man weder lasttragende und ziehende Thiere, noch Kunstwerkzeuge kennt. Man denke sich nun, was das für Arbeit, Mühe und Zeit kosten mußte! Sowol die Felsenstücke, als auch die Korallensteine mußten mit Werkzeugen von eben der Steinart behauen werden; man denke sich die Langweiligkeit und Mühseligkeit dieser Arbeit! Und doch war der Fleiß und die Gedult dieser Leute damit zu Stande gekommen!

Oben auf dem Gipfel der Spitzsäule stand ein aus

Holz geschnitzter Vogel, und neben demselben lag ein aus Stein gehauener, aber zerbrochener Fisch. Die ganze Spitzsäule schloß die eine Seite eines großen viereckigen Bezirks ein, welcher 360 Fuß lang, 354 Fuß breit, mit flachen Steinen gepflastert und mit einer steinernen Mauer umgeben war. Zwischen dem Pflaster waren hie und da einige von denjenigen Bäumen gepflanzt, welche sie Etoa nennen, und welche man bei allen ihren Begräbnißplätzen zu finden pflegt, vermuthlich weil sie ihnen, wie etwa bei uns die Birke mit herabhangenden Zweigen, ein Sinnbild sind, welches auf die Bestimmung eines solchen Ortes Bezug hat.

In einer kleinen Entfernung von diesem Platze war ein anderer gepflasterter Hof, in welchem kleine Gerüste auf Pfosten ruheten. Diese hielten wir für Altäre, weil man allerhand Lebensmittel darauf zu legen pflegt, die uns Opfer zu sein schienen. In der Folge haben wir gesehen, daß sie ganze Schweine darauf hinlegten. Diesmahl waren nur etwa 50 Schädel von diesen Thieren, nebst einer Menge Hundeschädel, darauf befindlich.

Die Pracht eines Morai wird hier als ein Maßstab des Ranges angesehn, worin der Besitzer desselben steht. Der jetztbeschriebene war daher ein augenscheinlicher Beweis von dem großen Ansehen und der Macht der Oberea, deren Eigenthum er war. Gleichwol schien sie zur Zeit unsers Hierseins lange nicht so viel mehr zu gelten, als damahls, da der Delphin hier vor Anker lag. Jetzt erfuhren wir die Ursache davon; sie war folgende:

Als wir längs der Seeküste hin nach dem eben beschriebenen Morai gingen, lag der ganze Weg dahin voller Menschengebeine, vornehmlich Rippen und Wirbel vom Rückgrate. Wir unterließen nicht, uns zu

erkundigen, was dies zu bedeuten habe; und da erzählte man uns, daß, ungefähr fünf Monate vor unserer Ankunft, das Volk von der südöstlichen Halbinsel in diese Gegend einen Einfall gethan und eine Menge Menschen getödtet habe, deren Gebeine hier noch umherlägen. Bei dieser Gelegenheit hätten Oberea und Oamo, welche damahls statt ihres Sohnes die Regierung verwalteten, ihre Pflicht vergessen, und wären nach den Bergen geflüchtet. Darauf hätten die Sieger alle hier belegenen Häuser in Brand gesteckt und alle Schweine, nebst dem übrigen Vieh, mit sich fortgenommen. Die auf einem Brette befestigten Kinnbacken, deren ich oben erwähnte, wären Denkmähler des Sieges, den die Feinde damahls davon getragen hätten. Dies war also die Ursache, warum man die beiden obgenannten Regenten der höchsten Würde entsetzt hatte.

Also auch hier, wo der Sitz des Friedens und der Glückseligkeit zu sein schien — auch hier Krieg! Also Zwietracht und Krieg überall, wo Menschen sind! Trauriges Loos der Menschheit! Unsere Wanderschaft hienieden ist schon an sich so kurz, ist schon an sich mit so vielen und großen Beschwerden und Mühseligkeiten verbunden; und doch sind wir unverständig genug, sie durch Zank und Streit, durch Krieg und Blutvergießen noch mehr zu verkürzen, und den natürlichen Leiden der Menschheit noch weit größeres, selbstgemachtes Elend hinzuzufügen! O der unbegreiflichen Verblendung! —

Niedergeschlagen durch diese traurige Betrachtung, kehrten wir von hier aus wieder nach der Feste zurück.

Und nunmehr, da wir sowol den Zweck unsers Hierseins, als auch unsere Neugier hinlänglich befriediget hatten, fingen wir an, auf unsere Abreise bedacht zu sein. Wir entwallten daher die Feste, und schafften

unsere Sachen an Bord. Während dieser Arbeit wurden zwei von unsern Seesoldaten vermißt. Nach angestellter sorgfältiger Erkundigung, wurden wir von den Indiern benachrichtiget, daß sie ins Gebirge geflohen und gesonnen seien, auf der Insel zurückzubleiben. Da mir nun sehr daran gelegen war, sie wieder zu bekommen, so schickte ich einen Streifzug aus, um sie aufzusuchen. Ich erklärte mich zugleich gegen verschiedene Oberhäupter, die sich gerade bei uns befanden, und unter welchen auch Tubourai und die Oberea waren, daß sie sämmtlich so lange zur Bürgschaft bei uns bleiben müßten, bis ich meine Flüchtlinge wieder erhalten habe. Sie äußerten hierüber weder Besorgniß, noch Mißvergnügen.

Auch den Tootahah ließ ich mit guter Manier herbeilocken; und da gegen Abend meine Leute noch nicht gefunden waren, so ließ ich die vornehmsten Verhafteten nach dem Schiffe bringen. Dies verbreitete allgemeines Schrecken; und Einige unter ihnen, besonders das Frauenzimmer, druckten ihre Besorgnisse durch die bittersten Thränen aus.

Gegen neun Uhr wurde endlich der Eine von den Flüchtlingen zurückgebracht. Diejenigen, welche ihn uns zuführten, meldeten zugleich, daß der Andere zwar auch gefunden sei, daß man aber sowol ihn als den ausgeschickten Unteroffizier und Korporal so lange als Gefangene zurückbehalten werde, bis Tootahah wieder in Freiheit gesetzt sei.

Ich war nun einmahl schon zu weit gegangen, um jetzt nachgeben zu können. Ich schickte daher augenblicklich den Lieutenant Hicks mit einem starken Zuge aus, um die Gefangenen zu befreien, und verlangte von dem Tootahah, daß er einige seiner Leute mit-

schicken solle, um ihre Auslieferung in seinem Namen zu verlangen. Dies geschah; und so bekam die ausgeschickte Partei ohne allen Widerstand die Gefangenen zurück. Die Entlaufenen gestanden, daß ihre Absicht gewesen sei, auf der Insel zurückzubleiben, weil sie sich hier ein glücklicheres Leben, als in Europa, verheißen hätten.

Zu denjenigen unter den Indiern, die uns besonders ergeben waren, gehörte vornehmlich auch Tupia, der Freund und ehemahlige Staatsminister der Oberea, dessen ich oben schon einigemahl erwähnt habe. Dieser Mann stellte zugleich den obersten Priester seines Volkes vor, und hatte also eine vollkommene Kenntniß von der Glaubenslehre des Landes. Außerdem besaß er Kenntnisse und Erfahrungen in Ansehung der Schiffahrt, und war mit der Zahl und Lage aller benachbarten Inseln wohl bekannt. Oft hatte er schon ein Verlangen geäußert, mit uns fortzureisen; und jetzt kam er mit einem Knaben, der sein Bedienter war, an Bord, und wiederholte seinen Wunsch mit der inständigen Bitte, daß wir ihn erfüllen möchten. Wir begriffen, daß die Gesellschaft eines solchen Mannes uns auf unserer ferneren Reise von großem Nutzen sein könnte, und willigten also freudig ein.

Am folgenden Morgen, als den 13ten des Heumonds 1769, da zu unserer Abreise Alles fertig war, sahen wir das Schiff mit unsern Freunden angefüllt, und von allen Seiten mit Kähnen umgeben. Ich gab Befehl, die Anker zu lichten; und die stille und rührende Betrübniß der Indier brach nunmehr in Thränen aus; das Volk in den Kähnen hingegen erhob um die Wette ein lautes Klagegeschrei, welches wir aber doch

mehr einer Ziererei, als einer wirklichen Betrübniß zuschreiben mußten.

Tupia zeigte bei diesem Auftritte eine wirklich edle Seele, die eben so viel standhafte Entschlossenheit, als warmes Gefühl für seine Freunde verrieth. Er weinte zwar, aber sowol dieses, als auch die Gewalt, die er sich anthat, seine Thränen zurückzuhalten, vermehrten unsere Hochachtung gegen ihn. Er schickte der Potomai, einer Günstlinginn des Tootaha, noch zuletzt ein Geschenk, welches in einem Hemde bestand. Dann kletterte er mit Herrn Banks auf den Mastkorb, um seinen Landsleuten in den Kähnen so lange zuzuwinken, bis sie sich aus ihrem Gesicht verloren.

So nahmen wir Abschied von dieser reizenden und glücklichen Insel, nachdem wir gerade drei Monate lang daselbst verweilt hatten. Unsere Blicke hingen an ihren anmuthigen Küsten, so lange wir sie nur sehen konnten.

12.

Umständlichere Beschreibung der Insel Otaheite, nach ihren Naturgütern, Einwohnern, deren Kleidung, Wohnungen, Speisen, häuslichem Leben und Zeitvertreiben.

Nach unser Aller Urtheil ist diese Insel eins der anmuthigsten und gesegnetesten Länder des Erdbodens. Ein heiterer Himmel, ein milder Himmelsstrich und ein fruchtbarer Boden vereinigen sich, um es zu einem irdischen Paradiese zu machen.

Die Gestalt des Landes ist sehr abwechselnd. Es erhebt sich in Reihen von Bergen, die nach der Mitte der Insel hinlaufen und daselbst zu so hohen Gebirgen emporsteigen, daß man sie in einer Entfernung von zwölf Deutschen Meilen sehen kann. Am Fuße dieser Berge

ist der äußere Rand der Insel rund umher eine schmale Ebene, die bis an die See reicht. Der Boden ist überall — etwa die Gipfel der Berge ausgenommen — sehr fett und fruchtbar, wird von vielen kleinen Bächen vortrefflichen Wassers benetzt, und ist mit allerlei Bäumen bewachsen, welche liebliche Früchte und kühlenden Schatten gewähren.

Das niedrige Land und die Thäler zwischen den Bergen sind stark bevölkert. Tupia, der es wissen konnte, versicherte, die Insel könne 6780 streitbare Männer ins Feld stellen; wonach man sich von der ganzen Bevölkerung einen Begriff machen kann. Die Häuser sind nicht in Dörfer und Flecken zusammengebaut, sondern sie liegen zerstreut umher; und Jeder hat bei seiner Wohnung, zu seinem Nutzen und Vergnügen, eine kleine Waldung.

Die vorzüglichsten Naturgüter dieser Insel sind Brotfrucht, Kokosnüsse, Bananas, Platanen, eine Frucht, die einem Apfel nicht unähnlich und sehr wohlschmeckend ist, Kartoffeln, Kakaonüsse, Zuckerrohr, welches die Einwohner roh genießen, und verschiedene andere, diesem Lande eigenthümliche Früchte und Gewächse, die ich übergehe, weil meine jungen Leser sich doch keine anschauende Vorstellung davon machen könnten. Alle diese Naturgüter, die den Eingeborenen zur Speise und zur Erfrischung dienen, bringt die Erde entweder ganz freiwillig, oder doch bei so geringer menschlicher Mithülfe hervor, daß der Ausspruch: im Schweiße des Angesichts sollst du dein Brot essen, die Bewohner dieser Insel nicht zu treffen scheint. Europäische Gewächse und Früchte findet man hier ganz und gar nicht.

Von zahmen Thieren fanden wir hier nur Schweine,

Hunde und Federvieh; und von wilden Thieren keine andere, als Enten, Tauben, kleine Papageien, einige wenige andere Vögel und Ratzen. Vierfüßiges Wild und Schlangen sind auf der ganzen Insel nicht zu finden. Desto reicher aber ist hier die See an allerlei vortrefflichen Fischen. Diese halten die Eingebornen für die wohlschmeckendste unter allen ihren Speisen; und sie machen daher aus der Fischerei eins ihrer vorzüglichsten Geschäfte.

Sie selbst sind vom größten Europäischen Wuchse. Die Männer sind durchgängig groß, stark, wohlgestaltet und überhaupt ansehnliche Leute. Der größte, den wir sahen, maß 6 Fuß und viertehalb Zoll. Die Frauenzimmer von Stande sind gemeiniglich ebenfalls von mehr als mittler Leibeshöhe; unter dem gemeinen Volke hingegen sind sie eher kleiner, ja einige derselben sehr klein. Dieser Unterschied muß vermuthlich von einer verschiedenen Lebensart in den Jahren der Kindheit und der Jugend herrühren; denn daß die Natur den Vornehmen deßwegen, weil er vornehm ist, größer bilden sollte, als den Geringern, wird hoffentlich wol Niemand einfältig genug sein, zu vermuthen.

Ihre natürliche Farbe ist bräunlich. Diejenigen aber, welche mehr, als Andere, dem Winde und den Sonnenstrahlen ausgesetzt sind, waren ungleich brauner. Sie haben dabei eine glatte, sanfte Haut, und ihre Gesichter sind sehr wohlgebildet, nur daß die Nase gemeiniglich ein wenig flach ist. Ihr Auge ist voll Ausdruck; bald sprühet es gleichsam Feuer, bald druckt es wieder sanfte Freundlichkeit und Milde aus. Ihre Zähne sind durchgängig schön, eben und weiß, ihre Haare schwarz, nur etwas grob. Die Männer haben zwar Bärte, aber einen großen Theil davon pflegen sie auszuraufen. In

ihren Bewegungen bemerkt man eben so viele Stärke als Leichtigkeit; ihr Gang ist angenehm, ihr Betragen gegen Fremde und unter einander edel, leutselig und höflich. Außerdem müssen wir ihnen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu bekennen, daß wir sie, ihrer Gemüthsart nach, brav, offenherzig und aufrichtig, ohne Argwohn, ohne Verrätherei, Grausamkeit und Rachsucht fanden. Nur in einem Punkte ließ ihre Sittlichkeit sie durchgängig in Stiche; sie waren nämlich, wie schon oben bemerkt worden, Alle — Diebe.

Es herrscht bei ihnen der Gebrauch, sich den Kopf mit einem aus Kokosnuß gepreßten, und mit allerhand Kräutern vermischten Oel zu salben, welches nichts weniger als wohlriechend ist. Kämme waren ihnen ein unbekanntes Werkzeug zur Reinigung. Sie waren daher auch nicht frei von Ungeziefer; und sowol die Kinder, als auch die gemeinen Leute, pflegten das auf ihren Köpfen gefangene Wildbret aufzuessen. Sie sind übrigens sehr reinlich; und Diejenigen, welchen wir Kämme schenkten, bedienten sich derselben sorgfältig zu ihrer Reinigung.

Den Leib pflegen sie an verschiedenen Stellen auf eine Art zu färben, die sie tättowiren — bepunkten — nennen. Sie bedienen sich dazu eines kleinen, aus Knochen oder Muscheln verfertigten Werkzeuges, welches, gleich einem Kamme, zu lauter spitzigen Zähnen eingekerbt ist. Diese Zähne werden in eine schwarze Farbe von Lampenruß getunkt und auf die Haut gesetzt; alsdann schlagen sie darauf, so daß die Zähne in die Haut dringen und in den dadurch gemachten Löchern unauslöschliche Flecken zurücklassen. Dieser Gebrauch wird an den Kindern verrichtet, wenn sie ungefähr 12 bis 14 Jahr alt sind.

Bei dem weiblichen Geschlechte stellen diese Zierrathen gemeiniglich ein z vor, und sie werden auf jedem Gliede ihrer Finger und Zehen, oft auch rings um die äußere Seite des Fußes, angebracht. Außerdem sind beiden Geschlechtern noch verschiedene andere Zeichen an andern Orten eingedrückt, z. B. Vierecke, Kreise, halbe Monde, unförmliche Bilder von Menschen, Vögeln und Hunden. Einige sollten Sinnbilder sein, deren Bedeutung aber für uns ein Geheimniß blieb.

Am freigebigsten sind sie mit diesen Zierrathen gegen denjenigen Theil des Körpers gewesen, der in Europa für den ungeehrtesten gehalten wird. Diesen hat man hier gemeiniglich mit einer dunkelschwarzen Farbe ganz überzogen, und über demselben, bis an die kurzen Rippen, einen Bogen über den andern eingeprägt. Auf diese Bogenlinien ist man hier eben so stolz, als bei uns etwa auf ein Ordenszeichen, und man ist auch eben so bemüht, sie von Andern bemerken zu lassen. Das Gesicht lassen sie ungezeichnet; nur ein einziges Beispiel vom Gegentheil kam uns vor. Uebrigens muß die Verrichtung, wodurch dies Zeichnen geschieht, sehr schmerzhaft sein.

Die Kleidungsstücke dieser Indier sind theils aus feinen Matten, theils aus einem Zeuge verfertiget, dessen Zubereitung weiter unten beschrieben werden soll. Der Matten bedienen sie sich vornehmlich bei Regenwetter. Der weibliche Anzug besteht aus drei oder vier Stücken, deren eins ungefähr 6 Fuß breit und 33 Fuß lang ist. Dieses wickeln sie einigemahl um den Unterleib, und lassen es, gleich einem Unterrocke, bis an die Waden hinabhangen. Die übrigen Stücke, welche etwa 7 und einen halben Fuß lang und 3 breit sind, und deren jegliches in der Mitte einen Einschnitt hat,

legen sie über einander, stecken den Kopf durch das Loch, und lassen die Enden vorn und hinten hinunterhangen, so daß die Arme frei bleiben. Die Kleidung der Männer unterscheidet sich bloß dadurch, daß sie das um die Hüften gewickelte Tuch nicht wie einen Weiberrock hangen lassen, sondern es zwischen den Schenkeln dergestalt zusammen binden, daß es einigermaßen die Form unserer Beinkleider erhält. Diese Kleidungsarten haben Vornehmere und Geringere mit einander gemein; die ersteren unterscheiden sich von den letzteren durch nichts, als durch die Zahl der Kleidungsstücke. In der Hitze des Tages gehen beide Geschlechter beinahe nackt.

Der Kopfputz macht den hiesigen Damen nicht weniger zu schaffen, als den unsrigen. Er besteht bei ihnen vornehmlich aus feinen geflochtenen Menschenhaaren, die sie in großer Menge und mit vielem Geschmack um den Kopf wickeln. Herr Banks hat Stücke von dergleichen Flechten mitgebracht, welche länger als eine Englische Meile sind, und nirgends einen Knoten haben; und solcher Stücke habe ich oft fünf bis sechs um einen Frauenzimmerkopf gewickelt gesehen; also Flechten, die zusammengenommen über eine Deutsche Meile lang waren.

Zwischen dieses künstlich geflochtene Haar stecken sie allerlei Blumen; so wie die Männer die Schwanzfedern des tropischen Vogels *) aufrecht in ihr Haar, welches sie oft zu einem Büschel auf dem Kopfe zusammengebunden haben, zu stecken pflegen. Beide

*) Eine Art von Vögeln, deren es nur in dem heißen Erdgürtel zwischen den beiden Wendekreisen giebt. Sie gehören zu dem Geschlecht der Gänse.

Geschlechter tragen zwar Ohrgehänge, aber nur an Einem Ohre. Diese bestanden bei unserer Ankunft aus kleinen Stücken von Muscheln oder Steinen, zuweilen aus Beeren, rothen Erbsen oder kleinen Perlen; nachher bedienten sie sich unserer Glaskorallen dazu.

Ihre Wohnungen bestehen bloß aus Pfosten, worauf ein Dach ruhet; und sie dienen ihnen nur zu Schlafzimmern und zum Schirm wider den Regen. Unter einem so milden Himmel bedarf man keines andern Schutzes. Des Nachts dienen ihre Kleider ihnen zum Bette. Die mit Matten belegte Flur des Hauses ist die gemeinschaftliche Lagerstätte der ganzen Familie.

Da diese Häuser durchgängig in einer Waldung angelegt sind, so treten ihre Bewohner aus denselben sogleich in den Schatten, welcher, der dickbelaubten Bäume wegen, hier sehr angenehm und kühlend ist. Diese kleinen Wälder bestehen aus Brotfrucht- und Kokosbäumen, und auf allen Seiten sieht man Pfade, die sich von einem Hause nach dem andern hinschlängeln. Nichts kann in einem so warmen Himmelsstriche angenehmer und anmuthiger sein, als diese Schattengänge. Da die Waldungen ganz ohne Gesträuch sind, so wird der Durchzug der Luft um so weniger gehindert, und der Schatten ist desto kühler. Auch in den Häusern, welche keine Seitenwände haben, sondern auf allen Seiten offen sind, genießt man dieser Annehmlichkeit.

Die Kochkunst ist hier sehr einfach. Man kennt nur zweierlei Arten, das Fleisch durch Feuer gar zu machen, nämlich das Braten und Backen. Erstes geschieht hier, wie anderwärts, und von dem letzten ist die Beschreibung schon oben gegeben worden. Das Sieden in Töpfen ist ihnen völlig unbekannt; sie wissen

daher auch nichts von gekochten Brühen und heißen Getränken; und wohl ihnen, daß diese Mittel zur Erschlaffung ihnen unbekannt sind! Ihr gewöhnliches Getränk ist kaltes Wasser und der Saft aus Kokosnüssen. Die Kunst, starke Getränke durch Gährung zuzubereiten, schien ihnen glücklicherweise gleichfalls unbekannt zu sein; indeß haben wir nachher erfahren, daß sie ein gewisses berauschendes Getränk aus den Blättern einer Pflanze, die sie Ava ava nennen, und welche bei unserm Hiersein noch nicht völlig herangewachsen war, zuzubereiten wissen. In diesem Getränke sollen sich aber nur die Standespersonen berauschen, die es vor dem Frauenzimmer sorgfältig zu verwahren suchen.

Es ist unglaublich, was für eine Menge von Speisen diese Leute auf einmahl zu sich nehmen. Ich habe gesehen, daß ein Mann zwei oder drei Fische, so groß als ein Baars, drei Brotfrüchte, jede größer als zwei Fäuste, funfzehn Platanen oder Bananas, jede sechs bis sieben Zoll lang und vier bis fünf Zoll im Umfange, und beinahe ein Quartmaß voll gekneteter Brotfrucht, die eben so nahrhaft ist, als der dickste Fladen, bei einer Mahlzeit gegessen hat. Dies ist etwas so Außerordentliches, daß man es kaum glauben würde, wenn ich mich nicht auf das Zeugniß der Herren Banks und Solander, welche, nebst verschiedenen andern Herren, Augenzeugen davon waren, berufen könnte.

Sehr sonderbar ist es, daß diese Leute, welche sonst so gern in Gesellschaft ihrer Weiber sind, sich gerade bei den Mahlzeiten allemahl von ihnen absondern. Wir haben uns oft bemüht, die Ursache dieses seltsamen Gebrauchs zu erforschen; aber wir erhielten nie eine befriedigendere Antwort, als diese: sie äßen allein, weil es sich so schicke. Die Macht der Gewohnheit war in

diesem Punkte so groß bei ihnen, daß sie das äußerste Mißfallen, ja sogar einen Ekel bezeigten, wenn sie hörten, daß wir in Europa mit unsern Weibern nicht nur zusammen, sondern auch von einerlei Speisen essen.

Jeder speist bei ihnen allein. Sogar zwei Brüder und zwei Schwestern haben jedes seinen eignen Korb und sein eignes Geschirr bei der Mahlzeit. Wenn sie uns in unsern Gezelten besuchten, brachte jedes seinen Korb mit; und wann wir uns zu Tische setzten, gingen sie hinaus, setzten sich 6 bis 9 Fuß weit von einander auf den Boden nieder, kehrten einander den Rücken zu, und verzehrten ihre Mahlzeit, ohne ein einziges Wort mit einander zu wechseln.

Diese Mode, abgesondert zu speisen, war noch mit andern Grillen verbunden, von welchen wir die Ursache und Absicht eben so wenig erforschen konnten. Wir konnten z. B. nie eine oder mehre von den Frauenspersonen bewegen, an unserer Tafel und in Gesellschaft mit uns zu speisen; und doch gingen ihrer fünf oder sechs ohne Bedenken mit einander in die Zimmer der Bedienten, und aßen daselbst mit guter Eßlust von Allem, was sie vorfanden. Das Sonderbarste hierbei war, daß sie gar nicht in Verlegenheit geriethen, wenn etwa von uns Andern Einer, während einer solchen Mahlzeit, ins Zimmer trat. Nur einige Mahl glückte es uns, ein Frauenzimmer zu überreden, in unserer Gesellschaft mit zu essen; allein sie äußerte auch jedesmahl die größte Besorgniß, daß man es erfahren möchte, und gab zu verstehen, daß ihr dieses sehr unangenehm sein würde. Auch konnte man sie hierüber nicht anders, als durch die höchsten Betheurungen der Verschwiegenheit zufrieden stellen.

Das Allerseltsamste hiebei ist, daß die Speisen für jedes Geschlecht auch besonders zubereitet werden müssen, und daß den Weibern nicht erlaubt ist, von solchen Gerichten zu essen, welche für die Männer zugerichtet sind. Für jene werden vielmehr eigene Knaben gehalten, die ihnen ihren Antheil an den Speisen besonders zurecht machen müssen. Diese bringen sie ihnen dann, wenn sie fertig sind, an einen besondern Ort hin, und warten ihnen während der Mahlzeit auf.

Daß die ganz Vornehmen unter ihnen das Essen und Trinken nicht selbst verrichten, sondern sich, wie kleine Kinder, füttern lassen, ist schon oben erzählt worden.

Nach der Mahlzeit und während der Tageshitze pflegen die Leute von mittlerem Alter und von einigem Ansehn zu schlafen. Sie sind überhaupt äußerst träge, und essen, trinken und schlafen macht fast die einzige Beschäftigung ihres Lebens aus. Doch sind etwas ältere Leute unter ihnen nicht ganz so schläfrig, und die Jugend ist, der natürlichen Munterkeit dieses Alters wegen, gleichfalls weniger geneigt dazu.

Von den Zeitvertreiben dieser Indier ist schon oben etwas angeführt worden. Dazu gehört, außer dem Tonspiel und dem Tanze, auch das Ringen, das Bogenschießen und das Lanzenwerfen. Ihre Flöten sind aus Rohr gemacht, und werden nicht mit dem Munde, sondern mit den Nasenlöchern geblasen. Ihre Trommeln bestehen aus einem hohlen Stück Holz, mit einer Seehundshaut überzogen. Sie schlagen nicht mit Stöcken, sondern mit den Händen darauf. Zu diesen Werkzeugen singen sie Lieder, welche jedesmahl aus dem Stegreif gemacht werden. Dergleichen Verse singen sie auch oft ohne Tonspiel zum Zeitvertreibe, wenn sie allein oder

bei ihrer Familie sind; besonders ist die Dunkelheit des Abends dieser Ergetzlichkeit geweihet.

Selten vergeht zwischen Sonnenuntergang und ihrem Schlafengehen mehr als eine Stunde. Sie bedienen sich alsdann eines Lichts, welches sie aus den Kernen einer gewissen ölreichen Nuß verfertigen. Diese reihen sie auf einen langen und dünnen Holzsplitter, welcher die Stelle des Dochtes vertritt. Wenn dann die oberste Nuß angesteckt wird, so wird eine nach der andern, zugleich mit dem Splitter, woran sie stecken, von der Flamme langsam verzehrt.

Durch Eine Tugend zeichnen sich diese Leute ganz besonders aus; das ist die Reinlichkeit. Sie baden sich Tag vor Tag am ganzen Körper dreimahl in fließendem Wasser, des Morgens, des Mittags und des Abends; und während der Mahlzeit waschen sie sowol die Hände als auch den Mund, beinahe zwischen jedem Bissen. Eben so reinlich halten sie auch ihre Kleider. Man hat daher auch im größten Gedränge des Volks keine andere Unbequemlichkeit, als die Hitze, auszustehn; welches vielleicht mehr ist, als von irgend einer der feinsten zahlreichen Versammlungen in Europa gesagt werden kann.

13.

Von den künstlichen Handarbeiten, den Böten und der Schifffahrt von Otaheite; von der Sprache, Arzeneikunst, Religion und Regierungsform dieses Landes.

Ich habe schon einige Mahl eines Zeuges erwähnt, welches die Bewohner dieser Insel zu verfertigen wissen; und hier ist nun der Ort, meinen Lesern einen Begriff von der Art und Weise zu geben, wie sie das-

selbe, ohne alle Werkzeuge zum Spinnen, Haspeln und Weben, zu Stande zu bringen wissen.

Sie bedienen sich dazu der Rinde dreier Bäume, des Chinesischen Papiermaulbeerbaums, des Brotfruchtbaums und eines dritten, welcher den westindischen wilden Feigenbäumen gleicht. Wenn diese Bäume die erfoderliche Größe haben, d. i. wenn sie 6 bis 8 Fuß hoch geworden sind, so hebt man sie aus, und hauet die Zweige, sammt der Krone und den Wurzeln, ab. Dann wird die Rinde dieser jungen Stämme aufgeritzt, abgelöst und, um erweicht zu werden, in fließendes Wasser gelegt. Nach einer gewissen, zum Erweichen nöthigen Zeit gehen die Mädchen nach dem Bache, setzen sich in dem Wasser nieder, und lösen die innere Haut von der äußeren grünen Schale ab. Nur die erste, welche aus feinen Fasern besteht, wird gebraucht, die letzte weggeworfen.

Diese abgeschabten Fasern werden am Ufer auf Platanenblättern in Reihen ausgebreitet, die einige dreißig Fuß lang und einen Fuß breit sind. Zwei oder drei solcher Lagen werden auf einander gelegt, und man sieht dahin, daß sie überall von gleicher Dicke sind. So bleiben sie die Nacht über liegen. Am folgenden Morgen, wenn das Wasser abgelaufen ist, sind die Fasern der ganzen Masse durch einen klebrigen Saft, den sie enthalten, dergestalt an einander geklebt, daß das Ganze in einem Stücke von dem Boden aufgenommen werden kann.

Man hat unterdeß ein hölzernes Gerüst bereitet, worauf die Masse gelegt und von den Mädchen mit einem gewissen Werkzeuge geschlagen wird, welches ungefähr einen Fuß lang, drei Zoll dick und viereckig ist. Die Seiten dieses Werkzeuges sind gereift, und

zwar so, daß die der Länge nach hinlaufenden Reifen auf der ersten Seite weit und tief, auf den übrigen Seiten aber stufenweise immer enger und feiner sind. Die feinsten Reifen der letzten Seite sind ungefähr so weit, daß man einen Faden Nähseide hinein legen könnte.

Nun wird zuerst mit der gröbsten Seite dieses Werkzeuges, und zwar nach dem Zeitmaße geschlagen, dann mit der zweiten, mit der dritten und endlich mit der vierten Seite. Während dieses Klopfens dehnt die Masse sich aus, die Fasern fügen sich genauer an einander, und die Reifen des Werkzeuges drucken sich dergestalt darauf aus, daß es das Ansehen hat, als wenn das Zeug aus gesponnenen Fäden gewebt wäre. Wenn es mit der feinsten Seite des Klöpfels geschlagen worden, ist es so dünn, als unser Nesseltuch, und wird alsdann in der Luft gebleicht, oder auch sofort getragen und durch Waschen weiß gemacht.

Will man stärkeres Tuch daraus machen, so legt man zwei oder drei Stück von dieser Waare der Länge nach auf einander, und klopft sie von neuen auf die jetzt beschriebene Weise. Dann fügen sie sich unter dem Klopfen in einander, und es entsteht ein Zeug, welches ungefähr so dick als feines Tuch ist.

Die Farben, welche sie diesem Zeuge zu geben wissen, sind vorzüglich roth und gelb. Ihre rothe Farbe ist besonders schön, und ich darf sagen, daß sie glänzender und feiner ist, als irgend eine, die wir in Europa kennen. Unsere feinste Scharlachfarbe kommt ihr noch am nächsten. Sie besteht aus einer Vermischung des Saftes zweier Pflanzen, wovon jede allein genommen, nicht das geringste von dieser Farbe

zu enthalten scheint. Von der einen Pflanze gebraucht man die Frucht, von der andern die Blätter dazu. Die gelbe Farbe wird aus der Wurzel einer dritten Pflanze gezogen.

Eine anderweitige beträchtliche Handarbeit auf Otaheite besteht in der Verfertigung der Matten von verschiedener Art, deren einige ungemein fein, und in jedem Betrachte besser sind, als diejenigen, welche man in Europa zu machen versteht. Die gröbere Art dient ihnen zum Nachtlager, die feinern hingegen gebrauchen sie zu Kleidern in der Regenzeit. Auf die letzte verwenden sie viel Fleiß, und die schönste Gattung derselben, welche aus den Blättern eines gewissen Baums gemacht wird, ist überaus weiß und glänzend.

Noch sind diese Leute sehr geschickt in geflochtener Korbarbeit. Diese verfertigen sie nach unzähligen Mustern, und zwar größtentheils ungemein zierlich und geschickt. Im Nothfalle machen sie große und kleine Körbe in Zeit von wenigen Minuten aus Kokosblättern. Die Weibspersonen pflegten des Morgens, sobald die Sonne etwas hoch gestiegen war, sich aus dergleichen Blättern Sonnenhüte in so kurzer Zeit und mit so geringer Mühe zu verfertigen, daß sie es nicht der Mühe werth hielten, sie länger als einen Tag zu gebrauchen, sondern sie am Abend wegwarfen, um sich am folgenden Morgen neue zu flechten.

Auch Stricke und Schnüre weiß man hier, von der Dicke eines Zolls bis zu der Feinheit eines Bindfadens, aus der Rinde eines Baums zu verfertigen. Aus den Schnüren knüpfen sie ihre Fischnetze. Auch aus den Fasern der Kokosnuß verfertigen sie ein Garn zu verschiedenem Gebrauche, besonders zur Befestigung der einzelnen Theile, aus welchen ihre Kähne

bestehen. Aus einer nesselartigen Staude wissen sie die besten Angelschnüre von der Welt zu drehen, welche die stärksten Fische nicht zu zerreißen im Stande sind. Auf die Fischerei verstehen sie sich überhaupt so gut, und die Werkzeuge, die sie dazu gebrauchen, sind so künstlich erdacht, und werden mit so vieler Geschicklichkeit von ihnen angewandt, daß wir sie deßwegen nicht genug bewundern konnten.

Alle ihre Werkzeuge bestehen aus einem steinernen Beile, einem knöchernen Meißel, der gemeiniglich aus dem Armbeine eines Mannes, von der Hand bis zum Elbogen, gemacht ist, aus einer Raspel von Korallen, und aus einer Feile, wozu sie sich der scharfen Haut eines Fisches und des Korallensandes bedienen. Damit bauen sie Häuser und Kähne; damit behauen sie die Steine; damit fällen, spalten, schnitzeln und glätten sie ihr Bauholz.

Sie haben zweierlei Arten von Kähnen, deren eine Ivahahs, die andere Pahies genannt wird. Die ersten sind bis auf 72 Fuß lang, aber größtentheils nur einen, selten zwei Fuß breit. Sie bedienen sich derselben theils zum Gefecht, theils zum Fischen, und theils zu kleinen Reisen nach den benachbarten Inseln. Die zum Kriege bestimmten Kähne laufen niemahls einzeln aus, sondern es werden ihrer je zwei und zwei durch starke Stangen an einander gebunden, doch so, daß sie etwa drei Fuß von einander bleiben. Ueber diesen Stangen wird auf dem Vordertheile der Kähne ein Gerüst angelegt, welches auf Pfosten ruht, die ungefähr 6 Fuß hoch sind. Auf diesem Gerüste stehen dann die Krieger, deren Gewehre in Schleudern und Spießen bestehen. Unter den Gerüsten sitzen die Ruderer. Diese haben zugleich das Geschäft, die Ver-

wundeten herunterzunehmen, und den Abgang derselben zu ersetzen. Das Vorder- und Hintertheil dieser Kähne ist stark gebogen, und ragt hoch empor; letztes bis zu 17 oder 18 Fuß.

Die Pahies sind ebenfalls von verschiedener Größe, von 30 bis zu 60 Fuß lang, aber auch nur ungemein schmal. Diese unterscheiden sich von jenen vornehmlich dadurch, daß sie, ihrer Bauart wegen, ein größeres Gewicht tragen können. Auf Beiden bedient man sich der Segel und Ruder zugleich.

Es ist merkwürdig, daß dieses Volk das Wetter, vorzüglich den Wind, aus gewissen Wettermerkzeichen weit zuverlässiger, als wir, vorauszusagen weiß. Auf ihren längern Reisen richten sie sich bei Tage nach der Sonne, und zur Nachtzeit nach den Sternen. Die letzten unterscheiden sie alle durch besondere Namen; wissen, an welchem Theile des Himmels sie in jedem Monate sichtbar sind; und, welches einen Europäischen Sternseher vielleicht befremden dürfte, sie wissen auch die Zeit ihres jährlichen Sichtbarwerdens und Verschwindens mit großer Genauigkeit anzugeben.

Von der Art, wie sie die Zeit eintheilen, waren wir zwar nicht im Stande, einen vollkommenen Begriff zu erlangen, aber soviel glaubten wir doch zu bemerken, daß sie das Jahr in dreizehn Theile oder Monate zerlegen, und zu jedem derselben 29 Tage zählen. Der Tag und die Nacht zusammengenommen sind bei ihnen in 12 Theile, jeden 2 Stunden gerechnet, eingetheilt, wovon 6 zum Tage und 6 zur Nacht gezählt werden.

Im Zählen gehen sie von Eins bis Zehn, nach der Zahl der Finger; und ungeachtet sie für jede Zahl einen besondern Namen haben, so bezeichnen sie die-

selben doch an den Fingern. Ueberhaupt wurden ihre Gespräche unter einander mit so ausdrucksvollen Geberden begleitet, daß auch ein Fremder ihre Meinung leicht errathen konnte.

Die Sprache ist sehr sanft und wohlklingend. Sie hat einen Ueberfluß an Selbstlautern, und wir lernten sie leicht aussprechen. Den Eingebornen aber fiel es außerordentlich schwer, die Töne unserer Mundart nachzuahmen. Es ist hiervon schon oben geredet worden. Um dem jungen Leser doch wenigstens etwas von dieser Sprache bekannt zu machen, setze ich aus dem Verzeichnisse von Wörtern, welche wir hier sammelten, einige her:

Pupo der Kopf.	Ooopa eine Taube.
Oama die Brust.	Aaa die Wurzel.
Oboo der Bauch.	Aeo Fleisch.
Rema der Arm.	Toto Blut.
Tapoa die Füße.	Huru-huru Haar.
Booa ein Schwein.	Mannu ein Vogel.

Dies mag zu einem Vorschmacke genug sein.

Leute, die so einfach und ungekünstelt leben, werden natürlicherweise auch selten krank. So lange wir hier waren, sahen wir Keinen, der an einer bedeutenden Krankheit danieder gelegen hätte. Die Besorgung der Kranken ist hier, wie in allen andern Ländern, deren Bewohner noch nicht üppig und schwelgerisch geworden sind, also auch noch keiner eigentlichen Aerzte bedürfen, den Priestern überlassen. Die ganze Verfahrungsart aber, deren diese sich hier bedienen, besteht in Gebeten und Gebräuchen. Wenn der Priester den Kranken besucht, so wiederholt er gewisse Formeln, macht alsdann aus Kokosblättern verschiedene

Figuren von niedlicher Arbeit, bindet einige derselben an die Finger, andere an die Zehen des Kranken, und läßt oft, wenn er weggeht, etliche Zweige von einem Baume zurück, den sie E'midho nennen. Diese Gebräuche werden so lange wiederholt, bis der Kranke entweder geneset oder stirbt. Im ersten Falle behaupten sie, daß das Mittel ihn wieder hergestellt habe; im andern aber, daß das Uebel unheilbar gewesen sei. Fast wie bei uns.

In der Wundarzeneikunst scheinen sie größere Geschicklichkeit zu besitzen. Wenn man von den fürchterlichen Narben, die Einige an sich trugen, schließen dürfte, so sollte man fast glauben, daß sie in diesem Stücke sogar uns Europäern überlegen wären. So war z. B. unser Freund Tupia ehemahls mit einem Spieße dergestalt von hintenzu durchbohrt worden, daß das Gewehr ihm vorn, nahe unter der Brust, wieder herausgekommen war. Und doch war er völlig wieder hergestellt. Man muß indeß bedenken, daß, die Wiedereinsetzung der Gliedmaßen bei Verrenkungen und Knochenbrüchen ausgenommen, der Wundarzt selbst zur Heilung einer Wunde nur wenig beitragen kann; daß der Eiter selbst der beste Wundbalsam ist, und daß die Natur, wenn nur die Säfte des Körpers rein sind, und der Kranke mäßig ist, weiter keine Mithülfe zur Heilung der gefährlichsten Wunde nöthig habe, als die, daß der Schaden rein gehalten werde.

Von der Glaubenslehre dieses Volks haben wir keine deutliche und zusammenhangende Begriffe erlangen können; vielleicht auch deßwegen nicht, weil keine deutliche und zusammenhangende Begriffe, wie das mit mehren Glaubenslehren der Fall ist, dabei zum Grunde liegen. Wir fanden auch hier das Meiste in angebliche

Geheimnisse eingehüllt und durch augenscheinliche Widersprüche verwirrt. Da bringe Einer einmahl etwas Zusammenhangendes und Lichtvolles heraus!

Die gottesdienstliche Sprache ist auch hier, wie in China und anderwärts, von derjenigen, welche man im gemeinen Leben redet, gänzlich verschieden; so daß Tupia, der sich viele Mühe gab, uns zu unterrichten, es ungemein schwer fand, sich verständlich zu machen. Sonderbar, daß bei so vielen Völkern die Sprache der Glaubenslehre, welche billig die verständlichste sein sollte, gerade die dunkelste und unverständlichste zu sein pflegt! Gleichsam, als wenn die Menschen besorgten, daß der Weg zur Glückseligkeit gar zu eben, gar zu gerade und zu unverfehlbar sei, und deßwegen recht absichtlich in rauhe und dunkle Krummgänge umgeschaffen werden müsse! Folgende Meinungen dieses Volks glauben wir indeß mit ziemlicher Zuverlässigkeit herausgebracht zu haben.

»Die Welt hat ihren Ursprung zweien Urwesen zu verdanken. Die höchste Gottheit, welche eins von diesen höchsten Wesen ist, heißt Taroataihitumuh; die andere hingegen, welche ursprünglich ein Fels war, wird Tepapa genannt. Eine Tochter der letzten, das Jahr, Tettowmatatayo genannt, erzeugte mit der ersten die 13 Monate; diese verheiratheten sich unter einander und brachten die Tage hervor.«

»Auch die Sterne sind theils unmittelbare Abkömmlinge jenes ersten Paars, theils haben sie sich nachher unter einander erzeugt. Eben dieses gilt von den verschiedenen Pflanzenarten. Noch brachten jene beiden ein Geschlecht von untergeordneten Göttern hervor, die sie Eatuas nennen. Zwei von diesen Eatuas bewohn-

ten vor langen Zeiten die Erde, und wurden die Stammältern der Menschen.«

»Der erste von ihnen erzeugte Mensch war rund, wie eine Kugel; aber seine Mutter war sehr geschäftig, seine Gliedmaßen auszudehnen, bis es ihr endlich gelang, ihm die jetzige menschliche Form zu geben. Da nannte sie ihn Eothe, d. i. etwas Vollendetes.«

»Außer der obbenannten Tochter bekamen die ersten beiden Urwesen auch einen Sohn, Namens Tane. Von diesem glauben sie, daß er an den Angelegenheiten der Menschen einen größern Antheil nehme, als die oberste Gottheit selbst. Sie richten daher auch ihr Gebet häufiger an jenen, als an diesen.«

»Die untergeordneten Gottheiten, oder die Eatuas, sind sehr zahlreich und zwar von beiderlei Geschlecht. Die männlichen werden von den Männern, die weiblichen von den Weibern geehrt. Jedes Geschlecht hat daher auch seine besondern Morais, von welchen das andere ausgeschlossen ist. Männer versehen indeß das Priesteramt für Beide; nur daß jedes Geschlecht seine besondern Priester hat.«

»Die Unsterblichkeit der Seele wird auch hier geglaubt. Es giebt, sagt man, zwei verschiedene Oerter, wohin die Seelen der Verstorbenen kommen, aber nicht je nachdem sie hier gelebt haben, sondern nur, je nachdem sie zu diesem oder jenem Stande gehörten. Der eine Ort ist nämlich der Sammelplatz für die Anführer und für die obersten Stände überhaupt, der andere für die geringeren Stände. Von Belohnung und Strafen nach dem Tode scheint man hier nichts zu wissen. Ja, man glaubt nicht einmahl, daß die Gottheiten von den Handlungen der Menschen etwas erfahren. Ihre Religion ist daher durchaus uneigennützig; und wenn sie

ihre Götter anbeten, so geschieht es nicht, um etwas von ihnen zu haben, sondern bloß aus einer demüthigen Empfindung ihrer eigenen Niedrigkeit, und der unaussprechlichen Vortrefflichkeit der göttlichen Vollkommenheiten.«

Die priesterliche Würde ist hier erblich. Dieser Stand ist zahlreich, und besteht aus Leuten von allerlei Range. Der oberste Priester wird als der nächste nach dem König geehrt. Die ganze Gelehrsamkeit dieser geistlichen Herren besteht darin, daß sie die Namen und die Rangordnung der verschiedenen Eatua's oder Untergötter anzugeben, und den Ursprung der Dinge auf die obenbeschriebene Weise zu erklären wissen. Diese ihre Götterlehre haben sie in einzelne Denksprüche eingekleidet, welche durch mündliche Ueberlieferung fortgepflanzt werden. Doch auch in der Schifffahrt und in der Sternkunde sind die Priester dem gemeinen Volke an Einsichten überlegen. Daher kommts, daß der Name Priester (Tahowa) hier auch einen Mann von Einsicht bedeutet.

Wenn einer von diesen Indiern sich seinem Morai nähert, so geschieht es allemahl mit einer ehrfurchtsvollen Demuth: nicht weil er irgend etwas von den daselbst befindlichen Sachen für heilig hält, sondern weil er an diesem Orte eine unsichtbare Gottheit verehrt, gegen welche er allezeit die tiefste Verehrung und Demuth äußert, ungeachtet er weder Belohnungen von ihr erwartet, noch Strafen von ihr fürchtet. Indem er zu dem Morai hinzutritt, um sein Gebet zu verrichten, oder seine Gabe auf den Altar zu legen, so entblößt er sich allemahl erst den Oberleib, welches, wie wir oben gehört haben, hier ein Zeichen der Ehrfurcht ist. Seine Blicke und Geberden drucken die ehrerbietigen Empfindungen, die ihn in diesem Augenblicke beleben,

noch viel deutlicher aus. Seine ganze Seele scheint dabei auf die unsichtbare Gottheit gerichtet zu sein; denn etwas Bildliches scheinen diese Leute nicht zu verehren.

Was die Regierungsform auf dieser Insel betrifft, so giebt es hier zwei unabhängige Herrscher, deren jeder über eine von den beiden Halbinseln regiert, aus welchen das Land besteht. Der Name dieser Könige ist Earihrähie. Auf diese folgen die Earihes oder Freiherren, die nur über eine gewisse Gegend, wie bei uns die Güterbesitzer, zu befehlen haben. Von dieser Art von Freiherren mag es gegen hundert geben. Die unterste Klasse des Volks besteht aus Toutous oder Leibeigenen. Diesen liegt die mühsamste Arbeit ob; sie bauen das Land, holen Holz und Wasser ein, fangen Fische, und bereiten unter der Aufsicht der Hausfrauen die Mahlzeiten.

Mit dem Kinde des Freiherrn wird es eben so, wie mit dem Kinde des obersten Beherrschers gehalten; es erbt nämlich, sobald es geboren ist, die Würde und Macht seines Vaters, die dieser von dem nämlichen Augenblicke an verliert. Es fügt sich daher oft, daß Einer, der gestern noch Earih war, und dem man sich nicht anders, als mit entblößtem Oberleibe nähern durfte, heute, wenn seine Frau in der vergangenen Nacht niedergekommen ist, als ein bloßer Privatmann dahergeht, indem alle Ehrenbezeigungen, die vorher ihm erwiesen worden, nunmehr seinem neugebornen Kinde zugefallen sind; vorausgesetzt, daß man für gut gefunden hat, dieses am Leben zu lassen, welches nicht immer der Fall ist, und welches ein unmenschlicher Gebrauch hier lediglich der Willkühr der Aeltern überlassen hat.

14.

Beschreibung einiger andern Inseln in der Nachbarschaft von Otaheite; Lustspiele der dasigen Einwohner.

Wir segelten gemächlich von Otaheite fort, und richteten unsern Lauf nach derjenigen Gegend hin, wo, nach Tupia's Aussage, eine von den benachbarten Inseln liegen sollte, die er Huaheine nannte. Seiner Versicherung nach sollte es daselbst Schweine, Federvieh und Früchte in Menge geben; und dies bewog uns, danach hin zu steuern.

Wir erblickten diese Insel schon am folgenden Tage, aber eine mit leichten Lüften abwechselnde Windstille hielt uns noch 24 Stunden auf, bevor wir sie erreichen konnten. Unser Tupia betete bei dieser Gelegenheit oft zu seinem Gotte Tane, und bat um Wind. Er rühmte sich dabei jedesmahl einer pünktlichen Erhörung seines Gebets, allein er wußte es auch jedesmahl gar klüglich darauf anzulegen, daß die pünktliche Erhörung nicht wohl ausbleiben konnte; denn er fing sein Gebet an den Tane niemahls eher an, als wenn er aus zuverlässigen Anzeigen schließen konnte, der Wind sei schon so nahe, daß er das Schiff erreichen müsse, bevor er noch mit seinem Gebete zu Ende gekommen sein werde.

Als wir uns der Insel Huaheine näherten, so kamen einige Kähne vom Lande her auf uns zu; allein sie wagten es nicht eher, ganz heran zu kommen, bis sie unsern Tupia erblickten. Dieser flößte ihnen sogleich Muth und Vertrauen ein. In einem der Kähne befand sich der König der Insel selbst, nebst seiner Gemahlinn. Wir gaben uns gegenseitig Freundschaftsversicherungen,

und darauf geruheten Ihre Majestäten bei uns an Bord zu kommen.

Lange staunten sie Alles, was sie hier sahen, mit stummer Bewunderung an, ohne eine einzige Frage darüber zu thun. Nach und nach wurden sie vertrauter, sowol mit uns, als auch mit Dem, was sie bei uns sahen. Nach einer Weile that der König, welcher Orih hieß, mir zum Merkmahle seiner Freundschaft den Vorschlag: ob wir unsere Namen gegen einander vertauschen wollten? Der Vorschlag wurde angenommen, und nun hieß er, so lange wir zusammen waren Cookih — denn so sprach er meinen Namen aus — und ich hieß Orih. Wir fanden zwischen diesen Leuten und denen auf Otaheite die größte Aehnlichkeit an Gestalt, Kleidung, Sprache und Sitten, nur daß sie, wenn anders Tupia uns die Wahrheit sagte, nicht so geneigt zum Diebstahl waren, als jene.

Nachmittags kamen wir in einem kleinen vortrefflichen Hafen an der westlichen Seite der Insel glücklich vor Anker. Ich ging sogleich, in Begleitung der Herren Banks, Solander, Monkhouse, Tupia, des Königs Cookih und einiger Andern, ans Land. Sobald wir den Fuß auf den Strand setzten, entblößte sich Tupia bis an den Unterleib, und verlangte von Herrn Monkhouse, daß er ein Gleiches thun solle. Es geschah. Er setzte sich hierauf vor einer großen Menge von Eingebornen nieder; wir Europäer aber mußten, auf sein Verlangen, uns hinter ihn stellen. Alsdann fing er eine Rede, oder vielmehr ein Gebet an, welches ungefähr eine Viertelstunde dauerte. Der König, der ihm gegenüber stand, antwortete ihm von Zeit zu Zeit, und zwar, wie wir vermutheten, in gewissen Formeln, die unter ihnen bekannt und üblich sind. Während dieser Rede überreichte

er auch, zu verschiedenen Zeiten, zwei Schnupftücher, ein schwarzes seidenes Halstuch, einige Glaskorallen, zwei kleine Federbüsche, und einige Platanen als ein Geschenk an ihren Eatua oder Gott. Dagegen empfing er für unsern Eatua ein Schwein, einige junge Platanen und zwei kleine Federbüsche. Dies Alles mußte, auf sein Geheiß, an Bord des Schiffes gebracht werden. Nach Beendigung dieser Feierlichkeit, durfte Jedermann frei und sicher gehen, wohin es ihm beliebte. Tupia aber verfügte sich sogleich nach einem von den Morai's, um seine Gabe zu bringen.

Das Einhandeln der Lebensmittel ging hier äußerst langsam von Statten. Denn so oft wir etwas feil boten, wollte Keiner es auf sein eigenes Urtheil kaufen, sondern sammelte allemahl vorher das Gutachten von 20 bis 30 Leuten ein, worüber denn sehr viel Zeit verloren ging. Indeß bekamen wir doch elf Ferkel und drei sehr große Schweine.

Beim Abschiednehmen beschenkte ich den König mit einem kleinen zinnernen Teller mit folgender Inschrift: Sr. Britannischen Majestät Schiff, der Unterwinder; Lieutenant Cook, Befehlshaber: am 16ten Julius 1769. Huaheine. Ich fügte einige Rechenpfennige hinzu, die den Stempel Englischer Münzsorten hatten; und er versprach mir, keins davon jemahls zu veräußern. Ich hielt diese Sachen für ein eben so dauerhaftes Zeugniß, daß diese Insel von uns zuerst entdeckt worden sei, als irgend ein anderes, welches ich hätte zurücklassen können. Wir gingen hierauf wieder unter Segel.

Die Einwohner dieser Insel dünkten uns etwas größer und stärker, als die auf Otaheite. Herr Banks

maß einen von den Männern, und fand ihn sechs Fuß und viertehalb Zoll hoch. Aber sie sind dabei so träge, daß sich Keiner von ihnen wollte bewegen lassen, mit ihm auf die Berge zu steigen. Sie würden, sagten sie, vor Ermattung umkommen, wenn sie es wagen wollten, hinaufzuklettern. Die Weiber sind hier sehr weiß, und weißer als auf Otaheite. Beide Geschlechter schienen hier wenig furchtsam, aber auch weniger neugierig, als dort zu sein. Ein Kanonenschuß erschreckte sie zwar, aber sie fielen dabei nicht nieder, wie unsere Freunde zu Otaheite anfangs allemahl thaten. Dieser Unterschied kam aber wol bloß daher, daß man hier noch nicht, wie dort, die zerstörenden Wirkungen unserer Feuerwaffen zu seinem Schaden wahrgenommen hatte.

Einer von ihnen, der Tupia's Versicherung, daß diese Leute nicht zum Stehlen geneigt wären, unwahr machen wollte, wurde auf der That ertappt. Als man ihn aber bei den Haaren ergriff, versammelten sich die Uebrigen um ihn her, und erkundigten sich, womit er uns beleidiget habe? Man sagte ihnen die Ursache, und — zu ihrem Ruhme sei's gesagt! — sie äußerten nicht nur ihren Unwillen darüber, sondern verordneten auch dem Diebe eine tüchtige Tracht Schläge, die ihm denn auch auf der Stelle gegeben wurde.

Wir segelten noch an dem nämlichen Tage nach einer zweiten in der Nachbarschaft gelegenen Insel, welche Ulietea heißt. Auch hier fanden wir einen guten Hafen, und legten uns vor Anker. Einige der Eingebornen, worunter auch ein Frauenzimmer war, kamen in zwei Kähnen zu uns an das Schiff, und brachten uns ein junges Schwein. Wir beschenkten sie dagegen mit einigen Nägeln und Glaskorallen, worüber sie sehr viel Vergnügen bezeigten. Tupia hatte oft eine große Furcht

vor den Männern zu Bolabola, einer andern Insel, die man von hier aus liegen sehen konnte, geäußert, und uns erzählt, daß sie die Insel Ulietea erobert hätten. Er versicherte uns jetzt, daß, wenn wir hier blieben, diese kriegerischen Leute gewiß am folgenden Morgen herabkommen und uns angreifen würden. Wir beschlossen daher, die noch übrige Tageszeit zu nützen, und gingen sogleich ans Land.

Tupia wiederholte hier die obenbeschriebenen Feiergebräuche; ich aber steckte eine Englische Flagge auf, und nahm von dieser und den drei benachbarten Inseln, Huaheine, Otaha und Bolabola, die man von von hier aus insgesammt sehen konnte, im Namen seiner Großbritannischen Majestät Besitz.

In einem Hause, welches neben einem Morai stand, fanden wir, außer einigen Ballen von hiesigen Tüchern und verschiedenen andern Sachen, auch das Modell eines Kahns, das ungefähr drei Fuß lang war, und an welches acht menschliche Kinnbacken gebunden waren. Wir wußten schon, daß die Kinnbacken auch hier, wie auf Otaheite, zu Siegeszeichen gebraucht werden; und Tupia behauptete, daß die gegenwärtigen von solchen Eingebornen herrührten, die bei der Eroberung der Insel von den Bolabolanern seien erschlagen worden. Vermuthlich sollte das Modell eines Kahns, woran die Ueberwinder diese Siegeszeichen befestiget hatten, das Sinnbild ihrer Landung sein.

Wir verweilten hier bis zum fünften Tage, ohne von den Bolabolanern im mindesten beunruhiget zu werden. Beim Auslaufen verursachte uns der Schiffer einen plötzlichen Schrecken, der aber glücklicher Weise ohne Folgen blieb. Ich hatte diesen Mann mit dem Senkblei auf das Vordertheil des Schiffes gestellt, und

ihm befohlen, unaufhörlich zu sonden. Plötzlich hörten wir ihn zu unserm nicht geringen Schrecken, Zwei Klafter! rufen. Nun wußte ich freilich wol, daß das Schiff wenigstens 14 Fuß tief im Wasser ging, und daß es also ganz unmöglich war, daß eine solche Untiefe unter dem Kiel sein könne; allein ich erschrak doch im ersten Augenblick nicht wenig darüber, weil man in solchen Fällen nicht alsobald seine ganze Besonnenheit zusammen zu haben pflegt. Glücklicherweise kamen wir dasmahl mit dem bloßen Schrecken davon; der Schiffer mußte sich also geirrt haben, oder das Schiff müßte eben damahls hart an einem Korallenfelsen hingelaufen sein, deren viele in der Gegend dieser Insel aus dem Grunde des Meers so steil wie eine Mauer emporsteigen.

Trotz der Furcht unsers Tupia hatte ich mir vorgenommen, auch bei den Kriegern auf Bolabola einen Besuch abzustatten. Wir erreichten diese Insel bald, allein widrige Winde widersetzten sich unserer Landung, und nöthigten uns, noch einmahl nach Ulietea zurückzusegeln, und auf der westlichen Seite derselben vor Anker zu gehn.

Indeß ich nun hier beschäftigt war, Wasser und Ballast einnehmen zu lassen, brachten die Herren Banks und Solander einen sehr vergnügten Tag am Lande zu. Man zeigte ihnen eben so viel Ehrfurcht, als Vertrauen. Die Eingebornen schienen eben so überzeugt zu sein, daß diese Herren ihnen schaden könnten, wenn sie wollten, als davon, daß sie ihnen etwas zu Leide zu thun nicht die geringste Neigung hätten. Männer, Weiber und Kinder versammelten sich in Menge um sie her, und folgten ihnen überall auf dem Fuße nach. Aber Keiner war ihnen im mindesten beschwerlich. Sie be-

strebten sich vielmehr um die Wette, ihnen, wo sie nur konnten, behülflich zu sein. Kam man z. B. an eine Pfütze, so stritten sie um die Ehre, die Fremdlinge auf dem Rücken hinüberzutragen.

Man führte sie nach den Wohnungen der Oberhäupter hin, und hier wurden sie auf eine feierliche Weise empfangen. Das Volk stellte sich nämlich jedesmahl in zwei Reihen, und ließ sie alsdann durch eine breite Gasse bequem in die Wohnung eingehn. Hier fanden sie Alles zu ihrem Empfange vorbereitet. Auf dem Boden war eine Matte ausgebreitet, auf dem hintern Ende derselben saß die Familie des Hauses, und auf beiden Seiten stand ein Theil des Volks, welcher vorausgelaufen war, in Ordnung gestellt. In dem ersten Hause, welches sie besuchten, fanden sie einige junge Kinder, die ungemein niedlich gekleidet waren. Diese blieben auf der Stelle sitzen, und schienen zu erwarten, daß die Fremden zu ihnen kommen und ihnen Geschenke machen sollten. Unsere Herren thaten dies mit dem größten Vergnügen; denn diese Kinder waren so sehr niedlich gekleidet und so artig, als sie deren je gesehen hatten. Das eine derselben war ein Mädchen von ungefähr sechs Jahren. Ihr Rock oder Oberkleid war roth, und um den Kopf trug sie eine Menge geflochtenen Haars; ein Putz, den man hier höher schätzt, als irgend sonst Etwas, was sie um und an sich haben. Dieses kleine Geschöpf saß am obern Ende einer ungefähr 30 Fuß langen Matte, auf welche keiner von den Zuschauern den Fuß zu setzen sich erkühnte. Sie lehnte sich auf den Arm einer Frauensperson, die ihre Amme zu sein schien. Indem unsere Reisenden sich ihr näherten, streckte sie die Hand aus, und empfing die Glaskorallen, die man ihr überreichte, mit einem so gefälligen Anstande, als

eine Europäische Prinzessinn nur immer hätte thun können.

Das Volk war über das diesem Kinde gemachte Geschenk so vergnügt, daß es auf nichts Anderes dachte, als wie es den Herren Banks und Solander wieder etwas Angenehmes erzeigen könnte. In dieser Absicht ließ der Hausherr eines von diesen Häusern ihnen zu Ehren einen Tanz anstellen, dergleichen sie bisher noch nicht gesehen hatten.

Die Hauptperson bei diesem Tanze war ein Mann, der damit anfing, sich einen ungefähr vier Fuß hohen, walzenförmigen Korb auf den Kopf zu setzen, dessen oberer Rand mit aufrechtstehenden Federn besetzt war, die sich vorwärts neigten. Rings umher hatte er ihn mit Seehundszähnen und mit Schwanzfedern tropischer Vögel eingefaßt. Mit diesem Kopfputz ausgeziert, fing er an, sich sehr langsam zu bewegen, und dabei den Kopf so herumzudrehen, daß der obere Theil seiner Korbmütze einen Kreis beschrieb. Er kam dabei zuweilen dem Gesichte eines Zuschauers so nahe, daß dieser schnell zurückprallte; welches denn jedesmahl für einen herrlichen Spaß galt, der ein lautes Gelächter erregte, besonders wenn er bei einem von den Fremden angebracht wurde.

Als wir am folgenden Tage abermahls ausgingen, um noch einige Lebensmittel einzukaufen, begegnete uns eine Tanzgesellschaft, die aus zwei Tänzerinnen und sechs Männern mit drei Trommeln bestand. Tupia berichtete uns, daß diese Leute zu den angesehensten Personen der Insel gehörten, und daß sie bloß deßwegen im Lande umherzögen, um durch ihren Tanz sich und Andern ein Vergnügen zu machen.

Der Anzug der Tänzerinnen war folgender. Um

den Kopf hatten sie eine große Menge geflochtenen Haars gewickelt, und zwischen dasselbe hin und wieder Blumen gesteckt, und dieses machte den Aufsatz ungemein niedlich. Hals, Schultern, Arme und Brust waren unbedeckt; weiter hinab aber trugen sie eine Kleidung von schwarzem Zeuge. Die Brust war mit Blumen geziert. Auf den Hüften ruhete eine Menge Tuchs, voller Falten, die bis an die Brust hinaufreichten. Unterwärts hing es, gleich einem langen Unterrocke, bis auf die Füße hinab. Die erwähnten Falten waren wechselsweise braun und weiß, die Unterröcke hingegen ganz weiß.

In diesem Aufzuge schritten sie mit abgemessenen Tritten seitwärts, und beobachteten zu dem Schalle der Trommeln, welche munter und laut geschlagen wurden, das Zeitmaß ganz vortrefflich. Bald darauf fingen sie an, die Hüften zu schütteln, welches dem darauf liegenden gefalteten Tuche eine sehr schnelle Bewegung mittheilte, welche den ganzen Tanz hindurch fortdauerte, so verschieden auch die Stellungen, die sie annahmen, nur immer sein mochten. Dies schien uns etwas sehr Künstliches zu sein. Denn ungeachtet sie bald standen, bald saßen, bald auf den Knien lagen, bald sich auf die Elbogen stützten, so bewegten sie doch dabei unablässig, sowol die Falten, als auch die Finger, mit einer fast unbeschreiblichen Geschwindigkeit.

Eins von diesen Frauenzimmern trug drei Perlen, als ein Ohrengehänge. Die eine davon war zwar groß, aber so trübe, daß sie nur noch wenig Werth hatte; die beiden andern waren zwar so groß, als eine Erbse, auch beide klar, oder, wie man sagt, von gutem Wasser; aber beide waren im Bohren verdorben worden. Dennoch hätte Herr Banks diese Perlen gar zu gern ein-

gehandelt. Er sagte der Besitzerinn, daß er ihr dafür geben wolle, was sie nur verlange: aber sie war nicht zu bewegen, sich davon zu trennen. Er bot ihr hierauf in allerlei Sachen mehr dafür an, als er für vier Schweine gegeben haben würde, und fügte hinzu, daß sie sich außerdem von ihm ausbitten könne, was ihr nur beliebe; allein umsonst! Sie widerstand der Versuchung, so groß sie auch immer war, und wollte lieber ihre Perlen behalten. Ein Beweis, daß dieser Schmuck hier für etwas sehr Schätzbares gehalten werden muß.

Zwischen den Tänzen der Frauenzimmer führten die Männer eine Art von bühnenmäßiger Vorstellung auf, die sowol aus Gesprächen, als aus Tänzen bestand. Den Inhalt davon konnten wir, unserer eingeschränkten Sprachkenntniß wegen, nicht errathen. Am folgenden Tage sahen einige von unserer Gesellschaft ein viel größeres und regelmäßigeres Schauspiel an, welches ordentlich in vier Handlungen eingetheilt war.

Unser Tupia hatte uns oft gesagt, daß er ehemahls auf dieser Insel große Güter besessen habe, welche die Krieger von Bolabola ihm genommen hätten. Er zeigte sie uns jetzt, und die Eingebornen bekräftigten seine Aussage. Er war also auch auf dieser Insel ein Mann von Wichtigkeit gewesen, ungeachtet er nicht hier, sondern auf Otaheite lebte.

Nachdem wir hier einige Tage zugebracht hatten, schickte uns Opuhni, der furchtbare König von Bolabola, ein Geschenk von drei Schweinen, einigem Federvieh, eine beträchtliche Menge von Früchten und verschiedene Stücken Tuchs, welche größer waren, als wir sie je gesehen hatten, indem jedes derselben 150 Fuß in der Länge enthielt. Die Eingebornen waren sehr geschäftig, uns auf diesen Vorzug aufmerksam zu machen,

indem sie die Tücher ganz auseinander wickelten. Se. Majestät ließen uns dabei sagen, daß sie dermahlen auf dieser Insel Hoflager hielten, und Willens wären, uns am folgenden Tage einen Besuch zu gönnen.

Wir blieben hierauf den nächsten Tag insgesammt an Bord, und erwarteten daselbst den Besuch des großen Königs; allein es gefiel Sr. Majestät nicht, ihr Wort zu erfüllen. Indessen schickte er doch eine Gesandtschaft an uns ab, welche sich ein Gegengeschenk für ihn erbitten mußte.

Weil nun der große König nicht zu uns kommen wollte, so beschlossen wir, zum großen Könige zu gehn; und dieser Entschluß wurde sogleich ausgeführt. Wir erwarteten in dem Manne, der das Schrecken aller benachbarten Inseln war, einen jungen nervigen Krieger, mit einer geistvollen Miene und unternehmender Gemüthsart zu sehn; wie sehr fanden wir uns aber getäuscht, als wir einen armseligen, schwächlichen, abgelebten und verwelkten Greis in ihm erblickten, der vor Alter halb blind, und so dumm und träge war, als wir jemahls einen König gesehen hatten. Wir überreichten ihm unser Geschenk; und da dasselbe seinen Beifall hatte, so ließ er uns ein Schwein dagegen geben. Sein gewöhnlicher Aufenthalt war auf Otaha; da er nun hörte, daß wir am folgenden Tage in unsern Böten dahin zu rudern gedächten, so versprach er, uns zu begleiten.

Dies geschah denn auch wirklich. Sobald wir auf Otaha gelandet waren, machte ich ihm ein Geschenk von einer Art, und hoffte, er würde sich dadurch bewegen lassen, seine Unterthanen aufzumuntern, uns einige Lebensmittel zu überlassen; allein diese Hoffnung schlug uns gänzlich fehl. Wir bekamen im eigentlichsten

Verstande — nichts. Nachmittags ruderte ich nach der nördlichen Spitze der Insel hin; und hier war ich etwas glücklicher, denn es gelang mir, sechs Stück Schweine, eben so viel Stück Federvieh und einige Früchte einzuhandeln. Um zehn Uhr des Nachts gelangten wir wieder an Bord.

Herr Banks hatte uns auf dieser Lustreise nicht begleitet; er lag unterdeß, wie gewöhnlich, dem Handel ob. Des Nachmittages machte er einen Gang ins Land. Hier stieß er abermahls auf die obenerwähnte Tänzer- und Schauspieler-Gesellschaft. Sie bestand noch aus den nämlichen Personen, nur daß noch ein Frauenzimmer hinzugekommen war. Die Tänze der Damen waren immer einerlei, aber die Zwischenspiele der Männer druckten jedesmahl eine besondere Geschichte aus.

Als er am folgenden Tage abermahls ins Land ging, fand er die nämliche Gesellschaft wieder, nur in einer andern Gegend. Diesmahl führten sie unter andern folgendes Schauspiel auf. Die Schauspieler theilten sich in zwei Parteien, die durch die Farbe ihrer Kleider von einander unterschieden waren. Bei der einen, braun gekleideten Partei, stellte Einer den Herrn, die Uebrigen seine Bedienten vor; der andere, weißgekleidete Trupp sollte eine Diebesbande sein. Der Herr gab seinen Leuten einen Korb mit Fleisch in Verwahrung, worauf der Tanz seinen Anfang nahm. Die Weißen suchten im Tanz mancherlei Kunstgriffe anzuwenden, um diesen Korb zu stehlen; und die braunen bemüheten sich ihrer Seits, sie daran zu verhindern. Nach einer Weile setzten die Letztern sich rings um den Korb auf den Boden nieder, lehnten sich auf denselben, und schienen einzuschlafen. Plötzlich machten die Ersten sich diesen Umstand zu Nutze, schlichen leise herbei, hoben sie

vom Korbe auf, und liefen mit der Beute davon. Die Schläfer erwachten, bemerkten ihren Verlust, und fingen, ohne sich weiter darum zu bekümmern, einen neuen Tanz an. Dies war der ganze höchsteinfache Inhalt dieses Schauspiels.

Wir gingen nunmehr wieder unter Segel; und da wir eben einen günstigen Ostwind hatten, so gaben wir den Vorsatz, die Insel Bolabola zu besuchen, auf. Indeß lag uns Freund Tupia sehr eifrig an, eine Kugel nach dieser Insel hinzuschießen, vermuthlich, um mit der Macht seiner jetzigen Bundesgenossen gegen die ihm verhaßten Bewohner dieses Landes ein wenig groß zu thun. Ich konnte ihm diesen Gefallen um so leichter erweisen, da uns die Insel in einer Entfernung von sieben Seemeilen liegen blieb, und der Schuß also auch in jedem Betracht unschädlich war. Ich ließ also ein Stück abbrennen, und nun war er zufrieden.

Ich gab den hier umherliegenden sechs Inseln den Namen der Gesellschaftsinseln, unter welchem der junge Leser sie auf unserer Karte finden wird.

Wir richteten nunmehr unsern Lauf gen Süden hin, und segelten ununterbrochen vier Tage lang, da wir abermahls eine Insel erblickten, die unser Tupia Oheteroa nannte. Wir näherten uns derselben; es kam zwischen den Eingebornen und unsern Böten, die bis an die Küste gerudert waren, zu einigen Unterhandlungen; allein da wir keinen Ankerplatz entdecken konnten, so hielt ich es nicht der Mühe werth, uns lange bei derselben zu verweilen, und segelte weiter.

15.

Entdeckung der östlichen Küste von Neu-Seeland. Landung auf derselben, und was sich dabei zugetragen.

Wir setzten unsere Fahrt, bald südlich, bald wieder westlich steuernd, vom 14ten August bis zum 6ten des Weinmonds, also beinahe zwei Monate lang, auf dem unermeßlichen Südmeere ununterbrochen fort, ohne daß wir in dieser langen Zeit irgend etwas Anderes zu Gesicht bekamen, als den Himmel und das von ihm umspannte Weltmeer. Am 25sten August fiel der Jahrstag unserer Abreise aus England ein. Wir feierten denselben, und ich gab bei dieser festlichen Gelegenheit einen großen Chesterkäse, der bis dahin sorgfältig aufgehoben war, nebst einem Fasse starken Biers zum Besten, welches sich bis dahin vortrefflich gehalten hatte. Wir gedachten dabei nicht ohne Rührung unsers Vaterlandes und unserer Freunde auf der andern Seite der Erdkugel, und vergaßen darüber alle schon überstandene Mühseligkeiten, zusammt denen, welche wir noch zu überstehen hatten.

Zwei Tage nachher berauschte einer unserer Bootsleute sich so sehr, daß er den Geist darüber aufgeben mußte. Wo er das starke Getränk hergenommen habe, war uns anfangs ein Geheimniß; nachher erfuhren wir, daß der Oberbootsmann, dessen Gehülfe er war, ihm aus bloßer Gutherzigkeit einen guten Rest von einer Flasche Rum geschenkt hatte. Unsere übrige Mannschaft konnte aus diesem Vorfall lernen, daß die Unmäßigkeit, wie jedes andere Laster, sich überall — auf der einen Halbkugel eben sowol, als auf der andern — ganz unfehlbar selbst bestraft.

Am 30sten August beobachteten wir einen Schweif-

stern. Unser Tupia, der bei dieser Beobachtung zugegen war, stieß, als er ihn sah, ein heftiges Geschrei aus, und versicherte, daß die Leute von Bolabola, bei Erblickung dieses Himmelszeichens, die Einwohner von Ulietea anfallen und umbringen würden, wenn diese sich nicht durch eine plötzliche Flucht auf die Gebirge zu retten suchten. Warum? darüber blieb er uns die bestimmte Erklärung schuldig.

Erst am 6ten des Weinmonds wurde vom Mastkorbe auf einmahl wieder Land! gerufen. Es lag uns damahls in Westen, etwas nördlich, und wir steuerten gerade nach demselben hin. Gegen Abend konnten wir schon vom Verdecke aus etwas davon erblicken, und es schien von beträchtlicher Größe zu sein.

Am folgenden Tage fiel eine Windstille ein; wir konnten uns daher dem Lande nur sehr langsam nähern. Aber je näher wir ihm kamen, desto mehr dehnte es sich vor unsern Blicken aus. Wir zählten fünf Reihen von Bergen, die sich über einander erhoben, und noch weiter hinterwärts erblickten wir eine Kette von Gebirgen, die über Alles emporragte und erstaunlich hoch zu sein schien. Was für ein Land es eigentlich sein mochte, das war uns Allen noch ein Geheimniß; es wurde lebhaft darüber gestritten, und die Mehrheit der Stimmen fiel am Ende dahin aus, daß es das unbekannte, so lange vergeblich gesuchte Südland (Terra australis incognita) sei, welches wir nunmehr glücklich entdeckt hätten.

Wir sahen an verschiedenen Stellen des Landes Rauch aufsteigen, ein Zeichen, daß es bewohnt sein müsse! Da indessen die Nacht einbrach, so kreuzten wir ab und zu. Am folgenden Morgen konnten wir schon deutlich wahrnehmen, daß die Berge mit Holz bekleidet,

und daß unter den Bäumen in den Thälern einige von beträchtlicher Größe waren.

Wir liefen auf einen Meerbusen zu, und sahen nach einiger Zeit verschiedene Kähne quer über denselben hinrudern. Die darin befindlichen Eingebornen schienen indeß gar keine Bemerkung von uns zu nehmen, und gingen ans Land. Wir erblickten zugleich einige Häuser, die zwar klein, aber niedlich zu sein schienen. Neben denselben versammelte sich eine beträchtliche Menge von Menschen, und setzte sich auf den Strand nieder. Auf einer kleinen Halbinsel konnten wir deutlich unterscheiden, daß der Gipfel eines Berges mit ziemlich hohen und regelmäßigen Schanzpfählen umzäunt war. Dieser Anblick verursachte viel Nachsinnen unter unserer Gesellschaft. Einige hielten den eingezäunten Ort für einen Thiergarten, Andere für eine Rindvieh- oder Schafhürde. Die Folge bewies, daß Beide sich geirrt hatten.

Um 4 Uhr Nachmittags kamen wir an der nordwestlichen Seite der Bucht, der Mündung eines kleinen Flusses gegenüber, vor Anker. Die Seiten dieses Busens bestehen aus sehr hohen, weißen Klippen.

Noch ehe der Tag sich neigte, ging ich in Gesellschaft der Herren Banks und Solander und mit einer Partei bewaffneter Mannschaft ans Land. Wir stiegen an der Ostseite des hier mündenden Flusses aus, der ungefähr 120 Fuß breit war. Da ich aber an dem gegenseitigen Ufer einige Eingeborne wahrnahm, mit welchen ich zu sprechen wünschte, so ließ ich uns von dem kleinen Boote, oder der Jölle, hinübersetzen, und befahl der größern, oder der Pinasse, an der Mündung zu bleiben.

So wie wir uns dem Orte, wo die Eingebornen

standen, näherten, liefen sie Alle davon. Wir stiegen indessen aus, ließen vier Schiffjungen zur Bewachung der Jölle zurück, und gingen nach einigen Hütten hin, die ungefähr 700 Fuß weit vom Ufer ablagen. Plötzlich sprangen vier mit langen Spießen bewaffnete Männer aus dem Walde hervor, und rannten nach dem Boote hin, um dasselbe anzugreifen. Die Leute in der Pinasse bemerkten die Gefahr, und riefen den Jungen zu, den Fluß hinabzufahren. Diese ließen sich das nicht zweimahl sagen; aber die Indier setzten ihnen so hart nach, daß der Bootsmann in der Pinasse für nöthig fand, eine Kugel über ihre Köpfe hinzufeuern. Der Knall machte sie stutzig; sie standen still, und sahen sich um; aber da sie sich unverletzt fühlten, so erneuerten sie nach einigen Minuten ihr Nachsetzen, und schwenkten ihre Lanzen auf eine drohende Weise. Der Bootsmann feuerte hierauf eine zweite Kugel über ihre Köpfe hin; aber jetzt schienen sie des Knalles gar nicht mehr zu achten, sondern der Eine hob seinen Spieß auf, um ihn in das Boot zu werfen. Jetzt glaubte der Bootsmann in der Nothwendigkeit zu sein, Gewalt durch Gewalt abzuhalten; er schoß also den Angreifenden auf der Stelle todt.

Als er fiel, blieben die Andern einige Minuten lang unbeweglich stehen, und schienen vor Erstaunen gleichsam versteinert zu sein. Sobald sie aber wieder zur Besonnenheit kamen, hielten sie für rathsam, sich zurückzuziehn, und schleppten ihren getödteten Kameraden eine Strecke mit sich fort. Weil jedoch ihre Furcht je länger, je lebhafter werden mochte, so warfen sie ihn bald wieder hin, und liefen davon.

Wir Andern, die wir von Dem, was vorging, erst durch den Knall des ersten Schusses benachrichtiget

wurden, kehrten sogleich mit schnellen Schritten zurück, und stießen im Zurückgehen auf den Indier, welcher zu Boden gestreckt dalag. Wir besichtigten ihn, und fanden, daß er durchs Herz geschossen war. Es war ein Mann von mittler Größe, von brauner, aber nicht sehr dunkler Farbe, und die eine Seite des Gesichts war in schneckenförmigen Linien sehr regelmäßig bepunktet oder gezeichnet. Seine Kleidung bestand in einem feinen Tuche von einer, uns bisher noch unbekannten Arbeit. Sein Haar war oben auf dem Kopfe in einen Knoten zusammengebunden. Wir kehrten hierauf sogleich nach dem Schiffe zurück, und konnten von dort aus das Volk sehr eifrig und laut sprechen hören. Vermuthlich war die Rede von Dem, was jetzt vorgefallen, und was nun zu thun sei?

Am folgenden Morgen sahen wir abermahls verschiedene Eingeborne an dem nämlichen Orte zusammenkommen. Die meisten waren unbewaffnet; einige aber hatten lange Piken in der Hand. Da ich nun sehr wünschte, daß es zu einem freundschaftlichen Umgange zwischen ihnen und uns kommen möchte, so ließ ich drei Böte mit Bootsleuten und Seesoldaten bemannen, und ruderte mit meinen Herren Reisegefährten und unserm Tupia dem Lande zu.

Ungefähr 50 von den Eingebornen schienen auf unsere Landung zu warten, und setzten sich auf dem jenseitigen Ufer des Flusses nieder. Um ihnen nun alle Gelegenheit zur Furcht zu benehmen, ging ich aus dem kleinen Boote anfangs nur mit den Herren Banks, Solander und Tupia allein ans Land und gegen sie hin. Aber kaum hatten wir einige Schritte gemacht, so sprangen sie alle plötzlich auf, und Jeder von ihnen bewaffnete sich, Einige mit Lanzen, Andere mit einem

kurzen Gewehre aus grünem Talksteine, das ungemein schön geglättet, nur ungefähr einen Fuß lang, aber so dick war, daß es vier bis fünf Pfund wiegen mochte. Tupia rief ihnen in seiner Sprache Frieden zu; allein anstatt zu antworten, schwenkten sie ihre Gewehre, und machten Zeichen, daß wir fortgehen sollten.

Um ihnen die Wirkungen unserer Waffen zu zeigen, ließ ich eine Flinte abfeuern, jedoch nicht nach ihnen hin, und so, daß die Kugel über dem Wasser hinstreifen mußte. Sie ließen hierauf zwar von ihren Drohungen ab, allein wir hielten es doch für rathsam, uns zurückzuziehen, und erst die Seesoldaten ans Land steigen zu lassen. Dieses war bald geschehen, und ich ließ sie hierauf, unter Vortragung einer kleinen Flagge, aufziehen und auf einer kleinen Anhöhe sich in Ordnung stellen.

Als dies geschehen war, trat ich abermahls, bloß von meinen Herren Reisegefährten begleitet, vor. Tupia mußte sie von neuen anreden, und wir bemerkten mit großem Vergnügen, daß sie ihn vollkommen wohl verstanden, indem ihre beiderseitige Sprache im Grunde eine und eben dieselbe war, nur daß sie in der besondern Mundart etwas von einander abwichen. Er eröffnete ihnen nun, daß wir Lebensmittel und Wasser verlangten, und ihnen dafür Eisen geben wollten, wobei er sich bemühte, ihnen die Eigenschaften dieses Metalls, so gut er konnte, zu erklären. Sie waren zum Handel geneigt, und verlangten, daß wir zu ihnen hinüberkommen sollten; denn noch wurden wir durch den Fluß von einander getrennt. Wir willigten ein, aber wir machten zugleich zur Bedingung, daß sie ihre Waffen niederlegen sollten. Dazu wollten sie sich jedoch auf keine Weise entschließen.

Während dieser Unterhandlung warnte uns Tupia beständig, auf unserer Hut zu sein, weil sie noch gar nicht freundschaftlich gegen uns gesinnt wären. Wir verlangten hierauf unserer Seits, daß sie zu uns herüberkommen möchten; und Einer von ihnen ließ sich endlich dazu bewegen. Er zog sich aus und schwamm, ohne sein Gewehr, zu uns herüber. Ihm folgten alsdann noch zwei Andere, und bald nachher auch die meisten der Uebrigen, an der Zahl ungefähr fünf und zwanzig.

Wir machten ihnen Allen Geschenke von Eisen und Glaskorallen; allein sie schienen Beides nicht sehr zu schätzen, am wenigsten das Eisen, weil sie von dem davon zu machenden Gebrauche noch gar keinen Begriff hatten. Sie gaben uns daher auch weiter nichts dafür, als einige Federn. Was ihnen anstand, das waren unsere Waffen; gegen diese erboten sie sich, die ihrigen zu vertauschen; aber da wir hierein unmöglich willigen konnten, so versuchten sie ein anderes Mittel, nämlich uns solche aus den Händen zu reißen. Allein da uns Tupia noch immer warnte, auf unserer Hut zu sein, so sahen wir uns wohl vor, und vereitelten ihre Absicht. Auch ließen wir ihnen durch unsern Freund andeuten, daß im Falle sie noch ferner die geringste Gewalt zu gebrauchen versuchen sollten, wir gezwungen sein würden, sie auf der Stelle zu tödten.

Deß ungeachtet erhaschte einige Minuten danach, als Herr Green sich eben umwandte, Einer von ihnen den Hirschfänger desselben, zog sich damit ein wenig zurück, und schwenkte ihn jauchzend über seinen Kopf. Die Andern wurden unmittelbar darauf gleichfalls äußerst verwegen; und wir sahen uns daher in die unumgängliche Nothwendigkeit versetzt, Gewalt durch

Gewalt abzuwehren. Herr Banks feuerte also mit Schrot, in einer Entfernung von 45 Fuß, auf den Mann, der den Hirschfänger weggenommen hatte. Als der Schuß ihn traf, hörte er zwar auf zu jauchzen, allein anstatt den Hirschfänger zurückzugeben, fuhr er fort, ihn um den Kopf zu schwenken, indem er sich allmählig etwas weiter zurückzog. Herr Monkhouse feuerte hierauf mit einer Kugel nach ihm, worauf er augenblicklich zu Boden stürzte. Sobald er fiel, kamen einige der Uebrigen, die sich nach dem ersten Schusse auf einen in der Mitte des Flusses befindlichen Felsen geflüchtet hatten, zurück, und rannten nach dem Leichnam hin. Der Eine ergriff das kurze Handgewehr des Getödteten, ein Anderer wollte sich des Hirschfängers bemächtigen, woran er aber durch Herrn Monkhouse gehindert wurde. Jetzt rückte der ganze Haufe der Indier gegen uns an; wir mußten also Feuer auf sie geben. Es geschah, jedoch nur aus drei mit Schrot geladenen Flinten, und dies war hinreichend, den ganzen Schwarm zur Flucht zu bewegen. Sie schwammen durch den Fluß zurück, und als sie das jenseitige Ufer bestiegen, konnten wir bemerken, daß sie zwei oder drei Verwundete hatten. Mit diesen zogen sie sich allmählig ins Land hinauf; wir aber kehrten äußerst mißvergnügt über diesen unglücklichen Auftritt in unsern Böten nach dem Schiffe zurück.

Am folgenden Tage ruderte ich mit den Böten der Küste entlang, vornehmlich in der Absicht, wo möglich, einige von den Eingebornen zu überraschen, sie an Bord zu nehmen, und durch gütige Behandlung und Geschenke ihre Freundschaft zu erwerben. Allein zu meinem Bedauern fand ich keine Stelle, wo ich hätte landen können, weil allenthalben eine gefährliche Bran-

dung an die Küste schlug. Zuletzt erblickten wir zwei Kähne, die aus der See nach der Küste eilten, und wovon der eine unter Segel war, der andere aber ruderte. Dies hielt ich für eine günstige Gelegenheit, einige von den Indiern in meine Gewalt zu bekommen, und zwar ohne Unheil, weil die Leute in den Kähnen wahrscheinlich Fischer und unbewaffnet waren. Ich vertheilte daher meine drei Böte auf die vortheilhafteste Weise, und gab Befehl, auf die Kähne Jagd zu machen.

Die Leute in dem einen Kahne bemerkten unsere Absicht bald, strengten deßhalb ihre äußersten Kräfte an, erreichten das nächste Land, und entwischten. Der andere Kahn hingegen segelte, ohne auf uns zu achten, fort, bis er mitten unter uns war. Allein den Augenblick, da die darin befindlichen Indier uns erblickten, nahmen sie das Segel ein, ergriffen ihre Ruder, und brauchten diese so hurtig, daß unsere Böte dahinten blieben.

Ich ließ ihnen durch den Tupia zurufen: sie möchten zu uns kommen, es solle ihnen kein Leid widerfahren; allein sie mochten es für sicherer halten, sich auf ihre Ruder, als auf unsere Verheißungen zu verlassen; denn sie fuhren fort, sich so geschwind als möglich zu entfernen. Ich befahl hierauf, eine Musketenkugel über sie hinzufeuern, in der Hoffnung, daß sie das erschrecken, und vielleicht bewegen würde, aus dem Kahne ins Wasser zu springen. Sie wurden auch wirklich dadurch stutzig gemacht, hörten auf zu rudern, und fingen an, ihrer sieben an der Zahl, sich zu entkleiden. Wir bildeten uns ein, es geschehe dies, um über Bord zu springen; allein es war ganz anders gemeint. Sie wollten keineswegs fliehen, sondern fechten.

Als daher eines unserer Böte sie einholte, fingen sie den Angriff mit ihren Rudern, mit Steinen und mit andern Gewehren so nachdrücklich an, daß wir, aus Nothwehr, gezwungen zu sein glaubten — auf sie zu feuern. Und leider! hatte jeder von Denen, welche schossen, seinen Mann nur zu gewiß genommen; denn nicht weniger als vier Indier stürzten nieder, und die drei übrigen, welche Jungen waren, sprangen augenblicklich ins Wasser. Der Aelteste von diesen mochte ungefähr neunzehn, der Jüngste elf Jahr alt sein. Jener schwamm ungemein hurtig, und widersetzte sich Denen, die ihn einholten und ins Boot nehmen wollten, aus allen Kräften; allein er wurde doch zuletzt übermannt, und die beiden Andern wurden ohne sonderliche Mühe gleichfalls aufgefangen.

Ich weiß, daß das menschliche Gefühl des jungen Lesers sich hier gegen mich und mein Verfahren gegen diese unschuldigen Wilden empören wird. Mein eignes Herz empört sich auch jetzt dawider, und ich fühle das ganze Gewicht der Fragen, welche hier mancher menschenfreundliche Leser an mich richten wird; dieser nämlich: wer mir das Recht gab, Menschen, welchen ich nichts zu befehlen hatte, zwingen zu wollen, sich meinem Willen zu fügen? worin das Verbrechen dieser Leute bestand? und was mich berechtigen konnte, sie tödten zu lassen, weil sie meinem Versprechen nicht trauten, und es nicht für rathsam fanden, sich der Gewalt wildfremder Menschen zu überlassen? Ich kann auf diese und ähnliche Vorwürfe, die ich jetzt, bei kaltem Blute, nur zu gegründet finde, bloß Folgendes erwiedern: Nach der Absicht meiner Reise war es eine meiner ersten Pflichten, mich zu bemühen, eine, so viel möglich genaue, Kenntniß dieses Landes zu erlangen;

diese konnte ich nun aber, nach den oben beschriebenen fruchtlosen Versuchen der Güte, nicht anders erhalten, als indem ich auf eine feindliche Art in dasselbe eindrang. Dennoch hatte der Wunsch, fernere Feindseligkeiten wo möglich zu verhüten, mir den Entschluß eingegeben, einige von den Eingebornen aufzufangen, ihnen nichts als Liebes und Gutes zu erweisen, und sie dadurch zu bewegen, unsere Fürsprecher bei ihren Landsleuten zu werden. In so fern waren meine Absichten gewiß unsträflich, um so mehr, da ich keine Ursache hatte, zu besorgen, daß es darüber zu einem Kampfe zwischen uns kommen werde. Dies geschah nun aber, wider meine Erwartung, und da die Indier den Anfang zu Feindseligkeiten machten, so sah ich mich freilich genöthiget, Gewalt durch Gewalt abzuhalten. Nun ist es zwar wahr, daß es nicht nöthig gewesen wäre, so vielen von ihnen das Leben zu rauben; allein man muß bedenken, daß in solchen Umständen, sobald einmahl Befehl zum Feuern gegeben ist, Niemand das Uebermaß des Feuers dämpfen, noch dessen Wirkungen bestimmen kann.

Ich muß indeß dem Urtheile der Welt und meiner Leser stehen, und wenn dieses, wie ich besorge, dennoch ungünstig für mich ausfallen sollte, so wird es mir zu nicht geringem Troste gereichen, wenn durch die Mißbilligung meines Verfahrens Andere in ähnlichen Lagen sich werden bewegen lassen, behutsamer und menschlicher zu Werke zu gehen.

Sobald die armen Elenden, die wir aus dem Wasser gezogen hatten, im Boote waren, setzten sie sich gebückt nieder, und erwarteten ohne Zweifel, augenblicklich hingerichtet zu werden. Wir eilten daher, sie durch alle mögliche Mittel vom Gegentheil zu überzeu-

gen. Wir versorgten sie mit Kleidern, und überhäuften sie mit Geschenken und Freundschaftsbezeigungen. Dies Alles rührte sie um so mehr, je gewisser sie eine ganz andere Behandlung von uns erwartet hatten. Sie gingen daher plötzlich von der größten Furcht und Bekümmerniß zur lebhaftesten Freude über.

Nachdem wir mit ihnen an Bord gekommen waren, boten wir ihnen Brot an, welches sie sehr begierig verschlangen; und als unsere Mittagsmahlzeit aufgetragen wurde, bezeigten sie nicht minder Lust, von Allem, was sie sahen, ebenfalls zu kosten. Eingesalzenes Schweinefleisch zogen sie indeß allen andern Gerichten vor.

Des Abends verzehrten sie eine zweite Mahlzeit eben so begierig. Jeder von ihnen aß sehr viel Brot dabei, und trank über eine Kanne Wassers dazu. Wir ließen ihnen hierauf ihre Betten zurecht machen, und sie begaben sich, dem Ansehen nach, sehr zufrieden zur Ruhe. Allein sobald die Zerstreuungen des Tages aufgehört, und der stillen Ueberlegung Platz gemacht hatten, hörte man sie auf ihrem Lager häufige und laute Seufzer ausstoßen. Tupia, welcher ungemein viel Aufmerksamkeit für sie hatte, stand daher wieder auf und machte sie durch sein freundliches Zureden nicht nur wieder ruhig, sondern auch aufgeräumt. Wir Andern trugen hierzu gleichfalls nach Vermögen bei. Sie wurden darüber wieder so munter, daß sie ein fröhliches Lied anstimmten, welches sie mit einer Annehmlichkeit sangen, die uns in Verwunderung setzte. Die Tonweise war langsam und feierlich, wie etwa die der Psalmen, und bestand aus ganzen und halben Tönen.

Die Gesichter und Mienen dieser Jungen druckten Geist und Empfindung aus. Besonders hatte der mitt-

lere, welcher ungefähr funfzehn Jahr alt sein mochte, etwas Freimüthiges in seinem Ansehn und etwas Ungezwungenes und Gerades in seinem ganzen Betragen. Wir fanden, daß die beiden Aeltesten Brüder waren.

Gegen Morgen schienen sie alle ungemein aufgeräumt zu sein, und verzehrten das Frühstück mit unersättlichem Heißhunger. Wir kleideten sie hierauf an, und schmückten sie, nach ihrer Landessitte, mit Armbändern, Fußschnüren und Halstüchern aus. So ausgeputzt wollte ich sie ans Land setzen, in der Hoffnung, daß die Eingebornen durch diesen Anblick und durch ihre Erzählung von unserm liebreichen Betragen gegen sie, sich würden bewegen lassen, Vertrauen zu uns zu fassen und alle feindseligen Gesinnungen gegen uns abzulegen. In dieser Absicht ließ ich das Boot ausheben, und sagte ihnen, daß wir sie nunmehr wieder ans Land führen wollten.

Diese Nachricht brachte sie vor Freuden außer sich. Sobald sie aber bemerkten, daß wir nicht nach derjenigen Gegend, wo wir sie aufgefangen hatten, sondern nach unserer ersten Landungsstelle am Flusse hinruderten, verwandelte sich ihre Freude auf einmahl in Traurigkeit, und sie baten uns sehr flehentlich, daß man sie an diesem Orte nicht ans Land setzen möchte. Wir fragten: warum nicht? und ihre Antwort war: weil diese Gegend von ihren Feinden bewohnt werde, die sie tödten und auffressen würden. Wir glaubten damahls dieses letzte Wort nicht buchstäblich verstehen zu müssen, allein es zeigte sich in der Folge leider! nur zu deutlich, daß es wirklich im eigentlichen Sinne genommen war.

Da ich schon einen Offizier und eine Partei Mannschaft vorausgeschickt hatte, um Holz zu fällen, so be-

schloß ich nichts desto weniger, an der besagten Stelle zu landen, und es dann dem freien Willen der jungen Indier zu überlassen, ob sie von uns weggehen, oder bei uns bleiben wollten, weil ich keinesweges gesonnen war, sie irgend einer Gefahr auszusetzen.

Wir gingen also wirklich mit ihnen ans Land, und ihre Abneigung dagegen schien nach und nach sich zu vermindern. Endlich faßten sie von freien Stücken den Entschluß, uns hier wirklich zu verlassen; und als wir sie über den Fluß gebracht hatten, nahmen sie, wiewol nicht ohne einen augenscheinlichen Kampf und mit Vergießuug einiger Thränen, Abschied von uns. Sobald sie fort waren, gingen wir nach einem in der Ferne liegenden Sumpfe hin, um Enten zu schießen, die wir allda in großer Menge sahen; und ich ließ vier Mann von den Seesoldaten auf einer gegenüber liegenden Anhöhe, von welcher man die Gegend übersehen konnte, uns zur Seite schreiten.

Als wir ein paar tausend Schritte zurückgelegt hatten, riefen uns diese Soldaten zu, daß ein starker Trupp Indier zum Vorschein komme, und eilfertig heranrücke. Auf diese Nachricht zogen wir uns zusammen, und hielten es für das Beste, nach den Böten zurückzueilen. Sobald wir den Rückweg angetreten hatten, sprangen die drei Indischen Knaben plötzlich aus einem Gebüsche hervor, worin sie sich versteckt hatten, und baten, daß wir sie wieder in unsern Schutz nehmen möchten. Dies wurde sogleich bewilliget, und wir eilten nun mit schnellen Schritten den Böten zu.

Als die Indier, welche in zwei Haufen anrückten, wahrnahmen, daß wir uns zusammengezogen hatten, gingen sie etwas langsamer, wodurch wir einen ziemlichen Vorsprung gewannen. Dies war sehr glücklich für

sie und uns, weil es sonst wahrscheinlicher Weise nicht ohne Blutvergießen würde abgelaufen sein. Denn als wir an das Ufer des Flusses kamen, hatte die Pinasse sich weit davon entfernt, und das kleine Boot mußte dreimahl hin und her fahren, ehe es uns Alle hinüberschaffen konnte.

Wir hatten also Zeit, bevor die Indier anrückten, uns auf dem jenseitigen Ufer in Ordnung zu stellen. Jetzt kamen sie heran, aber nicht, wie wir erwartet hatten, in einem Haufen, sondern je zwei oder drei auf einmahl. In kurzen belief sich ihre Zahl auf ungefähr 200 Mann, welche insgesammt bewaffnet waren. Da wir nun sahen, daß an eine friedliche Unterhandlung mit diesen Leuten nicht zu denken war, und wir der Nothwendigkeit, Menschenblut zu vergießen, auszuweichen wünschten, so standen wir schon im Begriff, wieder in die Böte zu steigen und nach dem Schiffe zurückzurudern, als Einer von unsern jungen Indiern plötzlich ausrief, daß sein Oheim mit unter den Leuten sei, und daß er mit ihm reden wolle. Wir machten hierauf mit Vergnügen Halt, und es entstand nun wirklich eine Unterredung zwischen den Indiern und dem Tupia, wobei unsere jungen Freunde Alles, was wir ihnen geschenkt hatten, als Zeichen unserer Güte und Freigebigkeit vorwiesen. Gleichwol wagte es noch immer Keiner von ihnen, zu uns herüber zu kommen.

Noch lag der Leichnam des Mannes, den wir gestern getödtet hatten, unbegraben auf dem Strande. Als unsere Indischen Knaben dies bemerkten, gingen sie nach ihm hin, und bedeckten ihn mit einigen von den Kleidern, die wir ihnen geschenkt hatten. Kaum war dieses geschehen, so schwamm von den gegenseitigen Indiern ein einzelner Mann, und zwar der Oheim des jüngsten

Knaben, zu uns herüber. Er brachte einen grünen Zweig mit, und da wir vermutheten, daß dies hier, so wie auf Otaheite, ein Sinnbild des Friedens sei, so nahmen wir es nicht nur an, sondern machten ihm auch verschiedene Geschenke, und luden ihn ein, mit uns an Bord des Schiffes zu gehen. Aber dazu war er nicht zu bewegen.

Als wir uns hierauf von ihm trennten, vermutheten wir, daß sein Neffe und die beiden andern jungen Indier bei ihm bleiben würden; allein zu unserer großen Verwunderung wollten sie lieber mit uns gehen. Sobald wir hinweg waren, pflückte er einen andern grünen Zweig ab, näherte sich mit demselben dem Leichname, schritt dabei seitwärts, machte allerhand Gebräuche, und warf dann den Zweig gegen den Körper hin. Hierauf kehrte er wieder zu seinen Landsleuten an das jenseitige Ufer zurück.

Alle versammelten sich rings um ihn her, und blieben über eine Stunde lang beisammen, ohne sich, dem Ansehen nach, weiter um uns zu bekümmern. Wir hingegen waren neugieriger als sie; wir beobachteten sie an Bord des Schiffes durch Ferngläser, und sahen, daß Einige von ihnen auf einer Art von Flöße über den Fluß setzten, den Leichnam auf eine Tragbahre legten, und ihn forttrugen. Den andern Leichnam ließen sie noch immer an dem Orte liegen, wo derselbe von Anfang her war gelassen worden.

Nach dem Mittagsessen ließ ich die jungen Indier durch den Tupia fragen, ob sie jetzt noch etwas dawider hätten, an eben dem Orte, wo wir mit dem Oheim des Einen zusammen gewesen waren, ans Land gesetzt zu werden? Sie verneinten diese Frage; und als ich hierauf ein Boot beorderte, sie dahin zu bringen, so

stiegen sie ganz munter in dasselbe ein. Man erreichte das Ufer, sie sprangen vergnügt ans Land, und gingen fort. Allein sobald man hierauf das Boot wieder abgestoßen hatte, kehrten sie nach der Landungsstelle zurück, wateten ins Wasser und baten eifrigst, daß man sie wieder mit ans Schiff nehmen möchte. Der anführende Unteroffizier, welcher gemessenen Befehl hatte, sie da zu lassen, konnte diese Bitte nicht erfüllen. Sie mußten also zurückbleiben, und wir waren vom Schiffe aus sehr aufmerksam, um zu sehen, wie es ihnen gehen werde.

Mit Hülfe unserer Ferngläser erblickten wir einen Mann, der auf einem Flößholze über den Fluß fuhr und sie nach einem Orte hinbrachte, wo ungefähr 50 Eingeborne versammelt waren. Diese stellten sich um sie her, und blieben in dieser Stellung auf dem nämlichen Fleck bis zu Sonnenuntergang. Als sie sich endlich in Bewegung setzten, sahen wir deutlich, daß unsere drei jungen Freunde sich von ihnen absonderten, an den Strand herabkamen, mit ihren Händen dreimahl gegen das Schiff winkten, und alsdann ganz munter zu ihren Gefährten zurückliefen. Diese gingen hierauf ganz ruhig nach derjenigen Gegend hin, von welcher die Knaben uns gesagt hatten, daß es ihre Heimath sei. Wir konnten hieraus mit großer Wahrscheinlichkeit schließen, daß ihnen kein Leid widerfahren werde, besonders da wir bemerkten, daß man ihnen Alles ließ, was wir ihnen geschenkt hatten.

Nachdem es finster geworden war, hörten wir, wie gewöhnlich, laute Stimmen vom Lande her, deren Bedeutung wir nie erfahren konnten.

16.

Fahrt von dem ersten Landungsplatze bis nach dem Vorgebirge Turnagain (Kehrum) und zurück nach Tolaga; Nachricht von verschiedenen Begebenheiten.

Am folgenden Morgen um sechs Uhr verließen wir diese unwirthliche Gegend, der ich den Namen Armuthsbucht (Poverty-Bay) beilegte, weil wir von Allem, was wir bedurften, nichts als ein wenig Holz allhier bekommen konnten. Wir steuerten längs der Küste nach Süden hin.

Des Nachmittags fiel eine Windstille ein. Als hierauf die Eingebornen der gegen uns über liegenden Küste bemerkten, daß wir nicht weiter segelten, stießen verschiedene von ihnen in Kähnen ab, und näherten sich uns bis auf etwa 500 Schritt. Weiter wagten sie sich nicht heran, ungeachtet Tupia alle Kräfte seiner Lunge und seiner Beredsamkeit anstrengte, um sie dazu zu bewegen. Unterdeß sahen wir einen andern Kahn aus der Armuthsbucht herankommen, welcher vier Leute am Bord hatte. Diese ruderten gerade auf uns zu, ohne sich an die Uebrigen zu kehren; und sobald sie das Schiff erreicht hatten, kamen sie auf unsre Einladung sogleich an Bord. Ihr Beispiel flößte den Andern Muth ein; sie kamen also gleichfalls heran, und in kurzen hatten wir ihrer ungefähr 50 am Bord.

Wir bemühten uns hierauf, ihnen Freude zu machen, und überhäuften sie mit Geschenken. Aber je mehr wir ihnen gaben, desto mehr wollten sie haben, so, daß sie zuletzt Alles, was sie bei sich hatten, sogar ihre Kleidungsstücke vom Leibe und die Ruder aus ihren Kähnen feil boten. Nur Zwei von ihnen waren bewaffnet, und zwar mit dem schon oben genannten kurzen Handgewehre

aus grünem Talksteine. Dieses Werkzeug, welches sie Pätu-Pätu nennen, ist mit einem Handgriffe und mit einer scharfen Schneide versehen, und ich bin gewiß, daß sie die dickste Hirnschale damit auf einen Streich zerspalten können.

Wir unterließen nicht, bei dem Manne aus der Armuthsbucht nach unsern Indischen Jungen uns zu erkundigen, und zu unserm Vergnügen meldete er uns, sie seien wohlbehalten daheim; und ihre Erzählung von der Gütigkeit, womit sie von uns seien behandelt worden, habe ihn bewogen, gleichfalls zu uns zu kommen.

Diese Leute gaben uns alle Merkmahle von Freundschaft, und luden uns herzlich ein, zu ihnen ans Land zu kommen. Ich wollte indeß lieber meine Entdeckungen fortsetzen, als wieder nach der Bucht zurückkehren, weil ich mit Grunde vermuthen konnte, daß wir nächstens einen bessern Hafen finden würden.

Ungefähr eine Stunde vor Sonnenuntergang ruderten die Kähne mit den wenigen Rudern, die sie noch behalten hatten, wieder weg. Drei von der Gesellschaft waren, ich weiß nicht wie, im Schiffe zurückgelassen worden. Sobald wir dies entdeckten, riefen wir den Kähnen zu, aber kein einziger derselben wollte zurückkehren. Dies befremdete uns; noch mehr aber mußten wir uns über die zurückgebliebenen Indier wundern, die, statt Verlegenheit oder Bekümmerniß zu äußern, vielmehr äußerst aufgeräumt waren, uns mit Tanzen und Liedern nach ihrer Art belustigten, sich hierauf ihr Nachtessen wohlschmecken ließen, und endlich ruhig zu Bette gingen.

Bald nach dem Einbruche der Nacht erhob sich ein gelinder Wind, und trieb uns um einige Seemeilen

weiter, bis eine neue Windstille einfiel. Als die Indier bei Anbruch des Tages die Entfernung bemerkten, überfiel sie Schrecken und Bestürzung; sie klagten laut unter vielen Thränen, und schienen über ihren Zustand ganz in Verzweiflung zu gerathen. Tupia beruhigte sie indeß, wiewol mit vieler Mühe. Als wir hierauf wieder unter Segel gingen, ließen sich, zum Glück für die armen Verlassenen, zwei Kähne sehn, welche sich dem Schiffe näherten. Ganz heran wollten sie aber doch nicht kommen. Ehe es sich nun entschied, ob unsere Indier durch jene erlöset werden würden, oder nicht, waren diese in großer Unruhe, und baten ihre Landsleute, sowol durch Zurufen als auch durch Geberden, auf das flehentlichste, daß sie doch ans Schiff herankommen möchten. Tupia verdolmetschte uns, was sie sagten, und wir wunderten uns nicht wenig, als sie unter andern Beweggründen auch diesen mit anführten, daß wir keine Menschen äßen. Wir fingen nun an in Ernst zu glauben, daß diese abscheuliche Gewohnheit unter ihnen herrsche; und leider! zeigte es sich in der Folge nur zu sehr, daß wir ihnen durch diesen Argwohn gar kein Unrecht gethan hatten. Endlich wagte sich einer von den Kähnen an das Schiff, und ein alter Mann, dessen Kleidung und Gewehr ein Oberhaupt zu verrathen schienen, kam zu uns an Bord. Das Gewehr war ein Pätu-Pätu, aus einem Wallfischknochen gemacht. Er hielt sich nur eine kurze Zeit bei uns auf, und nahm beim Weggehen unsere Gäste, zu ihrem und unserm Vergnügen, mit sich fort.

Während wir unsern Lauf längs der Küste hin fortsetzten, sahen wir von Zeit zu Zeit eine Menge von Eingebornen, welche zusammenliefen. Auch konnten wir verschiedene angebaute Ländereien deutlich unterscheiden.

Einige schienen ganz kürzlich umgegraben zu sein, und lagen in Furchen, wie gepflügte Aecker; andere standen schon voller Pflanzen. Auf dem Rücken der Berge erblickten wir abermahls eingezäunte Oerter, wovon wir die Absicht nicht errathen konnten. In der Folge zeigte sich, daß es eine Art von Festung war.

Wir gelangten zu einer, unweit der Küste liegenden Insel, die ich Portland nannte. Indem wir dieselbe umsegelten, gerieth das Schiff unvermuthet in seichtes Wasser und über unebenen Grund. Wir entkamen jedoch der Gefahr zu scheitern, glücklich. An der felsigen Küste des festen Landes hatte sich unterdeß eine große Menge von Eingebornen versammelt, die uns sehr aufmerksam zusahen. Vermuthlich schlossen sie aus unserer Geschäftigkeit an Bord, daß wir in Verlegenheit wären, und es schien, als wollten sie aus diesem Umstande Vortheil ziehn. Denn sie stießen fünf stark bemannte und wohlbewaffnete Kähne in großer Eile vom Lande ab, und gaben ihre feindseligen Gesinnungen durch Schreien, durch Schwenken ihrer Lanzen und durch drohende Geberden zu erkennen. Indem sie so auf uns zuruderten, fing ich an, für unser kleines Boot besorgt zu werden, welches vorausgeschickt war, um zu sonden. Wir feuerten daher, um die Indier zurückzuschrecken, eine Flintenkugel über ihre Köpfe hin; und da diese die gehoffte Wirkung nicht hervorbrachte, so ließ ich einen Traubenschuß aus einem Vierpfünder dergestalt abbrennen, daß die Kugeln in einer kleinen Entfernung von ihnen ins Wasser schlagen mußten. Dies that eine bessere Wirkung; denn auf den Knall der Kanone erhoben sie ein Geschrei, trieben ihre Kähne zusammen, und ruderten ungesäumt nach dem Lande zurück.

Aehnliche Auftritte, die wir mit den Eingebornen

hatten, übergehe ich mit Stillschweigen, um meine Leser nicht durch Einförmigkeit zu ermüden. Folgender verdient indeß erzählt zu werden.

Es waren abermahls verschiedene Kähne herbeigekommen, und die darin befindlichen Indier boten uns einige todte, bereits in Fäulniß übergegangene Fische zum Kauf an. Wir handelten sie ihnen ab, ungeachtet wir sie nicht gebrauchen konnten, lediglich um einen freundschaftlichen Verkehr mit ihnen zu haben. Diese Leute führten sich sehr wohl auf, und wir würden als gute Freunde von einander geschieden sein, wenn nicht ein großer Kahn, mit 22 bewaffneten Leuten bemannet, dreist gegen das Schiff herangekommen wäre. Wir sahen bald, daß dieses Boot nichts zu verhandeln hatte, schenkten aber doch den darin befindlichen Leuten zwei oder drei Stück Tuch, von welcher Waare sie große Liebhaber zu sein schienen. Ich beobachtete, daß ein Mann eine schwarze Haut über die Schultern hangen hatte, die dem Fell eines Bären ähnlich war. Da ich nun gern gewußt hätte, von was für einem Thiere dieselbe eigentlich genommen war, so bot ich dem Besitzer ein Stück rothen Boy dafür an, und der Tausch schien ihm zu gefallen. Er zog das Fell ab, und hielt es empor; hergeben wollte er es aber nicht eher, als bis er den Boy wirklich dagegen empfangen haben würde. Ich wollte ihm mit Vertrauen zuvorkommen, und befahl, das Stück Zeug hinabzureichen. Aber kaum hatte er es empfangen, so fing er, anstatt das Fell dagegen heraufzureichen, mit erstaunlicher Kaltblütigkeit an, Beides, die Haut und das Zeug in einen Korb einzupacken. Das Ding verdroß mich; ich verwies ihm sein ungerechtes Verfahren, und foderte das Fell; allein umsonst! Meine Vorstellungen machten nicht den geringsten Ein-

druck auf ihn. Er ruderte vielmehr, ohne darauf zu antworten, mit den übrigen Kähnen von uns weg. In einer kleinen Entfernung stießen sie auf einen Haufen zusammen, und kehrten nach einer kurzen Berathschlagung nach dem Schiffe zurück. Die Fischer boten uns abermahls einige unnütze Fische an, und wir kauften sie ihnen ab. Unter Denen, welche an der Seite des Schiffes standen, um die Fische in Empfang zu nehmen, befand sich Tupia's kleiner Junge, Tayeto: Einer von den Indiern, dem dieser Knabe vermuthlich ein Leckerbissen zu sein schien, ersah seine Gelegenheit, packte ihn plötzlich an und riß ihn in den Kahn hinab. Ihrer zwei hielten ihn sodann in dem Vordertheile des Kahns nieder, die Andern ruderten eilfertig mit ihm davon, und die übrigen Kähne folgten ihnen nach. Das war nun unstreitig mehr, als wir zugeben durften. Ich gab Befehl, auf die im Hintertheil des Kahns zu feuern; Einer davon wurde getroffen, und die Uebrigen ließen den Jungen fahren. Dieser sprang sogleich ins Wasser, und fing an, zu uns zurückzuschwimmen. Als die Indier in dem großen Kahne dies bemerkten, setzten sie ihm nach, um ihn wieder aufzufangen. Ich ließ daher einige Musketen und eine Kanone auf sie abbrennen, welches ihrem Nachsetzen sogleich ein Ende machte. Es wurde hierauf in der Geschwindigkeit ein Boot ausgesetzt und der arme Schelm unverletzt aufgefangen. Allein er war so sehr erschrocken, daß er eine Zeit lang seiner Sinne beraubt zu sein schien. Einige unter uns, die mit ihren Ferngläsern den Kähnen bis ans Gestade nachsahen, bemerkten, daß man drei Männer von der Indischen Gesellschaft den Strand hinauftrug, die also entweder todt, oder durch die empfangenen Wunden ganz gelähmt sein mußten.

Sobald der arme Tayeto sich von seinem Schrecken erholt hatte, brachte er dem Tupia einen Fisch, und sagte ihm, daß er denselben seinem Eatua oder Gotte zum Dankopfer für seine Rettung geben wolle. Tupia lobte seine Frömmigkeit, und befahl ihm, den Fisch ins Meer zu werfen, welches er denn auch that.

Da wir nunmehr schon sechs Tage lang gegen Süden gesteuert hatten, ohne einen Hafen zu finden, und das Land, je weiter wir kamen, immer weniger Hoffnung machte, daß wir unsern Wunsch erfüllt sehen würden, so beschloß ich, wieder umzukehren, und die Küste nach Norden hin zu untersuchen. Einem hohen Vorgebirge mit gelblichen Klippen, dem wir um diese Zeit gerade gegenüber waren, gab ich, dieses Umstandes wegen, den Namen Kehrum (Turnagain), den man auch auf unserer Karte finden wird.

Am zweiten Tage unserer Rückfahrt sahen wir gegen Abend einen Kahn von der Küste abstoßen und gerade auf uns zukommen. Er erreichte uns. Es waren sechs Personen darin, von welchen zwei, dem Ansehn nach Oberhäupter, die Andern Bediente waren. Jene kamen auf unsere Einladung sogleich an Bord, befahlen aber ihren Leuten, in dem Kahne zu bleiben. Wir begegneten ihnen freundschaftlich, und sie von ihrer Seite gaben uns ihr Vergnügen darüber zu erkennen. Sie begleiteten uns in die Kajüte, und wurden in kurzer Zeit so zutraulich gegen uns, daß sie uns zu erkennen gaben, sie hätten sich vorgenommen, bei uns zu übernachten. Diese Ehre hatten wir weder erwartet, noch gewünscht; ich that daher nachdrückliche Vorstellungen dagegen, und gab ihnen zu verstehn, daß das Schiff wahrscheinlicher Weise von der Gegend, wo es jetzt wäre, am folgenden Morgen weit entfernt sein

werde. Allein sie beharrten bei ihrem Vorsatze; ich mußte also, wenn ich gegen Leute, die uns so viel Zutrauen bewiesen, keine Gewalt gebrauchen wollte, darein willigen. Um mehrer Sicherheit willen that ich ihnen jedoch den Vorschlag, auch ihre Bedienten an Bord zu nehmen, und ihren Kahn ins Schiff zu heben. Sie machten keine Einwendung dagegen, und es geschah also.

In meinem Leben habe ich keine so offenherzige und edle Gesichtsbildung gesehen, als die des Einen von den beiden Oberhäupteru. Auch fühlte ich mich gezwungen, nach einem kurzen Umgange mit ihnen, Vertrauen zu Beiden zu fassen, und allen Verdacht, daß sie irgend eine unfreundliche oder feindselige Absicht gegen uns haben könnten, gänzlich aufzugeben. Sie besichtigten Alles mit großer Aufmerksamkeit und Wißbegierde, und nahmen die Kleinigkeiten, die wir ihnen schenkten, sehr dankbar an. Aber zum Essen und Trinken wollte sich Keiner von Beiden bewegen lassen, dahingegen ihre Bedienten Alles, was sie bekommen konnten, sehr gefräßig verzehrten. Sie gaben uns zu verstehen, daß sie von unserer Güte und Freigebigkeit gegen die vorher an Bord gewesenen Eingebornen gehört hätten; aber ihr Zutrauen gegen uns war deßungeachtet ein Beweis von einer seltenen Herzhaftigkeit.

Ich legte die Nacht über bei, und erst mit Anbruch des folgenden Morgens ging ich wieder unter Segel. Gegen sieben Uhr waren unsere Gäste bereit, uns wieder zu verlassen. Sie wunderten sich zwar, als sie sahen, wie weit sie von Hause entfernt waren, aber sie ließen ganz und gar keine Unruhe darüber spüren. Auch ruderten sie nicht nach dem Orte zurück, wo wir sie gestern aufgenommen hatten, sondern landeten dem Schiffe gerade gegenüber. Um diese Zeit sah ich andere Kähne

von der Küste abstoßen; ich setzte aber meinen Lauf, ohne ihre Ankunft zu erwarten, nach Norden hin fort.

Am folgenden Tage lief ich in eine Bucht ein, in der ich aber nicht so viel Schutz wider Wind und Wellen fand, als ich mir von ihr versprochen hatte. Dies würde mich bewogen haben, sie alsobald wieder zu verlassen; aber da die anwohnenden Eingebornen, welche voll Vertrauen zu uns kamen, sich alle so ausnehmend freundlich gegen uns bezeigten, so beschloß ich, hier etwas zu verweilen, um die Gelegenheit, noch mehr Kenntnisse von dem Lande, seinen Bewohnern und Erzeugnissen einzuziehn, nicht ungenützt vorbeigehen zu lassen.

Ich ging in Begleitung der Herren Banks und Solander ans Land. Die Eingebornen empfingen uns daselbst mit allen Merkmahlen der Freundschaft, und waren ungemein sorgfältig, nichts zu thun, wovon sie wußten oder vermutheten, daß es uns zuwider sein würde. Dahin rechne ich z. B., daß sie, um uns kein Mißtrauen einzuflößen, sich nur familienweise, nicht aber in großen Haufen um uns her versammelten. Diese kleinen Trupps kamen auch nicht zu uns heran, sondern sie setzten sich auf den Boden nieder, und luden uns durch Winken ein, daß wir zu ihnen kommen möchten. Wir erfüllten dann ihren Wunsch, und machten ihnen kleine Geschenke.

Als ich am folgenden Morgen eine starke Partei Mannschaft ans Land beordert hatte, um frisches Wasser einzunehmen, setzten sich die Eingebornen zu ihnen hin, und schienen ihnen mit Vergnügen zuzusehen, mischten sich aber doch nicht unter sie. Sie trieben indeß einen kleinen Verkehr mit einander, besonders für Tuch; und bald nachher gingen die Indier an ihre gewöhnli-

chen Arbeiten, als ob kein Fremder dagewesen wäre. Einige von ihnen ruderten in ihren Kähnen zum Fischen aus, und als die Zeit des Mittagsessens herbeikam, begab sich Jeder nach seiner Wohnung; nach vollendeter Mahlzeit kehrten sie zurück.

Durch dieses bescheidene und freundliche Betragen ermuntert, wanderten die Herren Banks und Solander, ohne alles Mißtrauen und ohne viel Behutsamkeit, an der Bucht umher, fanden daselbst eine Menge unbekannter Pflanzen, und schossen einige ausnehmend schöne Vögel. Unterwegs sprachen sie in verschiedenen Hütten der Eingebornen ein, und sahen bei dieser Gelegenheit Manches von der Lebensart derselben. Man zeigte ihnen, ohne die geringste Zurückhaltung, Alles, was sie zu sehen verlangten. Ihre Mahlzeiten, woran sie sich durch die Zwischenkunft der Fremden nie stören ließen, bestanden aus Fischen, wozu sie, anstatt des Brotes, die Wurzel einer Art von Farrenkraut aßen. Diese wird von ihnen gedörrt, dann mit einem Stecken so lange geschlagen, bis die äußere dürre Haut davon abfällt. Das Uebrigbleibende ist ein weiches, etwas klebriges und süßes Wesen, das zwar keinen unangenehmen Geschmack, aber viel holzartige Fäden und Fasern hat, die sich nicht wohl genießen lassen. Einige Indier aßen sie gleichwol mit, allein die Meisten von ihnen brachten sie wieder aus dem Munde, und ließen sie in ein Körbchen fallen, welches Jeder von ihnen zu diesem Behufe bei sich stehen hatte. In andern Jahrszeiten müssen sie ohne Zweifel einen Ueberfluß an vortrefflichen Pflanzen haben; aber zahme Thiere, die Hunde ausgenommen, welche klein und häßlich waren, sahen wir gar nicht bei ihnen.

Herr Banks gerieth an einige ihrer angebauten

Felder hin, und fand das Erdreich eben so gut und sorgfältig bearbeitet und bepflanzt, als in den besten Gärten in England. Außer einigen, diesem Lande eigenen Gewächsen, hatten sie auch süße Kartoffeln und Kürbisse angebaut. Jene waren in kleinen Häufchen, bald reihenweise, bald rautenförmig, aber alle so regelmäßig gesetzt, als ob es nach der Schnur geschehen wäre. Diese waren in kleine Vertiefungen oder Gruben, ungefähr eben so, wie in England, gesteckt. Die sämmtlichen angebauten Felder dieser Gegend schienen gegen 200 Englische Morgen zu sein, deren jeder zu 660 Fuß lang und 66 breit gerechnet wird. Alle Einwohner dieser Gegend beliefen sich nicht über 100 Köpfe; daß also auf jeden Kopf zwei Morgen Acker fielen, welches allerdings viel ist. Jedes Feld war mit Rohr eingezäunt, das so dicht an einander stand, daß kaum eine Maus dazwischen durchkriechen konnte.

Die hiesigen Weiber, welche schon von Natur nicht schön waren, machten sich dadurch noch viel häßlicher, daß sie sich die Gesichter mit rothem Oker oder Bergroth und Oel beschmierten. Die Gesichter der Mannspersonen waren nicht durchgängig so geschminkt; doch sahen wir Einen, der sich den ganzen Leib und sogar die Kleider mit trocknem Bergroth gefärbt hatte. Er hielt ein Stück dieser Farbe in der Hand, und war unermüdet, seinen Staat beständig wieder neu aufzutragen, sobald nur irgend ein wenig davon abgegangen war.

An persönlicher Reinlichkeit kamen diese Indier unsern Freunden auf Otaheite nicht bei; aber eine Art von Reinlichkeit sahen wir bei ihnen, worin sie jene sogar übertrafen, und wovon es vielleicht unter keinem andern Indischen Volke ein Beispiel giebt. Jede Familienwohnung nämlich war mit einem Abtritte versehn,

und auf dem Boden sah man nirgends dergleichen Unreinigkeiten. Auch war Alles, was von ihren Speisen weggeworfen wurde, so wie jeder andere Unrath, in ordentliche Düngerhaufen zusammengeschüttet, die sie vermuthlich für ihre Felder gebrauchen.

Gegen Abend, da unsrere Böte noch mit Wassereinnehmen beschäftiget waren, ersuchte Herr Banks die Indier, daß sie ihn und seine Begleiter in einem ihrer Kähne ans Schiff hinbringen möchten. Diese ließen sich sogleich bereitwillig dazu finden, und unsere Europäer, acht an der Zahl, stiegen ein. Diese kleinen Fahrzeuge erfodern, daß Diejenigen, welche darin fahren, das genaueste Gleichgewicht beobachten. Hiemit unbekannt, versahen es die Unsrigen, und der Kahn schlug um, und zwar, was das Schlimmste war, gerade in der Brandung. Es büßte indeß Niemand das Leben dabei ein; allein durch diesen Zufall vorsichtiger gemacht, blieb die eine Hälfte der Gesellschaft, um den Kahn nicht zu überfüllen, so lange am Lande, bis die andere an Bord gebracht war. Dann wurde auch diese von den Indiern hingebracht.

Ich vertauschte diese Bucht, welche dem Schiffe keine hinlängliche Sicherheit gewährte, mit einer andern, nicht weit davon belegenen, welche die Stelle eines Hafens füglicher vertreten konnte. Hier legte ich also das Siff vor Anker; und wir gingen abermahls ans Land.

Einige von uns hatten hier eine Unterhaltung mit einem alten Indier, von dem sie sich die Kriegsübungen dieses Landes, sowol mit der Lanze, als auch mit dem schon oben beschriebenen Pätu-Pätu vormachen ließen. Er steckte zu diesem Behufe einen Pfahl in die Erde, der den Feind vorstellen mußte; auf diesen ging

er dann mit dem grimmigsten Gesichte los, schwenkte die Lanze, und stieß sie hierauf dem Feinde in den Leib. Hierauf rannte er schnell mit dem Pätu-Pätu heran, fiel den obern Theil des Pfahls, der den Kopf des Feindes vorstellte, mit ungestümer Wuth an, und versetzte ihm viele Hiebe, wovon ein einziger hinreichend gewesen wäre, den Kopf eines Ochsen zu spalten. Aus dem Umstande, daß der Streiter den Feind mit dem Pätu-Pätu anfiel, nachdem er ihn schon mit der Lanze durchbohrt hatte, wurde geschlossen, daß man hier zu Lande bei Gefechten keine Gnade zu geben pflege.

Am folgenden Tage hatte unser Tupia, der auf Otaheite bekanntlich eine hohe priesterliche Würde bekleidet hatte, eine gelehrte Unterredung mit einem hiesigen Priester; denn auch hier giebt es deren, wie überall. Beide Herren schienen — was zwischen zwei Gottesgelehrten diesseits des Weltmeers selten der Fall zu sein pflegt — über die Lehrsätze ihres Glaubens vollkommen einverstanden zu sein, nur daß Tupia, allem Ansehn nach, der gelehrteste von Beiden war, wie daraus abzunehmen stand, daß der Andere ihm mit großer Aufmerksamkeit und Bescheidenheit zuhörte. Nachdem sie die wichtigsten Hauptstücke ihrer Gottesgelehrtheit abgehandelt hatten, erkundigte sich Tupia, ob es bei ihnen gebräuchlich sei, Menschen zu essen? Die Antwort darauf war: ja! doch äßen sie nur diejenigen Feinde, die auf dem Schlachtfelde geblieben wären. Und so war es also entschieden, was wir bisher noch bezweifeln zu dürfen hofften, daß unsere dermahligen Indischen Freunde Menschenfresser waren.

Indeß betrugen sich diese Leute auch hier ungemein friedlich und freundlich gegen uns, und zeigten uns Alles, was wir verlangten. Unter Andern stimmten sie,

auf unsere Bitten, ihren Schlachtgesang an, wobei auch ihre Weiber sich mit hören ließen. Sie verzerrten und verstellten dabei ihre Gesichtszüge auf das scheußlichste, indem sie die Augen wild umherrollten, die Zunge ausstreckten und von Zeit zu Zeit tiefe Seufzer ausstießen. Dies Alles geschah mit genauer Beobachtung des Zeitmaßes.

Am folgenden Tage, da wir auf einer Insel landeten, welche in der Mündung der Bucht liegt, trafen wir allda den größten Indischen Kahn an, den wir bis dahin gesehen hatten. Er war 68 und einen halben Fuß lang, fünf Fuß breit, viertehalb Fuß hoch, und hatte einen spitzigen Boden, der aus drei ausgehöhlten Baumstämmen bestand. Die Seitenplanken waren aus einem Stücke, 62 Fuß lang, und mit halberhabener Schnitzarbeit geziert, die gar künstlich gemacht war. Auf dieser Insel stand auch ein größeres Haus, als wir bisher gesehen hatten; es schien aber noch unvollendet zu sein und lag voller Späne. Die Holzarbeit war so eben und glatt behauen, daß sie nothwendigerweise sehr scharfe Werkzeuge haben müssen. Die Seiten der Pfosten waren auf eine meisterhafte Art, doch nach ihrem seltsamen Geschmacke, der sich an schneckenförmigen Linien und verzerrten Gesichtern zu ergetzen scheint, ausgeschnitzt.

Nachdem ich einen hinlänglichen Vorrath von Holz und Wasser, auch eine Menge Selleri, der das beste Mittel wider den Scharbock ist, eingenommen hatte, so ließ ich die Anker lichten, und lief wieder in See.

Diese Bucht wird von den Eingebornen Tolaga genannt. An Lebensmitteln konnten wir hier weiter nichts, als Fische und süße Kartoffeln einhandeln. Was

wir sonst von den Eingebornen eintauschten, waren Kleinigkeiten, die wir bloß als Seltenheiten zu besitzen wünschten. Vierfüßige Thiere, außer kleinen Hunden und Ratzen, kamen uns gar nicht zu Gesicht. Die Hunde werden hier, wie auf Otaheite, gegessen, und mit den Fellen derselben verbrämen sie sich die Kleider, wie wir mit Marder- und Hermelinfellen.

Ich erkletterte viele Berge, in der Hoffnung, das Land übersehen zu können. Allein so oft ich einen Gipfel erreicht hatte, fand ich die Aussicht durch noch höhere Berge begrenzt, die in langen, unabsehlichen Reihen vor mir lagen. Die Gipfel dieser Berge sind mit nichts, als Farrenkraut, die Seiten hingegen mit Waldung und allerhand anderem Grün bewachsen, zwischen welchem kleine angebaute Felder liegen. In den Wäldern fanden wir mehr als zwanzig verschiedene Arten von Bäumen, unter welchen nicht eine einzige uns schon bekannte Art war. Von Pflanzen giebt es in diesem Lande eine unendliche Mannigfaltigkeit, und die Wälder sind voll verschiedener und ausnehmend schöner Vögel, die uns Allen gleichfalls völlig unbekannt waren.

Und hier scheint der schicklichste Ruhepunkt zu sein, wobei Verfasser und Leser die Erscheinung des sechsten Theils dieser Reisen, welcher die Fortsetzung liefern wird, am bequemsten abwarten können. Die Entdeckungen unsers Cook und die merkwürdigen Begebenheiten, die dabei vorfielen, werden von hieran immer gedrängter, größer und anziehender; und verdienen daher in dem folgenden Theile ununterbrochen bis zum Ende fortgeführt zu werden.

Sämmtliche

Kinder- und Jugendschriften

von

Joachim Heinrich Campe.

Vierte Gesammtausgabe der letzten Hand.

Zwei und zwanzigstes Bändchen.

Erste Sammlung merkwürdiger Reisebeschreibungen.

Sechster Theil.

Mit einer Karte.

In der Reihe die siebente Original-Auflage.

Braunschweig,
Verlag der Schulbuchhandlung.
1831.

Inhalt:

Cook's Reise um die Erdkugel.

Beschluß.

Erste Sammlung
merkwürdiger
Reisebeschreibungen
für die Jugend,

von

Joachim Heinrich Campe.

Sechster Theil.

Siebente verbesserte Ausgabe.

Mit Kupfern und Karten.

Braunschweig,
Verlag der Schulbuchhandlung.
1831.

Inhalt:

Cook's Reise um die Erdkugel.

Beschluß.

Vorrede.

Ich habe hier nur, auf Veranlassung eines Urtheils in der Allgemeinen Bibliothek, mit zwei Worten den Grund anzuzeigen, welcher mich bewog, die Hawkesworthschen Entdeckungsreisen, wovon die erste Cooksche in diesem Theile zu Ende geführt wird, lieber jetzt schon, als späterhin zu bearbeiten.

Die gegenwärtige Sammlung von Reisen hat, wie aus der Vorrede zum ersten Theile erhellt, den Zweck, den jungen Leser, ohne Beobachtung einer zeitfolgenden Ordnung, nach und nach in alle Weltgegenden und in alle bekannte Länder, nach Anleitung der besten Reisebeschreibungen, zu führen. Nun schien es mir schicklich und nützlich zu sein, bevor ich einzelne Länderbeschreibungen einrückte, dem jungen Leser, durch Vorlegung einer und der andern Reise um die Erdkugel, erst gewissermaßen eine Uebersicht des Ganzen zu geben. Die älteren sogenannten Reisen um die Welt konnte ich aber für meine übrigen Zwecke nicht sehr brauchbar finden, weil sie sammt und sonders für junge Leute weder sehr viel Anziehendes enthalten, noch reich an unterrichtenden Beobachtungen sind. Ich sah mich also genöthiget, mich, mit Vorbeigehung jener, zu der Hawkesworthschen Sammlung zu wenden.

Daß Herr Pabst die nämlichen Reisen schon für Kinder benützt hat, konnte mich nicht abhalten, sie für Jünglinge noch einmahl zu bearbeiten.

Wenn übrigens der Beurtheiler des dritten Theils dieser Sammlung in der Allgemeinen Bibliothek mir den Vorwurf macht, daß ich den genannten Schriftsteller verführt haben soll, seiner Entdeckung des fünften Welttheils diejenige Form zu geben, die ich meinem Robinson und der Entdeckung von Amerika gab, so ist dieser Vorwurf wol nicht in Ernst, sondern nur in Scherz gemeint. Ich habe nicht die Ehre, diesen Mann zu kennen, und als er sein Buch schreiben wollte, hat er mich nicht darüber zu Rathe gezogen. Hätte er dies gethan, so würde ich ihm zuverlässig gerathen haben, lieber in seiner eigenen Manier, als nach der eines Andern zu arbeiten, weil eine nachgeahmte Manier selten eine gute zu sein pflegt.

Braunschweig, im März
1789.

Der Herausgeber.

Beschluß der Beschreibung

einer

Reise um die Erdkugel,

angestellt

von dem Englischen

Schiffshauptmann Cook

und den Gelehrten

Banks und Solander,

in den Jahren 1768—1771.

Wir haben unsere Reisenden, beim Schlusse des fünften Theils, an der Küste eines Landes gelassen, welches zwar schon im Jahre 1642 entdeckt, aber doch bis auf die Zeit, da unser Cook es umschiffte, so gut als unbekannt geblieben war. Abel Jansen Tasmann, ein Holländischer Seefahrer, war der Erste, der es auffand. Dieser gab ihm den Namen Staatenland, allein es behielt denselben nicht; denn heutiges Tages wird es durchgängig Neuseeland genannt. Unter diesem Namen ist es denn auch auf unserer Karte angegeben worden.

Tasmann besuhr nur einen kleinen Theil der Küste dieses beträchtlichen Landes; nach ihm Keiner wieder. Unser Cook war der Erste, welcher es ganz umschiffte, und dabei fand, daß es aus zwei, durch eine Straße oder Meerenge getrennten Inseln besteht. Man schätzt den Umfang dieser beiden großen Inseln auf 800 Seemeilen.

Meine jungen Leser sehen also, daß es wol der Mühe werth ist, ein so beträchtliches neuentdecktes Land etwas genauer kennen zu lernen. Vermuthlich hat auch Das, was sie davon im fünften Theile dieser Reisebeschreibungen schon gelesen haben, ihre Neugierde nicht wenig gereizt. Ich will sie daher nicht länger aufhalten, sondern den unsterblichen Mann, dem wir diese,

wie so viele andere große Entdeckungen verdanken, in seiner unterbrochenen Erzählung sogleich fortfahren lassen. Cook redet — bedarf es mehr, um die ganze Aufmerksamkeit meiner jungen Leser zu erwecken und festzuhalten?

17.

Fahrt von Tolaga, einem Busen an der östlichen Küste von Neuseeland, nach der Merkuriusbucht an dem nämlichen Lande. Beschreibung merkwürdiger Vorfälle und Beobachtungen.

Es war am 30sten des Weinmonds 1769, als wir die Tolagabucht verließen, und längs der Küste hin von neuen nordwärts steuerten. Ich schmeichelte mir, daß das angefangene gute Vernehmen zwischen den Eingebornen und uns, und die Nachricht von unserer mehrmahls bewiesenen Liebe zum Frieden, bei aller Uebermacht, die wir in Händen hatten, sich durchs Land verbreiten und uns überall eine freundschaftliche Aufnahme verschaffen würde. Aber darin hatte ich mich geirrt. Es kam leider! — und ich darf sagen, ohne unsere Schuld — während dieser neuen Fahrt abermahls zu verschiedenen unangenehmen Auftritten zwischen den Indiern und uns, die, wie natürlich, allemahl zum Nachtheil der Erstern sich endigten. Ich übergehe verschiedene derselben, welche von geringerer Bedeutung waren, und erzähle dem jungen Leser nur folgende.

Eines frühen Morgens sahen wir eine Menge Kähne von der Küste stoßen und auf uns zu rudern. Wir zählten deren nicht weniger, als fünf und vierzig. Sieben

derselben kamen dicht zu uns heran; die darin befindlichen Leute unterhielten sich eine Weile mit unserm Tupia, und verkauften uns hierauf einige Muscheln und Meerkrebse. Diese Indier waren ziemlich ehrlich im Handel. Nach ihnen kamen andere von einer andern Gegend her, und verlangten gleichfalls Verkehr mit uns zu treiben. Es geschah, und sie betrugen sich anfänglich gleich jenen. Es währte aber nicht lange, so fingen sie an, Dasjenige, was ihnen hinabgereicht wurde, zu nehmen, ohne die dafür bedungene Waare dagegen heraufreichen zu wollen. Anfangs hatten wir mit ihrer Schalkheit Nachsicht, und ließen es so hingehn; da aber Einer von ihnen, den wir darüber bedroheten, uns nur mit einem Gelächter antwortete, indem er zu gleicher Zeit sich mit der genommenen Sache davon machen wollte, so feuerten wir eine Kugel über seinem Kopfe hin, um ihm zu erkennen zu geben, daß es nur bei uns stehe, ihn dafür zu züchtigen, wenn wir wollten. Dies hatte die gehoffte Wirkung; er kehrte ernsthafter zurück, und der Handel wurde nun von neuen angefangen und sehr ordentlich fortgesetzt.

Nachdem die sämmtlichen Offiziere, nebst unsern Herren Reisegefährten, einen hinlänglichen Vorrath von Fischen eingekauft hatten, so wurde auch dem gemeinen Schiffsvolk erlaubt, an die Schiffsleiter zu kommen, und für sich selber Handel zu treiben. Zum Unglück wurde von nun an nicht mehr eben so viel Sorgfalt angewandt, um Betrügereien vorzubeugen; und dies reizte die Indier, sich noch größere Freiheiten herauszunehmen, als zuvor. Unter andern hatte einer von ihren Kähnen seine ganze Ladung verkauft, und wollte eben wegrudern, als die darin befindlichen Leute an der Seite des Schiffs ein Stück Leinwand hangen sahen,

welches die Unsrigen daselbst zum Trocknen angebunden hatten. Einer von ihnen knüpfte es hierauf ohne Umstände los, packte es ein, und ruderte mit seiner Gesellschaft davon. Man ermangelte nicht, ihm zuzurufen, und das Entwandte zurückzufodern; allein umsonst! Der Kerl beantwortete unsere Drohungen mit einem Hohngelächter. Man feuerte hierauf eine Kugel über seinem Kopfe hin; allein auch dieses achtete er so wenig, daß er nicht einmahl das Lachen darüber einstellte. Dies schien nun, um der Folge willen, eine Ahndung zu verdienen. Man feuerte also mit Schrot auf ihn, und etliche Körner fuhren ihm in den Rücken. Als der Schuß ihn traf, schauderte er zwar ein wenig; allein er machte sich doch so wenig daraus, als etwa einer unserer Leute einen Hieb mit einer Ruthe geachtet haben würde, und fuhr ganz gemächlich und gelassen fort, die gestohlene Leinwand einzupacken.

Dieser Vorfall bewog indeß die übrigen Indier, sich mit ihren Kähnen bis auf 300 Fuß weit hinter das Schiff zurückzuziehn. Hier stimmten sie denn insgesammt ihr Ausfoderungslied an, und fuhren damit eine gute Zeit lang fort. Dabei blieb es aber auch; denn uns wirklich anzugreifen, mochte ihnen doch nicht rathsam scheinen. Damit aber ihr Trotzbieten, wenn es gänzlich unerwiedert bliebe, sie oder Andere nicht noch verwegener machen möchte, und damit ich ihnen zugleich zeigte, in welcher Weite wir sie mit unsern Waffen noch erreichen könnten, ließ ich das Schiff ein wenig wenden, und feuerte in einer Entfernung von ungefähr zwölfhundert Fuß eine vierpfündige Kugel dergestalt ab, daß sie neben ihnen vorbeifahren mußte. Sie strich über die Oberfläche des Wassers hin, und fuhr verschiedenemahl, weit jenseits der Kähne, wieder in die Luft

empor. Dieser Anblick jagte ihnen einen solchen Schrecken ein, daß sie davon ruderten, ohne sich auch nur einmahl umzusehn.

In der darauf folgenden Nacht nahm die Tiefe des Meeres plötzlich von 17 bis zu 10 Klafter ab. Ich ließ daher schleunig umwenden, und wartete, bevor wir weiter segelten, den Anbruch des Tages ab. Und wohl bekam uns diese Vorsicht! Denn als wir am Morgen wieder unter Segel gegangen waren, erblickten wir verschiedene Klippen vor uns, deren einige bis an die Oberfläche des Wassers reichten, andere aber unter derselben verborgen lagen. Jetzt, da wir die Gefahr sehen und vermeiden konnten, liefen wir glücklich durch sie hin; in der Finsterniß der Nacht würden sie uns wahrscheinlich den Untergang zugezogen haben.

An ebendiesem Morgen sahen wir, längs der ganzen Küste hin, viele Kähne, deren einige uns einzuholen versuchten. Allein nur ein einziger, welcher Segel führte, konnte seine Absicht erreichen. In diesem erblickten wir unter Andern einen Indischen Eisenfresser, dessen Bekanntschaft wir schon bei einer andern Gelegenheit, da er mit Steinen nach uns warf, zu machen die Ehre gehabt hatten. Er und seine Gefährten ließen sich, gerade so wie sie es damahls auch machten, erst wieder in ein Gespräch mit dem Tupia ein. Wir erwarteten daher, zu seiner Zeit wieder auf die nämliche Weise von ihnen begrüßt zu werden, wovor wir uns aber weiter nicht bange sein ließen, da es höchstens nur den Fenstern der Kajüte gefährlich sein konnte. Wie erwartet, so geschehen! Denn nachdem diese rüstigen Herren ungefähr eine Stunde lang sich mit uns unterhalten, und sich dabei sehr friedfertig betragen hatten, so erfolgte endlich der erwartete Gruß, welches

wir unserer Seits, bloß um sie zu schrecken, durch Abfeurung einer Flinte erwiederten. Sie verließen uns hierauf, jedoch, wie es schien, etwas stolz und vergnügt darüber, daß sie durch einen zweimahl gewagten Angriff eines Schiffs, welches ihrem eigenen so sehr überlegen war, eine Probe ihres Heldenmuths abgelegt hatten. Die armen Wichte! Wie leicht wäre es uns gewesen, sie dafür mit dem Leben büßen zu lassen, wenn unsere Achtung für die Menschheit sie nicht mehr, als ihr Heldenthum geschützt hätte!

Indem wir weiter fuhren, kamen wir in eine Gegend, wo die Küste flacher, das Land eben, frei von Gehölz und voll angebauter Felder und Dörfer war. Die Dörfer waren größer, als wir sie bisher gesehen hatten, gemeiniglich auf Anhöhen, nahe am Meere erbaut, und nach der Landseite hin mit einem Walle und Graben befestigt, innerhalb dessen noch eine Reihe von Schanzpfählen stand, die rings herum lief. Jetzt war es einleuchtend, daß die verzäunten Plätze, die wir schon vorher auf vielen Anhöhen bemerkt hatten, eben dergleichen befestigte Wohnplätze gewesen sein mußten, und wir schlossen daraus, daß diese Leute in beständiger Fehde mit einander leben, weil sie es durchgängig nöthig fanden, den Ort ihres Aufenthalts zu einer Festung zu machen. Man muß Gefahren und Tod so wenig achten, als diese Menschen es thun, um in einem solchen Lande auch nur einen Augenblick ruhig und zufrieden leben zu können.

Am folgenden Tage kamen drei Kähne vom Lande her, und in demselben ein und zwanzig Indier zu uns. Der Bau ihrer Kähne war einfacher, als wir solchen bisher gesehen hatten. Sie bestanden bloß aus einem einzigen Baume, der durch Hülfe des Feuers ausge-

höhlt war. Uebrigens waren weder Zierrathen noch Bequemlichkeiten daran befindlich. Die Leute, die an Bord derselben waren, gingen fast ganz nackt, und schienen bräunlicher, als die Uebrigen zu sein. Allein so nackt und elend sie auch waren, so stimmten sie doch ihr Kriegslied an, und thaten so grimmig dabei, als ob unser Untergang jetzt unvermeidlich dasein solle. Sie blieben indeß noch eine Zeit lang weiter, als einen Steinwurf, von uns entfernt; endlich kamen sie näher, aber zu eben der Zeit ließ auch ihr Drohen nach. Als hierauf einer unserer Leute an die Schiffsseite ging, um ihnen ein Tau hinabzureichen, woran sie, wenn sie wollten, zu uns heraufsteigen möchten, so erwiederten sie seine höfliche Einladung auf gut seeländisch dadurch, daß sie eine Lanze nach ihm warfen. Zum Glück verfehlte sie ihren Gegenstand. Hiemit noch nicht zufrieden, warfen sie eine zweite herauf, und nöthigten uns dadurch, um anderweitige Unannehmlichkeiten zu verhüten, sie durch einen Flintenschuß zu erschrecken. Dieser hatte die gehoffte Wirkung; unsere Braven verließen uns, und wurden nicht wieder gesehn.

Gegen Abend erreichten wir eine Bucht, liefen in dieselbe ein, und legten uns allda vor Anker. Ich nannte sie in der Folge die Merkuriusbucht; und unter diesem Namen wird der junge Leser sie auf unserer Karte finden.

Wir waren alsobald mit vielen Kähnen umringt, deren Besitzer jenen, die wir zuletzt gesehn hatten, in Allem ähnlich waren. Aber diese führten sich eine Zeit lang sehr bescheiden und friedlich auf. Als sie um uns herruderten, schoß einer der Unsrigen einen Vogel, der auf dem Wasser schwamm; wir vermutheten, daß dieser Vorfall sie stutzig machen würde, aber nein! Sie lang-

ten vielmehr den Vogel, ohne viel Verwunderung zu äussern, aus dem Wasser, und banden ihn an eine Angelschnur, die am Hintertheil unseres Schiffes hing, damit wir ihn heraufziehen möchten. Diese Dienstfertigkeit foderte uns zur Dankbarkeit auf; wir reichten ihnen daher ein Stück Tuch zum Geschenk hinunter.

Allein es zeigte sich bald, daß weder die Wirkung unsers Schießgewehrs, noch die Erwiederung ihrer Höflichkeit viel zu unserm Besten gefruchtet hatten. Denn sobald es finster wurde, stimmten sie, mir nichts dir nichts, ihren Kriegsgesang an, und versuchten hierauf, den Ankerboy*) fortzuschleppen. Warum es hiezu erst eines Ausfoderungsliedes bedurfte, vermag ich nicht mit Zuversicht zu bestimmen. Ist es ihnen etwa durch lange Gewohnheit zum Bedürfniß geworden, sich zu jeder Handlung, welche einige Herzhaftigkeit erfodert, vorher erst Muth einzusingen? Oder halten sie es für unedel, gegen Leute, mit welchen sie bis dahin in Friede und Freundschaft lebten, irgend etwas Feindseliges vorzunehmen, ohne sie erst gewissermaßen zu warnen, ihnen wenigstens erst den Frieden und die Freundschaft durch den Kriegsgesang aufzukündigen? In diesem Falle legten diese rohen Indier dadurch eine Denkart an den Tag, welche viele der feinsten Europäer beschämen würde. Denn wie oft fügt es sich nicht bei uns, daß man uns Freundschaft und Achtung ins Gesicht lügt, und hinterrücks entweder unsern guten Namen mordet, oder Meucheleien anzettelt, um an unserm Unglück zu arbeiten!

*) Ein Stück Holz, welches an dem Orte, wo der Anker im Grunde liegt, auf der Oberfläche des Wassers schwimmt, um die Lage desselben zu bezeichnen.

Wir griffen, um sie von ihrem Vorhaben abzuschrecken, zu unserm gewöhnlichen Mittel, d. i. wir feuerten ein paar Flinten ab, ohne ihnen Schaden zu thun. Allein diesmahl brachte dieses Mittel eine ganz verkehrte Wirkung hervor. Es schien sie mehr zum Zorn zu reizen, als in Furcht zu setzen. Zwar ruderten sie von dannen, aber mit der Drohung, daß sie morgen wiederkommen und uns Alle umbringen wollten. Sie schickten zugleich einen Kahn nach einer andern Gegend aus, um, wie sie sagten, Verstärkung zu holen, damit sie ihre Drohungen desto gewisser wahr machen könnten.

Die Freimüthigkeit, womit sie uns dies vorher sagten, schien etwas Großmüthiges und Herzhaftes zu verrathen. Allein es thut mir Leid, hinzufügen zu müssen, daß ihr nachheriges Betragen der guten Meinung, die sie uns dadurch von sich eingeflößt hatten, schlecht antwortete. Denn als es völlig Nacht geworden war, suchten sie uns, die, ihrem Bedünken nach, im tiefen Schlafe lagen, heimlich zu überraschen. Sie näherten sich daher dem Schiffe; fanden uns aber wider Vermuthen wach, und hielten es daher für's Beste, ohne einen Laut von sich zu geben, wieder umzukehren, und unser Einschlafen abzuwarten. Allein auch diesmahl schlug ihre Erwartung fehl. Denn als sie nach einiger Zeit zum zweiten Mahle kamen, fanden sie uns noch immer munter, und zogen sich eben so leise, als vorher, zurück.

Nunmehr warteten sie den Morgen ab, um mit offenbarer Gewalt durchzusetzen, was sie verstohlner und arglistiger Weise auszurichten vergeblich versucht hatten. Sobald es daher Tag geworden war, kamen nicht weniger als zwölf Kähne heran, in welchen wir ungefähr 150 Mann zählten, alle mit Piken, Lanzen und

Steinen bewaffnet. Tupia erhielt Befehl, ehe sie völlig herangekommen waren, ihnen Vorstellungen zu machen, und es erfolgte hierauf zwischen ihm und ihnen eine Unterredung, wobei sie sich bald freundlich, bald wieder feindselig anstellten. Endlich bequemten sie sich, statt uns anzugreifen, Handel mit uns zu treiben. Wir erboten uns, ihnen ihre Waffen abzukaufen; Einige ließen uns hierauf die ihrigen wirklich ab.

Bei den zwei ersten Gewehren, die sie uns verkauften, ging Alles ganz ehrlich zu; als sie aber den bedungenen Preis für ein drittes empfangen hatten, weigerten sie sich, dasselbe heraufzureichen, und boten es von neuen feil. Unsere Nachsicht hielt diese Probe aus; wir bezahlten es von neuen, und reichten ihnen den bedungenen Gegenwerth zum zweiten Mahle hinab. Aber das Gewehr kam noch immer nicht, und sie waren unverschämt genug, die Bezahlung dafür zum dritten Mahle zu verlangen. Das hieß nun die Unbescheidenheit und Ungerechtigkeit weiter treiben, als wir leiden durften. Wir begleiteten daher unsere abschlägige Antwort mit einigen Aeußerungen unsers Unwillens und fügten Drohungen hinzu; allein was half's? Der Betrüger lachte uns aus, und ruderte mit allerhand spaßhaften Zeichen der Verachtung und des Trotzes einige Klafter weit vom Schiffe weg. Weil ich mir nun vorgenommen hatte, fünf bis sechs Tage lang in dieser Bucht zu verweilen, um eine mir wichtige Beobachtung am Himmel anzustellen, so glaubte ich, zur Verhütung künftigen Unheils, in der Nothwendigkeit zu sein, diese Leute bei gegenwärtiger Gelegenheit zu überzeugen, daß wir uns nicht ungestraft mißhandeln ließen. Man feuerte daher einige Sch otkörner auf den Dieb, und eine Flintenkugel durch den Boden seines Boots. Alles,

was hierauf erfolgte, war, daß der Verwundete ungefähr 300 Fuß weiter von uns wegruderte.

Was uns hierbei außerordentlich befremdete, war, daß die Leute in den andern Kähnen sich um ihren verwundeten Landsmann im geringsten nicht bekümmerten, ungeachtet derselbe sehr stark blutete, sondern, als ob nichts geschehen wäre, ans Schiff zurückkehrten, und den angefangenen Handel mit der äußersten Gleichgültigkeit fortsetzten. Man sieht hieraus, wie schwach bei diesen ungebildeten Menschen das Gefühl der Theilnahme und der Freundschaft wirken muß!

Sie verkauften uns jetzt noch viele von ihren Gewehren, ohne daß sie eine geraume Zeit lang den geringsten Betrug dabei versuchten. Zuletzt aber gefiel es Einem von ihnen, mit zwei Stücken Tuchs davon zu rudern, ohne das Gewehr, für welches sie ihm waren hinabgereicht worden, auszuliefern. Es wurde ihm eine Flintenkugel nachgefeuert, die aber zum Glück nur den Kahn und zwar hart an der Oberfläche des Wassers traf, so daß sie durch beide Seiten desselben Löcher bohrte. Dies brachte ihn zwar zur Flucht, aber nicht auf ehrlichere Gedanken. Denn er ruderte aufs eiligste fort, und die übrigen Kähne folgten ihm eben so schleunig nach. Zum Beweise unserer Uebermacht über sie, feuerten wir noch eine Kanonenkugel über ihre Köpfe hin.

Am folgenden Morgen kamen die Eingebornen wiederum gegen das Schiff her, und wir sahen zu unserm großen Vergnügen, daß ihr nunmehriges Betragen von ihrem gestrigen gar sehr verschieden war. Es befand sich ein Greis unter ihnen, dessen Klugheit und Ehrlichkeit uns schon zuvor besonders in die Augen gefallen war. Er hieß Tojava, und schien eine Standesperson zu sein. Schon bei dem Verkehr, den wir am

Vormittage des gestrigen Tages mit seinen Landsleuten trieben, hatte er sich sehr vernünftig und wohlanständig aufgeführt; er war die ganze Zeit über in einem kleinen Kahne nahe am Schiffe geblieben, und hatte unsere Leute allezeit so behandelt, als wenn er sie weder betrügen wolle, noch von ihnen gefährdet zu werden besorge. Wir ersuchten ihn daher heute, an Bord zu kommen, und nach einigem Zureden nahm er unsere Einladung an. Einer seiner Gefährten begleitete ihn. Sie folgten mir in die Kajüte hinab, wo ich Jedem von ihnen ein Stück Englisches Tuch und einige große Nägel schenkte. Sie gaben uns zu erkennen, daß ihre Landsleute sich vor uns fürchteten; wir versicherten sie aber unserer Freundschaft, wofern sie sich nur friedfertig aufführen wollten, und daß wir weiter nichts von ihnen verlangten, als daß sie einen ehrlichen Handel mit uns treiben möchten.

Unser Umgang mit den Eingebornen war von nun an wieder friedlich und freundschaftlich. Bald besuchten wir sie am Lande, bald kamen sie in ihren Kähnen an unser Schiff. Der Handel zwischen ihnen und uns, der nun auch ganz ordentlich von Statten ging, betraf vorzüglich Fische, die sie uns in erstaunlicher Menge zuführten, und die wir zum Theil einsalzten. Die Herren Banks und Solander lagen unterdeß ihrem Geschäfte am Lande fleißig ob, und sammelten eine Menge ganz unbekannter Pflanzen ein. Bei ihren Streifereien hatten sie auch Gelegenheit, ein Nachtlager der Eingebornen zu beobachten. Die Bedeckung, worunter sie schliefen, war ein wenig Strauchwerk. Die Weiber und Kinder legten sich am weitesten vom Meere, landeinwärts, auf dem Boden nieder; die Männer aber lagerten sich in einem Halbkreise um sie her, und hat-

ten ihre Waffen an die nächsten Bäume dergestalt angelehnt, daß man bemerken konnte, sie mußten einen Ueberfall von irgend einem benachbarten Feinde besorgen. Welch ein Leben, immer im Kriege begriffen, nie sicher zu sein!

Eines Tages, da ich selbst mit verschiedenen unserer Reisegefährten ans Land gegangen war, und den Oberbefehl an Bord meinem zweiten Lieutenant, Herrn Gore, übergeben hatte, wurden wir nach einiger Zeit durch einen Kanonenschuß erschreckt, der auf dem Schiffe fiel. Der Bericht, der mir darüber abgestattet wurde, lautete folgendermaßen:

»Während der Zeit, daß einige Kähne mit dem Schiffsvolk Handel trieben, kamen zwei sehr große und stark bemannte Fahrzeuge heran. Das eine derselben führte 44 Mann, alle mit Spießen, Wurfpfeilen und Steinen bewaffnet, und, wie man ihnen ansehen konnte, nicht von den friedlichsten Absichten beseelt. Sie schienen aus einer fernen Gegend hergekommen zu sein, und von der Ueberlegenheit unserer Waffen noch keinen Begriff zu haben. Da indeß die übrigen Indier, mit welchen sie sich in ein Gespräch einließen, ihnen das Verständniß darüber mochten geöffnet haben, so wagten sie es nicht, uns anzugreifen. Endlich ließen sie sich gefallen, Handlung mit uns zu treiben. Einige boten ihre Waffen und Einer ein viereckiges Stück Tuch feil, das einen Theil ihrer Kleidung ausmacht und Haahow genannt wird. Herr Gore bekam zu diesem Lust; der Handel war bald geschlossen, und der Gegenwerth, der in einem Stücke Englischen Tuchs bestand, wurde hinabgereicht. Allein der Indier hatte dieses nicht sobald empfangen, als er sich weigerte, sein eigenes dagegen auszuliefern, und seinen Kahn

vom Schiffe abstieß. Als man ihm dieses Betruges wegen drohete, so fing er an, das Kriegslied zu singen. Seine Gefährten stimmten mit ein, und Alle schüttelten drohend ihre Ruder. Dies schien eine Ausfoderung für Herrn Gore zu sein, sich Recht zu verschaffen, wenn er könne. Er nahm daher leider! die Ausfoderung an, richtete eine mit einer Kugel geladene Flinte auf den Betrüger, und — schoß ihn auf der Stelle todt. Als der Indier fiel, ergriffen alle übrigen Kähne die Flucht. Da sie aber sich nur bis auf eine gewisse Weite entfernten, und man daher besorgte, daß sie noch mit feindseligen Anschlägen schwanger gehen möchten, so brannte man, um sie vollends wegzuscheuchen, und dem Boote, welches ans Land geschickt werden sollte, Sicherheit zu verschaffen, eine Kanone ab, die denn auch ihre Wirkung that.«

Als die Nachricht von diesem unangenehmen Vorfalle ans Land gebracht wurde, erschraken die Indier, welche um uns waren, und zogen sich Alle in einen Haufen zusammen. Nachdem wir ihnen aber die Veranlassung desselben erklärt hatten, kamen sie wieder zu uns, billigten unser Verfahren, und gaben zu verstehn, daß dem Manne, welcher getödtet worden war, ganz recht geschehen sei.

Gegen Abend wohnten wir einer Abendmahlzeit der Indier bei, die aus verschiedenen Fischen, auch Seekrebsen und Vögeln bestand, die sie theils an einem Stecken gebraten, theils auf Otaheitisch in einem heißgemachten Loche gebacken hatten.

Bei dieser Gelegenheit sahen wir auch eine Frauensperson, die den Tod eines Anverwandten nach hiesiger Mode betrauerte. Sie saß unter den Andern auf dem Boden, allein Niemand von der ganzen Ge-

sellschaft, einen einzigen Mann ausgenommen, schien sich um sie zu bekümmern. Die Thränen liefen ihr unaufhörlich über die Wangen, und sie wiederholte in einem leisen, aber sehr traurigen Tone, gewisse Worte, die selbst Tupia nicht verstand. Am Schlusse eines jeden Spruchs zerfetzte sie sich die Arme, das Gesicht oder die Brust mit einer scharfen Muschelschale, die sie in der Hand hielt. Sie trieb dieses so arg, daß sie fast ganz mit Blut bedeckt war, und in der That den mitleidswürdigsten Anblick gewährte, den man nur ersinnen kann. Und doch schienen die Schnitte, die sie sich machte, noch nicht so tief zu gehen, als sie bei Einigen ihrer Landsleute gegangen sein mußten, wie man aus den Narben schließen konnte, die auf ihren Armen, Schenkeln, Wangen und Brüsten zu sehen waren, und wovon man uns sagte, daß sie Ueberbleibsel solcher Wunden wären, die sie, um ihre Liebe und Betrübniß zu bezeugen, sich selber beigebracht hätten.

18.

Fernerer Aufenthalt in der Merkuriusbucht. Abreise von da nach der Inselbucht an der nämlichen Küste.

Da wir an der nördlichen Seite der Bucht zwei befestigte Dörfer wahrnahmen, so beschlossen wir, diese in nähern Augenschein zu nehmen. Ich ruderte daher, von meinen Herren Reisegefährten begleitet, der Gegend zu, und wir landeten bei dem kleinsten derselben, dessen Lage so schön und anmuthig war, daß die fruchtbarste Einbildungskraft keine schönere erdenken kann. Es war auf einem kleinen Felsen gebaut, der vom festen Lande abgesondert, und zur Flutzeit mit Wasser ganz umgeben war. In der Masse dieses Felsens, un-

ter dem daran ruhenden befestigten Orte, war ein großes, ganz durchgehendes Loch, welches die Figur eines Bogens, gleich dem gewölbten Joche einer steinernen Brücke, vorstellte. Die innere Wölbung dieses Bogens war etwa 60 Fuß über der See erhaben, welche zur Flutzeit durch den untern Theil desselben hindurchfloß. Der Raum über dem Bogen war der befestigte Wohnort der Besitzer dieses Felsens. Er bestand aus fünf bis sechs Wohnungen, und war rundherum mit einem Pfahlwerk eingezäunt. Der einzige Zugang war ein sehr schmaler und steiler Pfad, auf dem die Einwohner bei unserer Annäherung herabkamen und uns einluden, ihre kleine Festung zu besuchen. Wir mußten dies verbitten, weil wir in Begriff standen, die andere, weit beträchtlichere Feste zu besuchen, welche noch ungefähr eine Englische Meile weit von dannen lag. Indeß machten wir doch, zur Erwiederung ihrer Höflichkeit, den Frauenzimmern einige Geschenke.

Auf dem Wege nach dem andern befestigten Orte bemerkten wir, daß die Bewohner desselben, Männer, Weiber und Kinder, ungefähr hundert an der Zahl, uns entgegenkamen. Als sie sich so weit genähert hatten, daß wir einander verstehen konnten, winkten sie uns mit den Händen, und riefen aus: Horomai! Alsdann setzten sie sich zwischen den Gebüschen am Strande nieder, und erwarteten in dieser Stellung unsere Ankunft. Diese Feierlichkeit soll, wie man uns versicherte, das echteste Zeichen freundschaftlicher Gesinnungen bei ihnen sein.

Wir gingen also an den Ort, wo sie saßen, machten ihnen kleine Geschenke, und baten sie um Erlaubniß, ihr Hippäh, d. i. ihren befestigten Ort, zu be-

suchen. Sie bewilligten solches mit vergnügter Miene, und führten uns sogleich dahin.

Der Ort liegt auf einem hohen Vorgebirge, welches in die See hinausläuft. Zwei Seiten desselben werden von der See benetzt, und an diesen ist das Hippäh ganz unzugänglich. Die beiden andern Seiten liegen gegen das Land hin, und sind wohlbefestigt. Das Ganze ist mit einem ungefähr zehn Fuß hohen Pfahlwerke umgeben. Die schwache Seite, die gegen das Land zu liegt, wird noch außerdem durch zwei besondere Gräben beschützt, wovon der innere eine Erderhöhung hat, und mit einer Reihe von Schanzpfählen verstärkt ist. Die Tiefe des Grabens, von unten an bis hinauf zu dem Gipfel der Erderhöhung, beträgt 24 Fuß. Hart innerhalb der innern Pfahlreihe steht ein 20 Fuß hohes, 40 Fuß langes und 6 Fuß breites Gerüst. Dieses ruhet auf starken Pfosten, und ist zum Standplatze für die Vertheidiger der Festung bestimmt, wo sie die Belagerer mit Wurfspießen und Steinen empfangen, dergleichen ganze Haufen daselbst in Bereitschaft lagen. Ein anderes solches Gerüst übersieht den steilen Zugang vom Strande her, und steht gleichfalls innerhalb der Schanzpfähle. Der von den Pfählen, dem Walle und Graben eingeschlossene Raum, wo die Wohnungen der Leute sind, ist keine Ebene, sondern erhebt sich bühnenmäßig durch Erdstufen. Jede mit Wohnungen besetzte Erdstufe ist von neuen mit Schanzpfählen eingeschlossen; doch hangen alle durch enge Gäßchen zusammen, vermittelst welcher man von einer Stufe auf die andere kommt. Diese Gäßchen können indeß, sobald die Nothdurft es erfodert, sogleich gesperrt werden. Sollte also auch der Feind die äußern Schanzpfähle wirklich schon erstiegen haben, so können

doch selbst dann noch alle die innern Abtheilungen, eine nach der andern, hartnäckig vertheidigt werden, und der Belagerer muß noch manchen Sturm wagen, ehe er Meister von dem ganzen Platze werden kann.

Es giebt nur einen einzigen Eingang in diese Burg. Dieser besteht aus einem engen, ungefähr 12 Fuß langen Wege, der mit dem steilen Pfade vom Strande herauf zusammenhängt. Er geht unter einem von den Streitgerüsten durch, und kann nicht nur versperrt, sondern auch von den auf dem Gerüste befindlichen Streitern dergestalt vertheidiget werden, daß es eine sehr schwere und gefährliche Unternehmung sein würde, durch denselben einzudringen. Ueberhaupt kann man dieses Städtchen für einen sehr festen Platz ansehen, in welchem eine kleine Anzahl herzhafter Leute sich wider alle die Macht wehren kann, die ein Volk, das keine andere, als die hier zu Lande üblichen Waffen hat, bei der Belagerung nur immer anzuwenden vermag. Auf diesen Fall schien es auch mit allen Nothwendigkeiten, das Wasser ausgenommen, wohl versehen zu sein. Wir sahen eine große Menge Farrenkrautwurzeln, die sie statt des Brots essen, und gedörrte Fische in Haufen liegen; wir konnten aber nicht ausfindig machen, ob sie, außer einem Bache, der hart am Fuße des Berges hinläuft, irgendwo noch näher frisches Wasser hätten, oder ob es Zugänge gab, vermittelst deren sie während einer Belagerung das Wasser aus dem obgedachten Bache holen könnten. Irgend ein Hülfsmittel für dieses Bedürfniß müssen sie unfehlbar haben; denn was hülfen ihnen sonst ihre Vorräthe von gedörrten Lebensmitteln, da man von diesen allein doch unmöglich leben kann?

Da wir Verlangen bezeigten, ihre Art des Angrif-

fes und der Vertheidigung zu sehn, so stieg Einer von den jungen Leuten auf das Streitgerüst, und ein Anderer, welcher den Feind vorstellen wollte, in den Graben. Beide stimmten ihren Kriegsgesang an, und tanzten mit eben so schrecklichen Geberden, als sie bei ernsthaften Gelegenheiten anzunehmen pflegen, um sich erst in einen gewissen Grad von Wuth hineinzuarbeiten. Dies ist unter allen ungesitteten Völkern eine nothwendige Vorbereitung zum Gefecht; denn eine kaltblütige Herzhaftigkeit scheint nur das Vorrecht gebildeter Menschen zu sein.

Als wir mit der Besichtigung der Festung und der Gegend umher fertig waren, und die beiden Böte mit Selleri, den wir hier in großer Menge am Strahde fanden, beladen hatten, kehrten wir von unserer Lustreise zurück, und langten gegen Abend wieder am Bord des Schiffs an.

Wir verweilten hierauf in dieser Bucht noch drei Tage; dann ließ ich die Anker lichten, um unsere Fahrt längs der Küste hin gegen Norden fortzusetzen.

Beim Absegeln erhielten wir noch einen Besuch von unserm Freunde Tojava. Der arme Mann klagte uns, daß er, sobald wir fort sein würden, in sein Hippäh flüchten müsse, weil die Anverwandten des Mannes, den Herr Gore erschossen, ihm gedroht hätten, den Tod ihres Freundes an ihm zu rächen, indem sie ihm aus seiner Freundschaft gegen uns ein Verbrechen machten. Dies that uns leid; aber wir konnten weiter nichts dabei thun, als den guten Mann bedauern.

Widrige Winde zwangen mich, zweimahl vier und

zwanzig Stunden lang zu kreuzen *), wobei wir denn natürlicher Weise nur langsam vorwärts kamen. Am dritten Tage erreichten wir ein Vorgebirge, auf welchem wir viele Leute erblickten, die in einer ernstlichen Unterredung begriffen waren, auf unser Schiff aber nur wenig zu achten schienen. Eine halbe Stunde danach sahen wir von verschiedenen andern Stellen her Kähne in See gehen, und gegen uns anrudern. Sobald die Leute auf dem Vorgebirge dieses ebenfalls bemerkten, stießen auch sie einen Kahn ins Wasser, stiegen, ungefähr zwanzig an der Zahl, hinein, und vereinigten sich mit den Uebrigen.

Zwei dieser Kähne, welche ungefähr 60 Mann an Bord hatten, näherten sich uns mehr, als die übrigen, und stimmten hierauf ihr Kriegslied an. Allein da sie sahen, daß wir uns wenig darum bekümmerten, so warfen sie einige Steine nach uns, und kehrten wieder um. Wir hofften, sie würden es bei dieser Begrüßung bewenden lassen; aber wir irrten uns. Sie kamen vielmehr nach einer Weile zurück, und schienen nach reifer Ueberlegung entschlossen zu sein, uns noch stärker zum Gefecht zu reizen. Man sieht, daß das Hadern und Fechten diesen verwilderten Menschen eben so zur Gewohnheit und zur andern Natur geworden ist, als den rohen und ungesitteten Buben auf unsern hohen und iedern Schulen das Balgen und Raufen. Beide sind zu jeder Zeit dazu aufgelegt, selbst wenn ihnen nicht

*) Wenn der Wind den Schiffern zuwider ist, so legen sie das Schiff durch Hülfe der Segel etwas auf die Seite, und segeln hierauf wechselsweise rechts und links, wobei sie denn doch immer etwas vorwärts kommen, nur daß es damit sehr langsam von Statten geht. Dies nennt man laviren, auf Deutsch, kreuzen.

die mindeste Ursache dazu gegeben wird; aber Beide ziehen sich dadurch auch die Verachtung aller gesitteten Menschen in gleichem Grade zu. — Da unsere Helden uns jetzt, unter Anstimmung ihres Kriegsgesanges, so nahe gekommen waren, daß man sie mit der Stimme abreichen konnte, so ging unser Tupia, ohne daß wir es ihm geheißen hatten, an das Hintertheil des Schiffs, und fing an, ihnen Vorstellungen zu machen. Er sagte ihnen, daß wir Waffen hätten, womit wir sie in einem Augenblicke tödten könnten, und daß wir, wofern sie es wagten, uns anzugreifen, genöthigt sein würden, dieselben gegen sie zu gebrauchen. Auf diese Anrede schwenkten sie drohend ihre Waffen und riefen uns zu: »Kommt ans Land, und wir wollen euch Alle tödten!« — »Gut,» sagte Tupia,« aber warum wollt ihr uns beschwerlich fallen, so lange wir in See sind? Da wir nicht zu fechten wünschen, so werden wir eure Ausfoderung, ans Land zu kommen, nicht annehmen; hier aber auf dem Wasser Händel mit uns anzufangen, dazu habt ihr doch gar keinen Vorwand, weil ihr weder Herren des Meeres, noch unsers Schiffes seid.« Da wir unserm Freunde zu dieser vernünftigen Vorstellung nicht die geringste Anleitung gegeben hatten, so wunderten wir uns ausnehmend über diese Probe seiner Beredsamkeit; bei unsern Feinden aber galt sie nicht viel, denn sie fingen unmittelbar darauf an, wie zuvor, mit Steinen nach uns zu werfen. Um ihre fernern Zudringlichkeiten abzuwehren, feuerten wir eine Flintenkugel durch eins von ihren Böten; und dies war genug, um sie zu bewegen, dahinten zu bleiben und von uns abzulassen.

Am folgenden Tage erreichten wir abermahls eine Bucht, in welche ein Strom sich ergießt, der uns die

Breite der Themse bei Greenwich zu haben schien. Aus diesem Grunde legten wir ihm auch den Namen Themse bei, und warfen die Anker aus, um die Gegend umher ein wenig genauer zu untersuchen.

Nachmittags fuhren wir in den Böten den Strom hinauf. An dem Ufer desselben fanden wir ein Indisches Städtchen, das auf einem kleinen dürren Sandhügel erbaut und ringsherum mit einem tiefen Sumpfe umgeben war. Dieser diente dem Orte zur Befestigung, und war vermuthlich der Grund gewesen, der die Einwohner bewogen hatte, sich allda anzubauen.

Sobald uns die Bewohner des Städtchens zu Gesicht bekamen, drängten sie sich ans Ufer, und luden uns ein, ans Land zu kommen. Wir nahmen ihre Einladung gern an, und statteten ihnen, des Sumpfes ungeachtet, einen Besuch ab. Sie empfingen uns mit offenen Armen, weil unser alter Freund Tojava ihnen viel Gutes von uns gesagt hatte. Wir lernten hieraus, daß auch hier, wie überall, das gute Gerücht eine Sache von großem Nutzen ist. Es pflanzt sich auf eine oft unbegreifliche und bewundernswürdige Weise fort, bahnt uns überall den Weg zu den Herzen der Menschen, und macht sie geneigt, uns zu dienen und zu helfen, so sehr sie können. Junger Weltbürger! suche dir dieses sichere Mittel zu einem glücklichen Fortkommen hienieden durch einen ordentlichen und tugendhaften Wandel zu erwerben, und wenn du schon im Besitze desselben bist, so fliehe ja recht sorgfältig jede Gelegenheit, bei der du desselben wieder verlustig werden könntest.

Nach einem kurzen Verweilen an diesem Orte ruderten wir immer weiter hinauf, um das Land zu untersuchen. Wir kamen bei dieser Gelegenheit durch

Waldungen, deren hohe und schöne Bäume von einer uns unbekannten Art unsere ganze Aufmerksamkeit auf sich zogen. Einer derselben, den ich maß, hatte einen Stamm von ungefähr 20 Fuß im Umfange. Die Höhe desselben, bis zu den ersten Aesten, betrug 89 Fuß. Er war dabei so gerade, als ein Pfeil, und nahm in Verhältniß seiner Höhe sehr wenig an Dicke ab. Wir sahen nachher noch viele andere, die noch größer waren. Diese Bäume schienen zum Schiffbau die besten von der Welt zu sein. Nachdem wir bis auf 14 Englische Meilen weit gekommen waren, und das Land weiter aufwärts überall einerlei Ansehen hatte, so kehrten wir wieder um, und erreichten zwar noch vor Nacht die Mündung des Stroms, fanden es aber, da Wind und Flut uns entgegen waren, unmöglich, nach dem Schiffe zu kommen. Wir legten daher, da wir bis Mitternacht vergeblich gearbeitet hatten, die Böte an dem Strande vor Anker, und ruheten ein wenig aus, so gut es sich in unserer Lage thun ließ. Mit Anbruch des Tages ruderten wir wieder fort, und erreichten um sieben Uhr, Alle äußerst abgemattet, das Schiff.

Wir lichteten zwar noch an ebendiesem Tage die Anker, mußten sie aber, weil der Wind zu schwach war, gegen Abend wieder fallen lassen. Die Windstille dauerte auch noch am folgenden Morgen fort; ich benutzte daher diesen Umstand, um noch einmahl ans Land zu gehen.

Als ich das Schiff verließ, waren viele Kähne um dasselbe her. Herr Banks wollte deswegen lieber an Bord bleiben und mit den Eingebornen handeln, als mit uns gehen. Sie vertauschten ihre Kleider und Waffen hauptsächlich für Papier, und führten sich sehr freundlich und ehrlich auf. Doch ließ sich, indem er

mit Einigen von ihnen in der Kajüte war, unterdeß ein auf dem Verdecke gebliebener junger Mann gelüsten, eine kleine Sanduhr zu mausen, wobei er aber ertappt wurde. Herr Hicks, der dazumahl an Bord befehligte, ließ sichs einfallen, diesen Indier gleich einem Bootsmanne zu bestrafen, ungeachtet er mit unsern Gesetzen nicht, wie die Bootsleute, bekannt, also auch nicht in gleichem Grade schuldig war. Es wurde also verordnet, daß er, wie gewöhnlich, an eine Schiffswand *) gebunden werden, und in dieser Stellung mit einer neunstriemigen Peitsche zwölf Hiebe empfangen solle. Sobald die andern Indier an Bord sahen, daß man sich ihres Gefährten bemächtigte, versuchten sie, ihn zu befreien, und da man ihnen widerstand, so ließen sie sich von ihren Landsleuten in den Kähnen die Waffen heraufreichen, um Gewalt zu gebrauchen. Die in den Kähnen versuchten zugleich, an der Seite des Schiffs hinauf zu klettern.

Sobald Herr Banks den Lärm vernahm, eilte er mit dem Tupia aufs Verdeck, und ließ sich erzählen, was vorgefallen war. Die Indier wandten sich an den Tupia, und klagten ihm die Sache. Dieser sprach zwar mit dem Lieutenant, um ihn zu mildern Maßregeln zu bewegen; allein da derselbe bei seinem Ausspruche blieb, so konnte er den Indiern keinen andern Trost geben, als den, daß man ihrem Gefährten für sein Verbrechen nur die verdiente Züchtigung geben wolle, ihm aber das Leben zu nehmen, keinesweges

*) Eine Wand auf dem Schiffe besteht in 8 — 9 starken Tauen, die bei jedem Maste an den beiden Seiten des Schiffs befestiget sind, und von da bis zum Mastkorbe hinaufgehen.

gesonnen sei. Mit dieser Erklärung schienen sie denn so ziemlich zufrieden zu sein. Er bekam also die ihm zuerkannten zwölf Streiche, und wurde hierauf entlassen. Auch trat, sobald er wieder freigegeben war, ein alter Mann, der sein Vater zu sein schien, unter den Zuschauern hervor, gab ihm noch eine tüchtige Tracht Schläge oben ein, und schickte ihn hernach in seinen Kahn hinab. Der Vorfall machte indeß auf die übrigen Indier keinen guten Eindruck. Sie entfernten sich etwas, und sagten, daß sie sich fürchteten, dem Schiffe zu nahe zu kommen. Auf vieles Zureden wagten sie sich zwar wieder heran, allein ihr munteres Wesen und ihr Zutrauen waren dahin. Auch hielten sie sich nicht lange mehr auf. Beim Abschiede versprachen sie zwar, wieder zu kommen und einige Fische mit zu bringen, wir bekamen sie aber nicht mehr zu sehen.

Wir fuhren nun immer nordwärts fort, das Land zu umschiffen, indem wir uns bald der Küste näherten, bald uns wieder etwas davon entfernten, doch so, daß wir sie beständig im Gesicht behielten. Ich übergehe verschiedene, bald friedliche, bald kriegerische Auftritte, die wir mit den Eingebornen hatten, weil sie mit mehrern andern, bereits erzählten, so sehr viel Aehnlichkei, hatten, daß ich durch eine Erzählung davon den junt gen Lesern wol nur Langeweile machen würde. Erst am 29sten des Reifmonats, da wir eine Bucht erreichten, die ich, der vielen darin liegenden Eilande wegen, die Inselnbucht nannte, ereigneten sich wieder Vorfälle, deren Beschreibung hier einen Platz zu verdienen scheint.

19.

Begebenheiten in der Inselnbucht. Große Gefahr, welche das Schiff lief. Fernere Reise von da nach dem nördlichsten Vorgebirge dieses Landes.

Als wir in die besagte Bucht einliefen, fanden sich, wie gewöhnlich, alsobald verschiedene Kähne ein, unter welchen wir diesmahl auch einige sehr große und starkbemannte auf uns zukommen sahen. Die darin befindlichen Leute hatten ein besseres Aeußere, als alle andere, die wir bis hieher gesehen hatten. Sie waren insgesammt stark und wohlgebildet. Ihr schwarzes Haar hatten sie auf dem Wirbel des Kopfes zusammengebunden und mit zwischengesteckten weißen Federn geschmückt. Unter ihnen zeichneten sich in jedem Kahne zwei oder drei Oberhäupter durch einen unterschiedenen Anzug aus, der aus der besten Art des hiesigen Tuchs bestand, und mit Hundefellen verbrämt war, welches ihnen ein recht gutes Ansehen gab. Ihre Haut hatten sie, der hiesigen Landessitte gemäß, mit allerlei darin eingegrabenen Figuren bezeichnet; ein Putz, welchen sie hier Amoko nennen.

Auch diese Leute führten sich bei dem Handel, den sie mit den Unsrigen trieben, sehr betrügerisch auf. Man hatte indeß große Nachsicht mit ihnen, und ließ ihnen Manches hingehen. Ein Unteroffizier, den sie auch betrogen hatten, fiel, um sich zu rächen, auf ein Mittel, das eben so boshaft ausgedacht, als empfindlich von Wirkung war. Er holte nämlich eine Angelschnur, und als der Mann, der ihn betrogen hatte, in seinem Kahne hart neben dem Schiffe hielt und ihm den Rücken zukehrte, wußte er den Angelhaken so geschickt zu werfen, daß er dem Betrüger in den Hintern fuhr. Er hatte

hierauf die Grausamkeit, die Schnur anzuziehen, und da der arme Indier, wie man leicht denken kann, sich nachdrücklich zurücksträubte, so riß der Angelhaken ab und blieb im Fleische stecken. Ich hoffe, daß der junge Leser hiebei eben den Unwillen empfinden werde, den jeder Menschlichgesinnnte unter uns darüber empfand.

Am folgenden Morgen fanden sich Andere bei uns ein, welche noch unbescheidener und verwegener waren. Sie brachten Fische zum Verkauf, aber sogar in dem Augenblicke, da sie uns dieselben verkauften, hörten sie nicht auf, uns zu drohen; und als ihre Anzahl durch die Ankunft mehrer Kähne verstärkt war, fingen sie an, ihre Drohungen wahr zu machen, indem sie uns mit Steinen bebombten. Wir feuerten hierauf mit Schrot unter sie, und trafen Einen, welcher eben die Hand aufhob, um einen Stein in das Schiff zu werfen. Aber selbst dieses war ihnen noch nicht genug, und sie ließen nicht eher nach, bis erst noch einige Andere waren verwundet worden. Dann ruderten sie fort.

Am folgenden Tage sahen wir uns mit einer noch viel größeren Anzahl von Kähnen umringt, deren Mannschaft sich auf 400 Köpfe belaufen mochte. Wir kamen ihnen abermahls mit Freundlichkeit zuvor, und bewogen einige von ihnen, zu uns an Bord zu kommen. Ein darunter befindliches Oberhaupt beschenkte ich mit einem Stück feinen Tuchs, die Uebrigen mit allerhand Kleinigkeiten. Wir erkannten darunter mehre, die wir vorher schon gesehen hatten; auch ihnen war die Macht unsers Schießgewehrs nicht unbekannt, denn der bloße Anblick einer Kanone jagte ihnen einen augenscheinlichen Schrecken ein. Von diesem Gefühle durchdrungen, führten sie sich anfangs sehr ehrlich und bescheiden auf, bis

unsere freundschaftliche Herablassung sie von neuen übermüthig machte.

Sie bemächtigten sich unsers Ankerboys, und ruderten damit von dannen. Da wir dieses nun unmöglich zugeben konnten, so feuerten wir erst eine Flintenkugel über ihre Köpfe hin, und da dieser Schreckschuß fruchtlos blieb, schossen wir mit Schrot auf sie. Allein sie waren schon zu weit von uns entfernt, als daß ihnen dieses beträchtlich schaden konnte. Sie kehrten sich also auch nicht daran, und wir sahen uns genöthigt, eine Musketenkugel auf sie abzufeuern. Von dieser wurde Einer von ihnen getroffen, worauf sie ihre Beute sogleich über Bord warfen. Ich ließ hierauf noch eine Kanonenkugel über sie hinschießen. Diese prellte vom Wasser ab, und fuhr vor ihren Augen auf den Strand. Einige von ihnen eilten hierauf sogleich dem Lande zu, sprangen aus ihren Kähnen und rannten am Strande herum, vermuthlich um die Kanonenkugel zu suchen. Tupia aber rief ihnen nach, und versicherte, daß sie nichts zu fürchten hätten, wenn sie sich nur ehrlich aufführen wollten. Verschiedene ließen sich dadurch bewegen, wieder an das Schiff zurückzukehren, und ihre nachherige Aufführung ließ uns nicht weiter besorgen, daß sie gesonnen wären, uns von neuen Verdruß zu machen.

Ich ließ daher jetzt die Böte ausheben, und ging, von einer Partei bewaffneter Mannschaft begleitet, mit meinen Herren Reisegefährten ans Land. Es war eine Insel, worauf wir landeten. Bei unserer Abfahrt blieben die beim Schiffe versammelten Kähne ruhig liegen, und wir sahen dies für ein gutes Zeichen an; allein kaum waren wir ans Land getreten, als sie in Menge nach verschiedenen Gegenden des Eilandes hineilten, und

gleich uns ans Land stiegen. In wenig Minuten sahen wir uns von zwei bis dreihundert Mann umringt, welche theils von den Kähnen herbeirannten, theils auf den Gipfeln der Berge zum Vorschein kamen.

Sie waren Alle bewaffnet, und ungeachtet sie eben keine Miene machten, uns angreifen zu wollen, so hatten wir doch Ursache, auf unserer Hut zu sein. Wir zogen daher eine Linie im Sande, und deuteten ihnen an, daß sie diese nicht überschreiten sollten. Anfangs blieben sie ruhig, hielten aber ihre Waffen immer in Bereitschaft, und schienen mehr aus Unentschlossenheit, als aus friedfertigen Gesinnungen, unthätig zu sein.

Unterdeß kam eine andere Partei Indier heran. Dieser Zuwachs an Zahl machte sie kühner, und nunmehr fingen sie wirklich ihre gewöhnlichen Vorbereitungen zum Gefecht, den Tanz und das Kriegslied, an. Es kam indeß noch immer nicht zum Angriff, bis ein Trupp von ihnen nach unsern Böten rannte, um sich derselben zu bemächtigen. Dies schien das Losungszeichen zu sein; denn in eben dem Augenblick fingen die Uebrigen an, auf unsere Linie einzudringen. Unsere Lage war nunmehr zu bedenklich geworden, als daß wir länger hätten unthätig bleiben dürfen. Ich feuerte daher meine Flinte, die mit Schrot geladen war, auf einen der Eifrigsten ab, und Herr Banks nebst zweien von der Mannschaft feuerten unmittelbar darauf. Dies brachte sie in einiger Verwirrung zum Weichen.

Allein einer ihrer Oberhäupter, der ungefähr 60 Fuß weit von uns war, raffte seine Leute bald wieder zusammen, und führte sie zu einem zweiten Angriffe auf. Er rannte vor ihnen her, schwenkte sein Pätu-Pätu und ermunterte seine Gefährten durch lautes Zurufen. Doktor Solander, der seine Flinte noch nicht abge-

schossen hatte, lösete sie auf diesen Vorfechter. Als derselbe den Schuß fühlte, stand er augenblicklich still und — lief alsdann mit den Andern davon. Ihr Muth war indeß noch nicht gedämpft; sie versammelten sich vielmehr von neuen auf einer Anhöhe, und schienen nur auf einen entschlossenen Anführer zu warten, um den Angriff zu erneuern. Um sie davon abzuhalten, feuerten wir nunmehr, da wir sie mit Schrot nicht mehr erreichen konnten, mit Kugeln nach ihnen; allein, weil keiner von ihnen getroffen wurde, so wichen sie nicht von ihrem Posten.

In dieser Lage blieben wir ungefähr eine Viertelstunde lang. Indessen waren unsere Leute an Bord des Schiffes auch keine müßige Zuschauer bei der Sache. Weil sie von dorther eine weit größere Anzahl Indier bemerkten, als wir selbst, unserer Stellung nach, sehen konnten, so wendeten sie die lange Seite des Schiffs nach dem Lande zu, und feuerten hierauf einige Kanonenkugeln über die Köpfe unserer Feinde hin. Dies zerstreuete sie augenblicklich.

Zu unserm Vergnügen wurde in diesem Scharmützel kein einziger Indier getödtet; nur zwei von ihnen wurden mit Schrot verwundet. Hätte ich aber unsere Mannschaft nicht beständig zurückgehalten, so würde es so glimpflich nicht abgelaufen sein; denn diese erwiesen sich — sei's aus Furcht, sei's aus Begierde zu schaden — eben so eifrig aufs Todtschießen, als der Jäger nur immer auf die Erlegung seines Wildbrets sein kann.

Nachdem wir nunmehr im ruhigen Besitz des Landes waren, so legten wir unsere Gewehre nieder, und fingen an, Selleri zu sammeln, der allhier in großer Menge stand. Unter dieser Beschäftigung fiel uns ein, daß wir während des Gefechts einige Indier ihre Zu-

flucht zu einer Felsenhöhle hatten nehmen sehen. Wir gingen also nach derselben hin. Ein alter Anführer, und zwar eben Der, dem ich am Morgen ein Stück Tuch geschenkt hatte, kroch alsobald mit seinem Weibe und seinem Bruder heraus, und baten in flehender Stellung um unsern Schutz. Wir redeten sie freundlich an, und flößten ihnen dadurch wieder Zuversicht ein. Der Greis klagte uns hierauf, daß ein anderer von seinen Brüdern einer von Denen sei, welche verwundet worden waren, und fragte dabei mit betrübter und ängstlicher Miene, ob derselbe daran werde sterben müssen? Wir versicherten ihm, er werde nicht sterben; man gab ihm zu gleicher Zeit eine Flintenkugel und einige Schrotkörner in die Hand, und erklärte ihm, daß nur Diejenigen, die mit Kugeln geschossen würden, sterben müßten, die Andern aber wieder genesen würden. Wir deuteten ihm dabei an, daß, wenn seine Landsleute uns wieder angreifen sollten, wir gewiß mit Kugeln auf sie schießen würden. Sie setzten sich hierauf vertraulich bei uns nieder, und zum Zeichen unserer vollkommenen Freundschaft beschenkten wir sie mit solchen Kleinigkeiten, als wir gerade bei uns hatten.

Bald nachher gingen wir wieder in unsere Böte, ruderten nach einer andern Bucht an dem nämlichen Eilande, und kletterten einen daselbst gelegenen Berg hinauf, der eine weite Strecke Landes übersah. Die Aussicht von da hinab war ungemein schön; unzählige Inseln lagen um uns her, und jede bildete einen artigen Hafen, in welchem die blanke See so still stand, als das Wasser eines Mühlenteichs. Artige Indische Städtchen, einzelne Häuser und angebaute Felder wechselten mit einander ab, und das Land war hier weit volkreicher, als irgend eine andere Gegend, die wir bis

dahin gesehen hatten. Eins der Städtchen lag sehr nahe bei uns, und die Einwohner desselben kamen in Menge heraus, und gaben sich große Mühe, uns zu zeigen, daß sie unbewaffnet wären. Ueberhaupt bezeigten sie in ihrem ganzen Anstande und in allen ihren Geberden große Demuth und Friedfertigkeit.

Ich hatte heute Gelegenheit, vor den Augen der Indier eine Handlung der Gerechtigkeit auszuüben, die ich mit Vergnügen ergriff, weil sie dazu beitragen konnte, ihnen eine gute Meinung von uns einzuflößen. Einigen unserer Leute, die, wenn ein Indier sich irgend eines kleinen Betruges schuldig machte, die unerbittliche Strenge eines Lykurgs annahmen, hatte es beliebt, in eins von den angebauten Feldern allhier einzubrechen und Kartoffeln auszugraben. Für dieses Vergehen ließ ich jeden derselben mit zwölf Streichen bestrafen. Zwei von ihnen wurden nach dieser Züchtigung losgelassen; der Dritte aber, welcher behauptete, daß es kein Verbrechen sei, wenn ein Engländer den Acker eines Indiers beraube, ob es gleich für den Indier ein Verbrechen sei, den Engländer um einen Nagel zu betrügen, ließ ich in seine Gefangenschaft zurückbringen und ihm noch sechs Streiche geben, bevor er wieder in Freiheit gesetzt wurde.

Widrige Winde und dann wieder Windstille nöthigten uns, in dieser Bucht verschiedene Tage lang still zu liegen. Unter dieser Zeit wurde unser Umgang mit den Eingebornen aufs friedlichste und freundschaftlichste fortgesetzt. Viele von ihnen kamen von Zeit zu Zeit ans Schiff, und wir besuchten sie dagegen oft auf dem festen Lande und auf den Inseln. Als wir uns in dieser Absicht einstmahls am Lande befanden, zeigte uns ein alter Mann das Werkzeug, dessen sie sich zum Zeich-

nen oder Bepunkten (Tättuiren) bedienen. Es war dem, welches man zu Otaheite zu eben diesem Behufe gebraucht, vollkommen ähnlich. Wir bekamen auch den Mann zu sehen, der bei dem Versuche, unser Ankerboy zu stehlen, von uns verwundet worden war. Die Kugel war ihm durch den fleischigen Theil des Arms gefahren, und hatte zugleich die Brust gestreift; allein die Wunde war unter der Sorgfalt des besten Wundarztes, der Natur, und bei einer ungekünstelten Kost, der besten Krankenpflege, in gutem Zustande, und schien dem Verwundeten weder Schmerzen noch Besorgniß zu verursachen. Auch sahen wir unsers guten Alten Bruder, der bei dem Scharmützel mit Schrot verwundet worden war. Der Schuß hatte seine Schenkel getroffen; aber ungeachtet verschiedene Körner ihm noch im Fleische steckten, so schienen doch die Wunden weder schmerzhaft, noch gefährlich zu sein.

Am 5ten des Wintermonds lichteten wir, bei einem gelinden Landwinde, die Anker, kamen aber nur langsam fort, weil dieser schwache Wind von Zeit zu Zeit gänzlich wieder einschlief. Des Abends um zehn Uhr, da eine völlige Windstille herrschte, die Flut hingegen, oder der Seestrom, sehr stark landwärts lief, wurde unser Schiff so schnell nach dem Strande hingerissen, daß es, ehe wir einige Anstalten zu unserer Sicherheit treffen konnten, kaum noch eine Kabeltau-Länge*) von den Klippen entfernt war. Wir hatten dreizehn Klafter Tiefe, allein der Grund war so unsicher, daß wir uns nicht getrauten, die Anker auszuwerfen. Man

---

*) Ein Kabel- oder Ankertau ist 120 Klafter lang. Nach der Länge eines solchen Tau's giebt der Schiffer die Entfernungen an.

hob daher augenblicklich die Pinasse *) aus, um das Schiff an einem Tau fortzuschleppen; und da die Mannschaft selbst einsah, daß unsere Lage äußerst gefährlich war, so strengte ein Jeder seine besten Kräfte an. Zum Glück erhob sich in diesem Augenblicke ein schwaches Lüftchen vom Lande her, und nun bemerkten wir zu unserer unaussprechlichen Freude, daß das Schiff sich vorwärts bewegte. Es war die höchste Zeit; denn wir waren der Küste schon so nahe gekommen, daß unser Tupia, der die gefährliche Lage des Schiffs nicht bemerkt hatte, sich, des Wellengeräusches ungeachtet, von dem Verdecke herab mit den Indiern am Lande unterreden konnte.

Wir glaubten jetzt aller Gefahr entgangen zu sein; der Mann mit dem Senkblei hatte uns eben »siebenzehn Klafter!« zugerufen, als einen Augenblick darauf das Schiff, zu unserm Entsetzen, dennoch auf den Grund stieß. Die Erschütterung jagte uns Allen einen gewaltigen Schreck ein, und Herr Banks, der sich ausgekleidet hatte, um ins Bett zu steigen, rannte eiligst aufs Verdeck, wo der Mann mit dem Senkblei in dem nämlichen Augenblicke »fünf Klafter!« verkündigte. Wir waren auf einen Felsen gerannt. Allein da uns derselbe glücklicherweise gegen den Wind lag, so lief das Schiff alsobald von demselben wieder herunter, ohne den geringsten Schaden gelitten zu haben, und die Tiefe des Wassers nahm sehr bald wieder bis auf zwanzig Klafter zu. Wir dankten dem Himmel, daß wir mit dem bloßen Schrecken diesmahl so davon gekommen waren.

Der Fischfang scheint in dieser Gegend die Haupt-

*) Ein groß es Boot.

beschäftigung der Eingebornen zu sein. Sie sind daher auch ganze Meister darin, und haben auf die Verfertigung der dazu gehörigen Werkzeuge ungemein viel Fleiß und Geschicklichkeit verwandt. Wir zeigten ihnen unser langes Netz, welches in der That nicht zu den kleinern gehörte, weil es von eben der Art und Größe war, als die Kriegsschiffe zu bekommen pflegen; allein sie lachten uns darüber aus, und zeigten uns dagegen triumphirend das ihrige, welches denn wirklich auch eine ungeheure Größe hatte. Es war fünf Klafter tief, und nach dem Raume, den es einnahm, zu urtheilen, konnte es nicht weniger als dreihundert Klafter lang sein. Es war aus einer Art sehr starken Grases verfertiget. Bei allen Wohnplätzen sahen wir eine Menge dergleichen Netze in Haufen zusammengelegt, welche die Gestalt eines Heuschobers hatten, und mit einem Dache bedeckt waren, um sie wider das Wetter zu verwahren; und wo wir nur in ein Haus traten, da fanden wir fast allemahl einige von dessen Bewohnern mit Verfertigung solcher Netze beschäftiget.

Indem wir jetzt fortfuhren, die Küste des Landes, die sich nun immer mehr von Norden gegen Westen zog, zu befahren, so erfuhren wir von einigen uns besuchenden Eingebornen, daß das nördliche Ende nicht mehr fern sei. Da wir fanden, daß diese Leute in Absicht ihres eigenen Landes so wohl unterrichtet waren, so erkundigten wir uns ferner, ob sie außer diesem ihrem Lande noch von irgend einem andern etwas wüßten? Ihre Antwort war: sie hätten niemahls ein anderes besucht; allein ihre Vorältern hätten ihnen erzählt, daß es, Nordwest gen Nord, ein weitläufiges Land, Namens Ulimäroä gebe, nach welchem Einige von ihnen einst in einem sehr großen Kahne gesegelt wären; daß

nur ein Theil derselben wieder zurückgekommen wäre, und daß diese ausgesagt hätten, sie wären nach einer Reise von einem Monat in ein Land gekommen, dessen Einwohner Schweine äßen. Tupia erkundigte sich, ob diese Abenteurer bei ihrer Rückkunft auch Schweine mitgebracht hätten? Sie antworteten: nein! »So muß denn, versetzte Tupia, eure Erzählung falsch sein; denn es ist nicht glaublich, daß Leute, die von einer solchen Seereise ohne Schweine zurückkommen, ein Land besucht haben sollten, in welchem Schweine zu bekommen waren.« Dieser Einwurf war schlau genug; allein wir müssen doch dagegen anmerken, daß, als sie dieser Thiere erwähnten, sie solches nicht vermittelst einer Beschreibung thaten, sondern den auf den Südsee-Inseln eigenthümlichen Namen derselben, Buäh, nannten. Da nun sowol das Thier selbst, als auch der Name desselben auf Neuseeland unbekannt ist, so würden sie den letzten nicht gewußt haben, wenn sie nicht irgend einmahl Umgang mit Leuten gehabt hätten, welchen derselbe bekannt war.

Wir hatten bald nachher einen Sturm von mehren Tagen auszustehn, welcher heftiger war, als wir Alle je einen erlebt hatten. Er zerriß uns mehrmahls die Segel, und setzte unserm Schiffe so gewaltig zu, daß, wenn wir nicht glücklicherweise die hohe See erreicht hätten, wir höchstwahrscheinlicher Weise niemahls würden zurückgekommen sein, unsere Abenteuer zu erzählen.

Gegen Neujahr erreichten wir endlich die letzte Spitze des Landes, die wir das Nordkap nannten, und fingen nunmehr an, die westliche Küste desselben hinab, wieder südwärts zu steuern.

20.

Ankunft im Scharlottensunde. Aufenthalt daselbst. Fahrt von da durch die daselbst entdeckte Cookstraße.

Um den jungen Leser nicht mit unbedeutenden Erzählungen aufzuhalten, ersuche ich ihn, auf der westlichen Küste von Neuseeland, vom Nordkap an, bis an diejenige Stelle hinunter zu fahren, wo das Land durch eine Durchfahrt getheilt und in zwei Inseln zerschnitten wird. Ohne alle merkwürdige Vorfälle kamen wir den 14. Jänner 1770 in dieser Gegend an, und legten das Schiff in einer Bucht vor Anker, die ich, unsrer Königinn zu Ehren, den Scharlottensund nannte.

Im Gesichte unsers Ankerplatzes lag ein Indisches Dorf oder Hippäh, jedoch in einer Entfernung von etlichen Kanonenschüssen; und es währte nicht lange, so sahen wir von daher einige Kähne gegen uns herankommen. Allem Ansehen nach waren diese abgeschickt, uns auszuspähen, wo nicht gar schon gefangen zu nehmen. Ihre Mannschaft war wohl bewaffnet, und ungefähr eben so gekleidet, wie der erste Entdecker dieses Landes, Tasmann, die damahls von ihm gesehenen Eingebornen auf einem Kupferstiche abgebildet hat. Ihr Leib war mit hiesigem Landestuche umwickelt; zwei Ecken desselben reichten vom Rücken über die Schultern; von da hingen sie über die Brust hinab, und unterhalb derselben waren sie wieder an das um den Leib gewundene Tuch befestiget.

Unter den gewöhnlichen Herausfoderungen und Drohungen ruderten diese Herren verschiedene Mahl um das Schiff herum, und fingen alsdann den beschlossenen An-

griff mit Steinwerfen an. Unser Tupia that ihnen deßhalb zwar Vorstellungen, aber diese schienen wenig Eindruck auf sie zu machen; und wir fingen schon an, zu besorgen, daß sie uns endlich zwingen würden, Feuer auf sie zu geben, als ein sehr alter Mann unter ihnen Verlangen äußerte, zu uns an Bord zu kommen. Mit Vergnügen ermunterten wir ihn, diesen guten Gedanken auszuführen, und warfen ihm ein Seil zu, an welchem er seinen Kahn augenblicklich hart an das Schiff zog. Jetzt wollte er zu uns heraufklettern, allein seine Landsleute machten heftige Vorstellungen dagegen, und als er darauf nicht zu achten schien, ergriffen sie ihn, und wollten ihn mit Gewalt zurückhalten; indeß er blieb bei seinem Entschlusse, wand sich mit einem heitern, aber standhaften Muthe aus ihren Händen los, und kam wirklich an Bord.

Wir empfingen den ehrlichen Alten mit allen möglichen Merkmahlen der Freundschaft und Güte, und ließen ihn, nach einigem Verweilen, mit Geschenken überhäuft, zu seinen Gefährten zurückkehren. Diese begannen hierauf, sobald er wieder zu ihnen hinabgekommen war, zu tanzen, ob aus Freude und Freundschaft, oder abermahls in der Absicht, uns zum Gefecht herauszufodern, getraue ich mir nicht, zu bestimmen. Unserer bisherigen Erfahrung nach, bedeutet der Tanz bei diesen Leuten bald das Eine, bald das Andere. Sie nahmen indeß weiter nichts Feindseliges vor, sondern kehrten bald darauf nach ihrem Hippäh zurück.

Nicht lange danach ging ich selbst, nebst den meisten Herren Reisenden, gleichfalls ans Land. Wir fanden hier einen schönen Fluß, der vortreffliches Wasser führte, auch Holz in größtem Ueberfluß. Das ganze Land umher war nichts als Wald. Wir hatten das lange Netz

mitgenommen, und warfen es mit so glücklichem Erfolge aus, daß wir in zwei Zügen ungefähr drei Zentner Fische von verschiedener Art fingen, welche ich alsobald unter das sämmtliche Schiffsvolk zu gleichen Gaben austheilen ließ.

Beim Anbruch des folgenden Tages, da wir geschäftig waren, das Schiff auf die Seite zu legen, um es zu kalfatern, kamen drei Kähne zu uns her, an deren Bord über hundert Mann befindlich waren. Mit Vergnügen bemerkten wir auch verschiedene Weiber unter ihnen, weil wir dieses für ein Merkmahl hielten, daß sie nichts Feindseliges gegen uns im Schilde führten. Allein es währte doch nicht lange, so wurden sie uns so beschwerlich, daß wir besorgten, es werde dennoch Händel setzen. Mittlerweile wurde das lange Boot mit einigen Wasserfässern ans Land geschickt. Zwei der Indischen Kähne ließen sich einfallen, demselben nachzurudern, und dieses nöthigte uns, ihnen durch ein paar Schrotschüsse Furcht einzujagen. Ob wir nun gleich so weit von ihnen entfernt waren, daß wir sie unmöglich damit erreichen konnten, so that unser Drohen doch seine gute Wirkung, denn sie ließen sogleich vom Nachsetzen ab.

Die Uebrigen, welche neben dem Schiffe geblieben waren, hatten einige Fische mitgebracht, und boten dieselben feil. Diese waren zwar schon stinkend, allein um doch einigen Verkehr mit ihnen zu haben, ließen wir Einen von unsern Leuten in einem kleinen Boote zu ihnen abgehn, um sie ihnen abzuhandeln. Eine Zeit lang bezeigten sie sich ganz ehrlich dabei; endlich aber ersah Einer die Gelegenheit, haschte schnell nach einem Blatte Papier, das unser Handelsmann in der Hand hielt, und als er fehlgriff, setzte er sich augenblicklich in

Vertheidigungsstand, schwenkte sein Pätu-Pätu, und stellte sich an, als wenn er gleich zuschlagen wollte. Man feuerte hierauf mit Schrot auf ihn; einige Körner fuhren ihm ins Knie, und damit war die Sache abgethan.

Die Indier blieben indeß noch immer neben dem Schiffe, und unterredeten sich mit Tupia. Wir veranlaßten, daß ihnen dieser allerlei Fragen thun mußte, das Alterthum ihres Landes betreffend. Unter andern mußte er sich erkundigen, ob sie wol schon jemahls ein solches Schiff, wie das unsrige, gesehn, oder gehört hätten, daß dergleichen auf ihrer Küste gewesen wäre? worauf sie Nein! antworteten. Das Andenken an Tasmanns ehemahlige Anwesenheit allhier mußte also gänzlich bei ihnen erloschen sein.

Nicht bloß die Weiber, welche in diesen Kähnen waren, sondern auch einige von den Männern trugen einen Kopfputz, dergleichen wir noch nie gesehen hatten. Er bestand aus einem Busche schwarzer Federn, der in runder Form auf dem Wirbel des Kopfes angebunden war, das Haupt gänzlich bedeckte, und es dem Ansehen nach zweimahl höher machte, als es wirklich war.

Nach dem Mittagsessen stieg ich mit meinen Herren Reisegefährten und dem Tupia in die Pinasse, und fuhr mit ihnen nach einer Bucht hin, welche von unserm Ankerplatze ungefähr zwei Seemeilen weit entfernt war. Unterweges sahen wir Etwas auf dem Wasser schwimmen, das uns ein todtes Seekalb zu sein schien; als wir aber darauf zuruderten, fanden wir, daß es der Leichnam einer Frauensperson war, die dem Ansehen nach schon vor einigen Tagen gestorben sein mußte. Wir ruderten hierauf nach der Bucht, und stiegen daselbst ans Land.

Allhier hielt sich eine kleine Indische Familie auf, die über unsere Ankunft dermaßen erschrak, daß sie Alle, bis auf einen Mann nach, davon liefen. Mit diesem ließ sich Tupia sogleich in eine Unterredung ein; und als die Flüchtlinge dieses sahen, kamen sie bald wieder zurück. Nur ein einziger alter Mann und ein Kind, welche dem Frieden nicht zu trauen schienen, blieben in der Ferne stehen, und guckten verstohlner Weise durch die Bäume nach uns her.

Als wir uns bei diesen Leuten nach dem todten Körper erkundigten, den wir auf dem Wasser angetroffen hatten, erfuhren wir von ihnen, daß es eine Anverwandte von ihnen sei, die eines natürlichen Todes gestorben; daß man, dem Landesgebrauch gemäß, einen Stein an den Leichnam gebunden, und denselben hierauf in die See geworfen habe; wenn wir Letztern aber schwimmend gefunden hätten, so müsse der Stein durch irgend einen Zufall losgekommen sein.

Um die Zeit, da wir hier landeten, war die Familie eben geschäftig, ihre Speisen zuzurichten. Ein ausgeschlachteter Hund lag im Backofen verscharrt, und mehre Speisekörbe standen auf der Erde umher. Wir warfen im Vorbeigehen unsere Blicke in einen derselben, und wurden zwei ziemlich abgenagte Knochen darin gewahr, welche keinesweges von einem Hunde zu sein schienen. Bei genauerer Besichtigung bemerkten wir deutlich, daß es — Menschenknochen waren. Bei diesem Anblicke überlief uns Schauder und Entsetzen; obgleich die Sache selbst nur eine Bestätigung Desjenigen war, was wir, seit unserer Ankunft auf dieser Küste, schon oft gehört hatten.

An dem wenigen Fleische, welches an den Knochen noch übrig war, sah man augenscheinlich, daß es ge-

backen worden war, und in den Knorpeln am Ende des Knochens fanden wir noch die Spuren der Zähne, die es abgenagt hatten. Um indeß unsere Ueberzeugung von der Gewißheit des abscheulichen Gebrauchs dieser Leute, Menschenfleisch zu essen, aufs höchste zu treiben, ließen wir durch unsern Tupia fragen: was dies für Knochen wären? Die Indier antworteten, ohne das geringste Bedenken: das Gebein eines Mannes. Man fragte hierauf: wo denn das Fleisch davon hingekommen sei? und sie versetzten: das hätten sie gegessen. — Aber, sagte Tupia, warum habt ihrs mit dem Leichnam der Frauensperson, den wir auf dem Wasser schwimmen sahn, nicht auch also gemacht? — Die Frau, antworteten sie, starb an einer Krankheit, überdas war sie unsere Anverwandte, und wir essen nur die Leiber unserer Feinde, die im Gefecht umkommen. Auf die Frage, wer der Mann gewesen sei? antworteten sie: vor ungefähr fünf Tagen sei eine Anzahl von ihren Feinden in einem starkbemannten Boote in diese Bucht gekommen; davon hätten sie 7 Personen getödtet, und der Mann, wonach wir fragten, sei unter dieser Anzahl mit gewesen.

Einer von uns fragte: ob sie einige Menschengebeine hätten, auf welchen das Fleisch noch wäre? und als sie zur Antwort gaben, daß sie alles Fleisch bereits aufgezehrt hätten, stellten wir uns, als ob es uns nicht glaublich vorkäme, daß die Gebeine wirklich von einem Menschen sein sollten, und sagten, es würden wol Knochen von einem Hunde sein. Dieser Zweifel schien Einen unter ihnen in Ernst zu verdrießen; er ergriff seinen eigenen Vorderarm sehr eifrig, streckte denselben mit einer Art von Unwillen gegen uns aus, und sagte: daß der Knochen, den Herr Banks in der

Hand hielte, zu diesem Theile eines menschlichen Körpers gehört habe. Um uns zu gleicher Zeit zu überzeugen, daß das Fleisch in der That gegessen worden sei, faßte er seinen eigenen Arm mit den Zähnen, und stellte sich, als ob er äße, auch biß und nagte er noch an dem Beine, das Herr Banks genommen hatte, zog es durch den Mund, und gab durch Geberden zu verstehen, daß es ein rechter Leckerbissen gewesen sei. Alsdann gab er Herrn Banks den Knochen zurück, und dieser nahm ihn, als ein gräuliches Denkmahl von dem abscheulichen Geschmacke dieser Leute, mit sich fort.

Unter den zu dieser Familie gehörigen Personen befand sich auch eine Frau, die ihre Arme, Beine und Schenkel an verschiedenen Orten entsetzlich zerschnitten hatte. Man sagte uns, daß sie sich diese Wunden selbst beigebracht habe, um ihre Betrübniß über den Verlust ihres Mannes an den Tag zu legen, der vor kurzen von den Feinden sei getödtet und gegessen worden

Da unser Schiff ziemlich nahe an der Küste lag, so verschaffte uns die Nachbarschaft des Landes zur Nachtzeit eine Annehmlichkeit, welche wol verdiente, daß man, um ihrer zu genießen, sich einige Stunden vom Morgenschlafe entzog. Es wurden nämlich die Wälder rings umher von einer ganz unglaublichen Menge kleiner Vögel bewohnt, deren Stimme Alles, was wir von der Art je gehört hatten, an Lieblichkeit unendlich weit übertraf. Man glaubte kleine, vortrefflich gestimmte Silberglöckchen zu hören. Die Weise dieser kleinen Sänger aber war, daß sie ihre Lieder allemahl zwei Stunden nach Mitternacht anstimmten, und damit bis zu Sonnenaufgang fortfuhren.

Als wir am zweiten Tage unsers Hierseins einen Besuch von einigen Indiern hatten, unter welchen sich

auch der alte Mann befand, der bei unserer Ankunft sich zuerst bei uns an Bord gewagt hatte, und der, wie wir nachher erfuhren, Topaa hieß, lenkte unser Tupia gleich wieder das Gespräch auf den gestrigen Gegenstand unserer Nachforschung, und man bestätigte heute Alles, was wir gestern schon gehört hatten. »Aber,« sagte Tupia, »wo bleiben denn die Köpfe? Eßt ihr diese auch?« Von den Köpfen, antwortete der Alte, essen wir nur das Gehirn; und das nächste Mahl, daß ich wiederkomme, will ich einen solchen Kopf mitbringen, um euch zu überzeugen, daß ich die Wahrheit rede.

Als wir bald nachher wieder ans Land gegangen waren, fanden einige unserer Leute, neben einem Ofen oder Bratloche in der Erde, drei menschliche Hüftbeine, welche die traurige Ueberzeugung, daß der unmenschliche Gebrauch, Menschenfleisch zu essen, hier wirklich im Schwange gehe, noch mehr befestigen halfen.

Einige Tage nachher hielt unser Alter Wort. Er brachte wirklich 4 Köpfe von den 7 letzterschlagenen und verzehrten Männern mit an Bord. Das Haar, wie auch das Fleisch, waren noch unversehrt, aber das Gehirn war herausgenommen. Das daran befindliche Fleisch mußte auf irgend eine Art vor der Fäulniß verwahrt sein, denn es roch nicht. Herr Banks kaufte einen dieser Köpfe, worein der Alte ungern willigte; von den übrigen aber wollte er schlechterdings keinen mehr ablassen. Wahrscheinlich hebt man sie hier, wie in Amerika die Hirnschädel und Kopfhäute, und auf Otaheite die Kinnbacken, als Siegeszeichen auf. Bei genauer Besichtigung des gekauften Kopfes bemerkten wir, daß er einen Schlag — vermuthlich mit dem Pätu-Pätu — in die Schläfe bekommen hatte, wovon die Hirnschale war zerbrochen worden.

Am 22sten Jänner erstieg ich den Gipfel eines Berges, und wurde für die darauf gewandte Mühe reichlich belohnt; denn ich erblickte von hier aus die See auf der östlichen Seite des Landes, und bemerkte, daß aus derselben eine Durchfahrt oder ein Sund in das Meer auf der westlichen Seite führte. Die jungen Leser werden diesen Sund auf unserer Karte angegeben finden.

Am 24sten legten wir bei unsern ältesten guten Freunden in dieser Gegend, eben denjenigen, die bei unserer Ankunft hieselbst am ersten zu uns kamen, in ihrem Hippäh oder befestigten Dorfe einen Besuch ab, und wurden auch hier, wie überall, auf das freundschaftlichste aufgenommen. Mit dem vollkommensten Vertrauen führten sie uns überall in ihren Wohnungen herum, die wir sowol bequem, als auch reinlich fanden. Auch dieser Ort liegt auf einem Felsen, dessen Wände so steil sind, daß sie eine künstliche Befestigung durchaus überflüssig machen. Dennoch hatte man leichte Schanzpfähle umher gepflanzt, und an demjenigen Theile des Felsens, wo er noch einigermaßen zugänglich war, ein Streitgerüst angebracht.

Die Bewohner dieses Ortes brachten uns gleichfalls verschiedene Menschengebeine, wovon das Fleisch rein abgenagt war, und boten sie feil; denn unsere Neugierde hatte einen ordentlichen Handelszweig daraus gemacht. In einer Gegend dieses Dorfs sahen wir, nicht ohne Verwunderung, ein Kreuz, welches einem christlichen Kreuze vollkommen ähnlich war. Es war mit Federn geziert; und auf unsere Frage: zu welchem Zwecke es errichtet worden sei? erhielten wir zur Antwort: es sei das Denkmahl eines verstorbenen Mannes. Da wir uns aber weiter erkundigten: was man mit

dem Leichnam des Mannes, zu dessen Andenken das Kreuz aufgerichtet worden sei, gemacht habe, wollten sie uns keine Antwort darauf geben.

Als wir Tags darauf in einer kleinen Bucht ans Land gingen, um Meerraben zu schießen, die wir hier von vortrefflichem Geschmack fanden, trafen wir eine zahlreiche Familie von Indiern an. Einige von diesen guten Leuten kamen uns sogleich entgegen, und luden uns ein, mit ihnen zu dem Reste ihrer Gesellschaft zu gehen; worein wir denn auch gern willigten. Die ganze Partei bestand aus ungefähr dreißig Personen an Männern, Weibern und Kindern. Alle empfingen uns mit den herzlichsten Freundschaftsbezeigungen. Wir theilten einige Bänder und Glaskorallen unter sie aus; darüber wurden sie über die Maßen entzückt, und Alle, Junge und Alte, Männer und Weiber fielen uns dafür um den Hals, und herzten und küßten uns. Um uns aber ihre Dankbarkeit zugleich auf eine thätige Weise zu erkennen zu geben, schenkten sie uns auch einige Fische.

Am 22sten erstieg ich, in Begleitung der Herren Banks und Solander, abermahls einen sehr hohen Berg, um die neulich von mir entdeckte Straße, welche aus dem östlichen in das westliche Meer führt, noch einmahl in Augenschein zu nehmen. Wir hatten das Vergnügen, sie daselbst vollkommen übersehen zu können. Da wir eine Menge von Steinen allhier liegen sahen, so errichteten wir eine Spitzsäule davon, und legten eine bleierne Kugel, Schrotkörner, Glaskorallen und andere dergleichen Dinge hinein, die wir gerade bei uns hatten, um jeden Europäer, der etwa nach uns hierher kommen und diesen Steinhaufen niederreißen möchte, dadurch zu über-

eugen, daß andere Europäer schon vor ihm hier gewesen wären.

Nachdem wir dieses Geschäft geendiget hatten, besuchten wir ein anderes Indisches Städtchen, welches gleich dem vorigen, auf einer kleinen Felseninsel angelegt war, und einen so gefährlichen Zugang hatte, daß wir, um unsere Neugierde zu befriedigen, Gefahr liefen, die Hälse zu brechen. Auch hier empfing man uns mit offenen Armen, führte uns überall umher, und zeigte uns Alles, was man nur für sehenswürdig hielt. Dieses Städtchen bestand, gleich dem vorigen, aus 80 bis 100 Häusern; es bedurfte hier aber, an einem durch die Natur schon so sehr befestigten Orte, nur eines einzigen Streitgerüstes. Wir schenkten den Einwohnern einige Nägel, etwas Band und Papier, welches ihnen so viel Vergnügen machte, daß sie beim Abschiednehmen unser Boot aus Erkenntlichkeit mit gedörrten Fischen anfüllten, wovon sie ansehnliche Vorräthe gesammelt hatten. Man sieht, daß die schöne Tugend der Dankbarkeit ein von Gott selbst uns eingepflanzter Trieb sein müsse, weil wir sie sogar bei diesen rohen Naturmenschen, ohne alle Erziehung und Bildung, fanden. Schande über den sorgfältig erzogenen Europäer, der von einer so natürlichen und menschlichen Tugend weniger, als ein Wilder, aufzuweisen hat!

Am 30sten schickte ich früh Morgens ein Boot nach einer benachbarten Insel ab, um Selleri zu holen. Als man hiermit beschäftiget war, landeten ungefähr 20 von den Eingebornen, Männer, Weiber und Kinder, neben einigen unbewohnten Hütten. Fünf oder sechs Weibspersonen setzten sich alsobald auf die Erde nieder, und fingen an, sich die Beine, Arme und Gesichter mit Muscheln oder scharfen Stücken von Talkstein abscheu-

lich zu zerfetzen. Unsere Leute erfuhren, daß die Männer derselben neulich von den Feinden waren erschlagen worden, und daß die Weiber nun auf diese barbarische Weise ihre Betrübniß darüber ausdruckten. Das Sonderbarste dabei war, daß die Indischen Männer von dieser entsetzlichen Feierlichkeit nicht die geringste Bemerkung nahmen, sondern, ohne darauf zu achten, sich mit der Ausbesserung der Hütten beschäftigten.

Der Schiffszimmermann hatte unterdeß zwei Pfosten zurecht gehauen, die ich als Denkmähler unsers Hierseins zurücklassen wollte. Ich ließ den Namen des Schiffs, nebst dem Jahr und dem Monate unsers Hierseins, darein hauen, und richtete den einen derselben bei der Wasserstelle, den andern auf einem nahe liegenden Eilande auf, worauf ich unsere Flagge von denselben wehen ließ. Unserm alten Manne, der dabei zugegen war, ließ ich durch den Tupia bedeuten, daß wir ein Denkmahl errichteten, um jeden andern Schiffe, welches etwa nach uns hieherkommen sollte, ein Zeichen zu geben, daß wir schon vor ihm dagewesen wären. Die Indier waren dies nicht nur gern zufrieden, sondern versprachen auch, daß sie es niemahls niederreißen wollten. Ich beschenkte darauf Jeden von ihnen; dem alten Manne insonderheit gab ich ein drei Pence-Stück vom Jahre 1736, nebst einigen großen Nägeln, auf welche das königliche Zeichen des breiten Pfeils tief eingedrückt war, weil ich glaubte, daß diese Dinge sich wahrscheinlich an längsten unter ihnen erhalten würden. Ich beehrte hierauf diese Gegend mit dem Namen Königinn Scharlottensund, und nahm von diesem und dem benachbarten Lande im Namen Sr. Großbritannischen Majestät, Königs Georg III., förmlich Besitz. Wir tranken hierauf eine Flasche Wein auf der Kö-

nigimn Gesundheit aus, und schenkten die leere Flasche unserm Alten, der eine unbeschreibliche Freude darüber empfand.

Da ich jetzt entschlossen war, sobald als möglich wieder unter Segel zu gehen, um die von den Bergen herab bemerkte Straße aufzusuchen, so ging ich noch einmahl nach dem nächstgelegenen Hippäh, und kaufte einen beträchtlichen Vorrath durchschnittener und gedörrter Fische ein, um ihn, als Seemundvorrath, mitzunehmen. Beim Abschiednehmen schienen einige Indier über unsere bevorstehende Abreise betrübt, andere hingegen vergnügt zu sein. Es waren sogar Einige unter ihnen, welche darüber, daß man die Fische verkaufte, durch deutliche Zeichen ihr Mißvergnügen zu erkennen gaben.

Unsere Abreise erfolgte nun zwar den Tag darauf; aber aus Mangel eines günstigen Windes mußten wir bald darauf wieder vor Anker gehn. Die Herren Banks und Solander benutzten diesen Umstand, um, wo möglich, noch eine kleine Nachlese für die Naturgeschichte zu halten. Da sie in dieser Absicht noch einmahl ans Land gegangen waren, stießen sie auf die liebenswürdigste Indische Familie, welche sie je gesehen hatten. Die Hauptpersonen bei derselben waren eine Witwe und ein Knabe von etwa zehn Jahren; die erste betrauerte ihren Mann, dem Landesgebrauche gemäß, unter Vergießung manches Blutstropfens, und das Kind war durch den Tod seines Vaters Herr von dem Lande geworden, wo wir unser Holz gefällt hatten. Beide saßen auf Matten, und der übrige Theil der Familie, an der Zahl ungefähr 17, männliches und weibliches Geschlechts, saß rings um sie herum. Ihr ganzes Betragen war leutselig, verbindlich und ohne Mißtrauen. Sie gaben einem jeden von ihren Europäischen Gästen einen Fisch

und einen Feuerbrand, um solchen zuzubereiten, und ersuchten sie zu wiederholten Mahlen, bis zum nächsten Morgen bei ihnen zu bleiben. Unsere Reisenden würden das auch gern gethan haben, wenn sie nicht hätten erwarten müssen, daß das Schiff wieder unter Segel gehen würde.

Wir schifften nunmehr auf die entdeckte Straße los; aber noch ehe wir in dieselbe einlaufen konnten, hätten wir beinahe das Unglück gehabt, unser Schiff an einem Felsen scheitern zu sehen. Da nämlich die Ebbe eintrat, wurden wir von dem Strome des ablaufenden Wassers so schnell gegen eine Felseninsel, die sich senkrecht aus dem Meere erhob, fortgerissen, daß wir, bevor wir das einzige zu unserer Rettung übrige Mittel anwenden konnten, nur noch eine Kabeltaulänge davon entfernt waren. Dieses Mittel bestand nämlich in der plötzlichen Auswerfung eines Ankers, von welchem aber noch gar nicht ausgemacht war, ob er auch fassen würde. Er faßte indeß glücklich. Allein auch dieses würde uns noch nicht gerettet haben, wenn nicht der Strom durch das Anprallen gegen die Insel eine andere Richtung bekommen, und uns dadurch jenseits der ersten Spitze hinausgeführt hätte.

Durch die Straße selbst wurden wir von Wind und Ebbe sehr schnell fortgetrieben. Das Land auf der nördlichen Seite derselben wird von den Eingebornen Faheinomauwe, das gegen Süden hingegen Poenämmuh genannt. Die Straße wurde von meinen Herren Reisegefährten nach meinem Namen die Cookstraße genannt.

21.

Fahrt von der östlichen Mündung der Cookstraße rings um die südliche Hälfte von Neuseeland, wodurch dieses Land gänzlich umschifft wurde. Allgemeine Nachricht von Neuseeland. Beschreibung der Eingebornen.

Nachdem wir nunmehr die nördliche Hälfte von Neuseeland, nämlich die Insel Faheinomauwe rund umschifft hatten, so beschloß ich mit der südlichen Hälfte dieses Landes, Poenämmuh genannt, ein Gleiches zu thun. Sobald wir daher die Straße gänzlich zurückgelegt hatten, steuerte ich längs der östlichen Küste des südlichen Landes gen Süden hin.

Die ersten Eingebornen, die wir auf dieser neuen Fahrt zu Gesicht bekamen, wagten sich zwar in ihren Kähnen bis auf einen Steinwurf weit an unser Schiff heran; aber dann hielten sie auch stille, und gafften uns mit Blicken an, die keine andere Empfindung, als bloßes leeres Erstaunen ausdruckten. Tupia strengte zwar alle seine Beredsamkeit an, um sie zu bewegen, näher zu kommen; aber es war umsonst. Nachdem sie uns eine Zeit lang angestaunt hatten, kehrten sie wieder um, und ruderten der Küste zu.

Es ist sonderbar, wie sehr verschieden der Eindruck war, den wir zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten auf die Bewohner dieses Landes machten, und wie sehr ungleich sie sich gegen uns betrugen. Bald sahen wir uns, wie diesmahl, mit stummen Ausdrücken des Erstaunens und der Furchtsamkeit angegafft; bald wurden wir, ohne die mindeste Veranlassung dazu gegeben zu haben, als erklärte Feinde angefallen; bald sahen wir uns nicht der mindesten Aufmerksamkeit werth geachtet, und wiederum bei andern Gelegenheiten ka-

men die Indier, ohne unsere Einladung abzuwarten, mit der größten Vertraulichkeit und Zuversicht bei uns an Bord. Hätten wir nun gleich, nach der ersten oder zweiten Zusammenkunft mit diesen Leuten, uns anmaßen wollen, ihre Gemüthsart und ihre Sitten zu beschreiben, und hätten wir, wie es in Reisebeschreibungen so oft geschieht, Das, was wir an einzelnen Menschen bemerkten, übereilter Weise von der ganzen Völkerschaft behaupten wollen, so sieht ein Jeder, wie einseitig und unrichtig unsere Beschreibung ausgefallen sein würde. Mögen meine jungen Leser hieraus lernen, daß man, wenn von ganzen Gesellschaften oder Völkern die Rede ist, in seinem Urtheile darüber nie zu behutsam sein könne.

Am 17ten Hornung befanden wir uns bei einer Insel, die ich, Herrn Banks zu Ehren, die Banksinsel nannte. Sie lag ungefähr fünf Seemeilen weit von uns entfernt. Von hier schifften wir, ohne merkwürdige Vorfallenheiten, bis zum 9ten März, an welchem Tage wir das äußerste südliche Ende dieses Landes erreichten. Ich nannte dasselbe das Südkap; und nunmehr fingen wir an, die westliche Küste entlang wieder nordwärts zu segeln. Einer Insel, welche uns bald darauf zu Gesicht kam, gab ich, dem Doktor Solander zu Ehren, den Namen Solandersinsel.

Das feste Land in dieser Gegend besteht aus erstaunlich hohen Kettengebirgen, welche überall nackt, und nur auf den Gipfeln mit Schnee bedeckt sind, der vielleicht von der Schöpfung her allda gelegen haben mag. Eine rauhere, unholdere und ödere Gegend, als diese ist, kann man sich unmöglich denken. Das Kettengebirge lief von Süden gen Norden durchs ganze Land hin.

Am 27sten Mai langten wir wieder in derjenigen Gegend an, der ich den Namen Königinn Scharlottensund gegeben hatte, so daß nunmehr das ganze Land von uns umschifft worden war. Da wir unsern Wasservorrath jetzt ganz verbraucht hatten, und dafür sorgen mußten, ihn, bevor wir dieses Land verließen, wieder zu ersetzen, so legte ich das Schiff in einer kleinen Bucht neben dem Scharlottensunde zu diesem Behuf vor Anker. Wir gingen alsdann ans Land, wo wir zwar verschiedene verlassene Hütten, aber nirgends Menschen zu sehen bekamen.

Ich hatte nunmehr die Wahl, ob ich von hier aus wieder um das Vorgebirge Horn auf dem Feuerlande, von wannen wir gekommen waren, zurück, oder gerade aus nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung hinsegeln, oder endlich über Ostindien nach Europa zurückkehren wollte. Nach vorhergegangener Berathschlagung mit meinen Offizieren, wählte ich aus wichtigen Gründen das Letzte.

Aber ehe wir Neuseeland ganz verlassen, muß ich das Merkwürdigste von unsern Beobachtungen über dieses beträchtliche Land noch kurz zusammenfassen, um Dasjenige zu ergänzen, was ich in meiner bisherigen Erzählung etwa mag übergangen haben.

Die beiden Inseln, aus welchen dieses Land besteht, liegen zwischen dem 34sten und 48sten Grade südlicher Breite, so daß die ganze Ausdehnung derselben, von dem Nordkap bis zum Südkap, gegen 100 Deutsche Meilen beträgt.

Die südliche Insel, Poenämmuh genannt, ist ein überaus gebirgiges, und, allem Ansehen nach, unfruchtbares und unbevölkertes Land. Denn außer den Eingebornen, die wir im Scharlottensunde sahen, und den

wenigen, von welchen wir in einiger Entfernung angegafft würden, kamen uns gar keine Menschen mehr zu Gesicht. Die nördliche Insel hingegen, Faheinomauwe genannt, hat ein weit besseres Ansehn. Sie ist zwar auch gebirgig, aber die Berge sind hier mit Gehölz bekleidet, und die zwischen denselben befindlichen Thäler werden von Bächen und Flüssen bewässert. Jeder von uns war der Meinung, daß alle Arten von Europäischen Feld- und Gartenfrüchten hier vollkommen gut fortkommen würden. Der Sommer war hier nicht heißer, als er in England zu sein pflegt; der Winter aber muß, wie sichs aus verschiedenen Pflanzen, die wir hier vorfanden, schließen läßt, ungleich milder sein. Dieses Land würde daher eine Europäische Ansiedelung nicht nur mit den Nothwendigkeiten des Lebens, sondern auch mit den entbehrlichern Mitteln zum Wohlleben reichlich versorgen können.

Von vierfüßigen Thieren sahen wir hier keine andere, als Hunde und Katzen, und zwar von den letzten nur sehr wenige. Die ersten halten sich auch hier, wie bei uns, unter den Menschen auf, von welchen ihr Fleisch zur Speise, ihr Fell zur Kleidung gebraucht wird. Daß es gar keine andere vierfüßige Thiere in diesem Lande geben müsse, schlossen wir daraus, weil wir bei den Eingebornen gar keine andere Felle bemerkten. Unter den Vögeln, deren es hier gleichfalls nicht gar viele Arten giebt, bemerkten wir, außer der Erdmöve, keine von denen, welche in Europa bekannt sind. Zwar giebt es allhier Enten, Meerraben, Falken, Eulen und Wachteln, welche den unsrigen einigermaßen ähnlich sind; aber bei näherer Untersuchung fand es sich doch, daß sie auf eine sehr merkliche Weise davon abgehen. Der Mangel an Landthieren aber, den wir hier ver-

spürten, wird durch die Menge und Mannichfaltigkeit sowol gesunder als auch wohlschmeckender Fische, wovon das Meer hier an allen Orten wimmelt, reichlich ersetzt.

Was das Pflanzenreich betrifft, so bestehn die hiesigen Landeserzeugnisse aus herrlichen Bäumen, welche in ungeheuern Waldungen dastehn. Diese würden, ihrer Größe, ihres geraden Stammes, ihres festen und dauerhaften Holzes wegen, zu jeder Art von Bauwerk, nur zu Masten nicht, als wozu sie zu schwer sind, ungemein tauglich sein. Eine Gattung derselben zeichnete sich besonders zur Zeit unsers Hierseins durch eine Scharlachblüthe aus, die aus vielen in einander geschlungenen Fäden besteht. Dieser Baum ist von der Größe einer Eiche, und hat ein außerordentlich hartes und schweres Holz. Der Boden in diesen Waldungen ist größtentheils mit sehr hohen Kräutern bewachsen, welche unsern Naturforschern eine reiche Ernte an Beobachtungen für die Pflanzenkunde darboten. Von Küchengewächsen fanden wir nur wenige hier. Unter diesen wurde der wilde Selleri und eine gewisse Art von Kresse von unsern Leuten sehr wohlschmeckend und für die Gesundheit wohlthätig gefunden. Die Eingebornen ziehen auch Kürbisse, deren Schalen sie sich zu allerhand Gefäßen bedienen.

Von dem Chinesischen Maulbeerbaume, welcher hier gleichfalls, wiewol nur selten gefunden wird, machen sie, wie die Bewohner der Südsee-Inseln, zwar auch ein Zeug, aber in so geringer Menge, daß sie es nur, statt anderer Zierrathen, in die Ohren hängen. Fruchtbäume bemerkten wir hier ganz und gar nicht, man müßte denn eine gewisse Staude dazu rechnen wollen, die eine ganz unschmackhafte Beere trug. Dahin-

gegen bringt das Land eine Pflanze hervor, deren die Eingebornen sich statt des Flachses oder Hanfs auf eine so geschickte Weise bedienen, daß ihre daraus verfertigten Schnüre und Stricke an Stärke und Dauerhaftigkeit allen Europäischen Arbeiten dieser Art bei weiten vorzuziehen sind.

Ob das Land auch an Metallen ergiebig sei, können wir, bei der geringen Kenntniß, die wir davon erlangten, nicht entscheiden. Alles, was wir in diesem Stücke bemerken konnten, war eine Menge Eisensand, den wir in der Merkuriusbucht vorfanden.

Was die Eingebornen betrifft, so sind sie, im Ganzen genommen, von dem größten Europäischen Wuchse, fleischig und von starken Gliedmaßen, aber nicht feist, wie die trägen und üppigen Bewohner der Südseeinseln. Sie sind vielmehr geschäftig und stark, und zeigen in allen ihren Verrichtungen eine ausnehmende Geschicklichkeit. Ihre Farbe ist größtentheils braun, nur bei einzelnen Personen etwas dunkeler als die Farbe eines von der Sonne gebrannten Spaniers. Beide Geschlechter tragen fast einerlei Kleidungsstücke, so daß man die Frauenspersonen nur an ihrer außerordentlich sanften Stimme unterscheiden kann. Sowol das Haupthaar, als auch der Bart sind bei diesen Leuten schwarz; ihre Zähne hingegen sind so weiß, wie Elfenbein, und sehr wohl gestellt. Beide Geschlechter haben angenehme Gesichtszüge, und genießen, dem Ansehen nach, einer vollkommenen und dauerhaften Gesundheit.

In ihrem Betragen unter einander waren sie überaus leutselig; aber gegen ihre Feinde sind sie unversöhnlich, und schenken ihnen nie das Leben. Sowol die beständigen Feindseligkeiten, worin die verschiedenen Stämme gegen einander leben, als auch der abscheu-

liche Gebrauch, Menschenfleisch zu essen, scheinen ihren Grund in einem Mangel an hinreichenden Nahrungsmitteln zu haben. Eines beständigen Krieges gewohnt, waren sie stets bereit, uns feindselig anzugreifen, so oft wir zum erstenmahl in eine Gegend kamen. Anfangs kannten sie keine andere Ueberlegenheit, als diejenige, welche in der größern Menge besteht; und so oft sich diese auf ihrer Seite befand, hielten sie alle unsere Bemühungen, ihnen freundschaftliche Gesinnungen einzuflößen, für bloße Beweise unserer Furchtsamkeit. Sobald sie aber die Wirkungen unseres Schießgewehrs erkannten, und zugleich überzeugt wurden, daß wir uns dieser zerstörenden Waffen nur zur Nothwehr, und allemahl mit der größten Mäßigung bedienten, so bezeigten sie sich augenblicklich liebreich, freundlich und zutraulich gegen uns. Auch dieses verdient angemerkt zu werden, daß wir, sobald erst ein ordentlicher freundschaftlicher Umgang zwischen uns errichtet worden war, sehr selten Ursache hatten, uns über Diebstähle oder Betrügereien zu beschweren. So lange sie uns aber noch feindselige Gesinnungen zutrauten, und uns für Leute hielten, die auf ihre Kosten sich zu bereichern dächten, trugen sie im mindesten kein Bedenken, uns auf jede ihnen mögliche Weise zu hintergehen und zu übervortheilen.

In Absicht der Schamhaftigkeit gingen sie in ihren Sitten sehr weit von unsern Freunden in der Südsee ab; denn sie beachteten sowol in ihren Gesprächen, als auch in ihrem ganzen Betragen eine so zurückhaltende Bescheidenheit und so viel Wohlstand, als man unter den gesittetsten Völkern in Europa nur immer bemerken kann.

Der garstige Gebrauch, sich, gleich den Isländern,

das Haar mit Thran und ausgeschmelztem Fette zu salben, macht, daß diese Leute einen Europäer eben so, wie die Hottentotten, anstinken. Die Männer tragen kurze Bärte, binden das Haar auf dem Wirbel des Kopfes zusammen, und stecken, nebst einem knöchernen oder hölzernen Kamme, allerhand Federn zum Zierrath hinein. Die Weiber hingegen haben das Hauptthaar zuweilen verschnitten, bisweilen lassen sie es auch lang über die Schultern hangen. Beide Geschlechter bezeichnen den Leib mit schwarzen Flecken, welche von ihnen Amoko genannt werden; und sie gehen bei der Eingrabung dieser Zeichen gerade so zu Werke, wie die Bewohner der Südseeinseln. Die Weiber pflegen sich nur die Lippen zu färben, und hie und da an ihrem Körper ein schwarzes Fleckchen, gleich einem Schönpflästerchen, anzubringen. Die Männer hingegen scheinen diesen Schmuck mit zunehmenden Jahren zu vergrößern, dergestalt, daß Einige, die schon sehr betagt zu sein schienen, vom Kopfe bis zu den Füßen beinahe ganz damit bedeckt waren. Außer dem Amoko lassen sie sich auch noch gewisse, gemeiniglich schneckenförmige Furchen oder Linien eingraben, so wie man etwa die Rinde eines jungen Baums aufzuritzen pflegt. Auch diese werden schwarz gefärbt, wodurch das Gesicht dieser Leute ein recht abscheuliches Ansehn erhält. Diese Linien sind übrigens sehr gleichförmig, und auf beiden Seiten des Gesichts vollkommen ebenmäßig gezogen. Ihre Einbildungskraft ist dabei so fruchtbar an Erfindungen neuer Muster, daß unter Hunderten nicht Zwei gefunden wurden, welche völlig auf einerlei Weise bezeichnet waren. Es ist merkwürdig, daß der Hintertheil, welchen die Otaheiter mit dergleichen Zierrathen am meisten überladen, bei den Neuseeländern gemeiniglich ganz leer aus-

geht. Aber man begnügt sich hier nicht bloß mit den jetztbeschriebenen, der Haut einverleibten Zeichen und Linien, sondern sie bemahlen auch noch überdas ihre Leiber mit Bergroth, welches sie entweder trocken einreiben, oder mit Oel vermischt in großen Flecken aufschmieren.

Damit aber der junge Leser von dem sonderbaren Ansehen eines Neuseeländers eine noch anschaulichere Vorstellung bekomme, als eine bloß wörtliche Beschreibung zu geben vermag, so ist durch das Titelkupfer, welches man diesem Bande beigefügt hat, dafür gesorgt worden.

Die Kleidung dieser Leute ist eine der rohesten, die man sich denken kann. Aus den Blättern einer Art von Schwertlilien verfertigen sie grobe, zottige Matten, welche ihre gewöhnliche Bedeckung ausmachten. Diese bestehn aus zwei Stücken, deren eins um die Schultern geschlagen, das andere um den Unterleib gewunden wird. Das erste, welches vorn offen ist, reicht bis an die Knie, das andere hingegen beinahe bis auf die Erde hinab. Außer diesen Matten bedienen sie sich auch einer gewissen Art Tuchs, dessen Oberfläche glatt ist, und welches demjenigen gleicht, welches die Einwohner von Südamerika verfertigen. Man macht dasselbe in einem besondern Rahmen, der so groß als das zu verfertigende Stück, gemeiniglich 5 Fuß lang und 4 Fuß breit ist; über diesen Rahmen werden die Fäden, welche in die Länge laufen sollen, d. i. der Aufzug, gespannt, die Querfäden hingegen, oder den Einschlag, arbeiten sie mit der Hand hinein, welches eine höchst langweilige Arbeit sein muß.

Ihr größter Kleiderputz aber besteht aus Pelzwerk, welches ihnen die Felle ihrer Hunde liefern. Mit die-

sem gehen sie denn auch so sparsam um, daß sie es in Streifen schneiden, und diese in einer gewissen Weite von einander auf die Kleider nähen. Es scheint hieraus zu folgen, daß auch das Hundegeschlecht gar nicht zahlreich bei ihnen sein müsse. Zuweilen kamen uns Einige zu Gesicht, die ihre Kleider, statt des Pelzwerks, mit Federn geziert hatten; und Einer unter diesen hatte sein ganzes Kleid über und über mit rothen Papageienfedern besetzt.

Die Weiber dieses Landes scheinen in Ansehung Eines Punkts von allen andern ihres Geschlechts eine merkwürdige Ausnahme zu machen; darin nämlich, daß sie gegen Kleider und Putz gleichgültiger, als die Männer, zu sein das Ansehn haben. Ihr Haar tragen sie entweder kurz verschnitten, oder, wenn sie es ja wie die Männer wachsen lassen, so binden sie es doch nie auf dem Wirbel des Kopfes zusammen, zieren es auch nicht mit Federn, sondern lassen es ganz natürlich auf die Schultern herabfallen. Ihre Kleidungsstücke sind mit denen, welche die Männer tragen, völlig einerlei, nur daß sie das Unterkleid fest um den Leib binden und sich desselben nie entledigen, als wenn sie ins Wasser gehn, um Seekrebse zu fangen. Auch in Ansehung der Schamhaftigkeit verdienen diese wilden Frauenspersonen manchen unserer feinen Europäischen Weiber als Muster zur Nachahmung empfohlen zu werden.

Beide Geschlechter haben die Ohren durchbohrt, und die Löcher waren durch die beständige Ausdehnung nach und nach so groß geworden, daß man wenigstens einen Finger hindurch stecken konnte. Sie tragen allerlei Zierrathen in denselben, die aber freilich nur nach ihrem, nicht nach unserm Geschmacke, zieren, z. B. Tuch, Federn, Knochen großer Vögel, bisweilen sogar nur

kleine hölzerne Stecken. Auch die Nägel, die sie von uns erhielten, pflegten sie an diesem, dem Putze geweihten Orte zu verwahren, und überhaupt Alles dahin zu stecken, was sich durch die Löcher nur hindurch zwingen ließ. Die Weiber ziehen bisweilen die schneeweißen Flaumfedern gewisser Meervögel hindurch, und diese breiten sich dann hinter und vor dem Ohre in einen Busch aus, der fast so dick als eine Faust ist. Dies läßt freilich sonderbar, aber doch gar nicht häßlich. Außerdem ziehen sie auch Schnüre durch die Ohren, an welchen noch mehr Zierrathen hangen, wie z. B. Meißel und Pfriemen, aus grünem Talkstein verfertiget, deßgleichen die Nägel und Zähne ihrer verstorbenen Anverwandten, auch Hundszähne, und überhaupt Alles, was ihnen seiner Seltenheit wegen oder aus andern Gründen schätzbar ist.

Die Weiber schmücken sich auch mit Arm- und Fußbändern, welche sie aus den Knochen der Vögel, aus Muscheln und aus andern Dingen verfertigen, die sie durchbohren und an einen Faden reihen können. Einige Männer tragen dagegen an einer um den Hals gebundenen Schnur ein Stück Talkstein oder Wallfischknochen, in Form einer Zunge, worauf eine Mannsfigur, aber, wie man denken kann, ziemlich unförmlich eingegraben ist. Diesen Putz schätzen sie sehr hoch. Einer hatte sich den Knorpel der Scheidewand zwischen den beiden Naselöchern durchbohrt und eine Feder durchgesteckt, welche auf beiden Seiten über die Backen hervorragte. Auch dieses sollte vermuthlich eine Zierde sein.

Der junge Leser sieht hieraus, wie sehr verschieden der Geschmack der Menschen in verschiedenen Ländern ist; und er wird sich darüber um so weniger wundern, wenn er bedenkt, wie schnell oft unter uns, die wir

uns eines gebildeten Geschmacks rühmen, die wandelbare Mode sich ändert, und mit allgewaltiger Hand das Schöne häßlich und das Häßliche wieder schön zu machen versteht. Der Kluge befleißiget sich in Dingen dieser Art, wie in seinen Handlungen und Sitten überhaupt, einer edlen Einfachheit, und sucht zwischen dem Aeußersten der alten und der neuesten Mode eine wohlgewählte Mittelstraße zu halten. Dadurch erreicht er den doppelten Vortheil, sich von den Regeln eines wirklich guten Geschmacks nicht zu weit zu entfernen, und, ohne etwas Auffallendes an sich zu haben, seine Kleidungsstücke nicht mit jedem Monat ändern zu müssen. Sollte diese Verfahrungsart nicht von jedem vernünftigen Menschen angenommen zu werden verdienen?

22.

Von den Wohnungen, der Kost und Lebensart der Eingebornen. Von ihrer Schifffahrt, ihren Werkzeugen und Waffen, ihrem Kriegstanz und Gesang, ihrer Religion und Sprache.

Auf keine Sache verwenden diese Leute weniger Sorgfalt und Kunst, als auf den Bau und die Einrichtungen ihrer Wohnungen. Diese sind daher, wenn man die Größe ausnimmt, kaum so gut und so bequem, als bei uns ein Hundestall.

Die erste Anlage dieser Gebäude, oder die Zimmerarbeit, wenn man will, besteht gemeiniglich aus dünnen Stangen; die Wände aber sind nur von Heu aufgeführt, womit auch das Dach bedeckt ist. Zuweilen ist noch eine Bedeckung von Baumrinde hinzugekommen. Die Hausthür ist so klein, daß ein Mann kaum auf Händen und Füßen hineinkriechen kann. Nahe bei dieser sogenannten Thür ist ein viereckiges Loch, welches zugleich

die Stelle eines Fensters und eines Rauchfanges vertritt; denn der Feuerherd liegt an demselben Ende, fast mitten zwischen den beiden Seiten der Wohnung. Der dazu bestimmte Platz ist durch hölzerne oder steinerne Scheidewände eingeschlossen, und in der Mitte dieses hohlen Vierecks wird das Feuer angezündet. Eine solche Wohnung ist ungefähr 5 bis 6 Fuß hoch, und selten über 18 bis 20 Fuß breit.

Ihr Hausrath und ihre Werkzeuge bestehen aus sehr wenigen Stücken. Es gehören dazu ihre Speisekörbe, die Kürbißflaschen, die Hämmer, womit sie die Farrenkrautwurzeln schlagen, und einige andere einfache und schlecht gemachte Werkzeuge, die, mit ihren Kleidern, Waffen und einigen Federn zum Haarputze, ihren ganzen Reichthum ausmachen.

Einige der Vornehmern des Landes, deren Haushaltungen zahlreich sind, besitzen ein Gehöfte von 3 bis 4 Häusern; diese sind dann zusammen von einer Wand umzogen, die aus Stangen mit dazwischen gestecktem Heu besteht, und ungefähr 10 bis 12 Fuß hoch ist.

Von der Art, wie sie ihre Dörfer oder Städtchen anlegen und zu befestigen wissen, ist schon oben geredet worden.

Ungeachtet nun diese Leute innerhalb ihrer Häuser vor der Strenge der Witterung gut genug verwahrt sind, so scheinen sie doch bei ihren Herumwanderungen, wenn sie Farrenkraut sammeln, oder Fische fangen, nicht das geringste daraus zu machen, dagegen geschützt zu sein, oder nicht. Bisweilen pflegten sie wol in dergleichen Fällen eine Art von Schirmdach gegen den Wind aufzurichten; oftmahls hingegen gebrauchten sie die Fürsorge nicht, sondern schliefen mit ihren Weibern und

Kindern bloß unter ein wenig Strauchwerk, wobei sie ihre Waffen rings umher an die Bäume lehnten.

Ihr vornehmstes Nahrungsmittel ist die Farrenkrautwurzel, die für sie die Stelle des Brots vertritt. Die Vögel geben nur bisweilen einen Schmaus für sie ab, Fische genießen sie desto häufiger, so wie sie es auch in der Geschicklichkeit, Netze zu stricken, weiter gebracht haben, als irgend ein anderes Volk, welches ich kenne.

Da sie keine Geschirre haben, worin man Wasser sieden könnte, so schränkt sich ihre ganze Kochkunst nur auf Backen und Braten ein. Beides verrichten sie ungefähr auf die nämliche Weise, wie die Bewohner der Südseeinseln.

In den nördlichen Gegenden sieht man, wie schon oben angemerkt worden ist, viel wohlbearbeitete Felder, auf welchen sie Yamswurzeln und süße Kartoffeln bauen; in den südlichen Gegenden aber sah man dergleichen nirgends. Daß die Farrenkrautwurzeln und die Fische nicht in allen Jahrszeiten zu bekommen sein müssen, läßt sich aus den gedörrten Vorräthen schließen, die sie von beiden gesammelt hatten, und wovon sie nur selten und mit Mühe zu bewegen waren, uns Etwas abzulassen. Dieser Umstand scheint meine Meinung zu bestätigen, daß dieses Land kaum so viel hervorbinge, als hinreichend ist, die dermahlige, nicht sehr beträchtliche Anzahl seiner Einwohner zu ernähren, und daß diese durch Hunger zu unaufhörlichen Feindseligkeiten wider einander, und zu dem unmenschlichen Gebrauche, die Leiber ihrer erschlagenen Feinde zu essen, sich gezwungen sehen.

So viel wir erfahren konnten, ist Wasser durchgängig ihr einziges Getränk. Ein Mittel, sich zu berauschen, schienen sie gar nicht zu haben, und in diesem

Punkte sind sie glücklicher, als irgend eins von allen mir bekannten Völkern.

Da Unmäßigkeit und Müßiggang die Quelle der allermeisten Krankheiten sind, so ist es kein Wunder, daß diese Leute, bei ihrer genügsamen, natürlichen und immer thätigen Lebensart, einer vollkommenen und ununterbrochenen Gesundheit genießen. So oft wir sie auch in ihren Wohnörtern besuchten, und so aufmerksam wir sie auch betrachteten, so konnten wir doch nie auch nur eine einzige Person entdecken, die mit irgend einer Krankheit behaftet gewesen wäre, oder sonst ein körperliches Gebrechen an sich gehabt hätte. Ein Beweis hingegen von ihrer vollkommenen Gesundheit und von der Unverdorbenheit ihrer Säfte fanden wir unter andern darin, daß die Wunden, die sie während unsers Hierseins empfingen, in kurzer Zeit so ganz von selbst und ohne allen Gebrauch irgend eines Mittels, wieder zuheilten, da doch einige dieser Wunden allerdings sehr beträchtlich waren. Ebendieses bewies denn auch die große Menge alter Leute, die wir hier vorfanden. Viele dieser Greise schienen ein hohes Alter erreicht zu haben, wie man daraus schließen konnte, daß sie Haare und Zähne bereits verloren hatten; und dennoch war Keiner derselben kraftlos, wie bei uns die Alten sind, und wenn sie gleich nicht mehr die ganze Leibesstärke junger Leute besaßen, so gaben sie doch an Heiterkeit und Munterkeit diesen gar nichts nach.

Junger Leser! Scheint Gesundheit, scheinen langes Leben, Befreiung von körperlichen Schmerzen, Heiterkeit und Fröhlichkeit dir wünschenswürdige Güter zu sein, so lerne hier abermahls, wie du dich derselben bemächtigen kannst. Lebe — nicht gerade wie ein roher Neuseeländer — aber doch, so weit es einem gesitteten

Menschen in angebaueten Ländern möglich ist, der Natur gemäß, einfach, mäßig, arbeitsam! Dies ist das untrügliche Mittel dazu. Verschmähe also alle erkünstelte Genüsse; schränke dich auf das Nothwendige, Einfache und Natürliche ein; fliehe die üppigen Vergnügungen, und gewöhne dich zu einer rastlosen körperlichen und geistigen Thätigkeit. Die Geschichte aller Zeiten und aller Völker lehrt, daß dieses Mittel, zur Beförderung der Gesundheit an Leib und Seele, ganz untrüglich sei. —

Die Geschicklichkeit der Neuseeländer, in Handarbeiten, zeigt sich nirgends deutlicher, als an ihren Kähnen. Diese sind zwar schmal, aber so lang, daß sie 40, 80, ja wol 100 bewaffnete Männer führen können. Einer, den wir maßen, war 68 einen halben Fuß lang, und 4 einen halben Fuß tief. Der Boden lief spitzig zu, und jede Seite bestand aus einem einzigen ganzen Brette, welches sehr geschickt in den Boden eingefugt und an demselben befestigt war. Eine Anzahl von Querhölzern lief vom obersten Rande der einen Seite bis zum Rande der andern hin, war an beiden sehr wohl befestiget, und diente zur Verstärkung des Boots. Der Spiegel *) am Vordertheile ragte 5 bis 6 Fuß, der am Hintertheile hingegen ungefähr 14 Fuß über den Kahn empor. Beide Spiegel bestanden aus Brettern, durch und durch mit vielem Schnitzwerk geziert. An den kleinen, zur Fischerei bestimmten Kähnen, stellt diese Schnitzarbeit eine Menschenfigur mit dem häßlichsten Gesichte

*) So nennt man in der Schiffersprache den gekrümmten, gemeiniglich mit Schnitzwerk und Zierrathen versehenen äußersten Vorder- und Hintertheil des Schiffes.

vor, dem eine ungeheuer lange Zunge aus dem Halse hängt. Die Augen deuten sie mit einer gewissen Muschelschale an. Die größern Böte hingegen, welche Kriegsschiffe zu sein schienen, sind mit durchbrochener Arbeit prächtig geziert, und außerdem mit frei herabhangenden Fransen von schwarzen Federn geschmückt, die dem Kahne wirklich ein artiges Ansehn geben. Außerdem waren auch oft die Seitenbretter am obern Rande nach einem seltsamen Geschmacke ausgeschnitzt und mit weißen Federbüschen geziert, die auf einem schwarzen Grunde angebracht waren.

Ihre Ruder sind klein, leicht und artig gemacht. Das breite Ende oder die Schaufel ist eirund, unten spitzig, in der Mitte am breitesten, und verliert sich nach oben zu allmählig in den Stiel oder Schaft. Das ganze Ruder ist ungefähr 6 Fuß lang. Sie bedienen sich desselben mit großer Fertigkeit, und treiben vermittelst desselben ihre Böte mit erstaunlicher Geschwindigkeit fort. Im Segeln sind sie weniger geschickt. Sie wissen nämlich nichts anders, als gerade vor dem Winde hinzusegeln, und verstehen nichts von der Kunst, auch gegen den Wind zu arbeiten. Uebrigens bestehen ihre Segel aus Matten.

Ihre Werkzeuge sind Aexte, Hobel und Meißel. Die letzten dienen ihnen auch statt eines Pfriems, um Löcher damit zu bohren. In Ermangelung des Metalls machen sie die Hobel und Aexte aus grünem Talkstein, oder aus einer Art harten, schwarzen Steins; die Meißel hingegen entweder aus Menschenknochen oder aus Jaspis. Von Allem, was sie besitzen, sind ihnen die Aexte das Allerkostbarste. Nie wollten sie uns eine derselben überlassen, wir mochten ihnen dafür bieten, was wir wollten. Selbst das beste Europäische Beil schlu-

gen sie dagegen aus. Ich vermuthe daher, daß eine gute Art etwas sehr Seltenes unter ihnen sein müsse. Einst hatten wir Einigen von ihnen ein Stück Glas gegeben, und sahen bald nachher, daß sie Mittel gefunden hatten, ein Loch durch dasselbe zu bohren, um es an einem Faden, statt eines Zierraths, um den Hals zu hängen. Auf was für eine Art sie ihre großen Werkzeuge schneidend zu machen, und das Gewehr, welches sie Pätu-Pätu nennen, zu schärfen wissen, konnten wir nicht erfahren. Vermuthlich geschieht es dadurch, daß sie etwas von eben dem Steine zu Pulver zermalmen und mit diesem zwei Stücke an einander reiben.

Im Feldbau sind sie sehr geschickt, und wissen das Erdreich durch Hülfe eines hölzernen Spatens eben so locker zu machen, als es in unsern Gärten zu sein scheint. Ueberall, wo etwas hervorsprossen sollte, hatten sie das Erdreich ein wenig erhöht. Diese kleinen Beete waren alle sehr regelmäßig und zwar dergestalt aufgeworfen, daß sie nach allen Seiten und ins Kreuz vollkommen gerade Reihen bildeten. Diese Reihen waren durchgängig nach der Schnur gezogen, die wir, sammt den dazu gehörigen Pflöckchen, auf einigen Aeckern noch vorfanden.

Auf die Kriegskunst haben sie sich durchgängig gleichfalls in ganz vorzüglichem Grade gelegt, und ihre Gewehre sind zum Morden alle gut ausgedacht. Diese bestehen in Lanzen, Wurfspießen, Streitärten und dem schon oft genannten Pätu-Pätu. Diese Lanze ist 14—15 Fuß lang, und gemeiniglich an beiden Enden mit Knochen zugespitzt. Sie fassen dieses Gewehr gerade in der Mitte an, so daß es im Gleichgewicht schwebt, wodurch das Treffen sehr befördert wird.

Schleudern und Bogen sind bei ihnen unbekannt. An deren Statt bedienen sie sich der Wurfspieße und Steine, die sie aus freier Hand geschickt zu werfen wissen.

Bei ihren Gefechten gerathen sie allemahl hart an einander, und kämpfen Mann gegen Mann, es sei zu Wasser oder zu Lande. Das Blutvergießen muß daher groß und um desto größer sein, da, nach der Beschaffenheit ihrer Waffen, ein Jeder seinen Gegner mit einem einzigen Streich zu Boden schlagen kann. Auf das Pätu-Pätu verlassen sie sich am meisten. Dieses haben sie mit einem starken Riemen an das Handgelenk gebunden, damit man es ihnen nicht aus der Hand winden könne. Die Vornehmern tragen es im Gürtel; und es ist bei ihnen, was bei den Standespersonen in Asien der Dolch, in Europa der Degen ist. Von Schutzgewehren wissen sie nichts; die Oberhäupter aber tragen, außer ihren Waffen, noch einen Befehlshaberstab, wie etwa unsere Offiziere früher das Sponton. Dieser Stab war gemeiniglich aus einer schneeweißen Wallfischrippe gemacht, über und über mit ausgeschnitzten Zierrathen, auch wol mit Hundehaaren und Federn geschmückt. Bisweilen war es auch ein ungefähr sechs Fuß langer Stock, der eben so verziert und mit einer Art von Muscheln, die der Perlmutter gleich kamen, eingelegt. Diejenigen, welche dergleichen Vorzugszeichen trugen, waren gemeiniglich alte Männer, und mit dem Amoko mehr als die Andern gezeichnet.

So oft sie in ihren Kähnen herbeikamen, um uns anzugreifen, sah man in jedem Kahne wenigstens einen, oft auch mehr dergleichen besonders ausgezeichnete Männer, die, wenn sie sich unserm Schiffe etwa bis auf eine Kabeltaulänge genähert hatten, von ihren Sitzen aufstanden und eine gewisse Kleidung anzogen, die ver-

muthlich nur bei solchen Gelegenheiten gebraucht wird, und fast durchgängig aus Hundefellen verfertigt war. In diesem Staate hielten sie ihren Befehlshaberstab, oder ein Gewehr in die Höhe, und befahlen alsdann ihren Leuten, was sie thun sollten. Gemeiniglich fingen sie hierauf an, uns schon von fern zur Schlacht aufzufodern, und die Worte, deren sie sich dabei bedienten, waren fast durchgehends folgende: »Haromai, haromai, härre, juta ä Pätu-Pätu Oge! Kommt her, kommt her ans Land, wir wollen euch Alle mit unsern Pätu-Pätus tödten!« Unter solchen Drohungen kamen sie allmählig immer näher, bis sie hart neben dem Schiffe waren; bisweilen sprachen sie wol mitunter auch ganz freundschaftlich, und beantworteten alle Fragen, die wir an sie thaten; einen Augenblick nachher erneuerten sie ihre Ausfoderung, und fingen endlich, durch unsere anscheinende Furchtsamkeit kühner gemacht, ihren Schlachtgesang und Kriegestanz an. Dann erfolgte auch jedesmahl ein Angriff, der denn selten eher ein Ende nahm, als bis wir, durch die Nothwendigkeit gezwungen, sie durch etliche Schrotschüsse fortscheuchten. Zuweilen begnügten sie sich auch wol, uns einige Steine ins Schiff zu werfen, um wenigstens die Ehre zu haben, uns eine Beschimpfung angethan zu haben.

Der Kriegstanz besteht aus sehr vielerlei heftigen Bewegungen und abscheulichen Verdrehungen der Glieder, wobei auch das Gesicht seine Rolle spielt. Die Zunge wird oft unglaublich lang herausgesteckt, und die Augenlieder werden so gewaltig auseinander gerissen, daß das Weiße sowol oben als unten und auf beiden Seiten stark und fürchterlich zum Vorschein kommt. Mit Einem Worte sie unterlassen nichts, was die menschliche Gestalt nur entsetzlich und abscheulich machen

kann. Sie schwenken dabei ihre Lanzen, schütteln ihre Wurfspieße und hauen mit dem Pätu-Pätu in der Luft herum. Diesen gräßlichen Tanz begleiten sie mit einem Gesange, dessen Tonweise zwar wild, aber nicht unangenehm klingt. Jeder Absatz endigt sich mit einem lauten und tiefen Seufzer, den sie Alle zugleich ausstoßen. Die Stärke, die Behendigkeit des Körpers, die sie bei diesem Kriegstanze zeigen, und die Genauigkeit, mit der sie das Zeitmaß zu beobachten wissen, erregten unsere ganze Bewunderung.

Ihre friedlichen Lieder, besonders diejenigen, welche die Weiber singen, deren Stimme sehr sanft und biegsam ist, klingen ganz angenehm und rührend. Das Zeitmaß ist langsam, die Weise traurig, und es herrscht mehr Geschmack darin, als man von den armen unwissenden Wilden eines halböden Landes erwarten sollte.

Sie haben Schallwerkzeuge, die aber schwerlich den Namen der tonkünstlichen verdienen. Eins ist diejenige Muschel, die man die Tritonen-Trompete nennt. Der Laut, den sie aus derselben herauszwingen, klingt fast so, als wenn unsere Jungen auf Kuhhörnern blasen. Das andere ist eine hölzerne Pfeife, die zum Tonspiel eben so wenig taugt. Sie scheinen dieses selbst zu fühlen; denn nie hörten wir, daß sie dazu sangen, oder abgemessene Töne herauszulocken suchten, die auch nur die entfernteste Aehnlichkeit mit einer Tonweise gehabt hätten.

Was den Glauben dieser Leute betrifft, so konnten wir durch alle unsere Nachforschungen nur Folgendes herausbringen. Sie glauben an ein höchstes Wesen, gesellen aber demselben, wie alle andere Menschen, die noch zu schwach und kindisch an Verstande sind, um sich zu dem Begriffe von einem einzigen, höchstvollkommenen

Gott erheben zu können, noch andere untergeordnete Gottheiten bei. Von dem Ursprunge der Welt und der Entstehung des Menschengeschlechts gaben sie uns fast eben die Beschreibung, wie unsere Freunde zu Otaheite. Indeß schien Tupia eine viel tiefere und weitläufigere Kenntniß in Religionssachen zu besitzen, als irgend Jemand unter diesem Volke; denn so oft er es sich gefallen ließ, sie zu belehren, welches er bisweilen in einer langen Rede that, fehlte es ihm nie an einer Menge Zuhörer, die in der tiefsten Stille so ehrerbietig und aufmerksam auf seine Worte horchten, daß wir ihnen gern einen bessern Lehrer gewünscht hätten.

Von einem äußern Gottesdienste konnten wir bei diesem Volke keine Spur entdecken. Nirgends sahen wir Gebäude oder abgesonderte Oerter, wie die Morais auf den Südseeinseln, die dazu bestimmt gewesen wären. Nur einmahl bemerkten wir bei einem mit Kartoffeln bepflanzten Felde einen kleinen viereckigen, mit Steinen umgebenen Platz, in dessen Mitte ein scharfgemachter Stecken, deren sie sich statt eines Spatens zu bedienen pflegen, in die Erde gesteckt war, und an welchem ein Korb mit Farrenkrautwurzeln hing. Auf geschehenes Nachfragen meldeten uns die Eingebornen, daß dieses ein Opfer für die Götter sei, wodurch man ihren Segen und eine reiche Ernte zu erhalten hoffe.

Es leuchtete uns übrigens aus verschiedenen Umständen sehr deutlich ein, daß die Eingebornen dieses Landes und die Bewohner der Südseeinseln einerlei Ursprungs sein müssen, und daß die gemeinschaftlichen Vorältern beider Völker aus einem und ebendemselben Lande stammen. Beide haben eine Sage, nach welcher ihre Vorältern vor sehr langer Zeit aus einem andern Lande hergekommen sein sollen, welches sie Hiwije

sträuch giebt es nicht dazwischen, und sie stehen so weit auseinander, daß man das Land urbar machen könnte, ohne daß man nöthig hätte, einen einzigen Stamm deßwegen abzuhauen. Wir sahen viele Hütten der Eingebornen, und andere Stellen, wo sie, ohne alles Obdach, auf dem Grase geschlafen hatten; von den Leuten selbst aber kam uns nur Einer zu Gesicht, der, sobald er uns erblickte, davon lief. An allen diesen Orten ließen wir Geschenke zurück, in der Hoffnung, uns doch endlich das Zutrauen und die Gunst der Eingebornen dadurch zu erwerben. Wir erblickten ein vierfüßiges Thier, das ungefähr so groß als ein Kaninchen sein mochte, sahen es aber nur im Vorbeilaufen, also sehr unvollkommen. Von einigen größeren Thieren fanden wir zwar Spuren, bekamen aber von ihnen selbst nichts zu Gesicht.

Die Herren Banks und Solander fanden hier eine reiche Ernte an unbekannten Kräutern, deren Einsammlung sie auf die angenehmste Weise beschäftigte. Dies veranlaßte mich, diese Gegend die Kräuterbucht (Botany Bay) zu nennen, und meine jungen Leser werden aus den Zeitungen wissen, daß dieser Name seit einiger Zeit berühmt geworden ist. Man hat nämlich seit einigen Jahren, von England aus, eine beträchtliche Anzahl von Menschen dahingeschickt, die sich allda anbauen und niederlassen sollen. Aber was für Menschen! Den Auswurf der Englischen Völkerschaft, Schelme, Diebe und Räuber, für deren anwachsende Zahl die Gefängnisse zu enge wurden. Mit dieser edlen Zucht will man nun zunächst die Gegend der Kräuterbucht, und von da aus nach und nach das ganze große Land bevölkern, wovon jene einen Theil ausmacht. Die armen Eingebornen, die diesem Gesindel ihr Land

Amerika sein könne, das war uns Allen völlig entschieden. Die Meinung aber, daß es noch ein großes, bis jetzt unbekanntes südliches Land gebe, ist durch unsere Reise, auf welcher wir nicht die geringste Anzeige davon bemerken konnten, gar sehr entkräftet. Es blieb uns daher, um die Herkunft dieser Leute zu erklären, weiter nichts, als die Vermuthung übrig, daß es vielleicht von hieraus westwärts noch ein festes Land geben könne. Ich beschloß daher, um hierüber zur Gewißheit zu gelangen, in dieser Richtung weiter zu segeln.

23.

Lauf von Neuseeland nach der östlichen Küste von Neuholland. Vorläufige Nachricht von diesem Lande und von den Einwohnern desselben.

Es war der letzte Tag des Märzmonats 1770, als wir endlich von Neuseeland Abschied nahmen. Wir nannten das Vorgebirge, bei welchem wir absegelten, das Vorgebirge Lebewohl (Cap Farewell), und steuerten nun wieder mit einem frischen Nord-Nord-Ostwinde gegen Westen hin.

Da der merkwürdigen Begebenheiten und Beobachtungen, die ich dem jungen Leser in dem Fortgange dieser Reisegeschichte zu erzählen habe, noch so viele sind, so sei es mir erlaubt, alles minder Anziehende zu übergehen, und den Faden der Geschichte erst da wieder aufzunehmen, wo wir uns der Küste von Neuholland näherten, dem ersten Lande, welches wir wieder zu Gesichte bekamen.

Dies geschah am 19ten des Wandelmonds oder Aprils, also am 20sten Tage nach unserer Abreise von

Neuseeland. Die Gegend, in welcher wir das Land zuerst erblickten, ist auf unserer Karte deutlich angegeben. Mein Lieutenant Hick war der Erste, welcher es bemerkte; ich nannte daher die daselbst befindliche Landspitze nach seinem Namen.

Wir näherten uns dem Lande, so weit es thunlich war, und steuerten hierauf im Angesicht der Küste nordwärts. Das Wetter war heiter, und wir konnten das Land sehr deutlich sehen. Es hat allhier ein gar reizendes Ansehen, ist nicht sehr hoch, die Aussicht aber abwechselnd. Bald sieht man angenehme Berge und Thäler, bald Hügel und Auen, mitunter auch kleine Ebenen, die aber fast alle mit Holz bewachsen waren. Die Hügel und Berge sind weder hoch noch steil.

Wir erblickten an verschiedenen Stellen des Landes aufsteigende Rauchsäulen, aber von den Eingebornen bis zum 22sten Keinen. Erst an dem genannten Tage, an welchem wir dem Lande sehr nahe kamen, konnten wir Einige derselben deutlich unterscheiden. Sie schienen schwarz, wenigstens von sehr dunkler Farbe zu sein.

Wir fuhren fort, in der angefangenen Richtung nordwärts zu steuern; und als wir am 27sten dem Lande wiederum sehr nahe gekommen waren, erblickten wir abermahls verschiedene Eingeborne am Strande, welche eilfertigst längs der Küste hinliefen, und deren Einige einen kleinen Kahn auf den Schultern trugen. Wir schlossen hieraus, daß sie gesonnen wären, zu uns ans Schiff zu kommen; allein diese Hoffnung schlug fehl. Ich stieg daher mit den Herren Banks, Solander, Tupia und vier Bootsleuten in die Jölle, um zu ihnen hinüberzufahren; wir hatten aber bei unserer Annähe-

rung das Mißvergnügen, zu sehn, daß sie in die Wälder liefen. Wir wünschten indeß doch ans Land zu gehen, allein der Versuch schlug fehl; denn überall rannte die Brandung mit solchem Ungestüm gegen die Küste, daß wir mit unserm kleinen Boote unmöglich landen konnten. Wir mußten daher unverrichteter Sache wieder zurückkehren. Um diese Zeit fiel eine Windstille ein. Unsere Lage war dabei eben nicht die angenehmste, denn unser Schiff lag nahe an der Küste und war umher mit blinden, d. i. mit solchen Klippen umgeben, welche das sie bedeckende Wasser unsichtbar macht. Jedoch zum Glück erhob sich ein gelinder Wind vom Lande her, mit dessen Beihülfe wir bald außer Gefahr kamen, und hierauf mit demselben nordwärts weiter steuerten.

Sobald es am folgenden Morgen tagte, erblickten wir eine Bucht. Sie schien gegen alle Winde geschützt zu sein, und ich nahm mir daher vor, in dieselbe einzulaufen. In dieser Absicht schickte ich den Schiffer mit der Pinasse vorauf, um die Einfahrt lothen zu lassen; ich aber fuhr inzwischen fort, gegen den Wind nach derselben hinzukreuzen.

Nach einiger Zeit sahen wir auf der Küste einen Rauch aufsteigen, und durch Ferngläser bemerkten wir zehn Leute, die das Feuer unterhielten, bei unserer Annäherung aber es verließen, und sich auf eine kleine Anhöhe zurückzogen. Es währte nicht lange, so stießen zwei Kähne, deren jeder zwei Mann an Bord hatte, hart unter der Anhöhe ans Land, und die vier Männer eilten, sobald sie ausgestiegen waren, zu den Andern, die auf dem Gipfel des Hügels standen. Die Pinasse näherte sich hierauf diesem Orte, von dem die Indier sich alsobald weiter zurückzogen, einen Einzigen aus-

genommen, der sich zwischen etlichen an der Landungsstelle gelegenen Felsen versteckte.

Als sodann die Pinasse längs der Küste hinlief, nahmen die Indier, in einer gewissen Entfernung vom Strande, eben den Weg und blieben ihr gegenüber. Bei Zurückkunft des Boots erzählte der Schiffer, daß in einer innerhalb des Hafens gelegenen Bucht Einige von ihnen an den Strand herabgekommen wären, und ihn durch Worte und erklärende Zeichen eingeladen hätten, ans Land zu kommen, daß sie aber insgesammt mit langen Spießen und einer Art hölzernen Säbeln bewaffnet gewesen wären. Andere hingegen machten drohende Geberden und schwenkten ihre Waffen, vornehmlich zwei, die ein sehr seltsames Ansehen hatten. Ihr Gesicht war weiß gepudert und ihr Leib mit breiten weißen Streifen bemahlt, die ihnen schräg über Brust und Rücken hinabliefen, fast wie die Riemen der Patrontaschen und die Degengehenke, welche die Englischen Soldaten kreuzweis über die Brust und den Rücken hinabhangend tragen. Eine solche Art Streifen war auch in Form breiter Kniebänder um ihre Beine und Schenkel gemacht. Jeder von ihnen hielt das Gewehr, welches einem Säbel ähnlich zu sein schien, in der Hand, und sie schienen zugleich sehr eifrig mit einander zu sprechen.

Gegen Abend erreichten wir eine Stelle innerhalb der Bucht, wo wir mit Sicherheit vor Anker gehen konnten. Es geschah; und wir erblickten auf zwei Landspitzen, welche diesen Ankerplatz einschlossen, einige Hütten, und neben denselben verschiedene Eingeborne, Männer, Weiber und Kinder. Unter der südlichen Landspitze sahen wir vier kleine Kähne, deren jeder einen Mann an Bord hatte, die insgesammt sehr geschäftig zu sein schienen, mit einer Art von langer Pike

Fische zu treffen. Sie wagten sich beinahe bis in die Brandung hinein, und waren so erpicht auf ihren Fang, daß sie auf uns und unser Schiff, ungeachtet wir ihnen ziemlich nahe kamen, kaum einmahl die Augen wandten.

Als wir eben in Begriff waren, das Boot auszusetzen, sahen wir eine alte Frau, welcher drei Kinder nachfolgten, aus dem Gehölze kommen. Sie trug ein Bündel Brennholz, und jedes Kind war ebenfalls mit einer kleinen Bürde beladen. Unweit der Hütten kamen ihr noch drei andere Kinder, die jünger als die ersten waren, entgegen. Sie blickte zwar oft nach dem Schiffe, äußerte aber weder Furcht noch Verwunderung. Es währte nicht lange, so zündete sie ein Feuer an, und die vier Kähne, deren ich vorher gedachte, kamen vom Fischen zurück. Die Männer landeten, zogen ihre Kähne auf den Strand, fingen an, ihr Mittagsessen zu kochen, und waren, allem Ansehn nach, unsertwegen unbesorgt. Es dünkte uns merkwürdig, daß unter allen den Leuten, die wir bisher gesehen hatten, auch nicht Einer nur die geringste Bekleidung zu tragen schien.

Nach dem Mittagsessen ließ ich die Böte bemannen, und wir ruderten mit dem Tupia dem Orte zu, wo jene Leute waren. Da sie bisher so wenig auf uns geachtet hatten, so hofften wir, daß sie sich auch nicht darum bekümmern würden, ob wir ans Land kämen, oder nicht. Aber darin irrten wir uns sehr. Denn sobald wir nahe an die Felsen gelangten, kamen alsobald zwei von den Männern herab, um uns die Landung streitig zu machen, und die Andern liefen davon. Jeder von den beiden Vorfechtern war mit einem ungefähr zehn Fuß langen Spieße und mit einem kurzen Stocke bewaffnet, dessen er sich als eines Werkzeuges

zu bedienen schien, um jenen desto leichter und besser zu werfen.

Sie riefen uns laut und in einer rauhen, sehr übelklingenden Sprache zu, von der weder Tupia noch wir auch nur ein einziges Wort verstanden. Dabei schwenkten sie ihre Gewehre, und schienen entschlossen zu sein, ihre Küste bis aufs äußerste zu vertheidigen, ungeachtet ihrer nur zwei und unserer vierzig waren. Ich mußte ihren Muth bewundern, und da ich noch gar nicht Willens war, daß Feindseligkeiten, am wenigsten bei so ungleicher Macht, zwischen uns vorgehen sollten, so befahl ich den Ruderern, still zu halten. Wir fingen hierauf eine Unterredung durch Zeichen an, die wol eine Viertelstunde währte, wobei ich, um uns ihr Wohlwollen zu erwerben, ihnen Nägel, Glaskorallen und andere Kleinigkeiten zuwarf, die sie sämmtlich aufhoben und sich sehr daran zu ergötzen schienen.

Ich gab ihnen hierauf durch Zeichen zu verstehen, daß wir Wasser verlangten, und wendete alle ersinnliche Mittel an, um sie zu überzeugen, daß wir ihnen kein Leid zuzufügen gedächten. Hierauf winkten sie uns, und ich nahm dieses Zeichen für eine Einladung. Aber kaum fingen wir an, das Boot etwas näher zu ihnen hinzutreiben, so mußten wir sehen, daß sie sich unserer Landung aufs neue widersetzten. Der Eine schien ein Jüngling von ungefähr 20 Jahren, und der Andere ein Mann von mittlerem Alter zu sein. Da wir nun zur Erreichung unsers Endzwecks kein anderes Mittel übrig sahen, so feuerte ich eine Flinte zwischen ihnen hin. Auf den Knall ließ der Jüngere vor Schrecken ein Bündel Lanzen fallen, allein er erholte sich augenblicklich von seiner Bestürzung, und hob sie sehr eilfertig wieder auf. Alsdann wurde ein

Stein nach uns geworfen. Ich ließ hierauf eine mit Schrot geladene Flinte abfeuern, und der Schuß traf den Aelteren auf die Beine; worauf Beide nach den Hütten liefen, die ungefähr 300 Fuß weit von dannen lagen.

Nunmehr hoffte ich, daß aller Kampf ein Ende haben würde, und stieg daher sogleich ans Land. Aber kaum waren wir aus dem Boote getreten, als der Verwundete mit seinem Streitgefährten schon wieder zurückkam; und es zeigte sich, daß er nur deßwegen fortgelaufen war, um einen Schild zu seiner Vertheidigung zu holen. Beide warfen ihre Lanzen nach uns. Diese fielen zwar da, wo wir am dicksten standen, nieder, verwundeten aber zum Glück Niemand. Ich ließ daher noch einmahl eine mit Schrot geladene Flinte auf sie abfeuern. Dies beantwortete der Eine von ihnen dadurch, daß er eine Lanze nach uns warf, worauf Beide in großer Eile davon liefen.

Wir gingen hierauf nach den Hütten hin, und fanden in einer derselben die Kinder hinter einem Schilde und hinter Baumrinden versteckt. Um diese nicht zu erschrecken, stellten wir uns, als merkten wir sie nicht, legten aber beim Weggehn einige Bänder, Glaskorallen, kleine Stückchen Tuchs und andere dergleichen Geschenke hin, wovon wir glaubten, daß sie ihnen angenehm sein dürften. Alle Lanzen, die wir umher liegen sahen, an der Zahl ungefähr 50, nahmen wir mit. Diese waren von 6 bis 15 Fuß lang, und jede hatte vier Zinken, mit Fischgräten zugespitzt. Wir bemerkten, daß diese Spitzen mit einem grünen, klebrigen Wesen beschmiert waren, welches die Besorgniß erregte, daß sie vergiftet sein möchten. Wir fanden indeß bald, daß diese Besorgniß ungegründet war; denn aus dem dar-

an klebenden Meerkraute konnte man schließen, daß man diese Lanzen zum Fischfange gebrauche. Die Kähne, welche wir hier auf dem Strande liegen fanden, waren unter allen, die wir bisher gesehen hatten, die schlechtesten. Sie waren kleiner, und jeder derselben nur aus einem einzigen Stück Baumrinde gemacht, das an den beiden äußersten Enden zusammengezogen, festgebunden und in der Mitte durch hineingeklemmte Stecken von einander gehalten wurde.

Erst am folgenden Tage, da wir abermahls ans Land gingen, gelang es uns, einen kleinen Bach zu finden, aus dem wir uns mit frischem Wasser versorgen konnten. Wir besuchten bei dieser Gelegenheit noch einmahl diejenige Hütte, in welcher wir die Kinder angetroffen hatten. Hier mußten wir zu unserm Mißvergnügen sehen, daß die kleinen Sachen, die wir allda zum Geschenk hinterlassen hatten, noch alle unberührt auf eben dem Flecke lagen, wo wir sie hingeworfen hatten. Auch kam diesmahl nicht ein einziger Indier zum Vorschein.

Indessen nun eine Partei unserer Mannschaft sich mit Holzfällen und Wasserschöpfen beschäftigte, fuhr ich selbst in der Bucht umher, um überall zu lothen. Bei dieser Gelegenheit sah ich Verschiedene von den Eingebornen, sie ergriffen aber bei meiner Annäherung die Flucht. An einer von denjenigen Stellen, wo ich ausstieg, fand ich mehre kleine Feuer und frische Muschelfische zum Rösten darauf gesetzt; ich sah daselbst auch etliche so große Austerschalen, als mir noch niemahls vorgekommen waren.

Sobald die Holzhauer und Wasserschöpfer gegen Mittag nach dem Schiffe zurückkehrten, kamen 10 bis 12 von den Eingebornen an die Wasserstellen herab,

und besahen die zurückgelassenen Wasserfässer sehr aufmerksam und neugierig, rührten sie aber nicht an. Sie nahmen nur ihre Kähne mit sich fort, und verloren sich damit aus unserm Gesicht. Nachmittags, da unsere Leute wiederum am Lande waren, rückten 16 bis 18 insgesammt bewaffnete Indier ganz keck gegen sie an; machten aber doch, als sie sich bis auf ungefähr 300 Fuß genähert hatten, plötzlich Halt. Zwei derselben wagten sich indeß noch etwas weiter heran, und dies bewog Herrn Hicks, der die Mannschaft am Lande befehligte, ihnen in Begleitung Eines von seinen Leuten entgegenzugehn. Er zeigte ihnen bei seiner Annäherung Geschenke vor, und bemühete sich, durch alle nur erdenkliche Zeichen sie zu überzeugen, daß er friedfertige Gesinnungen gegen sie hege. Umsonst! Sie zogen sich in eben dem Maße zurück, in welchem er sich ihnen näherte, und die Hoffnung zu einer friedlichen Zusammenkunft schlug also abermahls fehl.

Am folgenden Morgen trat ich mit den Herren Banks und Solander und sieben andern Personen eine Lustreise ins Land hinein an. Wir gingen zuerst nach den an der Wasserstelle gelegenen Hütten, wo Einige von den Eingebornen noch täglich aus- und eingingen. Hier fanden wir abermahls, daß unsere kleinen Geschenke noch immer an der Stelle lagen, wo wir sie hingeworfen hatten; wir legten aber deß ungeachtet noch einige neue von etwas größerem Werthe, als Tuch, Spiegel, Kämme u. s. w. hinzu, und setzten alsdann unsere Reise ins Land hinein weiter fort.

Der Boden bestand theils aus Sumpf, theils aus leichtem Sande, und die Oberfläche des Landes war abwechselnd mit anmuthigen Wäldern und Auen bekleidet. Die Bäume sind lang und gerade, niedriges Ge-

sträuch giebt es nicht dazwischen, und sie stehen so weit auseinander, daß man das Land urbar machen könnte, ohne daß man nöthig hätte, einen einzigen Stamm deßwegen abzuhauen. Wir sahen viele Hütten der Eingebornen, und andere Stellen, wo sie, ohne alles Obdach, auf dem Grase geschlafen hatten; von den Leuten selbst aber kam uns nur Einer zu Gesicht, der, sobald er uns erblickte, davon lief. An allen diesen Orten ließen wir Geschenke zurück, in der Hoffnung, uns doch endlich das Zutrauen und die Gunst der Eingebornen dadurch zu erwerben. Wir erblickten ein vierfüßiges Thier, das ungefähr so groß als ein Kaninchen sein mochte, sahen es aber nur im Vorbeilaufen, also sehr unvollkommen. Von einigen größeren Thieren fanden wir zwar Spuren, bekamen aber von ihnen selbst nichts zu Gesicht.

Die Herren Banks und Solander fanden hier eine reiche Ernte an unbekannten Kräutern, deren Einsammlung sie auf die angenehmste Weise beschäftigte. Dies veranlaßte mich, diese Gegend die Kräuterbucht (Botany Bay) zu nennen, und meine jungen Leser werden aus den Zeitungen wissen, daß dieser Name seit einiger Zeit berühmt geworden ist. Man hat nämlich seit einigen Jahren, von England aus, eine beträchtliche Anzahl von Menschen dahingeschickt, die sich allda anbauen und niederlassen sollen. Aber was für Menschen! Den Auswurf der Englischen Völkerschaft, Schelme, Diebe und Räuber, für deren anwachsende Zahl die Gefängnisse zu enge wurden. Mit dieser edlen Zucht will man nun zunächst die Gegend der Kräuterbucht, und von da aus nach und nach das ganze große Land bevölkern, wovon jene einen Theil ausmacht. Die armen Eingebornen, die diesem Gesindel ihr Land

einräumen und Europäische Sitten und Ausbildung von ihm annehmen sollen!

So lange wir hier vor Anker lagen, ließ ich die Englische Flagge täglich auf dem Lande wehen, zu einem Beweise, daß wir dieses Land nunmehr für das unsrige erklärten. Ich that aber noch mehr, um dies zu beweisen; ich ließ nämlich auch den Namen unsers Schiffs, nebst der Jahrszahl, in einen bei der Wasserstelle stehenden Baum hauen; und nun wird wol Keinem der jungen Leser ein Zweifel mehr übrig bleiben, daß die Englische Regierung ein vollkommenes Recht auf dieses Land erworben habe!

Nachdem alle unsere Bemühungen, eine nähere Bekanntschaft mit den Eingebornen zu erlangen, vergeblich gewesen waren, gingen wir den 6ten Mai wieder unter Segel, und steuerten nord-nord-ostwärts längs der Küste hin.

Im Vorbeifahren sahen wir fast überall Rauchsäulen aufsteigen, und je weiter wir kamen, desto bergiger wurde das Land. Der Anblick desselben war in diesen Gegenden ungemein mannichfaltig und anmuthig, indem holzreiche Berge, Hügel, Thäler und Ebenen beständig mit einander abwechselten.

Am 23sten Mai, da wir abermahls die Anker fallen ließen, ging ich mit meinen Reisegefährten ans Land. Wir fanden die Witterung jetzt so kalt, daß wir uns sämmtlich mit Oberröcken versehen mußten. Das Merkwürdigste, was wir hier vorfanden, war eine besondere Art von Ameisen, die so grün wie Gras sind, und eine gewisse Baumart ganz bedeckten. Die Stiche dieser Thiere waren außerordentlich schmerzhaft. Außerdem fanden wir die Blätter der nämlichen Baumart mit kleinen grünen Raupen besäet, welche sich, mit Beobach-

tung der größten Regelmäßigkeit, reihenweise angesetzt hatten. Sie waren rauh, und wir empfanden, indem wir sie berührten, daß das Haar auf ihrem Leibe wie Brennesseln stach. Noch bemerkten wir hier einen Baum, den wir schon in der Gegend der Kräuterbucht vorgefunden hatten, und welcher ein Harz enthält, das mit dem sogenannten Drachenblute übereinkommt. Zwischen den Untiefen und Sandbänken sahen wir eine Art großer Vögel, die zwar wie Schwäne gestaltet, aber viel größer waren. Außerdem gab es hier Trappen von außerordentlicher Größe. Einer derselben, den wir schossen, wog nicht weniger als 17 $^{1}/_{2}$ Pfund, und sein Fleisch war ungemein wohlschmeckend. Dies gab Veranlassung, diese Gegend die Trappenbucht (Bustard-Bay) zu nennen.

Die See war hier ungemein fischreich. Unter Andern gab es hier unzählig viele Austern von allerlei Gattungen, besonders eine Menge kleiner Perlaustern; daher ich vermuthe, daß man eine vortheilhafte Perlenfischerei hier anlegen könnte.

Von den Eingebornen bekamen wir gar Keine zu Gesicht. Diejenigen aber, welche an Bord des Schiffes zurückgeblieben waren, erzählten uns bei unserer Zurückkunft, daß in der Zeit, die wir im Walde zugebracht hatten, ungefähr zwanzig derselben dem Schiffe gegenüber an den Strand herabgekommen und, nachdem sie das Schiff eine Zeit lang angegafft, wieder weggegangen wären. Wir selbst hatten unterdeß eine Stelle besehn, die ihnen zum gewöhnlichen Aufenthalte zu dienen schien, ungeachtet wir weder eine Hütte, noch irgend ein Obdach daselbst vorfanden. Dagegen fanden wir zehn kleine Feuer, je eins nur wenige Schritte weit von dem andern, und neben denselben Gefäße, aus Baum-

rinde verfertiget, die vermuthlich zu Trinkgeschirren dienten; auch Ueberbleibsel einer erst kürzlich verzehrten Mahlzeit, nämlich Muschelschalen und Fischgräten. Außerdem sahen wir verschiedene Stücke weicher Baumrinde auf dem Boden liegen. Diese waren ungefähr so lang und so breit als ein Mann, und wir hielten sie für ihre Betten. Nach der Windseite hin war vor dem Feuer eine kleine Wand oder ein Schirm von Baumrinde, ungefähr anderthalb Fuß hoch aufgerichtet. Der Ort selbst war in einer dicht verwachsenen Waldung, wo man vor dem Winde guten Schutz hatte. Das Erdreich war sehr fest getreten. Wir vermutheten daher, daß dies ihr gewöhnlicher Aufenthalt wäre, und daß sie eben so wenig ein Obdach, als Kleider zur Bedeckung ihrer Leiber gebrauchen. Selbst Tupia schüttelte darüber mit der Miene eines Mannes, der seiner Vorzüge sich bewußt ist, mitleidig den Kopf, und sagte: die armseligen Elenden!

Am folgenden Tage setzten wir unsern Lauf in der bisherigen Richtung längs der Küste fort. An einigen etwas seichten Stellen konnten wir deutlich wahrnehmen, daß der Grund des Meers fast ganz mit Seekrebsen bedeckt war. Sie waren aber von zweierlei uns ganz unbekannten Arten. Die eine derselben zeichnete sich durch ein herrliches Blau aus, und der Unterleib derselben war so weiß und so glatt wie Porzellan. Die andere Art hingegen war nur an den Gelenken und auf dem Rücken mit dem erwähnten schönen Blau geschmückt, und außerdem mit braunen Flecken bezeichnet, die ihr ein sonderbares Ansehen gaben.

Am 29sten Mai legten wir uns abermahls in einer Bucht vor Anker, und ich verfügte mich mit Einigen der Herren Reisenden ans Land. Aber hier wurde uns

das Gehen ungemein erschwert, weil der Boden mit einem Grase bewachsen war, welches stachelige und mit Widerhaken versehene Samenköpfe hatte. An diesen blieben wir nicht nur alle Augenblicke mit den Kleidern hangen, sondern wurden auch von den stacheligen Widerhaken auf die empfindlichste Weise oft verwundet. Außerdem waren wir unaufhörlich mit einer ganzen Wolke von der bekannten Fliegenart, Muskito's genannt, umgeben, deren Stachel uns noch größern Schmerz verursachte.

Auf den Aesten der hier befindlichen Harzbäume gab es Ameisennester, die aus Lehm verfertiget und so groß waren, als ein Englisches Scheffelmaß. Die Ameisen selbst waren klein und weiß, andere schwarz. Letzte hatten die Aeste eines uns unbekannten Baums durchbohrt, das Kernholz herausgearbeitet und die dadurch ausgehöhlten Röhren zu ihren Nestern gemacht. Mit Verwunderung bemerkten wir, daß die nämlichen Zweige dennoch Blätter und Blüthen trugen. Schmetterlinge gab es allhier in unglaublicher Menge. Die ganze Luft war damit angefüllt.

Ganz besonders merkwürdig schienen uns gewisse kleine Fische von seltsamer Art zu sein, dergleichen in keiner Naturgeschichte jemahls beschrieben worden sind. Sie hatten vorn an der Brust zwei sehr starke Floßfedern, mit welchen sie so geschwind, wie ein Frosch, davon hüpfen konnten. Es schien, als wenn sie eben so gern, oder vielmehr noch lieber sich auf dem Trocknen, als im Wasser aufhielten. Denn so oft wir einen derselben im Wasser fanden, sprang er jedesmahl heraus, und hüpfte auf der Erde fort. War es an einer Stelle, wo verschiedene Steine über die Oberfläche des Wassers

hervorragten, so sah man ihn, statt hinzuschwimmen, von einem auf den andern überspringen.

Weil wir an diesem Orte gar kein frisches Wasser fanden, so nannte ich ihn, indem wir weiter fuhren, den Durstsund (Thirsty-Sound).

Nach einem Laufe von einigen Tagen gingen wir abermahls in einer Bucht vor Anker, die ich, weil es gerade der Sonntag Trinitatis war, die Dreieinigkeitsbucht (Trinity-Bay) nannte. Hier fanden wir frisches Wasser, und sammelten einen nothdürftigen Vorrath davon ein.

24.

Lauf von der Dreieinigkeitsbucht nach dem Endeavour-Revier. Höchstgefährliche Lage des Schiffes während dieser Fahrt.

Wir waren an der gefährlichen Küste dieses Landes, wo die See allenthalben Klippen und Untiefen verhehlt, die oft plötzlich und unvermuthet vom Strande aus in die See laufen, oft ohne warnende Anzeigen spitzsäulig aus dem Grunde des Meers, wie Thürme, emporsteigen, nunmehr schon 22 Grade, d. i. 330 Deutsche Meilen, fortgesegelt, ohne einen beträchtlichen Schaden gelitten oder bedeutende Unglücksfälle erfahren zu haben. Jetzt aber war die Zeit gekommen, da wir mit dem Unglücke näher bekannt werden sollten; und die Geschichte unserer Abenteuer, welche dem jungen Leser bis dahin nur zur Unterhaltung und zur Belehrung diente, wird, wie ich mir schmeichle, von nun an auch das theilnehmende Mitleid desselben erregen.

Wir waren bis zum 16ten Grade der Süderbreite fortgerückt, und hatten gegen Norden hin, am fernen Gesichtskreise eine Landspitze im Gesicht, welche nachher,

um ein Denkmahl unserer Noth zu sein, den Namen des Vorgebirges der Drangsal (Cap Tribulation) erhielt. Es war des Abends um sechs Uhr, als ich, der gefährlichen Stellen wegen, die sich uns von fern zeigten, landabwärts steuern ließ, um während der Nacht die hohe See zu halten. Wir waren in dieser Richtung mit gutem Winde und bei hellem Mondscheine bis gegen neun Uhr fortgesegelt, und da wir aller Gefahr, womit Untiefen uns bedroht hatten, nunmehr glücklich entgangen zu sein glaubten, so wollten wir eben unser aufgeschobenes Abendessen einnehmen, als plötzlich die Tiefe von 20 zu 8 Klaftern abnahm. Ich schickte augenblicklich Jeden an seinen Posten, um das Schiff zu wenden und vor Anker zu legen; allein bei nochmahliger Auswerfung des Senkbleies fanden wir, zu unserm großen Vergnügen, wieder tiefes Wasser, und glaubten also diese Vorsicht nicht mehr nöthig zu haben. Jedermann vermuthete, daß wir in dem vorhergehenden Augenblick, über den Schwanz jener Untiefe, die wir beim Untergang der Sonne wahrgenommen hatten, hinweggesegelt sein müßten, und daß wir nunmehr außer aller Gefahr wären. Die Herren Reisenden verließen daher das Verdeck ganz unbesorgt, und gingen zu Bette.

Allein gegen 11 Uhr nahm die Tiefe plötzlich wieder von 20 zu 7 Klaftern ab, und ehe man noch das Senkblei von neuen auswerfen konnte, rannte das Schiff auf den Grund, und blieb fest und unbeweglich darauf sitzen. Der Schrecken brachte Alle auf die Beine; in wenigen Augenblicken war die ganze Schiffsgesellschaft auf dem Verdecke, und Jeder las in des Andern Miene, wie schrecklich unsere Lage war. Wir waren beinahe 4 Stunden lang mit frischem Winde seewärts gesegelt; wir wußten daher wohl, daß wir dem Lande nicht sehr nahe sein konn-

ten, und es war deßwegen nur allzu wahrscheinlich, daß wir auf einer Korallenklippe gestrandet wären, die gefährlicher ist, als irgend eine andere, weil jede, auch die geringste Spitze derselben, scharf und die Oberfläche überall rauh zu sein pflegt. In dieser traurigen Lage wurden alle Segel augenblicklich eingenommen, die Böte ausgesetzt; und da zeigte es sich denn beim Lothen leider! nur zu bald, daß der Schreck das Unglück nicht größer gemacht hatte, als es wirklich war. Die Wellen hatten das Schiff über den Rand einer Klippe hinübergeworfen, und es lag nunmehr in einer Vertiefung der Klippe gleichsam eingeschlossen.

Es fand sich, daß beim Hintertheile des Schiffes noch die größte Tiefe war. Hier wurde also augenblicklich ein Anker ausgeworfen; und wir versuchten hierauf, durch Hülfe desselben, mit der äußersten Anstrengung unserer Kräfte am Schiffshaspel, das Schiff, wo möglich, hinabzuwinden. Aber alle unsere Arbeit war umsonst; das Schiff blieb unbeweglich, und wurde dabei ohne Unterlaß von dem Stoß der Wellen so heftig gegen die Klippe geschlagen, daß wir kaum aufrecht zu stehen vermochten. Zur Vergrößerung unsers Jammers sahen wir beim Mondlicht schon die äußersten Bretter des Schiffs, und endlich auch den Afterkiel davonschwimmen, so daß wir die See nun schon als unser gewisses Grab betrachten mußten.

Dennoch legten wir aus Verzweifelung die Hände nicht in den Schooß, sondern versuchten, auch ohne Hoffnung eines glücklichen Erfolgs, jedes Mittel, das zu unserer etwanigen Rettung möglicherweise etwas beitragen konnte. Wir wollten das Schiff durch Auswerfung schwerer Sachen erleichtern, allein wir bemerkten bald, daß zur Vergrößerung unseres Unglücks bereits die Zeit

der Ebbe angegangen war, und das abnehmende Wasser jede Erleichterung des Schiffs vergeblich machen würde. Indeß erfolgte doch das Gute daraus, daß das Schiff sich fester auf die Klippen legte, und folglich die Wellen es nicht mehr so ungestüm gegen dieselben hin und her werfen konnten.

Wir setzten jetzt unser ganzes Vertrauen auf die Rückkehr der Flutzeit; aber wer konnte sagen, ob unser Schiff so lange aushalten, und nicht schon vorher in Trümmern zerfallen würde? Wir mußten indeß so handeln, als wenn dieses nicht zu besorgen gewesen wäre. Wir eilten daher, das Schiff zu erleichtern; verschütteten zu diesem Behuf unser Trinkwasser; warfen sechs Kanonen, unsern Ballast an Eisen und Steinen, Fässer, Oelkrüge, abgenützte und verdorbene Vorräthe u. s. w. mit der größten Eilfertigkeit über Bord, und Jedermann strengte dabei seine äußersten Kräfte gern und freudig an, ohne die mindeste Verdrossenheit blicken zu lassen. Und doch fühlte das gesammte Schiffsvolk die Gefahr, worin wir schwebten, sehr lebhaft; denn Keinem von ihnen entfuhr auch nur ein einziger Fluch, womit diese rohen Leute doch sonst so freigebig zu sein pflegen. Jeder fürchtete sich, bei der sichtbaren Annäherung des Todes, noch strafbarer zu werden, und diese Furcht war vermögend, auch die hartnäckigste Gewohnheit zur Ruchlosigkeit zu besiegen.

Unter diesen Arbeiten brach der Tag an, und wir sahen nunmehr, daß wir 8 Seemeilen weit vom Lande entfernt waren. Die höchste Flutzeit sollte, unserer Rechnung nach, gegen 11 Uhr wieder eintreten; es wurden daher zum voraus alle nöthig scheinende Vorkehrungen gemacht, um das Schiff alsdann von dem Felsen hinab zu winden. Glücklicherweise erstarb um diese Zeit der Wind,

und es entstand eine vollkommene Stille; wäre dies nicht gewesen, so würde der Untergang des Schiffs schon an diesem Vormittage unvermeidlich eingetreten sein.

Die Flut kam; allein zu unserm unaussprechlichen Mißvergnügen war das Schiff noch immer nicht leicht genug. Es fehlten wol noch anderthalb Fuß daran, daß es nicht flott war; und gleichwol hatten wir es beinahe um 50 Tonnen, d. i. um tausend Zentner erleichtert. Wir mußten es also noch mehr zu erleichtern suchen, und warfen deßwegen Alles über Bord, was nur einigermaßen entbehrt werden konnte. Bisher hatte das Schiff noch nicht viel Wasser eingelassen; allein sobald die Flut fiel, schoß das Wasser so ungestüm hervor, daß zwei Pumpen, an welchen unaufhörlich gearbeitet wurde, kaum mehr hinreichten, es wieder hinauszuschaffen. Um 2 Uhr neigte es sich auf den Steuerbord *), und blieb in dieser schiefen Stellung liegen.

Nunmehr blieb uns keine Hoffnung mehr übrig, als diejenige, die wir noch immer auf die Hülfe einer neuen Flutzeit zu setzen wagten. Wir kehrten daher alle nur ersinnliche Mittel vor, um das Schiff, wenn es bis dahin aushalten sollte, durch Anstrengung aller unserer Kräfte vom Felsen abzubringen. Um 5 Uhr des Abends bemerkten wir, daß die zurückkehrende Flutzeit ihren Anfang nahm; wir fanden aber auch mit Schrecken, daß der Leck auf eine fürchterliche Weise sich erweiterte.

---

*) Wenn man auf dem Hintertheile des Schiffs steht, und das Gesicht nach dem Vordertheile richtet, so heißt diejenige Seite des Schiffes, die man rechter Hand hat, der Steuerbord, und die nach der linken der Backbord.

Wir bemannten daher in größter Eile noch zwei andere Pumpen; allein zum Unglück konnte die eine derselben, welche schadhaft geworden war, nicht in Gang gebracht werden. Ein neuer trauriger Strich durch unsere Hoffnung! Indeß wurde an den drei übrigen Pumpen unablässig gearbeitet; und gegen 9 Uhr richtete sich das Schiff wieder auf.

Allein jetzt nahm das einstürzende Wasser, alles unsers Bestrebens ungeachtet, so sehr überhand, daß wir besorgen mußten, das Schiff würde, sobald es flott werden sollte, augenblicklich untersinken. Und nunmehr war unsere Lage wirklich gräßlich, weil uns Beides, das Sitzenbleiben auf dem Felsen und das Flottwerden, einen gleich unvermeidlichen Untergang drohete. Wir wußten, daß unsere Böte bei weiten nicht hinreichen würden, uns beim Untergange des Schiffs Alle aufzunehmen. Wir wußten, daß in jenem fürchterlichen entscheidenden Augenblicke aller Befehl und aller Gehorsam aufhören mußten und daß wahrscheinlicher Weise ein blutiger Kampf darüber entstehen werde, wer beim Retten den Vorzug haben solle; daß dieser Streit die Schrecken des Schiffbruchs noch vergrößern, und daß es am Ende vielleicht gar so weit kommen werde, daß die Schiffsgesellschaft sich unter einander aufriebe. Und doch begriffen wir auf der andern Seite, daß Diejenigen unter uns, die von den Wogen verschlungen werden sollten, wahrscheinlicher Weise die Glücklicheren sein würden; denn sollte es den Uebrigen auch gelingen, das Land zu erreichen, so schien ihr Schicksal noch viel qualvoller und bedauernswürdiger zu sein. Von allen Mitteln zu ihrer Erhaltung entblößt, mußten sie dort in einer öden Wüste, unter beständigem Kampf mit Wilden, welche zu den rohesten Bewohnern der Erde zu gehören schienen, und ohne

Hoffnung einer Erlösung, den traurigen Ueberrest ihres elenden Lebens hinbringen. Eine schreckliche Aussicht! Nur Diejenigen, welche in einer ähnlichen, eben so verzweifelten Lage eine Zeit lang auf die Entscheidung ihres Schicksals gewartet haben, dürfen sagen, daß sie den Tod in seiner ganzen schrecklichen Gestalt kennen gelernt haben! Während der Annäherung des fürchterlichen Augenblicks, von dem unser Schicksal abhing, sah Jeder Das, was er selber fühlte, auf dem Gesichte seines Unglücksgefährten ausgedruckt.

So wie die Stunde der höchsten Flut heranrückte, wurden so viele Leute, als man bei den Pumpen nur entbehren konnte, an die Schiffswinde gestellt. Der Augenblick erschien; es war ungefähr 20 Minuten nach 10 Uhr, als das Schiff wieder zu schwimmen begann; alle Kräfte wurden in diesem entscheidenden Augenblicke mit der äußersten Anstrengung aufgeboten und — es gelang uns, das Schiff von der Klippe glücklich hinabzuwinden. Zu unserm freudigen Erstaunen bemerkten wir, daß es jetzt wenigstens nicht mehr Wasser eindringen ließ, als es vorher auf der Klippe eingelassen hatte; und obgleich auch dieses mehr war, als die Pumpen wieder hinausschaffen konnten, so gab doch die Mannschaft ihre Arbeit deßwegen noch nicht auf, sondern kämpfte mit dem Wasser in und außer dem Schiffe noch aus allen Kräften. Endlich aber, nachdem sie schon bei 24 Stunden lang unmenschliche Arbeit und beständige Todesangst ausgestanden hatten, fingen sie zuletzt, nach gänzlicher Erschöpfung ihrer Kräfte, an, matt und muthlos zu werden. Keiner von ihnen konnte jetzt mehr über 5 bis 6 Minuten lang nach einander an der Pumpe arbeiten; alsdann waren sie ganz erschöpft, und warfen sich aufs Verdeck nieder,

ohne sich im mindesten daran zu kehren, daß ein 4 Zoll tiefer Wasserstrom von den Pumpen her unaufhörlich darüber lief. Wenn dann die, welche sie abgelöset, eben so lange gearbeitet hatten, und nun auch ihrerseits entkräftet waren, so warfen sie sich auf die nämliche Art nieder, und die ersten sprangen wieder an ihre Stelle.

So zerarbeiteten wir uns eine geraume Zeit lang, bis ein Zufall die Verzweifelung des Schiffsvolks aufs Höchste brachte. Die Planken, welche ganz unten im Schiffe den Fußboden ausmachen, werden die Decke genannt. Zwischen dieser und den Planken des wirklich äußersten Bodens, der die Haut genannt wird, ist ein Zwischenraum von ungefähr 18 Zoll. Nun hatte der Mann, der an den Schiffsbrunnen gestellt worden war, um die Tiefe des darin befindlichen Wassers zu beobachten und von Zeit zu Zeit anzugeben, bisher nur immer bis an die Decke gerechnet und die Wassertiefe im Schiffe nach diesem Maße angegeben. Dieser wurde jetzt abgelöset, und Derjenige, welcher an seine Stelle trat, rechnete die Wassertiefe bis an die auswendigen Planken oder bis an die sogenannte Haut. Das gab mit einem Mahle einen Unterschied von 18 Zoll. Jedermann glaubte daher, daß das Wasser in wenigen Minuten um so viel höher gestiegen sei, und daß es folglich um so viel stärker eindringen müsse. Auf diese Bothschaft war selbst der Beherzteste in Begriff, die Arbeit zusammt der Hoffnung aufzugeben. Der Irrthum brauchte nun nur noch ein paar Minuten lang unentdeckt zu bleiben, und unser Schicksal war entschieden.

Er wurde aber g ücklicher Weise noch zur rechten Zeit entdeckt; und sobald man hörte, daß unsere Lage noch nicht so gefährlich war, als man sich solche vorgestellt

hatte, so entstand eine plötzliche und allgemeine Freude durchs ganze Schiff, die wie ein Zaubermittel wirkte. Es schien, als glaubte, so zu sagen, Keiner mehr, daß noch im geringsten eine wirkliche Gefahr übrig wäre. Neue Hoffnung und neue Zuversicht flößten einem Jeden neue Kräfte ein; und ungeachtet wir in Wahrheit jetzt nicht um ein Haar besser daran waren, als vorher, da die Mannschaft anfing, aus Mattigkeit und Muthlosigkeit in der Arbeit nachzulassen, so erneuerten sie doch nunmehr ihr Bestreben mit solchem Eifer und mit solcher Munterkeit, daß durch herzhaftes Pumpen das eindringende Wasser noch vor 8 Uhr des Morgens merklich war verringert worden. Jedermann sprach nun schon davon, daß man das Schiff nach irgend einem Hafen bringen müsse, als von einem Unternehmen, das gar keiner Schwierigkeit mehr unterworfen wäre, ungeachtet unser Zustand in der That noch höchstbedenklich war. Denn wer stand uns dafür, daß die überspannten Kräfte der Mannschaft bis dahin ausdauern würden? und wer konnte sagen, ob Wind und Wetter erlauben würden, uns der Küste zu nähern?

Ich stellte indeß alle Mannschaft, die bei den Pumpen jetzt entbehrt werden konnte, an, um die ausgeworfenen Anker zu lichten. Zwei derselben bekamen wir glücklich an Bord, der dritte hingegen ging mit der ganzen Kabeltau-Länge, d. i. mit 120 Klaftern des Ankertaues, verloren. Ein zweites Kabeltau hatten wir schon auf der Klippe eingebüßt. Aber das waren in unserer jetzigen Lage Kleinigkeiten, um die wir uns fast gar nicht einmahl bekümmerten, so empfindlich auch ein solcher Verlust zu jeder andern Zeit gewesen sein würde. Das Glück schien uns begünstigen zu wollen; wir bekamen gegen 11

Uhr einen Wind von der See her, gingen damit glücklich wieder unter Segel, und steuerten dem Lande zu.

Allein es war für Jeden, den Freude und Hoffnung nicht verblendet hatten, vorherzusehen, daß die entkräftete Mannschaft die noch immer unaufhörliche Arbeit des Pumpens nicht so lange werde aushalten können, als erfodert ward, wenn wir das Land erreichen sollten. Indem nun diese gar zu gegründete Besorgniß mich ängstigte, kam einer von meinen Unteroffizieren, Herr Monkhouse, wie ein Engel Gottes zu mir, und schlug mir ein Hülfsmittel vor, das er ehemahls, unter ähnlichen Umständen, an Bord eines Kauffahrteischiffes hatte gebrauchen sehen. Dieses Schiff, sagte er, war so leck, daß es in einer Stunde mehr als 4 Fuß Wasser eindringen ließ, und deßungeachtet wurde es durch dieses Hülfsmittel wohlbehalten aus Virginien nach London gebracht; ja der Schiffer, der es führte, setzte eine solche Zuversicht auf die Wirksamkeit dieses Mittels, daß, obgleich ihm der Zustand des Schiffes wohl bekannt war, er dennoch mit demselben auslief, und es nicht einmahl der Mühe werth achtete, so lange im Hafen zu warten, bis der Leck auf irgend eine andere Art hätte verstopft werden können.

Ich hatte mir das Mittel, welches man in der Sprache der Seefahrer »ein Schiff füttern« heißt, kaum beschreiben lassen, als ich die Güte desselben anerkannte, und dem Manne auftrug, es sogleich zu veranstalten. Ich ordnete ihm 4 oder 5 Mann als Gehülfen zu, und er stellte hierauf die Sache auf folgende Art an. Er ließ Fasern aufgedreheter Schiffsseile mit Wolle vermischen, und diese Vermischung klein hacken. Dann breitete er das Kleingehackte auf einem Segel-

tuche aus, und heftete mit Nadel und Zwirn, eine Hand-voll nach der andern, so leicht als möglich, darauf an. Hierauf schüttete er eine Lage Schafdünger und anderes Auskehrig darüber her; Pferdemist aber, wenn wir solchen gehabt hätten, würde noch besser dazu gewesen sein. Als das Segeltuch solchergestalt bedeckt war, wurde es vermittelst einiger Seile, die es ausgespannt hielten, unter den Schiffsboden gezogen. Hier sog nun der Leck, zugleich mit dem Wasser, die kleingehackten Fasern von Hanf und Wolle ein; diese aber blieben darin hangen, und verstopften die Ritzen. Die Wirkung ging, zur großen Freude der ganzen Schiffsgesellschaft, über alle Erwartung; denn der Leck wurde so sehr dadurch vermindert, daß er jetzt ohne große Arbeit durch eine einzige Pumpe bestritten werden konnte.

So rettete die Aufmerksamkeit, mit welcher Herr Monkhouse sich dieses Mittel zu einer Zeit gemerkt hatte, wo er nicht wußte, ob er jemahls würde Gebrauch davon machen können, das Schiff, uns und sich selbst! Das ist also abermahls ein Beweis, daß man jenes Achtgeben auf Alles, was man hört und sieht, besonders jene Aufmerksamkeit auf alle nützliche Erfindungen und Geschäfte der Menschen, Jedermann, besonders aber jungen Leuten, die am wenigsten vorhersehen können, in was für Lagen und Umstände sie einst kommen werden, nicht genug empfehlen kann. Dadurch wächst der menschliche Geist an Erfahrung, Klugheit und gesundem Menschenverstande, wodurch er bei tausend Vorfällen im menschlichen Leben sich und Andern weit mehr Nutzen stiften kann, als durch die größte Gelehrsamkeit. Möchte doch jeder meiner jungen Leser sich dieses Bei-

spiel und die daraus fließende Lehre merken, und die letzte bei jeder Gelegenheit, wo es etwas zu sehen und zu hören giebt, in Ausübung zu bringen suchen!

Hoffnung, Trost und Freude waren jetzt auf jeglichem Gesichte zu lesen; und man sprach nun kaum noch von der Nothwendigkeit, einen Hafen aufzusuchen, um den erlittenen Schaden gehörig auszubessern, sondern man redete von der Fortsetzung unserer Reise, nach dem ursprünglichen Entwurf derselben, als ob uns gar kein Unfall begegnet wäre. Ich kann bei dieser Gelegenheit nicht umhin, dem Schiffsvolke und den Herren Reisenden, die an Bord waren, die Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, zu bezeugen, daß zur Zeit unserer größten Noth, da Jedermann die Gefahr, worin wir schwebten, sehr richtig und vollständig zu fühlen schien, doch nirgends weder flehentliches Jammern, noch wilde Geberden zu sehen oder zu hören waren. Jeder schien sich seiner vollkommen bewußt und seiner mächtig zu sein; und Jeder strengte dabei seine äußersten Kräfte mit jener gelassenen und geduldigen Standhaftigkeit an, die von dem tobenden Ungestüm des Schreckens und von der düstern Unthätigkeit der Verzweiflung gleich weit entfernt ist.

Nach vielen unbeschreiblichen Arbeiten, und nach eben so vielen neuen Gefahren, welchen wir stündlich unterworfen waren, gelang es uns endlich, aber doch erst am fünften Tage, einen Hafen und mit ihm das Ende unserer diesmahligen Noth zu erreichen.

23.

Aufenthalt im Endeavour-Revier. Beschreibung des Landes in dortiger Gegend, nebst Nachricht von Dem, was während unsers Aufenthalts daselbst vorfiel.

Nunmehr wurde Alles, was im Schiffe noch übrig geblieben war, ans Land gebracht, um hienächst das Schiff selbst auf die Seite legen zu können. Sobald dies nun bewerkstelliget war, zeigte es sich, daß wir unsere Rettung einem sonderbaren, sehr zufällig scheinenden Grunde zu verdanken hatten. Der Felsen nämlich, der den größten Leck verursacht hatte, war in dem gemachten Loche stecken geblieben, und hatte es solchergestalt sogleich größtentheils wieder zugestopft. Wäre dieses nicht geschehen, so hätten wir nothwendig in eben dem Augenblicke zu Grunde gehen müssen, in welchem das Schiff von der Klippe hinabgewunden wurde.

Jedermann war nunmehr sehr beschäftiget, theils das Schiff wieder in brauchbaren Stand zu setzen, theils Lebensmittel und Erfrischungen aufzutreiben, deren besonders unsere Scharbockkranken sehr bedurften. Man fand etwas Palmkohl und einige Platanen; aber Fische zu fangen wollte uns gar nicht gelingen, ungeachtet wir sahen, daß die See hier im Hafen davon wimmelte.

Mehre von unserer Gesellschaft bekamen hier ein Thier zu Gesicht, das so groß wie ein Windhund, schlank, mausefarbig und außerordentlich schnell war, ungeachtet es mehr zu hüpfen als zu laufen schien. Ein Bootsmann, der für sich allein im Walde umherschlenderte, sah ein anderes, was er in seiner Dummheit für den leibhaftigen Teufel hielt. Wir fragten ihn natürlicherweise, wie denn dieser

Teufel ausgesehen habe? und seine Antwort war so sonderbar, daß ich sie mit seinen eigenen Worten anführen will. »Er war (sagte Hans) so groß als ein vier Kannen-Fäßchen und fast eben so gestaltet; er hatte Hörner und Flügel; doch kroch er so langsam durchs Gras, daß ich ihn hätte greifen können, wenn ich mich nicht gefürchtet hätte.« Wir fanden nachher, daß dieser angebliche Teufel weiter nichts als eine große Fledermaus gewesen war. Man muß aber auch gestehen, daß die hiesigen Fledermäuse wirklich fürchterlich aussehen; sie sind schwarz von Farbe, und vollkommen so groß als ein Rebhuhn; Hörner haben sie zwar nicht, allein die Einbildungskraft eines Mannes, der den Teufel zu sehen glaubt, konnte diese Merkmahle der Höllenbewohner leicht hinzumahlen.

Als ich am folgenden Tage ein wenig umherging, bekam ich das ersterwähnte unbekannte Thier selbst zu sehen. Es war von einer hellen Mausefarbe, gleich an Gestalt und Größe einem Windhunde. Einige Tage danach war Herr Gore so glücklich, eins derselben zu erlegen, wodurch wir in den Stand gesetzt wurden, es genauer kennen zu lernen. Es war noch ein junges Thier, und wog daher nicht mehr, als 38 Pfd. Die Vorderfüße desselben waren nur 8 Zoll, die Hinterfüße hingegen 22 Zoll lang. Vermöge dieser Bauart ist es nur zum Hüpfen, nicht zum Laufen geschickt; aber die Sätze, die es dabei macht, sind sehr groß, und sobald es still steht, richtet es sich auf den Hinterfüßen in die Höhe, indem es die kleinen Vorderfüße dicht an die Brust legt. Die letzten scheinen ihm bloß zum Scharren gegeben zu sein. Der Schwanz des Thieres ist lang und dick. Der Kopf und die Ohren haben beinahe Hasenfarbe; das ganze

übrige Fell ist mausefahl. Von den Eingebornen wird dieses Thier, wie wir in der Folge erfuhren, Känguru genannt. Wir fanden das Fleisch desselben von ungemein lieblichem Geschmack.

Einer von meinen Unteroffizieren, der mit einer Kugelbüchse ausgegangen war, hatte einen Wolf gesehen und danach geschossen; allein er hatte ihn nicht erlegt.

Ein wiederholter Versuch Fische zu fangen, fiel über alle unsere Erwartung glücklich aus. Man fing in einigen Zügen eine solche Menge derselben, daß auf jeden Mann anderthalb Pfund ausgetheilt werden konnten. Verschiedene Kräuter gewährten uns ein nicht unebnes Zugemüse. Außerdem fanden wir hier eine Frucht, ungefähr von der Größe eines kleinen Reinettenapfels, nur etwas flacher und von dunkler Purpurfarbe, die, wenn sie einige Tage gelegen hatte und mürbe geworden war, ungefähr wie eine Pflaume schmeckte. Auf den Felsen und an seichten Oertern, die zur Zeit der Ebbe vom Wasser frei blieben, fand man jedesmahl eine erstaunliche Menge großer Meerschnecken, und, was am meisten erfreute, zuweilen auch große und ungemein leckere Schildkröten.

Einige von uns bekamen zwar von Zeit zu Zeit einzelne Wilde zu Gesicht, allein es verflossen mehr als 20 Tage, ehe uns der Wunsch, daß es zu einer Zusammenkunft und Unterhaltung zwischen ihnen und uns kommen möchte, gewährt wurde. Erst am 10ten des Heumonds ließen sich viere derselben auf einer uns nicht fernen Landspitze sehen. Sie beschäftigten sich eine gute Weile mit fischen, und wir von unserer Seite sahen ihnen geruhig zu, ohne sie zu unterbrechen. Hierdurch wurden Zwei derselben bewogen, sich unserm Schiffe bis auf einen

Flintenschuß zu nähern. Dann blieben sie stehen, und sprachen mit einander sehr lange und sehr laut. Auf unsere wiederholten Einladungen und Freundschaftsbezeigungen wagten sie sich endlich ganz dicht ans Schiff heran. Wir machten ihnen allerlei Geschenke; sie nahmen dieselben an, aber ohne sonderliches Wohlgefallen daran zu bezeigen. Einer von unsern Leuten warf ihnen endlich einen kleinen Fisch zu; darüber äußerten sie eine sehr lebhafte Freude, und nun gaben sie zu verstehen, daß sie ihre Gefährten auch holen wollten. Dies geschah. Alle Viere erhielten jetzt von neuen Geschenke, worauf sie sich wieder entfernten. Sie ruderten einer Stelle des Strandes zu, wo unser Tupia sich mit einigen Andern niedergesetzt hatte. Dieser bewog sie ohne viele Mühe, ihre Waffen niederzulegen und sich zu ihm zu setzen. Ich selbst ging, nebst einigen Andern, auch dahin, und wir brachten die Zeit bis gegen Mittag ganz vertraut und freundschaftlich mit einander zu.

Diese Männer waren von gewöhnlicher Höhe, hatten aber sehr kleine Gliedmaßen. Ihre Haut war schwärzlich oder dunkelbraun, ihr Häar schwarz, aber nicht wollicht, sondern abgestutzt. Den Leib hatten sie mit rothen Farben bemahlt, und einer von ihnen hatte sich die Oberlippe und die Brust mit weißen Streifen gezeichnet. Ihre Gesichtsbildung war übrigens angenehm, ihre Augen lebhaft, ihre Zähne weiß und gut gestellt, ihre Stimme wohlklingend und so biegsam, daß sie ohne die geringste Mühe uns Alles nachsprechen konnten.

Drei von diesen unsern neuen Bekannten kehrten am folgenden Morgen zurück, und brachten einen Fremden mit, den sie unter dem Namen Yariarko uns, wie Leute-

die zu leben wissen, ordentlich vorstellten. Dieser Herr zeichnete sich durch einen besondern Putz aus, er hatte nämlich den Nasenknorpel durchbohrt, und einen Vogelknochen hineingesteckt, der über einen halben Zoll dick und ungefähr 6 Zoll lang war. Bei genauer Beobachtung wurden wir in der Folge gewahr, daß hier Jeder die Nasenwand, so wie die Ohren durchlöchert hatte, ungeachtet nicht Jeder einen Zierrath darin trug. Sie hatten einen Fisch mitgebracht, den sie uns, vermuthlich aus Erkenntlichkeit für den ihnen gestern geschenkten, zum Geschenk überreichten. Uebrigens waren sie sehr aufgeräumt, und schienen gar nicht Willens zu sein, uns sobald wieder zu verlassen. Als aber einer von uns zufälligerweise ihren Kahn mit einiger Aufmerksamkeit betrachtete, sprangen sie augenblicklich ganz erschrocken in denselben hinab, und ruderten, ohne ein Wort zu sagen, mit der größten Eilfertigkeit von dannen. Vermuthlich mußte wol die Besorgniß in ihnen aufsteigen, daß man auf dieses ihr Eigenthum einen Anschlag habe.

Sie mußten indeß die Begegnung, die wir ihnen hatten widerfahren lassen, ihren Landsleuten im Ganzen gerühmt haben; denn am folgenden Morgen fanden sich drei Andere bei uns ein, und waren mit der Aufnahme, die sie bei uns fanden, so wohl zufrieden, daß Einer von ihnen fortruderte, um noch zwei andere seiner Landsleute herbeizuholen. Auch diese stellten sie uns, ihrer beständigen Gewohnheit gemäß, mit Anzeige ihrer Namen vor. Jetzt bemerkten wir, daß diese Leute wirklich nicht so schwarz waren, als sie uns anfangs zu sein schienen, sondern daß ihre Schwärze größtentheils von Unreinigkeit und Rauch herrührte. Denn, so groß auch die Hitze in dieser Gegend ist, so sehen sie sich

doch genöthigt, sie größtentheils beim Feuer aufzuhalten, um wenigstens zur Nachtzeit vor den schmerzhaften Stichen der Muskitofliegen sicher zu sein.

In der Ferne bemerkten wir eine Frau nebst einem Knaben, die, gleich allen Uebrigen, gänzlich nackt einherging. Einer von unsern heutigen Gästen trug ein aus Muscheln sehr artig verfertigtes Halsband und ein Armband, welches aus verschiedenen Schnüren zusammengeflochten war. Auch hatten diese Leute ein Stück Baumrinde vor die Stirn gebunden.

Da es nunmehr zu einem ordentlichen freundschaftlichen Umgange zwischen den Indiern und uns gekommen war, so erhielten wir von Zeit zu Zeit immer mehr Besuche von ihnen. Wenn aber wir von unserer Seite ein Verlangen äußerten, sie zu den Ihrigen zu begleiten, so gaben sie allemahl zu erkennen, daß ihnen mit unserm Besuche gar nichts gedient sei. Unter allen Sachen, welche sie bei uns sahen, reizte ihre Aufmerksamkeit und ihre Begierde nichts so sehr, als die von uns gefangenen Schildkröten, welche denn auch wirklich hier so wohlschmeckend waren, als wir in England deren nie gegessen hatten. Dieser Umstand veranlaßte folgenden unangenehmen Vorfall.

Einsmahls, da wir zwölf dergleichen Stücke, deren jegliches im Durchschnitt seine 300 Pfund wog, auf dem Verdeck vorräthig hatten, erhielten wir einen Besuch von zehn Indiern, und es zeigte sich bald, daß die Absicht ihrer diesmahligen Höflichkeit keine andere war, als uns eine dieser Schildkröten abzunehmen. Sie schienen sogar auf den Fall einer Verweigerung von unserer Seite, darauf gefaßt zu sein, Gewalt zu brauchen, denn sie brachten diesmahl mehr Lanzen, als gewöhnlich, mit. Sie setzten indeß bei ihrer Ankunft

diese Waffen an einen Baum, und ließen einen Mann und einen Knaben zur Bedeckung dabei zurück. Dann kamen sie zu uns an Bord. Hier ersuchten sie uns nun, ihnen eine der Schildkröten zu geben, und da wir ihnen diese Bitte abschlugen, so gaben sie durch Blicke und Geberden den größten Zorn darüber zu erkennen. Ich bot zu einiger Ersetzung dem Einen von ihnen ein Stück Zwieback an; gierig riß er mir dasselbe aus den Händen, und warf es mit Verachtung über Bord. Ich ließ das gut sein. Ein Anderer wandte sich hierauf an Herrn Banks, und wiederholte ihr gemeinschaftliches Anliegen; und da auch dieser eine abschlägige Antwort erhielt, stampfte er mit dem Fuße, und stieß ihn, von Zorn und Rachsucht entbrannt, einige Schritte weit von sich weg. Auch diese Grobheit wurde von uns nicht geahndet. Nachdem sie sich hierauf wechselsweise an Jeden gewandt hatten, von dem sie vermutheten, daß er auf dem Schiffe etwas zu befehlen habe, fingen sie endlich an, Gewalt zu gebrauchen, erhaschten zwei Schildkröten, und wollten sie nach ihrem Kahne schleppen. Daran wurden sie nun von unsern Leuten verhindert; aber nichts destoweniger waren sie gesonnen, ihr Vorhaben durchzusetzen. Endlich, da sie sahen, daß alle ihre Mühe vergeblich war, sprangen sie, mit allen Merkmahlen der größten Wuth, in ihren Kahn, ruderten hurtig nach dem Lande, ergriffen einen Feuerbrand, und zündeten mit demselben im Wegrennen das lange und von der Hitze gedörrte Gras an, womit der Boden hier bedeckt war. Ihre Absicht dabei war boshaft genug. Diese ging nämlich dahin, unsere noch am Lande befindlichen Sachen in Brand zu stecken; und noch ehe wir diesen ihren Anschlag merkten, stand schon Alles rund umher in

Flammen. Zu unserm großen Glücke war das Schießpulver nebst den meisten andern unentbehrlichen Vorräthen kurz zuvor schon wieder an Bord gebracht, so daß unser Brandschaden eben nicht von großer Erheblichkeit war.

Noch nicht zufrieden mit der Rache, die sie dadurch ausgeübt hatten, liefen unsere erbitterten Indier nach einem andern Orte hin, wo einige unserer Leute mit Waschen beschäftiget waren, und die Fischnetze nebst einer ansehnlichen Menge von Leinwand zum Trocknen ausgebreitet hatten. Auch hier steckten sie, aller unserer Bitten und Drohungen ungeachtet, das trockne Gras in Brand. Hier glaubten wir denn genöthigt zu sein, eine mit Schrot geladene Flinte auf Einen derselben abzufeuern, wodurch er verwundet wurde. Er und seine Gefährten ergriffen hierauf augenblicklich die Flucht.

Bald danach sahen wir eine Partei Indier in der Ferne gegen uns ausrücken, und ich ging mit Herrn Banks und einigen Andern ihnen entgegen. Nach einigen Versuchen, ihnen wieder freundschaftliche Gesinnungen einzuflößen, glückte es uns endlich, durch Vermittelung eines Greises unter ihnen, der Fehde ein Ende zu machen. Sie stellten uns darauf, wie gewöhnlich, Diejenigen von der Gesellschaft vor, die wir noch nicht kannten, und zur Bestätigung ihrer gänzlichen Aussöhnung mit uns begleiteten sie uns gegen das Schiff zurück. Aber mit uns wieder an Bord zu gehen, dazu waren sie durch nichts zu bewegen.

Während unsers ganzen Aufenthaltes in dieser Gegend, beschäftigte mich die Sorge, wie wir durch die Klippen und Untiefen, welche das Meer hieselbst so äußerst unsicher machen, einen Ausweg finden würden.

Ich hatte von Zeit zu Zeit die in der Nähe liegenden Berge bestiegen, und wurde sowol durch meine Augen, als auch durch den Bericht des Schiffers, den ich zum Lothen ausgesandt hatte, immer mehr überzeugt, daß das Unternehmen, wieder unter Segel zu gehen, mit tausend zum Theil sichtbaren, zum Theil unsichtbaren Gefahren verknüpft war. Dennoch müßte es gewagt werden. Unser Schiff war nunmehr, so weit es sich hatte wollen thun lassen, wieder ausgebessert; wir erwarteten daher nur eine günstige Landluft, um wieder in die See zu stechen.

Mittlerweile hatte einer unserer Leute sich im Walde verirrt, und ehe er es sich versah, stieß er auf vier Indier, die sich hinter einem Busche gelagert hatten. Er stutzte zwar einen Augenblick, hatte aber doch Besonnenheit genug, um sogleich zu begreifen, daß er einer größern Gefahr ausgesetzt sein würde, wenn er liefe, als wenn er sich zuversichtlich bezeigte. Dieser richtigen Ueberlegung zu Folge nahm er ein munteres, aufgeräumtes Wesen an, und beschenkte sie, weil er sonst gerade nichts bei sich hatte, mit seinem Taschenmesser. Die Indier besahen dasselbe Einer nach dem Andern, und — stellten es ihm hierauf wieder zu. Jetzt wollte er sich ihnen empfehlen, allein sie bestanden darauf, daß er noch dableiben solle; und er hatte Standhaftigkeit genug, sich, ohne die geringste Furchtsamkeit zu äußern, bei ihnen niederzulassen. Sie betrachteten sowol ihn, als auch seine Kleidung, mit großer Aufmerksamkeit, und betasteten seine Hände, als wenn sie sich überzeugen wollten, daß er ein Wesen von einerlei Art mit ihnen sei. So brachte man ungefähr eine halbe Stunde ganz freundschaftlich und vertraut mit einander zu; dann gaben sie ihm durch

Zeichen zu verstehen, daß er nunmehr wieder gehen könne. Er machte sich diese Erlaubniß sogleich zu Nutze; allein er verfehlte beim Weggehn den rechten Weg. Die Indier, welche dieses bemerkten, standen sogleich von ihrem Feuer auf, und kamen ihm nachgegangen, um ihm zu zeigen, wohin er gehen müsse, um wieder zu dem Schiffe zu gelangen. Gewiß würde diese unvermuthete Zusammenkunft keinen so angenehmen Ausgang gehabt haben, wenn unser Mann, statt Vertrauen und Zuversicht, Furchtsamkeit geäußert hätte; also abermahls ein Beispiel, daß der Beherzte in den meisten Fällen weniger Gefahr läuft, als der Furchtsame.

Herr Banks, der unterdeß auf der andern Seite des Bezirks nach neuen Pflanzen ausgegangen war, fand dort — was er nicht suchte, den größten Theil des Tuchs, das wir den Indiern bei verschiedenen Zusammenkünften mit ihnen geschenkt hatten, auf einem Haufen beisammenliegen. Da diese Leute keine Bekleidung nöthig zu haben glauben, so hatten sie vermuthlich dies ihnen geschenkte Tuch für unnützes Zeug und also nicht für werth gehalten, sich damit zu schleppen. Als wahre ausübende Weise, welche das Ueberflüssige und Unnütze verschmähen, hatten sie daher den ganzen Plunder von sich geworfen, sobald sie aus unserer Gesellschaft wieder in ihre Wildniß zurückgekehrt waren. Hätte Herr Banks weiter nachsuchen wollen, so würde er vermuthlich die übrigen Kleinigkeiten, die wir ihnen gegeben hatten, ebenfalls gefunden haben; denn sie schienen Alles, was wir um und an uns hatten, als unnütze Sachen sehr geringe zu schätzen, nur die Schildkröten ausgenommen, die sie eben so gut, wie wir, zu gebrauchen wußten. Aber diese waren nun

gerade ein Artikel, dessen wir am allerwenigsten entbehren konnten.

Da das Schiff nunmehr so gut wieder hergestellt war, als es hier geschehen konnte, so sehnten wir uns nach einem Landwinde, der uns wieder in die See hinausführe; so besorgt uns auch auf der andern Seite die vielen gefährlichen Stellen machten, die wir bei unserer Abfahrt vor uns sahen. Allein wir konnten doch nun einmahl nicht immer hier bleiben; die Abfahrt mußte gewagt werden. Wir freueten uns daher, als der längst gewünschte Landwind endlich aufsprang, und gingen in Gottes Namen unter Segel.

26.

Neue Gefahr und Noth, worin das Schiff geräth. Entdeckung einer Straße, wodurch Neuholland von Neuguinea getrennt wird.

Um den neuen Gefahren, welchen wir jetzt entgegensegelten, mit so vieler Vorsicht, als mir möglich war, auszubeugen, ließ ich bei unserer Abfahrt von Endeavour-Revier die Anker von Zeit zu Zeit wieder fallen, um erst jedesmahl neue Beobachtungen über die Art und Weise anzustellen, wie wir uns durchzuwinden hatten. Einige meiner Offiziere und ich bestiegen den Mastkorb, wo wir den Irrgarten von Klippen und Untiefen, womit wir rund umher umgeben waren, übersehen konnten; ein Anblick, der nicht sehr tröstlich war. Lange forschte unser Auge nach, ob es zwischen denselben nicht eine Durchfahrt von sicherer Tiefe zu entdecken vermöchte, durch welche wir in die offene See hinauskommen könnten. Eine solche Durchfahrt zeigte sich aber nirgends. Zur Verschlimmerung unserer

Lage bei diesen mißlichen Umständen, wurde das Wetter um diese Zeit sehr stürmisch; und dieses neue Mißgeschick hielt mehre Tage lang ununterbrochen an. Wir sahen uns dabei genöthigt, vor Anker liegen zu bleiben. Allein auch das gewährte uns keine völlige Sicherheit; denn das Schiff fing von Zeit zu Zeit an, zu treiben, d. i. mit Nachschleppung der Anker fortbewegt zu werden, und wir hatten jedesmahl viele Mühe, es wieder festzulegen.

In diesem ängstlichen Zustande mußten wir 6 Tage lang zubringen. Endlich legte sich der Sturmwind, und wir wagten es nun, wieder unter Segel zu gehen, und uns mitten zwischen jene Untiefen zu begeben, um einen Ausgang aus denselben zu suchen.

Allein nicht lange, so fanden wir uns schon in einem so gefährlichen Wasser, daß ich es für unumgänglich nöthig hielt, uns wieder vor Anker zu legen, um erst von neuen Beobachtungen und Untersuchungen anzustellen. In dieser Absicht fuhr ich, nebst Herrn Banks, sobald das Schiff gesichert war, in dem Boote nach einer Insel hin, die ungefähr 5 Seemeilen weit vom Lande entfernt lag. Hier hoffte ich, von dem Gipfel eines daselbst befindlichen Berges, die Lage der Untiefen besser, als vom Lande her oder vom Mastkorbe herab, übersehen zu können.

Allein zum Unglück wurde das Wetter an diesem Tage so trübe, daß ich die etwanigen Zwischenräume oder Durchfahrten zwischen der unabsehlichen Felsenreihe, die, so weit meine Augen reichten, in die hohe See hinauslief, nur sehr undeutlich bemerken konnte. Ich beschloß daher, auf der Insel zu übernachten, in der Hoffnung, daß am folgenden Morgen der Gesichtskreis sich vielleicht aufklären dürfte.

Sobald es Tag geworden war, schickte ich das Boot nach dem Felsenriff zum Sonden aus; Herr Banks ging seinen Kräuterangelegenheiten nach, ich selbst aber bestieg von neuen den Berg, um Beobachtungen anzustellen. Allein zu meinem großen Mißvergnügen war und blieb das Wetter heute noch trüber, als es den Tag zuvor gewesen war, und dabei so stürmisch, daß das Boot unverrichteter Sache zurückkehren mußte. Ziemlich mißmüthig über diese neue Widerwärtigkeit verließen wir die Insel, und ich gab ihr den Namen Eidechseninsel, weil wir kein anderes Thier, als eine Art großer Eidechsen, allda zu Gesicht bekommen hatten.

Bei unserer Rückfahrt stiegen wir auf einer andern niedrigen Insel aus, auf welcher wir eine unglaubliche Menge Vögel, und, außer einem Adlerneste, noch ein anderes ungeheures Nest fanden, dessen Erbauer und Besitzer wir aber leider! nicht zu sehen bekamen. Nach dem Umfange des Nestes zu urtheilen, mußte es ein Vogel von erstaunlicher Größe sein. Dieser Umfang betrug nämlich nicht weniger als 26 Fuß, und die Höhe des Nestes 2 Fuß 8 Zoll. Es war von dünnen Knüppeln auf der Erde erbaut. Ich gab dieser Insel den Namen Adlerinsel. Sowol hier, als auf dem ersten Eilande fanden wir deutliche Spuren, welche zeigten, daß die Indier vom festen Lande zuweilen herüber kommen müssen, um dem Fischfange daselbst obzuliegen.

Am 13ten August wagten wir es von neuen, die Anker zu lichten, und unsere gefahrvolle Fahrt fortzusetzen. Ich will aber die Leser mit einer umständlichen Beschreibung jeder neuen Schwierigkeit, die sich uns in den Weg legte, nicht ermüden; sondern nur kürz-

lich anzeigen, daß die schützende Vorsehung, welche über uns wachte, uns glücklich durchhalf, und daß wir, nachdem wir die Klippen und Untiefen mit möglichgrößter Behutsamkeit zurückgelegt hatten, zur allgemeinen Freude der ganzen Schiffsgesellschaft, endlich einmahl wieder im offenen Meere schwammen, wo wir, aller Wahrscheinlichkeit nach, keine Klippen und Bänke mehr zu fürchten hatten.

Diese Freude dauerte indeß nicht lange. Denn erstens fanden wir, daß unser Schiff bei weiten nicht so gut wiederhergestellt war, als wir uns eingebildet hatten, indem es durch die ungestümen Schläge hoher Wogen schon wieder so leck geworden war, daß es in jeder Stunde nicht weniger als neun Zoll hoch Wasser eindringen ließ. Und dazu kam, daß unsere Pumpen zum Theil angefault und dadurch unbrauchbar geworden waren. Zweitens verloren wir jetzt das Land aus dem Gesicht; ein Umstand, der einer meiner angelegentlichsten Absichten durchaus zuwider war. Ich wollte nämlich, es koste was es wolle, auf dieser Reise ausmachen, ob das Land, dessen Küste wir bisher befahren hatten, mit Neuguinea zusammenhange, oder durch eine Durchfahrt davon abgeschnitten sei? Zur Erreichung dieser Absicht mußte ich das Land beständig im Gesichte zu behalten suchen. Wir mußten also eine unsichere Fahrt der sicherern vorziehn, und wieder gegen die Küste halten.

Es geschah; und noch ehe die Nacht eintrat, konnten wir wieder Land, aber mit ihm auch wieder das Brechen und Schäumen der Meereswogen über verborgenen Klippen sehen. Ungeachtet nun bald darauf eine Windstille einfiel, so wurden wir doch die Nacht über, obgleich unmerklich, so weit fortgetrieben, daß wir um

vier Uhr des Morgens das Brausen der Brandung ganz deutlich hören, und bei Anbruch des Tages, in einer mäßigen Entfernung von uns, die Wogen in ungeheurer Höhe über die Klippen emporschäumen sehen konnten. So fiel also das Unglück hier schon wieder, und zwar mit verdoppelter Wuth, über uns her. Die Wogen wälzten sich gegen das Riff hin, und rissen das Schiff mit ungestümer Gewalt mit sich fort. Jedes noch anwendbare Rettungsmittel wurde versucht, aber jedes ließ uns in Stich. Wir wollten ankern, aber es war kein Boden zu erreichen. Wir wollten der nahen drohenden Gefahr durch Hülfe der Segel entfliehn, aber es wehete auch nicht ein Hauch von Luft, geschweige denn ein Wind, und die fortrollenden Wogen rissen uns immer näher und näher gegen die Klippenreihe hin.

In dieser entsetzlichen Lage blieb uns kein anderes Hülfsmittel übrig, als die Böte; aber auch an diesen fehlte es gewissermaßen; denn unglücklicher Weise war die Pinasse jetzt eben unter des Zimmermanns Händen, und noch nicht völlig ausgebessert. Indessen hoben wir doch sogleich das lange Boot und die Jölle aus, und schickten wenigstens diese voran, um das Schiff hinweg bugsiren *) zu lassen. Wir Andern an Bord waren dabei auch nicht müßig, sondern erleichterten die Arbeit dadurch, daß wir am Hintertheile des Schiffs lange Ruder gebrauchten. Und so gelang es uns, das Vordertheil gegen Norden herum zu kehren; eine Wendung, die unsern Untergang zwar noch nicht hindern, aber doch verzögern konnte. Allein auch bloße Verzögerung des Verderbens ist für Leute in einer so verzweifelten Lage, als die unsrige war, schon Gewinn.

---

*) Durch Hülfe von Tauen fortziehen.

Mit dieser Arbeit hatten wir bis um 6 Uhr zugebracht; allein wir waren darüber auch so nahe an die Felsen hingerathen, daß wir kaum noch 300 Fuß weit davon entfernt waren, und daß ebendieselbe Woge, welche sich in diesem Augenblicke gegen das Schiff brach, den Augenblick darauf, wenn sie jenseits desselben wieder emporstieg, schon an die Klippen prallte und fürchterlich hoch gethürmt sich daran zerschellte. Zwischen uns und dem Untergange war also nur noch ein schmales, fürchterliches Thal, nicht breiter als die Grundfläche einer Woge! Und doch war die See noch immer unergründlich tief; wenigstens konnten wir mit 120 Klafter noch keinen Boden erreichen.

Allein obgleich die Hoffnung zu unserer Rettung jetzt verloren schien, so überließen wir uns doch keinesweges einer völligen Verzweifelung, sondern fuhren fort zu arbeiten, als wenn wir eines glücklichen Erfolgs gewiß gewesen wären. Der Zimmermann hatte unterdeß Mittel gefunden, die Pinasse wenigstens in so weit wieder zusammen zu flicken, daß sie Wasser halten konnte. Sie wurde hierauf augenblicklich ausgehoben, und den andern Böten beim Bugsiren zu Hülfe gesandt. Aber auch dies und all unser Bestreben würde fruchtlos gewesen sein, wenn nicht die alleslenkende Vorsehung gerade in dem entscheidendsten Augenblicke unsers Schicksals ein fast unmerkliches Lüftchen gesandt hätte, welches sanft in die Segel hauchte; zwar so sanft, daß wir zu jeder andern Zeit es kaum gemerkt haben würden, aber jetzt doch hinreichend, der Wageschale, auf welcher unsere Rettung schwebte, den Ausschlag zu geben, und das Schiff, mit Hülfe der Böte, um ein Merkliches quer von dem Riffe weg zu führen.

Nun lebte die Hoffnung von neuen in uns auf;

allein in weniger als 10 Minuten war es wieder eben so still als vorher; die Wellen jagten das Schiff von neuen den Klippen zu, und schon sahen wir zwischen uns und dem Tode abermahls nur einen Zwischenraum von 600 Fuß. Aber in dem Augenblicke, da unser Untergang zum zweiten Mahl unvermeidlich schien, erhob sich, Dank sei der mitleidigen Vorsehung! zum zweiten Mahl ein sanftes, wohlthätiges Lüftchen, und hielt ungefähr 10 Minuten lang an. In dieser glücklichen Zwischenzeit erblickten wir eine kleine Oeffnung im Riffe, die uns einen Durchweg zu versprechen schien. Ich schickte augenblicklich Einen von des Schiffers Gehülfen aus, um dieselbe zu untersuchen; und es währte nicht lange, so kam er mit der Nachricht zurück, daß sie zwar nicht breiter als das Schiff lang, daß aber jenseits derselben das Wasser still und vollkommen ruhig sei.

Nach dieser Entdeckung schien unsere Rettung nunmehr höchstens möglich — aber auch nicht um ein Haarbreit mehr als möglich — zu sein, in dem Falle nämlich, daß es uns glücken sollte, das Schiff durch diese Oeffnung hindurch zu führen. Dies wurde nun sogleich versucht. Allein ein unvermutheter Vorfall machte es uns unmöglich, unsere Absicht zu erreichen. Als wir nämlich, durch die vereinigte Hülfe des schwachen Windes und der Böte endlich bis an die Oeffnung hingekommen waren, fanden wir, daß die Flutzeit eben aufhörte, und daß das zurückströmende Wasser der Ebbe ungestüm, wie aus einer Schleuse, durch die Oeffnung uns entgegen schoß. Dieser Strom riß uns über eine Viertelstunde gewaltsam mit sich fort, und entfernte uns dadurch zwar von den Klippen, aber leider! nicht weit genug. Wir hatten daher noch immer alle Ursache, an unserer Rettung zu zweifeln, selbst dann noch zu

zweifeln, wenn die gelinde Luft, die nunmehr gänzlich erstorben war, auch noch einmahl wieder aufwachen sollte. Noch waren wir im Angesichte des Riffs, und sobald die Ebbe vorüber war, trieb die Flut, so sehr wir auch dagegen kämpften, das Schiff von neuen in seine vorige Lage zurück.

Um diese Zeit erblickten wir eine andere Oeffnung zwischen den Klippen, die ungefähr eine Meile weit westwärts von uns lag. Augenblicklich schickte ich den ersten Lieutenant, Herrn Hicks, im kleinen Boote dahin ab, um dieselbe untersuchen zu lassen; wir Andern aber kämpften unterdeß aus allen Kräften mit der Flut. Bald gewannen wir ein wenig über sie, bald sie wieder über uns. Dennoch hielt Jedermann in der Arbeit unverdrossen an, und that seine Schuldigkeit eben so pünktlich und ruhig, als ob gar keine Gefahr vorhanden gewesen wäre.

Herr Hicks kehrte nach einiger Zeit mit der Nachricht zurück, daß die Oeffnung zwar enge und gefährlich sei, daß man aber doch, wenn das Glück uns begünstige, hindurchkommen könne. Die bloße Möglichkeit, hindurchzukommen, war uns schon genug, den Versuch zu wagen; denn wer scheuet eine ungewisse und noch entfernte Gefahr, wenn es darauf ankommt, einer gewissen und gegenwärtigen zu entfliehn? Glücklicher Weise erhob sich zu eben der Zeit ein leichter Wind, der uns zur Erreichung unserer Absicht günstig war; denn dieser brachte uns, mit Hülfe der Böte, nicht nur bis zur Oeffnung hin, sondern auch — glücklich hindurch. Ja, eben die Flut, die unsern Untergang nur desto schleuniger befördert haben würde, wenn nicht hier eine Oeffnung gewesen wäre, trug jetzt zu unserer Rettung bei. Ihr Strom riß uns so entsetzlich

schnell mit sich fort, daß das Schiff, gerade wie ein Pfeil, hindurchschoß, und weder gegen die eine noch gegen die andere Seite der Durchfahrt anstoßen konnte. In diesem Schlunde fanden wir das Wasser von sehr ungleicher Tiefe, denn es wechselte von 30 zu 7 Klaftern sehr plötzlich ab, und der Boden war zugleich sehr gefährlich.

Sobald wir innerhalb des Riffs gekommen waren, ließen wir die Anker fallen; und — so groß und schnell sind oft die Veränderungen des Lebens! — wir hielten uns jetzt für glücklich, wieder in der nämlichen Lage zu sein, aus der wir erst vor zwei Tagen uns so sehnlich hinausgewünscht, und die Gewährung dieses Wunsches als das größte Glück betrachtet hatten, welches uns widerfahren konnte. So gefährlich es indeß auch immer sein mochte, mit einem schon halb zertrümmerten Schiffe, innerhalb des Riffs, zwischen einer unzählbaren Menge von Klippen umherzusegeln, so nahm ich mir doch jetzt unwiderruflich vor, auf meinem ferneren Laufe gegen Norden das feste Land nie wieder zu verlassen, es möge auch gehen, wie es wolle; denn die Entscheidung der Frage: ob Neuguinea mit diesem Lande zusammenhange oder nicht? war mir viel zu wichtig, als daß ich nicht gern mein Leben daran gewagt hätte, um eine bestimmte Entscheidung darüber zu erhalten. Der müßige und feige Wollüstling, der keinen andern Beruf in sich fühlt, als die Süßigkeiten und Gemächlichkeiten eines üppigen Lebens zu genießen, mag diese meine Entschließung immer Tollkühnheit nennen. In seinen Augen muß sie das freilich auch wol sein; in den meinigen war sie eine Pflicht, die ich dem Vaterlande, welches mich auf Entdeckungen ausgesandt hatte.

und der ganzen Menschheit, der diese Entdeckungen zu Statten kommen konnten, schuldig zu sein erachtete.

Um meine Leser nicht durch Einförmigkeit zu ermüden, übergehe ich alle die ferneren Schwierigkeiten und Gefahren, die sich uns von hier an stündlich von neuen in den Weg legten, und begnüge mich, nur zu melden, daß wir endlich am 21sten August eine Gegend erreichten, wo das Land ein Ende zu nehmen und von verschiedenen, noch weiter nördlich gelegenen Inseln durch eine Straße abgeschnitten zu sein schien. Nunmehr waren wir also an den Fleck gekommen, wo die Frage: ob dieses Land mit Neuguinea zusammenhange oder nicht? entschieden werden mußte. Um hierüber zu einer völligen Gewißheit zu gelangen, lief ich in die besagte Straße hinein, legte das Schiff vor Anker, und ging unter einer Bedeckung bewaffneter Leute und in Begleitung meiner Herren Reisegefährten ans Land, um einen Berg zu besteigen, von wannen sich die Gegend rund umher bequem beobachten ließ.

Als wir vom Schiffe abstiegen, erblickten wir zehn Indier am Lande; neun derselben waren mit Lanzen, der Zehnte aber mit einem Bogen und einem Bündel Pfeilen bewaffnet, welches uns hier zu Lande etwas ganz Neues und das erste Beispiel in der Art war. Drei derselben, unter welchen sich auch der Bogenschütze befand, kamen an den Strand herab, und stellten sich uns gegenüber. Wir glaubten, daß sie uns die Landung streitig machen wollten, als wir uns aber bis auf einen Flintenschuß genähert hatten, gingen sie ganz gemächlich und friedsam fort. Wir stiegen hierauf sogleich ans Land, und kletterten dann den Berg hinauf, welcher dreimahl so hoch als der Mastkorb, und dabei völlig kahl war. Jetzt standen wir auf dem Gipfel desselben

ben und schaueten umher. Zu meinem Vergnügen war, so weit ich die Straße gegen Südwesten mit meinen Augen verfolgen konnte, kein Land zu sehen; ich zweifelte also auch nun im geringsten nicht mehr, hier eine Durchfahrt gefunden zu haben, welche aus der Südsee nach dem Indischen Meere hinüberführe, und Neuholland von Neuguinea trenne.

Nachdem ich nunmehr an der östlichen Küste von Neuholland, die, wie ich gewiß weiß, noch kein Europäer vor mir besucht hatte, vom 38sten Grade der Breite bis zum 11ten Grade, also eine Strecke von 400 Deutschen Meilen lang, gesegelt war, und jetzt in Begriff stand, dieselbe zu verlassen, so ließ ich zum Abschied noch eine Flagge wehen, und nahm die ganze östliche Küste für Seine Majestät, König Georg III., unter dem Namen Neusüdwallis, mit allen daran liegenden Meerbusen, Häfen, Reeden und Inseln, förmlich in Besitz. Wir gaben hierauf eine dreimahlige Salve aus dem kleinen Gewehr, die im gleichen Maße vom Schiffe aus beantwortet wurde. Die Insel, worauf wir diese Feierlichkeit vornahmen, nannte ich Besitznehmungseiland (Possession Island) worauf wir uns wieder in unser Boot begaben, und nach dem Schiffe zurückruderten.

Am folgenden Tage gingen wir von neuen unter Segel, und fuhren nunmehr in die Straße hinein, sehr vergnügt über die Entdeckung derselben. Diese Straße wird auf der Südostseite von Neuholland, und auf der Nordwestseite von einer Menge Inseln begrenzt, die ich des Prinzen von Wallis Inseln genannt habe, und die sich wahrscheinlicher Weise bis ganz nach Neuguinea hin erstecken. Auf den meisten von diesen Inseln sahen

wie Rauch in die Höhe steigen; ein sicherer Beweis, daß sie bevölkert sein müssen.

27.

Umständlichere Beschreibung der östlichen Küste von Neuholland, nunmehr Neusüdwallis genannt. Von den Naturgütern und den Bewohnern des Landes.

Dieses Land ist größer, als irgend ein anderes der bekannten Welt, das nicht den Namen eines festen Landes oder eines Welttheils führt. Wir lernten zwar nur die östliche Küste desselben kennen, aber da diese, so weit wir sie befuhren, schon über 400 Deutsche Meilen beträgt, so läßt sich daraus schließen, daß der Flächeninhalt des ganzen Landes weit größer sein muß, als der von ganz Europa. Der südliche Theil des Landes ist, so weit wir ihn gesehen haben, niedrig und flach; gegen Norden hin wird es zwar höher, doch nirgends so sehr, daß man es gebirgig nennen könnte. Im Ganzen scheint der Boden gar nicht fruchtbar zu sein. Das Gras ist zwar mehrentheils hoch, aber auch dünne; und in den Gegenden, wo die größten Bäume wachsen, stehen sie wenigstens 40 Fuß weit aus einander. Es war gerade die dürrste Jahrszeit, in welcher wir uns hier befanden; dennoch sahen wir viele kleine Bäche und Quellen, aber keine große Flüsse und Ströme, welches gleichfalls beweiset, daß das Land keine hohe Gebirge haben muß.

Unter den hiesigen Fruchtbäumen fanden wir dreierlei Arten von Palmbäumen. Der Kohl, den man auf zweien Arten dieser Bäume findet, ist zwar klein, aber ungemein süß und schmackhaft. Die kleine Art trägt keinen dergleichen Kohl, aber, gleich den übrigen, eine Menge Nüsse von der Größe einer großen Kastanie.

Da wir bei den Feuerstellen der Indier viele Schalen solcher Nüsse zerstreut umherliegen sahen, so schlossen wir daraus, daß diese Frucht eßbar sein müsse. Allein der Versuch, den Einige von uns damit anstellten, mußte theuer bezahlt werden, denn die Frucht wirkte als ein heftiges Brech- und Abführmittel. Daß gleichwol die Indier sie genießen, schien uns ausgemacht zu sein; aber freilich hat der rohe Indier auch eine ganz andere Natur, als der verzärtelte und geschwächte Europäer. Dies hätten wir bedenken sollen. Selbst unsere Schweine schienen dieses Futter nicht ertragen zu können. Sie fraßen zwar davon, und es schien eine Zeit lang, als wenn sie sich wohl dabei befänden; aber nach Verlauf von ungefähr 8 Tagen wurden sie krank; zwei derselben starben, und die übrigen wurden mit genauer Noth gerettet.

Außer diesen Bäumen giebt es hier noch verschiedene kleine Bäumchen und Stauden, die in Europa völlig unbekannt sind. Eins von diesen bringt eine elende Art Feigen hervor; ein anderes trägt eine Art von Pflaumen, die mit den unsrigen weiter nichts, als die Farbe, gemein haben; ein drittes eine Art purpurfarbiger Aepfel, die, wenn man sie einige Tage liegen läßt, ungefähr wie eine Zwetsche schmecken.

Der Kräuterforscher findet hier einen großen Reichthum von neuen, unbekannten Pflanzen; es giebt aber nur sehr wenig eßbare darunter.

Von vierfüßigen Thieren, die wir hier vorfanden, habe ich schon oben den Hund, und das in Europa noch nicht bekannte Känguru genannt. Außer diesen sahen wir auch eine Art von Iltiß, und Einige von uns wollten auch Wölfe bemerkt haben. Einer unserer Bootsleute glaubte sogar, wie ich schon oben erzählt habe,

auch den Teufel hier gesehen zu haben; aber es fand sich, daß es nur eine große Fledermaus gewesen war. Von diesen giebt es hier verschiedene Arten, und darunter einige so groß, als man sie sonst nirgend findet.

See- und Landgeflügel giebt es hier in großer Menge und Mannichfaltigkeit. Zu dem letzten gehören auch große und kleine Papageien, Kakadu's und andere dergleichen ausnehmend schöne Vögel. Von Tauben insonderheit fanden wir eine unglaublich große Menge. Diese Vögel sind hier sehr schön, und haben eine ganz besondere Art von Hollen, dergleichen wir zuvor noch nie gesehen hatten.

Unter andern kriechenden Thieren findet man hier verschiedene Arten von Schlangen, deren einige giftig, andere aber unschädlich sind; ferner Skorpionen, Hundertfüße (Centipeden) und Eidechsen. Geziefer giebt es nur wenig; und unter diesen sind die Muskito's und die Ameisen die vornehmsten. Eine Art der letztern ist grün, wie Gras, wohnt auf den Bäumen, und bauet dort Nester von verschiedener Größe, die kleinsten einer Faust, die größten eines Mannskopfes groß. Die Bauart dieser Nester ist sehr merkwürdig; sie bestehen aus mehren Baumblättern, deren jedes eine Hand breit ist. Von diesen biegen sie einige krumm, und leimen die Spitzen derselben dergestalt zusammen, daß sie ungefähr die Gestalt eines Beutels bekommen. Der Leim, dessen sie sich dazu bedienen, ist ein Saft, den die Natur selbst in ihrem Körper zubereitet. Wie sie es anfangen, die Blätter niederzubeugen und zu krümmen, dies zu beobachten, hatten wir keine Gelegenheit; allein an den bereits gebogenen Blättern sahen wir Tausende derselben, wie sie ihre vereinigten Kräfte anstrengten, um solche krumm zu halten, indessen ein anderer arbeitsamer Hau-

fen inwendig beschäftiget war, dieselben anzukleben, damit sie nicht wieder in ihre vorige Lage und Gestalt zurückschnellen möchten. Um uns zu überzeugen, daß die Blätter bloß durch die angestrengten Kräfte dieser kleinen Künstlerinnen gebogen und niedergehalten würden, störten wir sie in ihrer Arbeit und trieben sie davon weg, worauf die Blätter augenblicklich in ihre natürliche Lage zurückkehrten. Die Spannkraft, durch welche dies geschah, war so stark, daß man kaum die Möglichkeit begriff, wie diese Kraft von so kleinen Geschöpfen überwunden werden könne. Weil wir aber unsere Neugierde auf ihre Kosten befriedigten, so ließen sie auch den ihnen zugefügten Schaden nicht ungeahndet. Tausende derselben fielen uns augenblicklich an, und verursachten uns durch ihre Stiche die unausstehlichsten Schmerzen. Am meisten mußten wir von denen ausstehn, die sich an unsere Hälse und in die Haare setzten, weil man sie da nicht so leicht wieder loswerden konnte. Ihr Stich war beinahe eben so empfindlich, als der einer Biene; doch dauerte der Schmerz jedesmahl nur eine Minute lang. — Wir fanden hier noch einige andere Arten von Ameisen, deren eine, welche die Aeste der Bäume aushöhlt, um sie zu bewohnen, ich schon oben beschrieben habe.

Das reichlichste Nahrungsmittel gewährt den Eingebornen die See. Selten warfen wir das große Netz aus, ohne 50 bis 200 Pfund Fische zu fangen, wovon die meisten sehr wohlschmeckend sind. Auf den Riffen und Bänken giebt es eine unglaubliche Menge der besten grünen Schildkröten, auch mancherlei Austern, besonders Felsen- und Perlaustern. Außerdem giebt es hier auch Meerschnecken und Seekrebse, und in einigen Buchten auch Alligators (eine Art kleiner Krokodille).

In Betracht der Größe dieses Landes scheint die Zahl seiner Einwohner allerdings sehr geringe zu sein. Der größte Haufen, den wir je beisammen sahen, belief sich nicht über dreißig Personen.

Es ist zwar wahr, daß wir von diesem ganzen Lande weiter nichts, als die östliche Küste gesehn haben, und zwischen dieser und der westlichen Küste liegt freilich ein ungeheurer Strich Landes mitten inne, der noch nicht untersucht worden ist; allein es ist doch wahrscheinlich, daß diese ganze große Strecke entweder durchaus ganz öde, oder wenigstens noch sparsamer bevölkert sein müsse, als die Küsten. Ohne Ackerbau würden die Bewohner in den innern Theilen des Landes unmöglich zu allen Jahrszeiten zu leben haben; verstände man sich aber mitten im Lande darauf, das Feld zu bauen, so würde man auch auf den Küsten etwas davon wissen. Hier indeß fanden wir nicht die geringste Spur davon. Es steht daher zu vermuthen, daß nur diejenigen Gegenden dieses Landes bevölkert sind, wo die See zum Unterhalt der Einwohner das Ihrige mit beitragen kann.

Alle Bewohner derjenigen Gegend, wo das Schiff ausgebessert wurde, und wir uns am längsten aufhielten, beliefen sich nur auf ein und zwanzig Personen, nämlich zwölf Männer, sieben Weiber, ein Knabe und ein Mädchen. Die Weiber haben wir nie in der Nähe zu sehen bekommen; denn so oft die Männer zu uns kamen, blieben jene allemahl in einer gewissen Entfernung zurück. Die Erstern waren von mittler Größe, wohlgebildet, und ungemein stark, munter und hurtig. Ihrer Gesichtsbildung fehlte es nicht ganz an Ausdruck, und ihre Stimmen waren sanfter und feiner, als man sie an Männern hören mag. Uebrigens sahen sie am ganzen Leibe so unsauber aus, als wenn sie mit Schmutz

gleichsam überzogen gewesen wären. Man konnte daher auch gar nicht bemerken, welche Farbe der Haut ihnen eigentlich natürlich sei. Wir versuchten es zwar, durch Abwaschen und Abreiben dahinterzukommen, aber das half beinahe so viel als gar nichts. Die Schmutzrinde schien in die Haut hineingewachsen zu sein. Die letzte Farbe, die sich nicht weiter abwaschen ließ, glich der Chokolade. Ihre Nasen sind nicht platt und eingedrückt, und ihre Lippen gar nicht aufgeworfen. Sie haben schöngereihte weiße Zähne; ihr Haar ist schwarz und lang von Natur, aber sie pflegen es durchgängig kurz abzuschneiden. Auch dieses war, wie ihre ganze Person, klebrig und schmutzig, aber frei von Ungeziefer. Ihr schwarzer Bart ist buschig und stark; sie kürzen ihn aber gleichfalls ab. Wir fanden bei genauerer Untersuchung, daß sie ihn abzusengen pflegen. Mit dem Haupthaare verfahren sie vermuthlich eben so, denn nie sahen wir ein schneidendes Werkzeug von irgend einer Art bei ihnen.

Ihr ganzer Körper ist durchaus unbedeckt, und sie scheinen, wie die Thiere, für Schamhaftigkeit kein Gefühl zu haben. Und doch sind sie — was an so armseligen menschlichen Geschöpfen sehr befremdend scheinen muß — keineswegs frei von Eitelkeit. Denn wenn sie gleich nicht nöthig finden, ihre Blöße zu bedecken, so finden sie es doch sehr nöthig, sich zu putzen. Worin ihr Putz besteht? Erstens — und hier bitte ich diejenigen meiner jungen Leserinnen, welche sich selbst gern putzen mögen, ja recht aufmerksam zu sein — in einem fingerdicken und fünf bis sechs Zoll langen Knochen, den sie in die zu diesem Behuf durchbohrte Scheidewand zwischen den beiden Naselöchern stecken. Dieser Knochen reicht ihnen solchergestalt quer über das ganze Ge

sicht, und verstopft ihnen beide Naselöcher dermaßen, daß sie, um Athem zu schöpfen, den Mund weit aufgesperrt halten müssen. Ihre Sprache wird dadurch so undeutlich, daß sie sich selbst unter einander kaum verstehen können. Dies gab ihnen in unsern Augen ein so seltsames Ansehen, daß wir, ehe wir des Anblicks gewohnt wurden, jedesmahl große Mühe hatten, uns des Lachens zu enthalten. Sie selbst schienen sich etwas darauf zu Gute zu thun. So verschieden sind bei den Menschen die Begriffe von Schönheit und Häßlichkeit! Was dem Einen unausstehlich scheint, das kommt dem Andern entzückend vor. Beide gehorchen dabei dem Gesetz der Mode.

Außer diesem sonderbaren Nasenschmucke trugen sie auch Halsbänder, die aus sehr artig geschnittenen und an einander gereiheten Muscheln bestanden, und Armbänder von kleinen Schnüren, die zwei- bis dreimahl um den Obertheil des Arms gewunden waren. Eine ähnliche Schnur, von Menschenhaar geflochten, die nur so dick wie ein Zwirnsfaden war, hatten sie um den Unterleib gebunden. Noch schmücken Einige unter ihnen sich mit Brustbändern von Muscheln, welche vom Nacken quer über die Brust hinabhängen. Auch bemahlen sie ihre mit Schmutz überzogenen Leiber hin und wieder mit weißer und rother Farbe, um sich ein recht buntscheckiges Ansehn zu geben. Von der weißen Farbe legen sie auch kleine Schönfleckchen auf das Gesicht, und ziehen um jedes Auge einen Kreis davon. Die rothe Farbe schien Bergroth zu sein; was aber das Weiße eigentlich sein mochte, haben wir nicht entdecken können. Es sah aus, als ob es lauter kleine hart bei einander liegende Körner seien. Ihre Ohren waren zwar auch

durchlöchert, wir sahen aber Keinen, der etwas darin trug.

Gern hätten wir von den genannten Zierrathen einige Stücke eingetauscht; aber sie hielten dieselben viel zu hoch, als daß wir sie hätten bewegen können, uns auch nur das Geringste davon zu überlassen. Dies war um desto sonderbarer, da unsere Glaskorallen und Bänder nicht bloß ein ähnlicher Putz, sondern auch noch viel glänzender waren. Aber ich muß zugleich anmerken, was noch viel sonderbarer scheinen wird, daß diese Leute von Handel und Tausch nicht den allergeringsten Begriff haben, und daß es uns unmöglich fiel, ihnen einen davon beizubringen. Was wir ihnen gaben, nahmen sie an; daß wir aber etwas dagegen verlangten, war ihnen schlechterdings nicht begreiflich zu machen, wir mochten es anstellen, wie wir wollten. Auch war ihnen Alles, was wir hatten oder vorzeigten, durchaus gleichgültig; sie begehrten daher nicht nur nichts davon zu kaufen, sondern sie fühlten auch ganz und gar keine Versuchung, uns zu bestehlen. Hätten sie nach mehrem gelüstet, so würden sie auch weniger ehrlich gewesen sein. Denn daß ihre anscheinende Ehrlichkeit nicht sowol aus Tugend, als aus einem Mangel an Begierden herrühre, das zeigte sich bei jener Gelegenheit, da wir uns weigerten, ihnen unsere Schildkröten zu geben. Wie sie sich dabei nahmen, ist schon oben erzählt worden. Außer diesem einen Artikel hatten wir aber nichts, worauf sie nur den geringsten Werth gelegt hätten. Sie warfen daher die schönen Siebensachen, die wir ihnen schenkten, größtentheils in den Wäldern umher, wie Kinder es mit ihren Spielsachen zu thun pflegen, sobald sie sich satt daran gesehen haben.

Diese armseligen Geschöpfe schienen indeß an dem ersten und größten Gute des Lebens, an Gesundhei viel reicher, als wir zu sein. Wir sahen schlechterdings keinen Einzigen unter ihnen, der sich nicht vollkommen wohl befunden hätte; und man konnte keine andere Merkmahle von überstandenen körperlichen Leiden, als große ungestalte Narben entdecken, die von Wunden herzurühren schienen, die sie sich mit irgend einem stumpfen Werkzeuge selber beigebracht hatten, und wovon sie uns auch durch Zeichen zu verstehen gaben, daß es Denkmähler ihrer Betrübniß über das Absterben ihrer Freunde seien.

Beständige Wohnsitze scheinen sie nirgend zu haben. Ihre elenden Hütten waren sowol nach ihrer Bauart, als nach ihrer innern Einrichtung kunstloser und nachlässiger, als Alles, was wir in der Art je gesehen hatten. Sie bestehen aus biegsamen Zweigen; diese werden bogenförmig gekrümmt, mit beiden Enden in die Erde gesteckt, und alsdann mit Palmblättern und großen Stücken von Baumrinde bedeckt, so daß die Wohnung an Form und Ansehen einem Backofen gleicht. Sie ist dabei so klein und niedrig, daß ein Mann weder aufrecht darin stehen, noch sich der Länge nach darin niederlegen und ausstrecken kann. Unter solchen Hütten oder Schauern liegen sie in einer gekrümmten Stellung, so daß die Füße beinahe gegen den Kopf heraufreichen; und in dieser unbequemen Lage mögen drei bis vier Personen nothdürftig Platz darin haben. In den heißen Gegenden des Landes fanden wir diese Hütten noch nachlässiger gebaut. Sie bewohnen dieselben auch nicht für immer, denn sie bleiben in einer Gegend nur so lange, als sie Lebensmittel daselbst finden. Sind diese aufgezehrt, so ziehen sie weiter

und lassen die Wohnungen dahinten. Wenn sie sich aber gleichsam auf dem Marsche befinden, und nicht länger als ein paar Tage irgendwo zu bleiben gedenken, so lagern sie sich unterm freien Himmel, und statt alles Obdachs dient ihnen dann bloß das Buschwerk oder Gras, welches hier gegen zwei Fuß hoch wächst.

Ihr unbedeutender Hausrath kommt mit ihren Wohnungen überein; er ist eben so armselig, als diese. Ein längliches, aus Baumrinde verfertigtes Gefäß zum Wasserschöpfen, ein kleiner aus Garn zusammengeknüpfter Beutel, worin sie gewöhnlich etwas Farbe zum Schminken, etliche Angelhaken und Angelschnüre, und einige Spitzen zu Wurfspießen auf dem Rücken tragen, machen alle ihre Besitzungen aus.

Ihre Angelhaken sind aus Muschelschalen gemacht, und ungemein sauber gearbeitet. Die dazu gehörigen Schnüre, wovon die feinsten kaum dicker als ein Haar, die stärksten hingegen einen halben Zoll dick sind, verfertigen sie aus den Fasern einer Pflanze, die wir kennen zu lernen keine Gelegenheit fanden. Außerdem haben sie sich ein künstliches Werkzeug zum Schildkrötenfang erdacht, dessen Beschreibung nicht hinreichen würde, meinen Lesern einen anschauenden Begriff davon zu geben. Ich thue daher Verzicht darauf. Aber man bemerke, wie erfinderisch und sinnreich hier, wie überall, das Bedürfniß macht, und wie nöthig es daher ist, wenn man seinen Verstand ausbilden und recht klug werden will, sich von früher Jugend an so wenig als möglich bedienen zu lassen, und seine Bedürfnisse, so sehr es immer thunlich ist, durch eigene Ueberlegungen und durch eigene Kraftanwendungen zu befriedigen.

Ihr Hauptnahrungsmittel machen die Fische aus; doch mögen sie zuweilen auch wol Gelegenheit finden,

ein Känguru — meine jungen Leser werden sich der oben gegebenen Beschreibung dieses Thieres erinnern — und verschiedene Vögel zu erlegen. Die letztern sind indeß hier so scheu, daß man ihnen kaum mit der Flinte beikommen konnte. Die einzige hiesige Pflanze, die man als ein wirkliches Nahrungsmittel ansehen kann, ist die Yamwurzel; doch scheint man sich auch einiger Baumfrüchte dazu zu bedienen. So viel wir bemerken konnten; essen sie keine Art von Fleisch roh; weil sie aber kein Gefäß haben, worin man etwas kochen könnte, so rösten sie es entweder auf Kohlen, oder backen es vermittelst heißgemachter Steine in ausgegrabenen Erdlöchern, wie die Bewohner der Südseeinseln.

Wir beobachteten, daß verschiedene von ihnen eine gewisse Art Blätter beständig im Munde hatten, so wie einige Europäer den Tabak, die Ostindier den Beetel zu kauen pflegen. Von was für einer Pflanze diese Blätter sein mochten, konnten wir nicht erfahren.

Von der Art, wie sie dem Wilde nachstellen, vielleicht auch Vögel zu haschen suchen, glaubten wir folgende Spuren zu bemerken. Wir fanden allenthalben, daß sie in die Stämme großer Bäume stufenähnliche Einschnitte gemacht hatten. Vermuthlich geschieht dieses, um desto bequemer hinaufzuklettern, um dort zu lauern, bis ein Thier vorbei, und ihnen nahe genug kommt, um es durch einen Wurf mit der Lanze erreichen zu können. Und auf eben diesen Standorten greifen sie vielleicht die Vögel, welche sich des Abends auf die Bäume setzen, um darauf zu übernachten.

28.

Fernere Nachrichten von Neusüdwallis. Fahrt von da nach Neuguinea.

Die Art und die Geschwindigkeit, womit die wilden Bewohner dieses Landes Feuer hervorzubringen wissen, ist bewundernswürdig. Sie nehmen zu diesem Behuf zwei Stück dürres und weiches Holz; das eine ist ein Stecken, ungefähr 8 bis 9 Zoll lang, das andere ein flaches Stück. Jenem geben sie eine stumpfe Spitze, stellen ihn alsdann mit dieser Spitze auf das andere Stück und drehen ihn hierauf zwischen ihren Händen, gleich einem Querl, geschwind herum. Das Holz fängt hiedurch in weniger als zwei Minuten an zu glimmen, und alsdann ist ihnen der kleinste Funke schon genug, weil sie das Feuer sehr geschickt und schnell zu vergrößern wissen. Die Art, wie sie sich dabei benehmen, ist folgende. Sie umwickeln den erregten Funken mit einer Handvoll dürres Gras und setzen sich damit sofort in Lauf. Es währt nicht lange, so ergreift das glimmende Feuer, durch die schnelle Bewegung angefacht, das Heu, und dieses geräth in Flamme. Dann bücken sie sich einen Augenblick, legen das brennende Gras nieder, wickeln hurtig einen neuen Funken in einen andern Büschel und rennen, wie zuvor, wieder von dannen. Ueberall, wo sie sich niederbücken, sieht man unmittelbar danach die Flamme auflodern, weil das umherstehende dürre Gras von dem niedergelegten Feuer sogleich ergriffen wird.

Auf diese Weise können sie, wie ich schon oben erzählt habe, in kurzer Zeit eine ganze Gegend in Brand setzen; und vermuthlich bedienen sie sich dieses Mittels, um das Känguru zu fangen, indem sie es rund umher

mit Feuer einschließen. Wenigstens bemerkten wir, daß dieses Thier sich vor dem Feuer außerordentlich fürchtete; ja es scheute sich vor bloßen Brandstellen, auf welchen kein Feuer mehr zu spüren war, so sehr, daß man es kaum durch die Hunde zwingen konnte, darüber wegzulaufen.

Die Waffen dieser Indier bestehen aus Spießen oder Lanzen, und sie haben deren in verschiedener Art. Einige hatten vier Zinken, deren jede nicht nur mit einer Spitze von Knochen, sondern auch mit einem Widerhaken versehen war. Die Spitzen überziehen sie mit einem harten Harze, wodurch sie nicht nur glänzend, sondern auch glatt werden, und vermöge dieser letzten Eigenschaft dringen sie leichter und tiefer in den Gegenstand, den sie treffen, ein. In andern Gegenden führt man Lanzen, die nur eine Spitze haben. Der Schaft besteht aus einem Rohr, oder einem Gewächs, das dem Rohre gleicht. Er wird 8 bis 14 Fuß lang gemacht, besteht aber nicht aus einem einzigen Stücke, sondern aus mehren, die in einander geschoben, und dann festgebunden sind. Die Spitze, womit er versehen wird, besteht bald aus einem harten und schweren Holze, bald aus einer Fischgräte. Anstatt der Widerhaken pflegen diese Spitzen mit verschiedenen kleinen Gräten verbunden zu sein, die rückwärts in entgegenstehender Richtung daran befestigt sind. In die von Holz gemachten Spitzen pflegen sie scharfe Stücken von zerbrochenen Muschelschalen hineinzustecken, und die Fugen mit Harz auszufüllen.

Eine mit dergleichen Widerhaken versehene Lanze ist in der That ein fürchterliches Gewehr. Denn wenn sie trifft und einmahl eingedrungen ist, so kann man sie nicht wieder aus der Wunde bringen, ohne das Fleisch

mit hinwegzureißen, oder die scharfen und schroffen Splittern der Gräten oder der Muschelschale, die den Widerhaken ausmachen, in der Wunde zurück zu lassen. Sie wissen diese Waffe mit ungemeiner Stärke und Geschicklichkeit zu werfen. Auf 30 bis 60 Fuß werfen sie damit aus freier Hand; soll sie aber auf 100 bis 150 Fuß weit tragen, so bedienen sie sich dazu eines Werkzeuges, welches wir einen Wurfstock nannten. Dieses ist ein ebener, glatter Stecken, aus einem harten Holze verfertiget, ungemein schön geglättet, ungefähr 2 Zoll breit, einen halben Zoll dick und 3 Fuß lang, und sie bedienen sich desselben, um die Lanze damit fortzuschnellen, auf eine Weise, die ich meinen jungen Lesern anschaulich zu machen vergebens versuchen würde. Die Wirkung davon ist bewundernswürdig; denn sie treffen auf diese Weise in einer Entfernung von 150 Fuß ihren Gegenstand ungleich zuverlässiger, als wir es mit einer einzelnen Kugel vermögen.

Von Schutzwaffen bemerkten wir bei den Eingebornen nichts, als eine Tartsche oder einen Schild, der länglich und ungefähr 3 Fuß hoch, anderthalb Fuß breit und aus der Rinde eines Baumes verfertiget war. Dergleichen Schilde müssen hier von den Eingebornen häufig gebraucht werden, denn wir fanden oft Bäume, an welchen solche Stücken Rinde fehlten, als dazu, der Form nach, gehören. Bisweilen fanden wir auch die ganze Form des Schildes in die Rinde eines Baumes wirklich eingeschnitten, doch so, daß man die Rinde nicht wirklich abgelöst, sondern nur den Rand derselben ringsum ein wenig aufgehoben, und durch hineingetriebene Keile in dieser Lage erhalten hatte. Die Eingebornen müssen also wol bemerkt haben, daß Baumrinde desto dicker und stärker wächst, wenn man ein

Stück davon ringsumher ausschneidet, und sie in diesem Zustande noch eine Zeit lang am Baume sitzen läßt.

Die Kähne dieses rohen Volks sind eben so kunstlos und schlecht, als ihre Hütten. Am südlichsten Theile der Küste bestehen sie bloß aus einem Stück Baumrinde, das ungefähr 12 Fuß lang, an den Enden zusammengebunden und in der Mitte durch kleine Stecken auseinander getrieben ist. So elend und unsicher aber ein solcher Kahn auch ist, so sahen wir doch einstmahls, daß er drei Personen führen könne. In seichtem Wasser stoßen sie diese Nachen durch Stangen fort, und wo es tiefer ist, da gebrauchen sie flache Ruder. So schlecht diese Kähne aber auch immer sein mögen, so haben sie doch ihre Vortheile. Sie gehen z. B. nicht tief im Wasser und sind sehr leicht; sie können also in denselben auf die seichtesten Schlammbänke fahren, um Schalenfische aufzulesen, welches der wichtigste Gebrauch ist, den sie davon zu machen haben. Wir beobachteten noch, daß mitten in diesen Kähnen allemahl ein großes Büschel Seegras lag, und daß auf demselben ein kleines Feuer angezündet zu sein pflegte, vermuthlich, damit die Leute, wenn sie auf den Fischfang ausgehen, ihren Hunger gleich auf der Stelle stillen, und was sie fangen alsobald zubereiten und verzehren können. Als wir weiter gegen Norden kamen, fanden wir die Kähne schon von besserm Ansehn. Hier bestanden sie auch nicht mehr aus Baumrinde, sondern aus dem Stamme eines Baumes, der durch Feuer ausgehöhlt und hienächst künstlich genug bearbeitet war.

Die einzigen Werkzeuge, deren sie sich dabei bedienen, sind ein Beil, welches aus Stein, aber herzlich schlecht verfertiget ist, einige kleine Stücken des nämlichen Steins, welche die Gestalt eines Keils haben,

ein hölzerner Hammer, ein paar Muschelschalen und etliche Stücke Korallen, jene zum Schneiden, diese zum Raspeln. Zum Glätten ihrer Wurfstöcke und der Spitzen ihrer Lanzen bedienen sie sich der Blätter von einer Art wilder Feigenbäume. Dieses Laub greift das Holz fast eben so stark an, als das Schachtelrohr, dessen unsere Tischler sich zum Glätten bedienen. Mit diesen elenden Werkzeugen und mit Hülfe des Feuers einen Kahn aus dem Stamme eines Baumes zu verfertigen, muß allemahl eine höchst schwere und langwierige Arbeit sein; ja uns Europäern, die wir an den Gebrauch eiserner Werkzeuge gewöhnt sind, kommt dies beinahe ganz unmöglich vor. Aber man sieht doch hieraus, daß keine Schwierigkeit so groß ist, daß anhaltender Fleiß, Geduld und Standhaftigkeit sie nicht sollten überwinden können; eine Wahrheit, die ich meinen jungen Lesern nicht zu oft wiederholen zu können glaube. Schande über die schlaffe Menschenseele, die vor jeder Schwierigkeit erschrickt, und ein nützliches Vorhaben aufgiebt, ohne erst Alles, was menschliche Kräfte vermögen, dabei versucht zu haben!

Ich habe schon oben gesagt, daß die Bevölkerung dieses großen Landes außerordentlich gering ist. Was die Ursache davon sein möge: ob sie sich, gleich den Bewohnern von Neuseeland, unter einander selbst aufreiben, ob sie durch Hungersnoth weggerafft werden, oder ob es irgend eine andere Ursache giebt, welche der Vermehrung ihrer Art im Wege steht? das müssen wir künftigen Seefahrern zu untersuchen überlassen. Unsere eigenen mangelhaften Beobachtungen setzen uns noch nicht in den Stand, darüber zu entscheiden. Daß sie Kriege mit einander

führen, läßt sich aus ihren Waffen deutlich schließen. Denn wenn man auch annehmen wollte, daß ihre Lanzen zum Fischen und Jagen gebraucht würden, so könnte doch der Schild zu nichts anderm, als zum Schutz wider die Angriffe eines Feindes dienen. Gleichwol fanden wir kein anderes Merkmahl irgend einer verübten Feindseligkeit unter ihnen, als einen Schild, der von einer Lanze durchbohrt war. Wir können nicht einmahl mit Zuversicht entscheiden, ob sie feig oder herzhaft sind? Zwei von ihnen widersetzten sich freilich einmahl mit vieler Entschlossenheit unserer Landung, als wir uns mit zwei stark bemannten Böten ihrer Küste näherten, und die Hartnäckigkeit des Einen, der, nachdem er schon mit Schrot verwundet war, noch einmahl umkehrte, um uns Trotz zu bieten, schien zu beweisen, daß sie nicht nur von Natur herzhaft, sondern auch mit den Gefahren des Krieges bekannt, und ein streitbares Volk sein müßten; allein an allen andern Orten betrugen sie sich ungewöhnlich feig und schüchtern, denn sobald wir uns nur sehen ließen, entflohen sie im größter Eile, und wagten es nicht einmahl, uns von weiten zu drohen. Dies machte uns denn geneigt, sie in Durchschnitt mehr für feig, als für herzhaft zu erklären.

So viel von den Bewohnern dieses Landes. Jetzt will ich den Faden unserer Reisegeschichte wieder aufnehmen, und die fernern Abenteuer erzählen, welchen wir von hier aus entgegengingen.

Wir steuerten nunmehr gen West-Nord-Westen. Da aber gegen Abend ein widriger Wind eintrat, so sahen wir uns genöthiget, einen Anker auszuwerfen und die Nacht über still zu liegen. Gegen Morgen wollten wir ihn wieder lichten, um weiter zu segeln, allein

wir hatten das Unglück, daß das Kabeltau riß und der Anker also auf dem Grunde des Meeres zurückblieb. Ihn in Stich zu lassen, wäre ein zu großer Verlust für uns gewesen; ich ließ daher geschwind einen andern Anker auswerfen, um das Schiff festzuhalten, und wir versuchten hierauf, ob es möglich wäre, des verlornen wieder habhaft zu werden. Es glückte uns, die Stelle, wo er lag, ausfindig zu machen; und da wir hierauf anfingen, die See, wie es in der Schiffersprache genannt wird, zu kehren *), so hatten wir auch bald das Vergnügen, ihn zu fassen. Er wurde hierauf wirklich bis über das Wasser heraufgewunden, aber in dem Augenblicke, da man ihn ins Schiff heben wollte, glitt das Seil ab, und wir sahen ihn vor unsern Augen wieder in die Tiefe zurücksinken. Wir ließen indeß nicht nach, kehrten die See zum zweiten Mahl, hatten von neuen das Glück, ihn zu fassen, und nun wurde er endlich glücklich an Bord gebracht. Sehr vergnügt über diesen Erfolg gingen wir hierauf wieder unter Segel.

Noch an dem nämlichen Tage hatten wir das Unglück, zwischen Untiefen zu gerathen, wo unser Untergang unvermeidlich gewesen sein würde, wenn der An-

---

*) Die See kehren heißt, ein langes Seil auf dem Grunde der See hinziehen, um durch Hülfe desselben einen abgerissenen Anker rc. wieder zu finden und zu fassen. Zu diesem Behuf werden die beiden Enden des Seils an zwei Böte befestiget, die in einiger Entfernung einander gegenüber rudern. An die Mitte des Seils hängt man zwei Kanonenkugeln oder andere Gewichte, die es auf den Boden hinabdrücken. Indem nun die Böte fortrudern, schleppen sie das Seil auf dem Grunde des Meeres nach, und dieses faßt den Anker.

ker, der in der größten Geschwindigkeit gesenkt wurde, nicht augenblicklich gefaßt hätte. Rings umher waren Bänke, gegen welche Wind und Flut uns zugleich hintrieben; doch betrug glücklicherweise an derjenigen Stelle, wo der Anker das Schiff, festhielt, die Tiefe noch 6 Klafter. In einer kleinen Entfernung von da fand man nicht mehr als 2 Klafter. Unser Aller Leben hing jetzt, zusammt dem Schiffe an dem ausgeworfenen Anker. Hätte dieser nicht alsobald gefaßt, oder hätte er der Gewalt des Windes und der Flut, die uns fortzureißen strebten, nachgegeben, so wären wir ohne Rettung verloren gewesen. Dies geschah indeß nicht, und wir blieben auf der nämlichen Stelle so lange liegen, bis man die Gegend ringsumher durch Lothen erforscht, und den Gang, den das Schiff nehmen mußte, um aus diesem Gewirre von Sandbänken herauszukommen, gefunden hatte. Wir kamen also auch diesmahl nur mit einer Beängstigung davon.

Drei Tage nachher bekamen wir die südliche Küste von Neuguinea zu Gesicht. Allein ungeachtet wir nicht über 4 Seemeilen weit davon entfernt waren, so konnten wir es doch, seiner niedrigen Oberfläche wegen, kaum unterscheiden. Es schien indeß gut mit Gehölz bewachsen zu sein. In verschiedenen Gegenden erblickten wir Rauch, und konnten also sicher schließen, daß es dort bewohnt sein müsse.

Eine große Schlammbank, welche zwischen uns und dem Lande ununterbrochen gegen Westen fortlief, machte es uns unmöglich, uns ihm zu nähern, so oft wir es auch versuchten, und so sehr wir es auch wünschten. Nachdem wir nun solchergestalt 6 Tage lang vergeblich hier zugebracht hatten, wurden wir es endlich überdrüssig, den südlichen Zeit- oder Passatwind, der uns nach

Batavia führen sollte, noch länger ungenützt zu lassen, um so mehr, da er, der Jahrszeit nach, nicht lange mehr wehen konnte. Es wurde also beschlossen, daß wir so nahe als möglich gegen die Küste hinsteuern, sodann in der Pinasse ans Land gehen wollten, und daß das Schiff, während wir die Naturgüter und Bewohner desselben untersuchen würden, bis zu unserer Zurückkunft ab- und zukreuzen sollte.

Eine leichte Luft wehte uns um diese Zeit die lieblichsten Wohlgerüche zu, welche die Bäume, Stauden und Kräuter des Landes ausdufteten, und welche uns um so viel begieriger danach machten. Wir näherten uns daher demselben so weit wir konnten, das ist, ungefähr bis auf 3 Seemeilen weit. Hier legten wir das Schiff bei, und ich ließ die Pinasse ausheben, die ich denn in Gesellschaft der Herren Banks und Solander und neun anderer Leute bestieg. Wir waren sämmtlich wohl bewaffnet; und so ruderten wir dem Strande zu.

Als wir noch gegen 600 Fuß davon entfernt waren, wurde das Wasser so seicht, daß die Pinasse nicht weiter fortkommen konnte. Wir sahen uns also genöthiget, wollten wir anders nicht unverrichteter Sache zurückkehren, diese Strecke bis nach dem Lande hin zu durchwaten. Dies wurde denn auch bewerkstelliget, indem wir zwei Bootsleute zur Bewachung des Boots zurückließen.

Sobald wir ans Ufer traten, erblickten wir hart an der See, da wo der Sand jetzt zur Ebbezeit trokken war, menschliche Fußstapfen; folglich mußten diejenigen, von welchen sie herrührten, nur unlängst erst hier gewesen sein. Das Land war mit einem dickverwachsenen Walde bedeckt, der bis auf einen Flinten-

schuß weit zu unserer Landungsstelle herabreichte. Die Klugheit erfoderte daher, auf unserer Hut zu sein, um nicht in einen Hinterhalt zu fallen, und den Rückweg nach dem Boote frei zu halten. Wir gingen daher längs der Außenseite des Waldes nach einem Hain von Kokosbäumen, der die Ufer eines kleinen Baches beschattete, dessen Wasser wir salzig fanden. Die Bäume waren nicht groß, aber mit Früchten beladen, und unter denselben stand eine Hütte oder ein Schauer, mit Blättern bedeckt, wovon jedoch die meisten schon abgefallen waren. Um die Hütte her lag eine große Menge Kokosnußschalen zerstreut, und einige derselben schienen so frisch zu sein, als ob sie erst eben vom Stamme gekommen wären. Sehnsuchtsvoll hefteten sich unsere Augen auf die schönen Nüsse; allein da es nicht rathsam war, auf die Bäume hinauf zu steigen, weil wir in jedem Augenblicke einen Ueberfall zu besorgen hatten, so mußten wir unserer Begierde Einhalt thun, und den Ort verlassen, ohne nur eine einzige Nuß gekostet zu haben. Wohl bekam es uns jetzt, daß wir durch Uebung gelernt hatten, unsere Begierden zu beherrschen!

Nicht weit von da fanden wir Platanen und einen Brotfruchtbaum; der letzte trug aber dasmahl nichts. Indem wir uns nun so von unserm Boote immer mehr und mehr entfernten, sprangen auf einmahl drei Indier mit einem entsetzlichen Geschrei aus dem Walde hervor, und kamen auf uns zugelaufen. Der Vorderste schleuderte in vollem Laufe Etwas aus der Hand, das seitwärts von ihm flog, und vollkommen wie Schießpulver brannte, aber keinen Knall von sich gab. Die beiden Andern warfen zu gleicher Zeit ihre Lanzen nach uns. Es schien nun, als wenn wir mit unserer Selbstver-

theidigung keine Zeit zu verlieren hätten; es wurde daher mit Schrot auf sie gefeuert. Allein das Schrot trug wahrscheinlicherweise nicht so weit, denn ob sie gleich einen Augenblick still standen, so wichen sie doch nicht zurück, sondern warfen vielmehr einen dritten Wurfspieß nach uns. Da wir nun glaubten, daß dem Blutvergießen, welches jetzt unvermeidlich schien, am besten vorgebeugt werden könnte, wenn wir sie nicht näher kommen ließen, so ladeten wir unsere Flinten mit Kugeln und feuerten zum zweiten Mahl. Diesmahl wurden vermuthlich ein paar von ihnen verwundet, aber hoffentlich nicht gefährlich; denn sie ergriffen augenblicklich die Flucht, und wir sahen mit Vergnügen, daß sie schnell und munter davon liefen.

So angenehm es uns gewesen wäre, die Früchte dieses Landes zu genießen, und unsere Wißbegierde mit Untersuchung der Bewohner desselben und seiner Naturgüter zu befriedigen, so wollte ich doch weder das Eine noch das Andere mit dem Blute der Eingebornen erkaufen. Wir machten uns daher auf den Rückweg, und eilten dem Boote zu. Indem wir nun längs der Küste hingingen, bemerkten wir, daß die im Boote zurückgelassenen Bootsleute uns durch Winke zu erkennen gaben, daß mehre Indier zum Vorschein kämen, und ehe wir noch das Wasser erreichten, sahen wir selbst verschiedene derselben um eine Landspitze herumkommen, die indeß noch ziemlich weit von uns entfernt war. Vermuthlich mochten diese den drei Flüchtlingen begegnet sein, und schon einige Nachricht von unserer Uebermacht eingezogen haben; denn sobald sie uns sahen, standen sie still, und schienen darauf zu warten, daß der Haupttrupp, welcher vielleicht noch zu-

rück sein mochte, näher herankommen sollte. Wir unserer Seits gingen indeß ungesäumt ins Wasser und wateten nach dem Boote; sie hingegen blieben auf ihrer Stelle ruhig stehen.

Sobald wir an Bord gekommen waren, ruderten wir dem Orte gegenüber, wo sie auf einem Haufen zusammenstanden. Ihre Anzahl hatte sich jetzt gegen 300 vermehrt. Wir betrachteten sie vom Wasser her eine ganze Zeit lang, und fanden sie fast von einerlei Ansehn mit den Neuseeländern. Ihr Wuchs war ungefähr der nämliche; auch gingen sie, gleich Jenen, völlig ungekleidet. Nur die Farbe ihrer Haut dünkte uns etwas weniger dunkelbraun zu sein, welches vielleicht daher rühren mochte, daß sie nicht ganz so schmutzig waren.

Während der Zeit, daß wir sie so ansahen, foderten sie uns unabläßig und unter beständigem Geschrei zum Kampfe heraus. Je vier oder fünf derselben brannten dabei von Zeit zu Zeit ihr Feuer ab. Was dieses eigentlich für Feuer sein mochte, und wozu das Abbrennen dienen sollte, das konnten wir nicht ergründen. Was wir dabei unterscheiden konnten, war Folgendes: sie hatten einen kurzen Stock, vielleicht ein hohles Rohr in der Hand; dieses schwenkten sie neben sich ein paar Mahl im Kreise herum, dann sah man plötzlich Feuer und Rauch hervorkommen, Beides in der Art, als wenn eine Flinte losgeschossen wird; auch war es von eben so kurzer Dauer. Vom Schiffe aus hatte diese bewundernswürdige Erscheinung ein so täuschendes Ansehen, daß dort Jedermann in der That glaubte, die Indier hätten Feuergewehr und feuerten haufenweise. Nachdem wir sie eine Zeit lang betrachtet hätten, ohne uns an ihr Geschrei und Blitzen zu keh-

ren, so feuerten wir endlich einige Flintenschüsse über ihre Köpfe hin. Der Knall und das Rauschen der Kugeln zwischen den Bäumen thaten ihre Wirkung, sie wurden dadurch erschreckt und zogen sich zurück.

Die Waffen, welche sie nach uns geworfen hatten, waren eine Art leichter Wurfspieße. Sie bestanden aus Rohr, welches mit hartem Holze zugespitzt und mit Widerhaken reichlich versehen war. Diese warfen sie mit bewundernswürdiger Stärke; denn ungeachtet wir 180 Fuß weit von ihnen standen, so flogen sie doch noch weiter bei uns vorüber.

Nachdem wir ans Schiff zurückgekommen waren, ließ ich das Boot einheben, und steuerte westwärts; denn ich hatte keineswegs Lust, meine Zeit an dieser Küste länger zu verlieren. Der größte Theil des Schiffsvolks war über diesen Entschluß sehr vergnügt; aber zu meinem Leidwesen muß ich hinzufügen, daß Einige von den Offizieren mir jetzt sehr anlagen, ich möchte eine Partei Mannschaft ans Land schicken, um die Kokosbäume umhauen zu lassen, damit man sich ihrer Früchte bemächtigen könne. Allein dieses Ansinnen wurde rund abgeschlagen, weil es mir ungerecht und grausam zu sein schien. Die Eingebornen hatten uns ja ihre kriegerischen Gesinnungen deutlich genug sehen lassen; und da sie es schon so übel empfanden, daß wir nur auf ihrer Küste ans Land traten, so war leicht vorherzusehen, daß sie Alles würden angewandt haben, ihr Eigenthum zu schützen, wofern wir es hätten antasten wollen. Es würde also ohne viel Blutvergießen nicht abgelaufen sein. Und da schien es mir — und ich glaube, jeder menschlichgesinnte Leser wird mir darin beistimmen — daß es sehr grausam und strafbar gewesen wäre, das Leben oder die Gesundheit vieler

Menschen in Gefahr zu setzen, um einige hundert Kokosnüsse zu erhalten, die uns höchstens nur ein vorübergehendes Vergnügen gemacht hätten. Diese wichtigen Gründe behielten denn auch das Uebergewicht bei mir, und wir setzten unsere Reise fort, ohne die mindeste Erquickung von diesem Lande erhalten zu haben.

29.

Fahrt von Neuguinea nach der Insel Savu. Nachricht von unserm Aufenthalte daselbst.

Vom 3ten des Herbstmonds, da wir wieder unter Segel gingen, bis zum 17ten fiel nichts Erhebliches vor, welches hier erzählt zu werden verdiente. Es kamen uns zwar verschiedene, theils schon bekannte, theils unbekannte Inseln zu Gesicht, aber da ich bei keiner derselben zu verweilen für rathsam fand, so werden meine Leser es vermuthlich gern sehen, daß ich das in jedem Betracht Unbedeutende, was wir etwa von fern darauf bemerken konnten, übergehe, und sie ohne Aufenthalt zu anziehenderen Auftritten führe.

Es war an dem letztgenannten Tage, als wir wider unsere Erwartung noch eine Insel erblickten, die wir anfangs für eine neue Entdeckung hielten, von der es sich aber nachher fand, daß es die schon bekannte Insel Savu war. Wir sahen, indem wir uns näherten, Häuser und Kokosbäume, und zu unserer angenehmsten Ueberraschung ganze Herden Schafe auf der Weide. Welche Versuchung für Leute in unsern Umständen, die nun schon so lange aller frischen Nahrungsmittel hatten entbehren müssen! Da wir nun überdas viele Kranke an Bord hatten, so wurde beschlossen, hier vor Anker zu gehn, und zu versuchen, ob man von den Eingebor-

Früchte in großer Menge gebe. Sie hatten dabei das Wort Portugiesen wiederholentlich ausgesprochen; woraus wir schlossen, daß es hier irgendwo eine Portugiesische Niederlassung geben müsse.

Abends um sieben Uhr erreichten wir die uns bezeichnete Bucht, und legten uns darin vor Anker. Wir erblickten auch wirklich am Strande derselben ein großes Indisches Dorf, und steckten deßwegen eine kleine Flagge auf, um die Bewohner desselben zu begrüßen. Es währte hierauf nicht lange, so wurden in dem Dorfe, oder, wenn man will, in der Stadt, gleichfalls Flaggen aufgesteckt, und zwar zu unserer großen Verwunderung Holländische.

Bei Anbruch des folgenden Tages sahen wir ebendergleichen Flaggen auf dem Strande, dem Schiffe gegenüber, aufgesteckt. Da ich hieraus schließen mußte, daß die Holländer hier einen Pflanzort hätten, so schickte ich einen Offizier ans Land, um dem Statthalter, oder was sonst die Hauptperson des Orts sein möchte, die Aufwartung zu machen, und ihm zu melden, wer wir wären, und was wir hier suchten. Dieser fand an dem Orte, wo er landete, eine Wache von 20 bis 30 mit Flinten bewaffneten Indiern, die ihn in Empfang nahmen und nach der Stadt führten. Sobald sie daselbst anlangten, wurde er dem Raja, oder König der Insel vorgestellt, dem er, mittelst eines Portugiesischen Dolmetschers, den erfoderlichen Bericht abstattete. Der Raja erwiederte, daß er bereit sei, uns mit Allem, was wir nöthig hätten, zu versorgen; weil er aber mit der Holländischen Ostindischen Gesellschaft in Bündniß stehe, so dürfe er mit keinem andern Volke Handel treiben, bevor er nicht von gedachter Gesellschaft die Erlaubniß dazu erlangt habe;

und um die Erlaubniß wolle er sich bei einem andern im Dienste der Gesellschaft stehenden Holländer, welcher der einzige weiße Mann auf der Insel sei, sogleich bewerben.

An diesen Mann, der in einer gewissen Entfernung von der Stadt wohnte, fertigte man denn sofort einen Brief ab, worin ihm unsere Ankunft und unser Verlangen gemeldet wurden. An mich schickte der Offizier gleichfalls ein Boten ab, um mir von dem bisherigen Verlauf der Sache Nachricht zu geben. Es verflossen hierauf einige Stunden, worauf der Holländische Abgeordnete selbst erschien, um die Antwort auf den an ihn abgelassenen Brief mündlich zu ertheilen; und man erfuhr nunmehr, daß er ein geborner Sachse war und Johann Christoph Lange hieß. Es fand sich auch, daß er die nämliche Person war, die wir bei unserer Ankunft in Europäischer Kleidung hatten reiten sehen. Er betrug sich gegen unsern Offizier, den Herrn Gore, sehr höflich, und gab ihm die Versicherung, daß es uns völlig freistehen solle, Alles einzukaufen, was wir nur wollten oder nöthig hätten. Er bezeigte hierauf Lust, an Bord zu kommen, und sowol der Raja, als auch verschiedene von seinem Hofstaate, äußerten das nämliche Verlangen. Herr Gore war sogleich bereit, ihnen zu willfahren; und da man ihm den Wunsch zu erkennen gab, das zwei von unsern Leuten unterdeß als Geißeln am Lande zurückgelassen werden möchten, so wurde ihnen auch dieses ohne Bedenken zugestanden.

Um zwei Uhr langten sie allerseits beim Schiffe an, und ich ließ, um ihnen eine Ehre zu erweisen, die Seesoldaten auf dem Verdeck unters Gewehr treten. Da unsere Mittagsmahlzeit eben fertig war, so ließen sie sichs gefallen, mit uns zu speisen. Der König allein

schien etwas betreten zu sein, als ob er nicht recht wisse, woran er sei; endlich sagte er mit einiger Verwirrung: er könne es kaum glauben, daß wir ihm erlauben wollten, sich zu uns hinzusetzen, da wir doch weiße Männer, und er von einer andern Farbe sei. Man kann hieraus schließen, an was für einen Grad Europäischen Uebermuths man diejenigen Bewohner dieses Welttheils, welche von Europäern abhängig geworden sind, nach und nach gewöhnt haben müsse! Wir benahmen ihm die Besorgniß auf eine verbindliche Weise, und nun setzten wir uns insgesammt sehr aufgeräumt und auf eine vertrauliche Weise zu Tische. Zum Glück durften wir nicht um Dolmetscher verlegen sein, weil zwei meiner Herren Mitreisenden Holländisch genug verstanden, um mit Herrn Lange ein Gespräch zu unterhalten; und verschiedene unserer Bootsleute konnten mit Denjenigen sprechen, welche Portugiesisch redeten.

Unsere Mahlzeit bestand gerade aus Hammelfleisch, und der Raja nahm daher Gelegenheit, sich ein Englisches Schaf auszubitten. Nun hatten wir zwar nur noch Eins übrig; aber auch dieses Eine wurde ihm zugestanden. Diese unsere gutherzige Bereitwilligkeit flößte ihm ferneres Zutrauen ein, und er gab nun zu verstehen, daß ihm ein Englischer Hund sehr angenehm sein würde. Herr Banks war so höflich, ihm sein Windspiel zu überlassen. Nun kam die Reihe an Herrn Lange. Er betheuerte, daß ein Fernglas ein sehr schätzbares Ding sei, und daß er gar sehr wünsche, eins zu haben. Auch dieser Wunsch wurde sogleich befriedigt.

Jetzt fingen unsere Gäste an zu erzählen, was für einen Ueberfluß an Büffelochsen, Schweinen, Schafen

und Federvieh es auf der Insel gebe, und daß gleich morgen am Tage alles dieses in Menge an den Strand herabgetrieben werden solle. Dies machte uns Allen das Herz recht groß, und vor Freuden ließen wir das Glas fast öfter herum gehen, als weder der Indier noch der Sachse ertragen konnten. Sie waren indeß selbst so vernünftig, an den Abschied zu denken, bevor sie noch ganz betrunken waren. Bei ihrem Weggehn ließ ich die Schiffsmannschaft abermahls auftreten; und weil der Raja ein Verlangen äußerte, Etwas von unsern Kriegsübungen zu sehen, so that ich ihm den Gefallen, sie sämmtlich dreimahl feuern zu lassen. Er sah dabei sehr aufmerksam zu, und wunderte sich ungemein über die Schnelligkeit und Regelmäßigkeit, womit Alles von Statten ging, besonders darüber, daß sie den Hahn so schnell und Alle zugleich spannen konnten. Das erste Mahl, da sie dies verrichteten, war er ganz erstaunt, schlug mit einem Stocke, den er in der Hand hatte, an die Seite des Schiffs und schrie überlaut. Als nun auch diese Feierlichkeit vorbei war, entließen wir sie reichlich beschenkt, und begrüßten sie beim Wegfahren mit neun Kanonenschüssen. Sie von ihrer Seite dankten uns mit einem dreimahligen Freudengeschrei. Die Herrn Banks und Solander fuhren mit ihnen nach der Stadt.

Dieser Ort ist, in Ansehung der Anzahl von Häusern, woraus er besteht, beträchtlich genug, aber die Häuser bestehen durchaus nur aus einem Dache, das über einem mit Brettern belegten Boden auf Pfosten ruhet die ungefähr vier Fuß hoch sind. Man bewirthete unsere Herren Reisenden mit Palmwein, der hier gewonnen wird. Dieses Getränk ist aber nichts, als der süße, ungegohrne Saft, der aus den Palmbäumen träu-

felt, und schmeckt nicht unangenehm. Gegen Abend kehrten die Unsrigen an Bord zurück.

Am folgenden Morgen ging ich selbst, in Begleitung verschiedener meiner Herren Reisegefährten, ans Land, um dem Könige meinen Gegenbesuch abzustatten; eigentlich aber, um die Büffelochsen, Schafe u. s. w. einzuhandeln, die, wie man uns gestern versprochen hatte, heute in Menge an den Strand herabgetrieben werden sollten. Allein wir fanden zu unserm großen Mißvergnügen, daß man noch gar keine Anstalt dazu gemacht hatte. Wir gingen also nach dem Versammlungs- oder Stadthause, welches, nebst zwei oder drei andern, von der Holländischen Ostindischen Gesellschaft allhier erbaut worden ist. Diese Häuser unterscheiden sich bloß durch zwei krumme Stücken Holz, die wie ein Paar Kuhhörner aussehen und an beiden Enden des Dachgiebels angebracht sind, so daß sie darüber hinausragen. Der junge Leser wird wol schon etwas Aehnliches an den mit Stroh bedeckten Bauerhütten in Deutschland gesehn haben.

In diesem Versammlungshause trafen wir sowol Herrn Lange als auch den Raja an, der eben eine Menge von seinen vornehmsten Hofleuten um sich hatte. Wir eröffneten ihnen nun, daß wir mancherlei Waaren in unserm Boote mitgebracht hätten, und nun bäten, daß es uns erlaubt sein möchte, sie ans Land zu bringen, und sie gegen Lebensmittel zu vertauschen. Das erste wurde sogleich bewilliget; und wir fingen nun an, wegen des Preises in Unterhandlung zu treten, den wir für verschiedene Hauptartikel, als Büffelochsen, Schafe, Schweine u. s. w., in Gelde erlegen sollten. Allein sobald wir die Rede auf diesen Punkt lenkten, machte sich Herr Lange fort, und sagte beim Abschiednehmen,

daß wir uns darüber mit den Eingebornen vergleichen müßten; er habe, fügte er hinzu, einen Brief von dem Holländischen Statthalter auf der Insel Timor erhalten, dessen Inhalt er uns bei unserer Rückkunft mittheilen wolle.

Der Mittag nahete unterdeß heran; wir fühlten Hunger, und waren gar nicht geneigt, zu den gedörrten, gesalzenen und verdorbenen Speisen, die wir an Bord hatten, zurückzukehren, da wir hier lauter frische Lebensmittel, die uns eben so viele Leckerbissen zu sein dünkten, vor Augen hatten. Wir baten daher den König um Erlaubniß, ein kleines Schwein und etwas Reiß kaufen, und Beides durch Dero Unterthanen zubereiten lassen zu dürfen. Auf diese Bitte erwiederten Se. Majestät überaus gnädig, daß, wenn wir Speisen genießen könnten, die von seinen Unterthanen wären zubereitet worden — welches er doch kaum vermuthen dürfe — er selbst sich die Ehre geben wolle, uns zu bewirthen. Dies wurde mit Dank angenommen, und sogleich ein Bote nach dem Schiffe abgefertigt, um einige Flaschen Wein dazu zu holen.

Um fünf Uhr war die Mahlzeit fertig. Sie wurde in sechs und dreißig kleinen Schüsseln, oder vielmehr Körbchen aufgetragen, in welchen wechselsweise Reiß und Schweinefleisch, aber Jedes besonders zugerichtet war. Noch wurden drei große irdene Suppenschalen voll klarer Schweinefleischbrühe aufgesetzt. Dies Alles wurde auf den Fußboden hingestellt, und rings umher breitete man Matten aus, auf welchen wir sitzen oder vielmehr liegen sollten. Vorher aber mußten wir die Hände waschen, und wurden deshalb zu einem Loche auf der Flur geführt, wo Einer der Eingebornen aus einem Gefäße, das aus den Blättern des Fächerpalmbaums ge-

macht war, uns das Wasser aufgoß. Wir setzten uns hierauf um die Gerichte her und warteten des Königs. Allein er blieb aus; und auf die Frage: warum dies geschehe? erhielten wir die Antwort: daß der Landesgebrauch Demjenigen, der ein Gastmahl gebe, nicht erlaube, sich zu seinen Gästen hinzusetzen; wenn wir aber befürchteten, daß die Speisen vergiftet sein möchten, so wolle er kommen, um sie erst zu kosten. Wir betheuerten augenblicklich, daß wir weit entfernt seien, so Etwas zu besorgen, und baten zugleich, daß man unsertwegen ja nicht von den eingeführten Gebräuchen abgehen möge.

In Ermangelung des Königs speiseten sein erster Minister und Herr Lange mit uns, und wir ließen es uns über die Maßen wohl schmecken. Sowol das Schweinefleisch, als auch der Reiß, waren vortrefflich; auch die Brühe war keinesweges zu verachten. Die Löffel, die man uns dazu gab, waren aus Blättern verfertigt, aber so klein, daß Wenige unter uns die Geduld hatten, sich derselben zu bedienen. Nach geendigter Mahlzeit ging der Becher fleißig herum; aber unser königlicher Wirth wollte auch hieran keinen Antheil nehmen. Denn, sagte er, bei einem Gastmahl darf der Hauswirth ja nie trunken sein; und um dieses zu vermeiden, giebt es kein besseres Mittel, als daß man die berauschenden Getränke gar nicht kostet. Eine solche Mäßigung und Klugheit bei einem halbwilden Fürsten zu finden, setzte uns in keine geringe Verwunderung.

Sobald das Trinken angegangen war, hatten wir den Ort verändert, um den Bootsleuten und Bedienten Platz zu machen, für welche die Ueberbleibsel der Mahlzeit bestimmt waren. Diese nahmen daher unsere

Sitze ein; allein das Gastmahl war so reichlich eingerichtet gewesen, daß auch sie Das, was davon noch übrig war, nicht aufzuzehren vermochten. Man nöthigte sie aber, die Reste mitzunehmen.

Wir Andern saßen unterdeß noch immer beim Glase, und zwar — ich muß es nur gestehen — nicht ohne Absicht. Der Wein erfreut des Menschen Herz, und pflegt es gutwilliger zu machen. Ich hoffte daher durch Hülfe desselben eine Sache zu Stande zu bringen, die mir natürlicher Weise sehr am Herzen liegen mußte, und lenkte also, sobald ich glaubte, daß der rechte Augenblick dazu gekommen sei, das Gespräch allmählig auf die Schafe und Büffelochsen, deren diese ganze Zeit über mit keiner Silbe war gedacht worden. Allein meine Staatsklugheit schlug fehl. Unser Sächsischer Holländer wurde auf einmahl kühl, und fing an, uns den Inhalt des Briefes mitzutheilen, den er, seinem Vorgeben nach, von dem Statthalter auf der Insel Timor erhalten haben wollte. Dieser lief denn darauf hinaus, daß man uns nicht gestatten solle, länger, als die höchste Nothwendigkeit es erfodere, bei dieser Insel zu bleiben, und daß man uns abhalten solle, irgend Einem von den Eingebornen eine Sache von größerem Werth, als etwa Glaskorallen und andere dergleichen Kleinigkeiten, zu schenken. — Wir waren Alle der Meinung, daß dieser Brief eine bloße Erdichtung sei, die keine andere Absicht habe, als uns in die Nothwendigkeit zu setzen, den Herrn Abgeordneten mit Geld zu bestechen, damit er's nicht so genau nehmen, sondern ein wenig durch die Finger sehen möge.

Während dieser Verhandlung, die uns nicht wenig Verdruß machte, wurde mir vom Marktplatze her gemeldet, daß weder Büffelochsen noch Schweine, sondern

nur einige wenige Schafe hinabgebracht, aber auch wieder fortgetrieben wären, ehe Diejenigen von unsern Leuten, welche an Bord geeilt waren, um Geld zu holen, wieder hatten zurückkommen können. Nur einige Stück Federvieh und einen guten Vorrath eines gewissen Sirups, der aus dem Palmbaumsafte gemacht wird, hatte man einzukaufen Gelegenheit gehabt.

Wir drangen nunmehr bei Herrn Lange auf eine Erklärung, warum man uns so große Hoffnungen gemacht habe, und nun gleichwol nichts davon erfülle? Und seine diesmahlige Ausrede war: wenn wir selber auf den Marktplatz gegangen wären, so hätten wir kaufen können, was uns nur beliebt hätte; von unsern Leuten scheueten sich die Eingebornen Geld zu nehmen, aus Besorgniß, daß man ihnen falsche Münze aufhängen möchte. So albern diese Ausflucht auch zu sein schien, so wollte ich doch auf meiner Seite es an nichts ermangeln lassen, um zu meinem Zwecke zu gelangen; ich stand daher augenblicklich auf, und verfügte mich nach dem Strande. Aber da waren weder Hornvieh noch Schafe zu sehen; ja es war nicht einmahl Vieh in der Nähe, das zu Markt hätte gebracht werden können. Indeß hatte der Raja uns heute eine Versicherung gegeben, die etwas wahrscheinlicher klang; er sagte nämlich: daß die Verzögerung bloß daher rühre, weil die Büffelochsen weit landeinwärts getrieben wären, und nicht sogleich hätten wieder herbeigeführt werden können; morgen würden sie unfehlbar eintreffen.

Wir hofften also auf morgen; und sobald der Tag wieder angebrochen war, verfügten wir uns abermahls ans Land. Doktor Solander ging nach der Stadt, um mit Herrn Lange zu reden; ich aber blieb am Strande, um zu sehen, was man heute zu Markt brin-

gen würde. Ich fand hier einen alten Indier, der in einigem Ansehn beim Volke zu stehen schien, und den wir deßwegen scherzweise den ersten Minister des Königs zu nennen pflegten. Diesen Mann wünschte ich mir zum Freunde zu machen, und schenkte ihm daher ein Fernglas. Bald darnach wurde ein einziger kleiner Büffelochs zu Markt gebracht; und ich fragte: was er kosten sollte? Die Antwort war: fünf Guineen! Dies war zweimahl so viel, als das Thier werth war. Um indeß den Handel zu eröffnen, bot ich drei Guineen dafür. Dem Manne, der ihn feil bot, schien dies, wie man wol an seiner Miene sehen konnte, gut bezahlt zu sein; er sagte aber dennoch, daß er, bevor er den Handel schließen dürfe, erst einen Boten an den Raja abfertigen müsse. Dies geschah; und der Bote kam mit der Antwort zurück, daß das Thier nicht wohlfeiler, als für fünf Guineen verkauft werden solle.

Mein Verdruß hierüber sollte noch vergrößert werden; denn als ich meine Augen auf eine Menge Indier richtete, welche ich von der Stadt herkommen sah, erblickte ich zu meinem großen Erstaunen unsern Doktor Solander, der gleich einem Gefangenen von mehr als hundert Mann begleitet wurde, die insgesammt theils mit Flinten, theils mit Lanzen bewaffnet waren. Ich erkundigte mich sogleich nach der Ursache dieses befremdenden Aufzuges, und erhielt vom Doktor Solander folgende Nachricht: Lange habe ihm eine Erklärung des Königs verdolmetscht, die dahin lautete: »die Leute wollten nicht mit uns handeln, weil wir ihnen nicht mehr als die Hälfte des Werths für ihre Waaren böten; und man werde uns überhaupt nicht länger als heute noch erlauben, Handel zu treiben, wir möchten nachher auch noch so viel geben wollen.« An der Spitze

des Indischen Trupps stand ein Mann, der zu Timor von Portugiesischen Aeltern geboren, und eine Art von Amtsbruder des Holländischen Abgesandten war. Dieser wiederholte, was Herr Solander mir so eben gemeldet hatte.

Wir waren Alle überzeugt, daß diese neue Maßregel ein neuer Kunstgriff des saubern Herrn Lange sei, um Geld von uns zu erpressen. Indem wir aber noch ziemlich unentschlossen dastanden, und noch nicht recht wußten, wie wir uns dabei benehmen sollten, glaubte der Portugiese seine Absicht desto geschwinder zu erreichen und uns um so viel bestürzter zu machen, wenn er Ernst zu gebrauchen schiene. Er fing also an, die Leute, welche Geflügel und Sirup zum Verkauf herabgebracht hatten, und Andere, die eben mit Büffelochsen und Schafen anlangten, zurück- und wirklich fortzutreiben. Ich warf in diesem Augenblick meine Augen auf den alten Mann, dem ich das Fernglas geschenkt hatte, und da ich auf seinem Gesichte deutliche Spuren von Unzufriedenheit über Das, was vorging, zu bemerken glaubte, so nahm ich ihn bei der Hand, und schenkte ihm einen alten Soldatendegen. Dies half uns auf einmahl aus aller Verlegenheit. Entzückt über den ihm geschenkten Degen, schwenkte er denselben, vor Freude gleichsam außer sich, dem geschäftigen Portugiesen ein paar Mahl über dem Kopfe hin und her, und brachte ihn dadurch aus aller Fassung. Er befahl hierauf ihm und den übrigen Anführern der Partei, sich hinter ihm auf die Erde zu setzen, und der Portugiese schmiegte sich nun vor ihm, wie der Fuchs vor dem Löwen, ohne es zu wagen, ihm die geringste Gegenvorstellung zu machen. Die Eingebornen, welche uns von Anfang an nichts weniger als abgeneigt gewesen

waren, machten sich nun augenblicklich den Vortheil zu Nutze, den der alte Minister ihnen verschafft hatte; und der Marktplatz war auf einmahl angefüllt. Wir kauften nunmehr, da der Handel frei war, die meisten Büffelochsen, ein Stück wie das andere, für eine Flinte, und um diesen Preis hätten wir zuletzt eine ganze Schiffsladung einhandeln können. Was doch ein alter Soldatendegen, zu rechter Zeit geschenkt und geschwenkt, nicht Alles auszurichten vermag!

Die Erfrischungen, die wir hier einnahmen, bestanden in neun Büffelochsen, sechs Schafen, drei Schweinen, dreißig Dutzend Stück Federvieh, einigen wenigen Limonen und Kokosnüssen, einer Menge Eier, die aber zur Hälfte verdorben waren, etwas Knoblauch und vielen hundert Gallons *) Palmsirup.

30.

Beschreibung der Insel, ihrer Naturgüter und Einwohner.

Diese Insel, welche bisher nur wenig bekannt war, ist von Osten nach Westen ungefähr acht Seemeilen lang; wie breit sie sein mag, kann ich nicht angeben, weil ich nur ihre Nordseite gesehn habe. Die Seeküste ist niedrig; allein gegen die Mitte der Insel hin sieht man ansehnliche Gebirge hervorragen. Es war zur Zeit unsers Hierseins gerade gegen das Ende der dürren Jahrszeit, und es hatte schon seit sieben Monaten nicht geregnet; dennoch kann man sich nichts Anmuthigeres und Reizenderes einbilden, als die Aussicht auf dies Land, vom Schiffe her, war. Die Ebene am Strande war mit Kokosbäumen und einer Art von Palmen,

*) Ein Englisches Maß, das vier Kannen enthält.

Areka genannt, bedeckt; weiter hin erhoben sich allmählig Berge, die bis an den Gipfel mit Fächerpalmbäumen dicht bewachsen waren. In einer frischen Jahrszeit, wo das Erdreich überall, selbst jedes Fleckchen zwischen den Bäumen, mit mannigfaltigem Grün, z. B. mit Indischem Korn, Hirse, Indigo u. s. w. bekleidet ist, muß die Anmuth dieses Landes unbeschreiblich groß sein.

Außer den genannten Gewächsen bringt diese Insel auch Reiß, Wassermelonen, Zuckerrohr, Selleri, Majoran, Fenchel und Knoblauch, und für die Ueppigkeit Betel, Arekanüsse, Tabak, Baumwolle, Indigo und etwas Zimmt hervor. Einige andere Früchte, die ich meinen Lesern doch nicht deutlich genug beschreiben könnte, übergehe ich.

Zu den zahmen Thieren, die man hier in Menge zieht, gehören: Büffelochsen, Schafe, Ziegen, Schweine, Federvieh, Pferde, Hunde und Katzen. Die Büffel sind von unserm Europäischen Hornvieh in vieler Hinsicht sehr verschieden. Sie haben z. B. viel größere Ohren, ihre Haut ist fast kahl, die Hörner sind gegen einander einwärts, und beide, gleich von der Wurzel aus, rückwärts gebogen; auch haben sie am Halse keine Wammen. Verschiedene derselben, die wir sahen, gaben an Größe einem groß gewachsenen Europäischen Ochsen nichts nach; es muß aber auch noch größere darunter geben, denn Herr Banks sah ein Paar Hörner, die an den Spitzen fast vier Fuß weit aus einander standen. Uebrigens fanden wir sie, vermuthlich der langen Dürre wegen, außerordentlich mager.

Die hiesigen Pferde sind zwar nur klein, aber doch muthig und hurtig, besonders im Trabe, welches ihr gewöhnlicher Gang ist. Die Eingebornen pflegen sie

ohne Sattel zu reiten, und nur einen Strick statt des Zügels zu gebrauchen. Die Schafe tragen, statt der Wolle, Haare, haben sehr lange Ohren, die ihnen unter den Hörnern herabhangen, und ihre Nase ist gewölbt. So gestaltet sahen sie eher den Ziegen, als den Europäischen Schafen ähnlich. Das Fleisch davon war nicht nur gleichfalls mager, sondern auch so schlecht von Geschmack, als wir je etwas gegessen hatten. Die Schweine waren desto fetter, ungeachtet sie, wie man uns sagte, größtentheils nur mit den äußern Reißhülsen gefüttert werden. Das Geflügel besteht größtentheils aus Federwildbret; es ist groß, legt aber nur kleine Eier.

Von den Fischen, welche die See allhier giebt, wissen wir nicht viel zu sagen. Zuweilen findet man Schildkröten an der Küste, die hier, wie überall, für große Leckerbissen gelten.

Die Eingebornen sind überhaupt eher klein, als groß; besonders gilt dies von den Weibern, die ungewöhnlich klein, aber untersetzt sind. Ihre natürliche Farbe ist dunkelbraun, ihr Haar durchgehends schwarz und schlicht. Die Männer sind überhaupt wohlgebildet, stark und thätig, und in ihren Gesichtszügen herrscht eine große Verschiedenheit; die Frauenspersonen hingegen sahen sich unter einander fast Alle ähnlich. Woher dies wol rühren mag? — Vermuthlich daher, weil in den Geschäften und der ganzen Lebensart der Männer, also auch in ihren Empfindungen eine größere Mannichfaltigkeit, bei den Weibern hingegen in allen diesen Stücken eine größere Einförmigkeit herrscht. Die Seele trägt nämlich, wie wir wissen, durch die Empfindungsarten, die ihr gewöhnlich sind, sehr viel zur Bildung der Gesichtszüge ihres Körpers bei.

Die Männer tragen das Haar, vermittelst eines Kammes, auf dem Wirbel des Kopfs festgesteckt. Die Weiber binden es in einen kurzen dicken Busch hinten zusammen, und diese Mode steht ihnen sehr übel. Die Ersten pflegen das Barthaar auszuraufen. Zu diesem Ende tragen die Vornehmen allezeit eine kleine silberne Zange bei sich, die ihnen an einer Schnur vom Halse herabhängt. Einige lassen indeß etwas weniges unter der Nase als einen kleinen Stutzbart stehen, den sie aber nie lang wachsen lassen.

Beide Geschlechter kleiden sich in Kattun, der durchgehends blau von Farbe ist. Diesen verfertigen sie selber, und zwei Stücke, deren jedes ungefähr sechs Fuß lang und über vier Fuß breit ist, reichen zu einer vollständigen Kleidung hin. Das eine davon tragen sie um die Hüften gewickelt, das andere zur Bedeckung des Oberleibes. Arme, Beine und Füße bleiben allezeit unbedeckt. Der Unterschied zwischen der Kleidung der beiden Geschlechter besteht vornehmlich in der Art, das Unterkleid zu tragen. Denn anstatt, daß die Mannspersonen den untern Saum dieses Stücks zwischen den Beinen durch fest anziehen und den obern Saum schlaff lassen, um sich desselben statt einer Tasche zu bedienen, ziehen die Weiber im Gegentheil den obern Saum fest an, und lassen den untern, gleich einem Weiberrocke, bis an die Knie hinabfallen. Noch unterscheiden sich beide Geschlechter dadurch, daß die Weiber allezeit mit entblößtem Haupte gehn, die Männer hingegen sich eine Art von geflochtenem Zierrath um die Köpfe winden, wozu sie gemeiniglich den feinsten Zeug nehmen, welcher nur zu bekommen ist. Wir sahen Einige, welche seidene Schnupftücher, Andere, welche feinen Kattun

oder Musselin dazu gebrauchten. Dies wird denn in Form eines kleinen Turbans um den Kopf gewickelt.

Auch dieses Volk bezeuget, daß die Neigung zum Putz, so wie die Quelle derselben, die Eitelkeit, sich überall verbreitet hat; denn auch sie haben eine Menge von mannichfaltigen Zierrathen. Einige der Vornehmen trugen eine goldene Kette um den Hals, die aber im Grunde nichts als ein metallener Draht und nur mit Gold eingelegt, folglich leicht und von geringem Werthe war. Andere trugen Ringe, die aber so abgenutzt waren, daß sie von dem Urgroßvater auf den Urenkel fortgeerbt zu sein schienen. Noch pflegen sie sich mit einem aus Glaskorallen verfertigten Geschmeide, bald in Form einer Halsschnur, bald zu Armbändern eingerichtet, zu putzen. Diesen Staat haben beide Geschlechter mit einander gemein, aber die Weiber zeichnen sich dabei noch durch einen Leibgürtel von dergleichen aufgereihten Glaskorallen aus. Beide Geschlechter haben Löcher in den Ohren, aber es kam uns während unsers hiesigen Aufenthalts auch nicht ein einziges Beispiel vor, daß sie Ohrengehänge tragen. Nur der Raja und sein Minister unterschieden sich von allen Uebrigen durch eine eigene Tracht, die eine Art von Schlafrock war. Einige Männer trugen auch zwei Zoll breite und über einen Zoll dicke elfenbeinerne Ringe am Oberarm; und diese dadurch ausgezeichneten Personen waren theils Söhne des Raja's, theils Oberhäupter.

Es ist merkwürdig, daß auch hier, wie bei allen wilden Völkerschaften, die Mode herrscht, die Haut durch unaustilgbare Figuren zu bezeichnen. Unter den Männern war fast Keiner, der nicht seinen Namen in schwarzen Zügen auf dem Arme trug, und den Frauenspersonen war eine ähnliche Verzierung von schwarzen

Linien, die ein Viereck bildeten, eingebrannt. Woher es komme, daß dieser Gebrauch unter den Wilden in allen Theilen der Welt gefunden wird, verdiente wol einmahl eine eigene Untersuchung.

Ihrer Häuser, welche nur aus einer auf Pfosten ruhenden Verdachung bestehn, ist schon oben erwähnt worden. Die Größe derselben ist dem Range und dem Vermögen ihres Eigenthümers angemessen. Einige sind daher nur 20, andere bis gegen 400 Fuß lang. Der innere Raum eines solchen Gebäudes ist gemeiniglich, der Länge nach, in drei gleiche Theile abgetheilt. Der mittlere Theil ist gewöhnlich mit einer vierfachen Scheidewand eingeschlossen; die beiden übrigen Räume sind offen, so daß Licht und Luft frei hineindringen können. Das mit Wänden eingeschlossene Zimmer schien für die Frauenspersonen bestimmt zu sein.

Alle obgenannten zahmen Thiere, welche hier gezogen werden — Pferde, Katzen, Hunde, Schafe und Ziegen — dienen den Eingebornen zur Speise. Dem Pferdefleisch ziehen sie bloß das vom Schweine, die Hunde und Katzen hingegen den Schafen und Ziegen vor. Fische scheinen hier nur von den Aermern gegessen zu werden.

Unter allen eßbaren Pflanzen und Früchten des Landes ist ihnen der Fächerpalmbaum bei weiten der wichtigste, denn zu gewissen Zeiten muß dieser die Stelle aller andern Nahrungsmittel für Menschen und Vieh ersetzen. Sie ziehen zuvörderst eine Art Wein aus demselben, Toddi genannt, indem sie die Knospen der Blüten abschneiden und den alsdann austräufelnden Saft auffangen. Dieser Saft ist auf der ganzen Insel das gewöhnliche Getränk. So viel aber auch dazu gehören mag, so bleibt ihnen doch noch immer ein

beträchtlicher Vorrath übrig, aus dem sie einen Sirup und eine Art groben Zuckers durch Einkochen verfertigen. Der Sirup wurde nicht nur wohlschmeckend, sondern auch für die Gesundheit zuträglich von uns befunden. Die Eingebornen gewinnen eine solche Menge davon, daß sie ihn, mit Reißhülsen vermengt, den Schweinen zu fressen geben, wovon diese außerordentlich fett werden. Zu gleicher Absicht sollen sie sich desselben auch bedienen, wenn sie Hunde und Federvieh mästen wollen; ja man versicherte uns, daß es Zeiten gegeben habe, wo die Eingebornen selbst, in Ermangelung anderer Nahrungsmittel, Monate lang von nichts Anderm, als bloß von diesem Sirup gelebt hätten. Die Blätter dieses Palmbaums werden gleichfalls auf verschiedene Weise benützt; sie decken nicht bloß ihre Häuser damit, sondern verfertigen auch Körbe, Becher, Sonnenschirme und Tabakspfeifen daraus. Die Frucht wird am wenigsten geachtet; auch tragen die Bäume nicht viel, weil die meisten Blüthen, des Safts wegen, abgeschnitten werden. Uebrigens ist die Frucht so groß als eine Englische Turnipsrübe. Sie ist, gleich der Kokosnuß, mit einer faserigen Rinde umgeben, unter welcher drei Kerne liegen, die man essen muß bevor sie reif werden. Nachher sind sie so hart, daß man sie nicht mehr kauen kann. Es ist ein wässeriges und wenig nahrhaftes Gewächs.

Gewöhnlicher Weise pflegt man hier die Speisen nicht zu braten, sondern zu kochen. Der Mangel an Brennholz hat sie genöthiget, ein Ersparungsmittel zu erfinden, welches in andern Ländern, wo der nämliche Mangel herrscht, nachgeahmt zu werden verdiente. Es ist folgendes: Sie graben eine senkrechte Höhle in die Erde (bei uns könnte sie füglich im Feuerherde an-

gebracht werden); diese ist ungefähr sechs Fuß lang, und an dem einen Ende mit einem großen, an dem andern mit einem kleinen Loche versehen. Durch das Erste wird das Feuer hineingelegt, und das Andere dient statt eines Zuglochs. Ueber dieser Höhle sind runde Löcher eingeschnitten, die bis zu dem Feuer hinuntergehen; und in diese stellt man irdene Töpfe, die in der Mitte weit, und gegen den Boden hin enger sind, so daß das Feuer rund herum spielen kann. Jeder von diesen Töpfen faßt über dreißig Quart in sich; dennoch bedarf es nur eines unglaublich kleinen Feuers, um diese großen Gefäße siedend zu machen, und man braucht von Zeit zu Zeit nur ein Palmblatt oder ein trocknes Reis hineinzustecken, um sie im Kochen zu erhalten. Ein so geringes Feuer ist sogar zum Sieden des Sirups und des Zuckers, welches auf eben diesen Löchern geschieht, hinreichend. So Etwas pflegen wir klugen Europäer nun zu hören oder zu lesen, und ihm unsern Beifall zu geben, allein — ohne es nachzuahmen; warum das? Etwa deßwegen, weil wir klugen Europäer so vieles und so vielerlei lesen, daß wir zum Anwenden des Gelesenen keine Zeit mehr haben?

Jetzt zu etwas Anderm, welches nicht nachgeahmt zu werden verdient. Beide Geschlechter sind der häßlichen und schädlichen Gewohnheit ergeben, ohne Unterlaß an einer gewissen Vermischung zu kauen, welche aus Betel, Areka, Muschelkalk, oft auch ein wenig Tabak besteht. Dieser garstige Gebrauch macht, daß ihr Mund höchst ekelhaft anzusehen, und ihr Athem stinkend ist. Der Betel und der Kalk beizen ihre Zähne so schwarz und mürbe, daß sie ausgebrannten Kohlen gleichen. Daß der Kalk die Knochen anfrißt, ist eine bekannte Sache; und da unser feiner Hutzucker eine be-

trächtliche Menge davon enthält, so begreift man leicht, daß auch dieser den Zähnen sehr schädlich sein müsse, wie die Erfahrung es auch bestätiget. Wünschen daher meine jungen Leser, ihre Zähne weiß und gesund zu erhalten, so müssen sie sich gefallen lassen, auf den häufigen Genuß des Zuckers Verzicht zu thun.

Eins oder das Andere thun die hiesigen Eingebornen — die einzige Zeit der Mahlzeiten ausgenommen — gewiß: entweder sie kauen die beschriebene Betelmasse, oder sie rauchen Tabak. Dies Letzte thun sie auf folgende Art. Sie rollen etwas Tabak auf, und stecken es in ein sechs Zoll langes Röhrchen, welches aus einem zusammengerollten Palmblatte besteht. Von diesem nehmen sie das eine Ende in den Mund und zünden das andere an. Da sich aber in diese Pfeifen nur sehr wenig Tabak einfüllen läßt, so verstärken sie, und zwar besonders die Weiber, die Wirkung desselben dadurch, daß sie den Rauch hinunterschlucken. Wohl bekomme den schönen Damen diese Dampferfrischung!

Die Insel soll, wie Herr Lange uns berichtete, in fünf Fürstenthümer oder Königreiche, wenn man will, eingetheilt sein, d. i. sie soll fünf Raja's oder Oberhäupter haben, welche als Bundesgenossen in Friede und Freundschaft mit einander leben. Gegen auswärtige Feinde, setzte er hinzu, habe dieses Volk sich immer tapfer gewehrt, und es könne nöthigen Falls über 7000 streitbare Männer stellen, die mit Flinten, Lanzen, Schilden und Streitärten bewaffnet wären. Mit ihren Lanzen sollen sie so geschickt und nachdrücklich zu werfen wissen, daß sie auf 60 Fuß weit einen Mann gerade ins Herz treffen und ihn durchbohren. Was wir selbst von ihrem Kriegswesen zu beobachten

Gelegenheit hatten, flößte uns eben keine große Meinung davon ein.

Der Unterschied des Ansehns, worin Einer vor dem Andern stand, schien sich bloß nach der Größe des Landeigenthums eines Jeden zu richten. Die gemeinen Leute treiben Handwerke, arbeiten als Tagelöhner, oder sind gar Sklaven. Diese Letzten gehören hier, wie die leibeigenen Bauern in verschiedenen Europäischen Ländern, zum Landgute, und Beide sind erbliches Eigenthum, doch unter Einschränkungen, welche menschlicher sind, als die angeblichen Rechte, welche in vielen Ländern christliche Herren sich über ihre unglücklichen Mitmenschen angemaßt haben. Der Besitzer des Guts darf z. B. seine Sklaven zwar verkaufen, er hat aber sonst ganz und gar keine Gewalt über ihre Person; es ist ihm sogar, ohne Vorwissen und Einwilligung des Raja's, nicht einmahl erlaubt, sie zu züchtigen. Einige haben 500 solcher Sklaven, Andere kaum sechs. Der gewöhnliche Preis, um welchen man sie kauft, ist — ein gemästetes Schwein. Hohe menschliche Natur, wie sehr wirst du oft von Denen verkannt, welche dich, der Gottheit Ebenbild, selber an sich tragen!

So oft ein Vornehmer ausgeht, läßt er sich allemahl von Zweien solcher Leibeigenen begleiten. Der Eine trägt ihm ein Schwert oder einen Hirschfänger, mit einem silbernen Handgriffe und großen Troddeln von Roßhaaren geziert, der Andere einen Beutel nach, der mit Betel, Areka, Kalk und Tabak angefüllt ist. Diese Begleitung macht ihren ganzen und ihren höchsten Staat aus; der Raja selbst hat für seinen Rang kein anderes Unterscheidungszeichen.

Wir fanden es merkwürdig, daß unter diesen halbwilden Leuten die Ahnengrille eben so sehr, wie bei

unsern Englischen Edelleuten aus der Landschaft Wallis und bei dem unwissenderen Theile des Deutschen Adels herrscht. Diese Inselbewohner thun sich nämlich gleichfalls erstaunlich viel darauf zu gute, wenn sie einen großen Stammbaum angesehener Vorfahren aufweisen können; gleichsam als wenn ihren eigenen Personen irgend ein Werth oder Verdienst daraus erwachsen könnte! Ich muß indeß zur Entschuldigung dieser Indier hinzufügen, daß diese Grille hier mehr auf eine allgemeine Vorliebe für Alles, was alt ist, als auf die Einbildung eines ihnen daraus erwachsenden Vorzuges sich zu gründen scheint. Wirklich scheint die Verehrung des Alterthums hier viel weiter, als in irgend einem andern Lande getrieben 'zu werden. Sogar ein Haus, welches mehre Menschenalter hindurch bewohnt gewesen ist, wird bloß deßwegen für ein Heiligthum gehalten; und unter Allem, was zu den Bedürfnissen oder zu den Ueppigkeiten des Lebens gehört, giebt es wenige Dinge, die so hoch geachtet, oder so theuer bezahlt würden, als ein Stein, worauf man so lange gesessen hat, bis er ganz eben oder glatt geworden ist. Diejenigen, welche dergleichen Steine besitzen oder kaufen können, stellen sie rings um ihre Wohnungen hin, um ihnen und ihrer Familie zum Sitzen zu dienen.

Bei Gelegenheit dieser Steine ist noch anzumerken, daß jeder Raja, zum Denkmahl seiner Regierung in der Hauptstadt seines Bezirks, einen großen Stein aufrichtet. An demjenigen Orte, bei welchem wir vor Anker lagen, gab es dreizehn solcher Steine, außer vielen Ueberbleibseln von andern, die vor Alter schon zerfallen waren. Viele von diesen Steinen sind so groß, daß es schwer zu begreifen ist, durch was für Mittel sie an ihren jetzigen Standort, der noch dazu auf dem Gip-

fel eines Berges ist, haben hingebracht werden können.

Diese Steine dienen aber nicht bloß zu Denkmählern der Regierungsfolge, sondern auch noch zu einem andern, und zwar äußerst seltsamen und unsinnigen Gebrauch, der, so viel ich weiß, diesem Lande ganz eigenthümlich ist. Wenn nämlich ein Raja stirbt, so wird ein allgemeiner Schmaus in seinem ganzen Lande ausgerufen, und alle seine Unterthanen versammeln sich um diese Steine her. Was man alsdann von lebendigen Geschöpfen nur immer habhaft werden kann, das wird ohne Gnade und Barmherzigkeit geschlachtet und aufgegessen. Ein solcher Schmaus dauert so viele Wochen oder Monate lang, als das zum Verzehren bestimmte sämmtliche Vieh des Landes vorhält. Die Gedächtnißsteine dienen dabei zu Tischen. Es ist begreiflich, daß auf eine solche Raserei allemahl eine Hungersnoth folgen muß, und fällt sie unglücklicher Weise in der dürren Jahrszeit vor, wo keine Pflanzen zu bekommen sind, so muß das ganze Land so lange von Sirop und Wasser leben, bis die wenigen Thiere, die dem allgemeinen Gemetzel etwa noch entkommen sind, sich wieder vermehren können, oder bis man dergleichen aus den angrenzenden Bezirken erhandeln kann. Aber auch diese Nachricht gründet sich bloß auf eine Aussage des Herrn Lange.

Von ihren Kunstarbeiten sahen wir weiter nichts, als den baumwollenen Zeug oder Kattun, den sie spinnen, weben und färben. Ihre Spinnmaschine ist eine Spindel, dergleichen man, statt des Spinnrades, auch in Schlesien, wie in verschiedenen andern Ländern, gebraucht. Ihre Webstühle sind anders und, unserer Meinung nach, besser als die unsrigen eingerichtet; aber ich getraue mir nicht, meinen jungen Lesern,

ohne Hülfe eines Modells oder einer Zeichnung eine anschauende Vorstellung davon zu machen.

Die Religion dieser Leute lernten wir gleichfalls nur aus Herrn Langens Erzählung, also aus einer nicht ganz zuverlässigen Quelle, kennen. Seinem Berichte zufolge besteht dieselbe in einer sehr ungereimten Art von Heidenthum. Jeder wählt sich seinen eigenen Gott, und dient demselben, wie er es selbst am schicklichsten und am bequemsten findet; daher es denn fast eben so viele Götter und Arten von Götzendienst, als Personen, auf der Insel giebt. Doch soll ihre Sittenlehre, sogar mit den Grundsätzen des Christenthums verglichen, untadelhaft sein. Niemand darf mehr als Eine Frau nehmen, und von einem unerlaubten Umgange beider Geschlechter hat man hier kein Beispiel. Diebereien fallen selten vor, und von Rachsucht ist man so weit entfernt, daß man bei vorfallendem Zwist sich nicht einmahl einen Wortwechsel erlaubt, aus Besorgniß, dadurch zur Feindschaft und zur Rache zu reizen. Die Uneinigen bringen ihre Sache vielmehr alsobald vor den Raja, und was dieser entscheidet, dabei lassen sie es bewenden. Dies Alles klingt denn doch so gar heidenmäßig nicht; und wenn Herr Lange auch dies unter ihrem ungereimten Heidenthume mit begriff, so muß man in der That gestehn, daß dasselbe, wenigstens von dieser Seite betrachtet, christlicher als das Christenthum mancher Christen scheint.

Diese Leute schienen durchgängig einer festen Gesundheit zu genießen; auch bemerkten wir, daß Einige unter ihnen von Pocken gezeichnet waren. Unser Gewährsmann, Herr Lange, berichtete uns hierüber, daß, so oft diese Krankheit sich hier zu äußern anfange, man eben so strenge Maßregeln dagegen zu nehmen pflege,

als man bei uns zu Lande gegen die Pest anwende. Sobald nämlich Jemand von den Blattern befallen werde, bringe man ihn unverzüglich an einen einsamen, von allen Wohnungen weit entlegenen Ort, überlasse daselbst die Krankheit der Natur, und reiche bloß dem Kranken die ihm nothwendigen Erfrischungen vermittelst einer langen Stange. Wie mag es doch kommen, daß wir in Europa, wo diese Pestseuche jährlich so viele tausend Menschen abschlachtet oder verunstaltet, noch immer nicht daran gedacht haben, sie durch ähnliche Vorkehrungen einzuschränken? daß wir, sobald eine Viehseuche ausbricht, ihre Ausbreitung durch die sorgfältigste Aufsicht und durch die zweckmäßigsten Anstalten zu verhindern suchen, indeß wir die mörderischen Pocken von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf und aus einem Lande ins andere ungehindert fortschleichen, und so viele Verwüstungen anrichten lassen, als sie wollen *)? Sollte ein Indier von Savu, wenn er von dieser unserer unbegreiflichen Sorglosigkeit ein Augenzeuge wäre, nicht auf die Vermuthung gerathen müssen, daß eine alte Kuh hier zu Lande einen größern Werth habe, als der Mensch? und daß uns an der Erhaltung eines Kindes nicht so viel, als an der Erhaltung eines Kalbes gelegen sei?

Von dem häuslichen Leben dieser Indier, und von der innern Einrichtung ihres Hauswesens konnten wir freilich nicht viel beobachten; aber ein dahin gehöriger Umstand, der uns sehr sonderbar dünkte, verdient hier doch aufgezeichnet zu werden. Wir sahen nämlich nirgend auch nur die geringste Spur von einer körperli-

*) Daß diese traurigen Zeiten jetzt Gottlob vorüber sind, ist den jungen Lesern hinlänglich bekannt.

chen Ausleerung; ja wir konnten weder ausfindig machen, noch muthmaßlich errathen, wohin der Unrath gebracht werden möchte, ungeachtet Viele von uns drei Tage nach einander, vom frühen Morgen bis in die späte Nacht, am Lande waren. Es ist schwer zu begreifen, wie in einem so volkreichen Lande eine so seltsame Verheimlichung möglich zu machen sei; und ich glaube, daß es in der ganzen Welt kein Land giebt, wo man in Ansehung dieser Art von Naturbedürfnissen schamhafter wäre und so heimlich dabei zu Werke ginge, als hier. Ein merkwürdiger Zug in dem Sittengemählde eines übrigens noch so rohen Volks! Wie weit stehn die niedrigen Volksklassen in Europa ihnen darin nach!

Die Portugiesen waren die Ersten, welche diese Insel entdeckten und sich darauf niederließen. Die Holländer vertrieben sie davon, doch ohne selbst eine eigentliche Niederlassung darauf anzulegen; sie begnügten sich bloß, eine Verbindung mit den Raja's einzugehen, vermöge welcher sie sich verbindlich machten, einen Jeden derselben jährlich mit einem bestimmten Vorrathe von Seide, feiner Leinwand, Messerschmiedswaaren, Arrak und andern Sachen zu versehen. Dagegen mußten die Raja's sich für ihre Personen und für ihre Unterthanen verpflichten, mit Niemand anders, als mit der Holländischen Gesellschaft, Handel zu treiben, und jährlich einen gewissen Vorrath von Reiß, Indischem Korn und andern Erzeugnissen zu liefern.

Diesem Vergleich zufolge müssen drei im Dienst der Holländer stehende Personen sich auf dieser Insel aufhalten, um dahin zu sehen, daß die versprochenen jährlichen Lieferungen zu Schiffe, und nach Konkordia, dem Hauptorte der Holländer auf der Insel

Timor, gebracht werden. Diese drei Aufseher waren zur Zeit unsers Hierseins, außer Langen, ein schon oben genannter Portugiese und ein gewisser Friederich Kraig, welcher Letzte einen Holländer zum Vater und eine Indierinn zur Mutter gehabt hatte. Lange muß, seinem Amte nach, die Raja's, Einen nach dem Andern, alle zwei Monate einmahl besuchen. Wenn er in dieser Absicht auf der Insel umherreiset, hat er ein Gefolge von funfzig Sklaven zu Pferde. Findet er, daß die Oberhäupter im Landbau saumselig gewesen sind, so ermahnt er sie zur Arbeit und siehet nach, wo die Früchte etwa schon eingesammelt sind, um Schaluppen dahin zu schicken und sie fortführen zu lassen. Auf dergleichen Reisen führt er allezeit einige Flaschen Arrak bei sich; denn er hat gefunden, daß ihm dieses Getränk ungemein gute Dienste bei den Raja's leistet.

Friedrich Kraig ist eigentlich zum Schulmeister der hiesigen Jugend bestellt, die er im Lesen und Schreiben, auch im Christenthum unterrichten muß. Die Holländer haben zu dieser Absicht das neue Testament, die Fragelehre oder den Katechismus und einige Erbauungsbücher in die Landessprache übersetzen und drucken lassen. D. Solander sah nicht bloß diese Bücher, sondern auch die Handschriften der Kinder, darunter mehre sehr sauber und schön geschrieben waren. Kraig rühmte sich, daß er schon mehr als 600 Christen gemacht habe; worin aber das Holländische Christenthum dieser Indier eigentlich bestehen mag, ist leicht zu errathen, da es auf der ganzen Insel weder Kirche noch Prediger giebt.

So viel von der Insel Savu.

31.

Fahrt von der Insel Savu nach Batavia.

Erquickt und neugestärkt durch Landluft und frische Lebensmittel, traten wir unsere Abfahrt von Savu an, und verfolgten unsern Lauf gen Westen. Vom 21sten des Herbstmondes, dem Tage unserer Abreise, bis zum 30sten ereignete sich, indem wir ununterbrochen fortsegelten, gar nichts Merkwürdiges. In der Nacht vom 30sten zum 31sten hatten wir ein Gewitter mit heftigem Donner und fürchterlichen Blitzen; und da ereignete sich ein Umstand, der die von jedem nachdenkenden Menschen schon längst gemachte Erfahrung bestätigte, daß Das, was wir Unglück zu nennen pflegen, oft eine wahre Wohlthat Gottes ist, um wirkliches oder größeres Unglück von uns abzuwehren. Als nämlich um Mitternacht ein schrecklicher Blitzstrahl den Himmel und das Meer erhellte, entdeckten wir, bei dem schauderhaften Lichte desselben, Land! Ohne diesen wohlthätigen Blitz wären wir, in der Dunkelheit der Nacht darauf lossegelnd, vielleicht gescheitert; nun aber war ich gewarnt, lenkte daher den Lauf des Schiffs von der Gefahr ab, und entkam ihr glücklich. Gegen Anbruch des Tages steuerte ich wieder nach der Gegend des bemerkten Landes hin, und nachdem es völlig hell geworden war, erkannten wir dasselbe für die Insel Java, auf welcher bekanntlich der Hauptort der Holländer in Ostindien — Batavia liegt.

Wir näherten uns der Küste, so sehr wir konnten, und da unser armer Tupia sehr krank geworden war, so schickte ich ein Boot ans Land, um, wo möglich einige Erfrischungen für ihn, zugleich auch etwas Gras

für unsere noch lebenden Büffelochsen zu holen. Nach einigen Stunden kehrte dasselbe zurück, und brachte vier Kokosnüsse, ein Bündel Platanen und etwas Gras zurück. Für die Früchte hatte man einen Englischen Schilling (8 Ggr.) bezahlen müssen; mit dem Grase hingegen waren die Eingebornen so freigebig gewesen, daß sie nicht nur nichts dafür nehmen wollten, sondern es unsern Leuten noch obenein unentgeltlich abschneiden halfen. Das Land war in dieser Gegend dermaßen bewachsen, daß es wie ein einziger großer Wald anzusehen war; und der Anblick desselben kam uns sehr anmuthig vor.

Um elf Uhr sahen wir zwei Holländische Schiffe unfern der Küste vor Anker liegen, und ich schickte alsobald Hrn. Hicks dahin ab, um sich nach Neuigkeiten aus unserm Vaterlande zu erkundigen, von dem wir nun schon so lange nichts vernommen hatten. Er kehrte mit der Nachricht zurück, daß die beiden Schiffe Holländische Ostindienfahrer wären, die von Batavia kämen. Er hatte auch ein Paketboot daselbst vorgefunden, welches, dem Vorgeben nach, dazu bestimmt war, die Briefe der allhier einlaufenden Schiffe nach Batavia zu bringen. Wir vermutheten aber, daß es vielmehr dort zur Wache ausgestellt sei, um ankommende Schiffe zu beobachten und auszufragen. Es lichtete nämlich, so wie wir weiter segelten, die Anker, um uns zu folgen. Als aber der Wind eine andere Richtung nahm, entfernte es sich von uns; wir hingegen legten uns zwei Seemeilen weit vom Lande vor Anker.

Gegen Abend bekamen wir einen Besuch von einem Malaiischen Boote, in welchem sich der Schiffer des besagten Paketboots befand. Er brachte zuvörderst allerlei frische Lebensmittel, als Enten, große und kleine

Papageien, Reißvögel, auch Affen und andere Waaren zum Verkauf mit; er hielt aber Alles sehr theuer. Ich kaufte ihm indeß eine Schildkröte, die ungefähr 36 Pf. wog, für einen Spanischen Thaler ab. Für den nämlichen Preis erhielt ich auch zehn Stück größeres Federvieh, nachher funfzehn Stück. Zwei Affen und einen ganzen Käfig voll Reißvögel hätten wir zu eben dem Preise erhalten können, wenn wir gewollt hätten. Nach geendigtem Handel zog er zwei Bücher hervor, und indem er uns eins davon überreichte, so bat er, daß doch Einer von uns hineinschreiben möge: wie das Schiff heiße, von wem es befehligt werde, wo es herkomme, wo es hingedenke, und was wir sonst etwa noch an besondern Nachrichten nach eigenem Gefallen hinzuzufügen belieben wollten. Es geschehe dies, fügte er hinzu, lediglich deßhalb, um unsern Bekannten oder Freunden, die später hier eintreffen und nach uns fragen möchten, Nachricht ertheilen zu können. Herr Hicks begnügte sich bloß, den Namen des Schiffs mit dem Zusatze »aus Europa« hineinzuschreiben. Der Schiffer las das Geschriebene, und versicherte, daß es ihm völlig einerlei sei, wie viel oder wie wenig wir von uns wollten wissen lassen. Er selbst schrieb den Namen des Schiffs und den meinigen in das andere Buch ein, um, wie er sagte, dem Statthalter und dem Holländischen Ostindischen Staatsrath Bericht zu erstatten.

Nachdem wir am folgenden Tage, nach einer kurzen Fahrt längs der Küste hin, des schwachen Windes wegen abermahls hatten vor Anker gehen müssen, näherte sich uns wieder ein Boot. Ein darin befindlicher Holländischer Offizier schickte mir einen in Englischer Sprache gedruckten Zettel mit vielen Fragen herauf, welche unser Schiff, dessen bisherigen Lauf und seine Bestim-

mung betrafen. Ich fand für gut, nur zwei davon zu beantworten, nämlich die: welchem Volke das Schiff gehöre, und wohin es gedenke. Als der Offizier dieses sah, sagte er: dies seien die Hauptpunkte, welche man zu wissen verlange, an den übrigen liege nicht viel; und so ruderte er wieder von dannen.

Der junge Leser wird wol von selbst so billig sein, mein Betragen bei dieser Gelegenheit einem vernünftigern Grunde, als einem bloßen kindischen Eigensinn zuzuschreiben. Ich hatte mir von glaubwürdigen Personen sagen lassen, daß die Holländer es sich erst seit einigen Jahren herausgenommen hätten, fremde, hier anlangende Schiffe auszufragen; und ich glaubte daher meinem Volke und der Ehre seiner Flagge nichts vergeben zu dürfen.

Wir mußten noch oft vor Anker gehen, ehe wir Batavia erreichen konnten. Bei einer von den vielen kleinen Inseln, welche hier herum liegen, kamen zwei Malaien — so werden die Eingebornen dieser Weltgegend genannt — in einem kleinen Indischen Fahrzeuge aus Schiff, und brachten drei Schildkröten, einen Vorrath getrockneter Fische und Kürbisse zum Verkauf. Die Schildkröten wogen zusammen 146 Pfd., und wir kauften sie für einen Spanischen Thaler, womit wir sehr zufrieden waren; die Malaien nicht minder. Aber nun foderten sie für die Kürbisse gleichfalls einen Thaler, und als wir dagegen zu erkennen gaben, daß das zu viel sei, so antwortete der Eine von ihnen, das sei wahr, wir möchten also nur einen Thaler zerschneiden, und ihm ein Stück davon geben. Wir zeigten ihm hierauf eine kleine Portugiessische Münze, wofür er uns denn seinen ganzen Vorrath von Kürbissen, sechs und zwanzig an der Zahl, überließ. Vergnügt ruderten

sie fort, und baten nur noch, daß wir zu Batavia doch ja nicht sagen möchten, daß sie zu uns gekommen wären. Vermuthlich ist den armen Leuten alles Handeln mit fremden Schiffen bei Strafe untersagt worden.

Erst am neunten Tage nach unserer Ankunft bei der Insel Java, gelang es uns, die Rhede von Batavia zu erreichen, und daselbst vor Anker zu gehen.

Wir fanden hier drei Englische Schiffe und eine Menge Holländischer vor. Eins der letzten, welches einen Befehlshaberwimpel führte, fertigte alsobald ein Boot an uns ab, um uns zu befragen: wer wir wären, und woher wir kämen? Worauf ich so viel antwortete, als ich für gut fand. Der anfragende Offizier sowol, als seine Leute, sahen so blaß wie Leichen aus; eine traurige Vorbedeutung von den Leiden, die auch wir in diesem ungesunden Lande würden auszustehen haben! Unsere Leute indeß, die, bis auf den Tupia, alle frisch und gesund waren, nahmen dies wenig zu Herzen, weil sie, nach so oftmahligen Veränderungen des Himmelstrichs, gegen jede Einwirkung einer ungesunden Gegend völlig abgehärtet zu sein glaubten. Ich schickte einen Offizier ans Land, um den Statthalter begrüßen zu lassen.

Unser Schiff wurde jetzt, bei einer genauen Untersuchung, so leck und baufällig befunden, daß es mehr als verwegen gewesen sein würde, von hieraus weiter nach Europa zu segeln, ohne vorher erst eine Ausbesserung damit vornehmen zu lassen. Dazu bedurfte es nun aber, wie man mir sagte, einer Erlaubniß vom hiesigen Staatsrath; ich mußte mich also bequemen, darum anzusuchen.

Wir gingen hierauf ans Land, und besuchten zu-

nächst einen gewissen Herrn Leith, welcher der einzige angesehene Engländer ist, der hier wohnt. Von diesem hörten wir, daß es eine Art von Gasthof hier gebe, der auf Befehl und Veranstaltung der Regierung gehalten werde; in diesem müßten alle fremde Kaufleute und Reisende wohnen, und der Gastwirth sorge für die nöthige Verwahrung ihrer Güter, wofür man denn ein halbes Prozent an Lagergeld bezahlen müsse. Man ließ also daselbst Quartier für uns bestellen; ich aber verfügte mich erst nach dem Palast des Statthalters, um ihm meine Höflichkeit zu bezeigen. Ich wurde sehr gütig von ihm empfangen; er sagte mir, ich solle Alles erhalten, was ich nur bedürfe, und meine Bittschrift solle gleich am folgenden Tage dem Staatsrathe vorgelegt werden, vor welchem ich mich deßhalb einfinden möge. Es geschah, und ich erhielt, was ich verlangte.

Mittlerweile hatten unsere Reisenden sich mit dem Gastwirthe, ihrer Wohnung und Kost wegen, dahin verglichen, daß Jeder von ihnen täglich vier Holländische Gulden, d. i. etwas mehr als zwei Thaler, erlegen sollte. Für jeden Fremden, den sie etwa bewirthen würden, sollte eben so viel erlegt werden. Thee, Kaffee, Punsch, Tabak und Pfeifen waren in diesem Handel mit einbegriffen, sie und ihre Gäste möchten nun auch so viel davon gebrauchen, als sie wollten. Für jeden Bedienten sollte täglich eine halbe Rupie, d. i. ungefähr zehn gute Groschen, bezahlt werden.

Unsern Reisenden kamen diese Bedingungen ganz milde vor; sie erfuhren aber in der Folge, daß sie in der That zweimahl so viel bezahlten, als Kost und Wohnung hier sonst gerechnet werden. Ihre Tafel wurde nun, dem Ansehen nach, ganz herrlich, im Grunde

aber doch sehr schlecht bedient. Es wurden nämlich des Mittags funfzehn, des Abends dreizehn Schüsseln aufgetragen, allein zu neun bis zehn dieser Gerichte hatte man die wohlfeilste Art Federvieh genommen, und es nur auf verschiedene Art zubereitet. Auch fand es sich, daß eine und ebendieselbe Schüssel, nur etwas anders zugerichtet, wol drei bis viermahl nach einander auf den Tisch kam, und jedesmahl für eine neue galt. Man erfuhr indeß bald, daß der Gastwirth es in Ansehung der Kost nur erst so zu versuchen pflege, ob die Fremden gutherzig oder achtlos genug wären, sich eine so schlechte Bewirthung gefallen zu lassen; im bejahenden Fall fahre er damit fort, wenn man sich aber beschwere, so werde von Stufe zu Stufe besser zugerichtet, bis die Gäste endlich selbst erklärten, daß sie zufrieden wären. Man benützte diese Nachricht, beschwerte sich, und die Mahlzeiten wurden besser.

Eine nicht geringe Unannehmlichkeit, welcher ein Fremder sich an diesem Orte ausgesetzt sieht, ist die, daß man unaufhörlich von Leuten überlaufen wird. Denn jeder vorübergehende Holländer kommt ohne Umstände, wie etwa in unsern Gasthöfen die Schacherjuden, herein und fragt: was man zu verkaufen habe? weil es selten ist, daß Privatpersonen hierher kommen, die nichts zu verhandeln haben.

Jedermann miethet sich hier ein Fuhrwerk, weil es beinahe für schimpflich gehalten wird, sich seiner Füße zu bedienen.

Sobald Herr Banks am Lande eingerichtet war, ließ er unsern Tupia zu sich holen, der seiner fortdauernden Krankheit wegen, die in einem Gallenfieber bestand, bisher noch am Bord geblieben war, und sich schlechterdings geweigert hatte, irgend ein Arzeneimit-

tel zu nehmen. Er kam nunmehr mit seinem Indischen Begleiter, dem jungen Tayeto, ans Land, und ob er gleich noch sehr schwach und niedergeschlagen war, so schien er doch beim Eintritt in die Stadt, wo sich ihm so viel nie Gesehenes und so viel Wunderbares darbot, auf einmahl ganz von neuen aufzuleben. Die Häuser, die Fuhrwerke, die Straßen, die Leute und so viel andere Gegenstände, die ihm durchaus neu waren und nun auf einmahl seiner Aufmerksamkeit zuströmten, wirkten wie Zauberei auf ihn. Tayeto äußerte seine Verwunderung und sein Entzücken mit noch weniger Zurückhaltung; er tanzte sogar, wie außer sich, längs der Straßen hin, und betrachtete jeden Gegenstand mit freudiger und feuriger Wißbegierde. Was dem Tupia zuerst und am meisten auffiel, war die Verschiedenheit in den Kleidungen, welche er an den Vorbeigehenden bemerkte; und als man ihm sagte, daß an diesem Orte, wo Leute von so vielen verschiedenen Völkern zusammenkämen, ein Jeder sich nach seiner Landesart zu tragen pflege, so verlangte er alsbald, diese Mode mitzumachen, und in Otaheitischer Tracht zu erscheinen. Man willfahrte ihm sogleich, schickte nach dem Schiffe, um Südsee-Tuch holen zu lassen, und unser Freund stand in seinem vaterländischen Anzuge da.

Um das Schiff kielholen zu lassen, mußten wir es von der Rhede, wo es vor Anker lag, nach der kleinen Insel Onrust bringen, wo die Holländer ihre Schiffswerfte, nebst dem dazu gehörigen Baubedarf haben.

Wir fingen aber nunmehr schon an, die schädlichen Wirkungen der hiesigen Luft zu empfinden, ungeachtet seit unserer Ankunft nur erst acht Tage verflossen waren. Tupia befiel von neuen, und wurde mit jedem

Tage schlechter; Tayeto bekam eine Lungenentzündung; Herrn Banks beide Bedienten erkrankten gleichfalls, und bei ihm selbst und Herrn Doktor Solander stellten sich Fieber ein. In wenigen Tagen war fast Jedermann von unserer Gesellschaft, er mochte in der Stadt oder auf dem Schiffe sein, krank oder doch wenigstens kränklich; und dies rührte ohne Zweifel von der niedrigen, sumpfigen Lage des Orts, und von den unzähligen unreinen Gräben her, wovon die Stadt und die Gegend überall durchschnitten wird. Ich ließ zur Beherbergung des Schiffsvolks ein Gezelt aufschlagen; nur wenige davon waren noch im Stande, ihre Arbeit zu verrichten. Der arme Tupia, mit dem es immer schlimmer und schlimmer ward, wünschte aus der Stadt nach dem Schiffe gebracht zu werden, weil er dort eine frischere Luft einathmen würde. Herr Banks brachte ihn daher auf die Insel, bei der das Schiff jetzt lag, und ließ allda ein Zelt für ihn errichten. Hier wehete nun sowol die Landluft als auch der Seewind gerade über ihn hin, und er war nunmehr mit seiner Lage wohl zufrieden. Herr Banks, der voll edler Menschenliebe die zärtlichste Sorgfalt für diesen armen Leidenden trug, ungeachtet er selbst krank war, wich zwei Tage lang nicht von seiner Seite. Erst am dritten Tage, da sein bisheriges Wechselfieber sich in ein dreitägiges verwandelt hatte, und die Anfälle so heftig wurden, daß er während derselben seiner Sinne nicht mehr mächtig war, kehrte er wieder nach der Stadt zurück. Um eben diese Zeit nahm auch Doktor Solanders Krankheit überhand, und Herr Monkhouse, unser Schiffsarzt, wurde gleichfalls bettlägerig.

Letzter, ein einsichtsvoller und geschickter Mann, wurde das erste Opfer dieser menschenfressenden Gegend;

ein Opfer, welches wir bei unsern dermahligen Umständen doppelt schmerzhaft fühlten. Unsere Leiden waren jetzt in der That sehr hoch gestiegen, und unsere Aussicht in die Zukunft war schwarz und hoffnungslos. Die Gefahr, welche uns drohete, war unglücklicher Weise nicht von der Art, daß wir sie durch eigenes Bestreben hätten überwinden können. Muth, Geschicklichkeit und Fleiß waren hier alle gleich fruchtlos. Der Tod rückte uns mit jedem Tage sichtbar näher, und wir waren in einer Lage, wo wir weder fliehen, noch ihm widerstehen konnten. Wir mietheten Malaiische Bedienten zu Krankenwärtern; aber diesen fehlte es entweder an Menschenliebe oder an Geschicklichkeit, ihre Pflicht zu thun; denn es war uns nicht einmahl möglich, sie dahin zu bringen, in der Nachbarschaft der ihnen anvertrauten Kranken zu bleiben; diese mußten oft aus dem Bette aufstehn und sie suchen, wenn sie etwas haben wollten. Der Zweite, den uns der Tod raubte, war der arme Indische Jüngling Tayeto; und Tupia wurde durch die Nachricht von dessen Absterben so erschüttert, daß man zweifelte, ob er den folgenden Tag erleben würde.

Mittlerweile hatte man das Schiff auf die Seite gelegt und den Boden desselben untersucht. Da zeigte es sich denn, daß unsere glückliche Ankunft bei der Insel beinahe einem Wunder zuzuschreiben war. Ein ansehnliches Stück des Kiels war fort; ein großer Theil der sogenannten Haut, d. i. der äußern Bekleidung des Schiffes, war gleichfalls nicht mehr da. Die innern Planken waren an einer sechs Fuß langen Stelle dermaßen abgerieben und weggescheuert, daß sie kaum noch die Dicke eines Strohhalms hatten; und hier hatten sich nun vollends auch die Würmer eingefunden und die Rippen des Schiffs zernagt. Dennoch war das

Schiff in diesem erbärmlichen Zustande viele hundert Meilen weit über ein Meer gesegelt, wo die Schifffahrt so gefährlich ist, als sie auf irgend einem andern Theile des Weltmeers nur immer sein mag. Zum Glück hatte Keiner von uns gewußt, oder nur geahnet, daß zwischen uns und dem Abgrunde nur eine morsche Scheidewand, kaum so dick als eine Schuhsohle, sei; wem würde sonst nicht der Muth entgangen sein! Aber es schien jetzt, als seien wir den Wellen nur deßwegen entkommen, um hier am Lande durch Seuchen aufgerieben zu werden. Die Herren Banks und Solander waren so krank, daß ihr Arzt versicherte, das einzige Mittel zur Genesung, von dem er noch etwas hoffe, sei, sie aufs Land in eine frischere Luft zu bringen. Es wurde also ein kleines Landhaus für sie gemiethet, und sie ließen sich dahin bringen. Um der elenden Bedienung der Malaiischen Sklaven überhoben zu sein, kaufte Jeder von ihnen eine Sklavinn, von welchen sie ungleich besser verpflegt wurden.

Unsern guten Tupia raffte unterdeß, zu unser Aller Betrübniß, der Tod dahin. Der arme Mann hatte kaum vernommen, daß sein junger Gefährte und Diener Tayeto, den er mit der ganzen Zärtlichkeit eines Vaters liebte, nicht mehr lebe, als er zusehends und auf einmahl zu der letzten Stufe der Krankheit hinabsank, und bald darauf verschied.

Das Schiff wurde unterdeß sorgfältig ausgeflickt, und man vollendete die Arbeit zu meiner äußersten Zufriedenheit. Ich muß bei dieser Gelegenheit den Beamten und überhaupt allen Arbeitsleuten auf diesen Werften das öffentliche Zeugniß geben, daß es, meines Erachtens, keinen Ort in der Welt giebt, wo man zur

Ausbesserung eines Schiffs fleißiger und besser bedient wird, als hier.

Die Herren Banks und Doktor Solander fingen glücklicher Weise nach und nach wieder an zu genesen. Die Lage ihres Landhauses, welches überall der frischen Luft ausgesetzt war, und welchem ein kleiner Bach vorbeirieselte, trug vermuthlich mehr, als die Arzeneimittel, dazu bei. Unterdeß war die Reihe, krank zu werden, auch an mich gekommen; und von der ganzen übrigen Mannschaft waren nicht mehr als zehn Mann noch im Stande, ihren Dienst zu verrichten. Dennoch fuhren wir fort, das Schiff für die See auszurüsten, um diese ungesunde Gegend, sobald es nur immer thulich wäre, zu verlassen.

Aber die Unannehmlichkeiten unsers hiesigen Aufenthaltes sollten erst noch zu einem höhern Grade steigen; dies geschah, indem nunmehr die regnerische Jahrszeit eintrat. Die Frösche, welche hier zehnmal lauter als die Europäischen quaken, verkündigten dieselbe aus allen Gräben durch ein unausstehliches Geschrei; und die Mücken und Moskito's *), die uns schon vorher beschwerlich genug gefallen waren, vermehrten sich jetzt auf eine unbeschreibliche Weise. Sie schwärmten über jeder Wasserpfütze, wie Bienen aus ihren Körben schwärmen; allein so sehr sie uns auch zur Nachtzeit quälten, so müssen wir ihnen doch die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu gestehen, daß sie uns den Tag über ziemlich in Ruhe ließen.

Am 24sten des Wintermonds, also ungefähr zehn Wochen nach unserer Ankunft bei Batavia, waren wir mit der Ausrüstung fertig, und bereit, wieder unter

*) Eine Art scharfstechender Fliegen.

Segel zu gehn. Die Zahl unserer Kranken belief sich noch auf vierzig; die Uebrigen standen zwar nicht mehr auf der Krankenliste, aber sie waren doch Alle, bis auf Einen nach, noch sehr schwächlich. Dieser Eine, der während der ganzen Zeit unsers Hierseins allein gesund blieb, war unser Segelmacher, ein Knabe zwischen 70 und 80 Jahren, gerade Derjenige, der, nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur, am ersten hätte erliegen müssen, weil er keinen Tag hingehen ließ, ohne sich durch Berauschung zum Vieh zu machen. Sieben Personen hatten wir hier begraben müssen, die, den einzigen Tupia ausgenommen, alle frisch und gesund angekommen waren.

32.

Beschreibung der Stadt Batavia, der umliegenden Gegend und ihrer Naturgüter.

Meine jungen Leser kennen die Stadt Batavia ohne Zweifel schon aus der Erdbeschreibung, und wissen also auch, daß sie nicht nur der Hauptort auf der Insel Java, sondern auch die Hauptstadt der Holländischen Besitzungen in Ostindien und unter allen Pflanzörtern der Europäer in Asien der vorzüglichste ist. Es wird indeß, hoffe ich, ihnen nicht unangenehm sein, noch etwas mehr davon zu hören.

Sie liegt an der Nordseite der Insel Java, in einer niedrigen und sumpfigen Gegend. Verschiedene Flüsse fallen daselbst ins Meer. Sowol durch diesen als jenen Umstand sind die Holländer vorzüglich bewogen worden, diesen Ort zu ihrem vornehmsten Handelsplatze zu machen, weil sie dadurch Gelegenheit erhielten, eine Menge von Kunstflüssen anzulegen, die dem Handel zur größten Bequemlichkeit dienen, und

die Gegend eben dadurch zu einem zweiten Holland zu machen. Es giebt in dieser Stadt wenige Straßen, durch welche man nicht einen ziemlich breiten Wassergraben geführt hätte; und außer diesen wird sie noch von fünf oder sechs Flüssen durchschnitten. Die Straßen sind durchgängig breit, und die Häuser groß; aus beiden Ursachen hat dieser Ort, nach Verhältniß der Zahl von Gebäuden, einen größern Umfang, als irgend eine Stadt in Europa.

Die Wassergräben, welche die Stadt durchschneiden, sind auf beiden Seiten durchgängig mit Bäumen bepflanzt. Dies giebt dem Innern der Stadt zwar ein munteres Ansehen, aber es trägt auch, auf der andern Seite, dazu bei, diesen Ort noch ungesunder zu machen, als er schon aus andern Ursachen ist. Die Gräben, welche größtentheils ein stillstehendes, sehr verunreinigtes und faules Wasser enthalten, dünsten in der heißen Jahreszeit einen unausstehlichen Gestank aus, und die vielen Bäume hindern den freien Zufluß der Luft, wodurch jene schädlichen Ausdünstungen noch einigermaßen zerstreut werden könnten. In der nassen Jahrszeit entsteht ein Uebel anderer Art. Dann schwillt das Wasser in diesen unreinen Gräben dermaßen an, daß es aus seinen Ufern tritt und in den niedrigen Gegenden der Stadt die untern Stockwerke überschwemmt. Ist es wieder abgelaufen, so findet man da, wo es stand, eine unglaubliche Menge von Schlamm und Koth.

Das letzte Wort ist hier in seinem schmutzigsten Sinne genommen. Es herrscht hier nämlich der üble Gebrauch, allen Menschenkoth dieser großen und volkreichen Stadt, in der man nicht einen einzigen Abtritt hat, Tag für Tag in die Gräben zu werfen. Nun ist es zwar an dem, daß die Gräben bisweilen gereiniget

werden; aber die Art, wie dies geschieht, macht das Uebel nur noch ärger. Man wirft nämlich den ausgebrachten stinkenden Schlamm an die Ufer derselben, d. i. in die Straßen, hin, und läßt ihn da so lange, bis er hart genug ist, um in Böte geladen und darin fortgebracht werden zu können. Man denke nun, wie durch das Austrocknen einer so unreinen Masse die Luft vergiftet werden muß!

Aber nicht bloß die stehenden Wasser in den Gräben, sondern auch die fließenden in den Flüssen werden durch die Nachlässigkeit und Unfläthere i der hiesigen Einwohner für die Gesundheit sehr schädlich gemacht. Man wirft nämlich die Aeser der Thiere dahinein, und läßt es sich gar nicht kümmern, daß hier ein todtes Pferd, dort ein Hund u. s. w. auf den Sand getrieben werden, und bis zum gänzlichen Verfaulen daselbst liegen bleiben. Zur Zeit unsers Hierseins lag ein todter Büffelochs auf einer solchen seichten Stelle in einem Flusse, der durch eine der Hauptstraßen fließt; aber da war Keiner, welcher ihn fortschaffte.

Diese unverzeihliche Nachlässigkeit befremdet hier um so mehr, da die Liebe zur häuslichen Reinlichkeit ein bekannter Hauptzug in der Sinnesart der Holländer ist, der, was das Innere des Hauswesens betrifft, sich hier eben so deutlich zeigt als in Holland. Wie soll man es erklären, daß die zarte Empfindlichkeit dieser Leute in ihren Wohnhäusern durch das geringste Stäubchen beleidiget wird, und daß gleichwol ebendieselben Menschen eine durch ihre Nachlässigkeit stinkend und giftig gewordene Luft ohne Widerwillen einathmen? Ein Beweis, wie folgewidrig die Menschen oft in ihren Urtheilen, Neigungen und Gewohnheiten sind!

Um den jungen Leser noch mehr in den Stand zu

setzen, die ungesunde Beschaffenheit des Orts zu beurtheilen, füge ich noch folgende Nachricht hinzu. Von hundert Soldaten, die aus Europa hieher geschleppt werden, sollen, wie man uns versicherte, am Ende des ersten Jahrs kaum noch funfzig am Leben sein. Von diesen Funfzigen liegt dann gewöhnlich die Hälfte im Siechenhause, und unter den Uebrigen sollen kaum zehn sich völlig gesund befinden. Dieser Bericht kann etwas übertrieben sein; allein die blassen und dürren Todtengerippe, die wir mit einer Flinte herumkriechen sahn, bestätigten gleichwol die Aussage nur zu sehr. Und nach dieser Mördergrube wird so mancher Europäer geschleppt, der aus jugendlicher Unerfahrenheit oder durch ein ausschweifendes Leben jenen teufelischen Menschen in die Hände fiel, die unter dem Namen der Seelenverkäufer ein verruchtes Gewerbe mit gestohlenen Menschen treiben! Ich beziehe mich hiebei auf die im dritten Theile dieser Reisen befindliche Warnung, von der zu wünschen wäre, daß sie jedem leichtsinnigen jungen Menschen zu Ohren kommen möchte!

Da Krankheiten und Tod an diesem ungesunden Orte zu den häufigsten und gewöhnlichen Vorfällen gehören, die man überall sieht und wovon man überall hört, so redet man hier vom Sterben, als von einer gleichgültigen Sache. Sagt Einer dem Andern, dieser oder jener von seinen Bekannten sei gestorben, so ist die gewöhnliche Antwort: Gut, er war mir nichts schuldig; oder: Da muß ich mein Geld von seinen Erben fodern! Uebrigens liegt Jeder mit Krankheit und Tod ohne Unterlaß gleichsam zu Felde, und sucht sie von sich abzuhalten, so gut er kann. Man gebraucht daher unabläßig Verwahrungsmittel, nimmt Tag für Tag Arzenei, fast eben so richtig und ordent-

lich, als man seine Mahlzeiten einnimmt, und sieht der Rückkehr gewisser Krankheiten eben so gewiß entgegen, als wir die Rückkehr der Jahreszeiten erwarten. In ganz Batavia ist uns nicht ein einziger Mensch vorgekommen, der recht frisch und gesund ausgesehen hätte!

Die Häuser sind für die Himmelsgegend recht gut und zweckmäßig eingerichtet. Das untere Geschoß besteht gemeiniglich aus einem einzigen großen Saale, dessen gegenüberstehende Thüren gewöhnlich offen sind, damit die Luft ungehindert durchströmen kann. An dem einen Ende dieses großen Raums ist, vermittelst einer Scheidewand, ein Zimmer für den Hausherrn abgesondert, worin dieser seine Geschäfte verrichtet. Ein anderer Verschlag macht den Saal aus, in welchem die Familie zu speisen pflegt. Zu andern Zeiten halten sich hier die Sklavinnen auf, weil dies der einzige Ort ist, wo sie sich niedersetzen dürfen.

Die Stadt ist mit einer Mauer, mit einem Wall und mit einem fließenden Wasser umgeben. Das Schloß, oder die Beifeste, liegt an dem nordöstlichen Ende derselben. Dieses ist stark befestiget; und auf den Fall einer Belagerung sind für die Herren des Staatsraths Wohnungen darin zubereitet. Außerdem giebt es daselbst auch große Waarenlager, welche der Gesellschaft gehören. Uebrigens ist das ganze Land rings umher durch kleine Festen und Blockhäuser befestiget; aber von der Seeseite her ist dieser Ort vollends ganz und gar unbezwingbar gemacht worden. Denn bis auf einen Kanonenschuß von der Stadt ist das Wasser so seicht, daß kaum ein großes Boot, geschweige ein Kriegesschiff, sich hier nahen kann. Nur ein einziger hinlänglich tiefer Fahrgraben, das Revier genannt, führt durch dies seichte Wasser zur Stadt; allein dieser ist sehr schmal,

auf beiden Seiten mit starken steinernen Vorsätzen eingefaßt, und kann von den stärksten Bollwerken der Beifeste der Länge nach bestrichen werden, wodurch es jedem Schiffe ganz unmöglich gemacht werden kann, sich der Stadt zu nähern. Der Hafen von Batavia wird für den besten in Ostindien gehalten, und allem Ansehn nach mit Recht.

Auf der Landseite von Batavia ist die Gegend weit und breit überall voller Gärten und Landhäuser. Allein um auch hier das Zuströmen einer bessern Luft zu hindern, hat man Sorge getragen, diese Gärten so dicht mit Bäumen zu bepflanzen, daß Stamm an Stamm sich lehnt, und das Ganze einer undurchdringlichen Waldung ähnlich sieht. Diese Waldungen von Obstbäumen beschatten eine weite, schnurgerade Gegend, welche nach allen Seiten hin mit Gräben durchschnitten ist. Nur des Statthalters Landhaus steht auf einer kleinen Anhöhe, die aber so unbeträchtlich ist, daß sie über die Ebene kaum merklich hervorragt. Doch haben Se. Excellenz es sich was Tüchtiges kosten lassen, Dero Garten, auch hier auf der Anhöhe, mit stehenden Wassergräben einzuschließen; so groß ist die Macht der Gewohnheit, und so sehr beherrscht sie den Geschmack und den Verstand der Menschen!

Daß übrigens dieses niedrige Land ungemein fruchtbar sei, wird der Leser wol schon von selbst vermuthet haben, weil dies bekanntlich der Vorzug aller niedrigen Gegenden zu sein pflegt. Aber wie weit jene Fruchtbarkeit hier bei Batavia gehe, davon wird man sich schwerlich einen Begriff machen können. Alles, was zu den ersten Bedürfnissen, wie zum Wohlleben gehört, wächst hier im größten Ueberfluß. Zu jenem gehören Reiß und Indisches Korn oder Mais, die bekannten

beiden Getreidearten der Indier. In den Gärten zieht man nicht nur die meisten in Europa bekannten Gartengewächse, sondern auch andere, welche diesem Himmelsstriche besonders eigen sind. An Obst besitzen sie einen eben so großen als mannichfaltigen Reichthum. Dazu gehören, außer folgenden auch in Europa bekannten Gewächsen, als Ananas, süße und bittere Pomeranzen, Pompelmusen, Limonen, Zitronen, Pisang, Weintrauben, Wassermelonen, Kürbisse u. s. w., eine Menge anderweitiger Indischer Früchte, mit deren Beschreibung ich dem Leser nur Langeweile machen würde.

Es ist beinahe unglaublich, was für eine Menge von Früchten in der einzigen Stadt Batavia verzehrt wird. Aus der ganzen umliegenden Gegend wird weit umher Alles hieher gebracht; und für einen Europäer ist der Zusammenfluß und die Menge so mannichfaltiger und schöner Früchte, als man auf den Marktplätzen hier aufgehäuft sieht, ein sehr reizender Anblick. Vierzig bis fünfzig Frachtkarren, voll der schönsten Ananas, hier auf einmahl zusammentreffen zu sehn, ist etwas gar nicht Ungewöhnliches.

Eine, den Bewohnern dieser Stadt eigenthümliche Art von Ueppigkeit verdient hier noch insbesondere erwähnt zu werden. Sie verbrennen nämlich unaufhörlich wohlriechendes Holz und Harz, und verschwenden eine Menge von Blumen, um überall einen Wohlgeruch um sich her zu verbreiten. Dies soll vermuthlich zu einem Gegengift wider die schädlichen Ausdünstungen ihrer Gräben dienen; aber im Grunde dient es doch nur dazu, den üblen Geruch dieser Dünste in ihren Häusern unmerklich zu machen. Den schädlichen Wirkungen derselben kann dadurch nicht sehr abgeholfen werden. Man hat hier eine große Manyigfaltigkeit von Blu-

men, welche in Europa unbekannt sind, und beide Geschlechter pflegen dergleichen beständig um und an sich zu haben. Außerdem tragen sie die zerschnittenen Blätter einer sehr wohlriechenden Pflanze, Pandang genannt, in den Kleidern und in den Haaren; am reichlichsten aber bestreuen sie ihre Betten damit, so daß sie wachend und schlafend unaufhörlich Wohlgerüche einathmen.

Von Gewürzen wird auf der Insel Java jetzt nur noch der Pfeffer, aber dieser auch in sehr großer Menge gebaut. Den Anbau der Würznägelein haben die Holländer aus Staatsklugheit, um sie nicht durch Vervielfältigung um ihren hohen Werth zu bringen, auf die einzige Ansel Amboina, und den der Muskatennüsse auf die Insel Banda eingeschränkt. Die Art, wie sie dies zu bewerkstelligen wußten, war folgende: als sie sich nach und nach alle die Indischen Raja's oder Fürsten, welche diese Inseln beherrschten, unterwürfig gemacht hatten, schrieben sie ihnen, in den mit ihnen errichteten Verträgen, die Zahl der Nägelein-Bäume vor, die Jeder in seinem Lande zu haben befugt sein sollte. So oft nun nachher irgend ein kleiner Zwist unter beiden Parteien entstand, so züchtigte man die armen Raja's allemahl durch Verminderung der ihnen verwilligten Anzahl von Bäumen. Dies wiederholte man so oft, bis man sie der Freiheit, dergleichen Bäume zu ziehen, ganz und gar beraubte.

Zu den zahmen Thieren, welche man hier sieht, gehören Pferde, Hornvieh, Schafe, Ziegen, Schweine, Hunde und Katzen. Die Pferde sind sehr klein, aber ungemein munter. Außer dem gewöhlichen Rindvieh giebt es hier auch Büffel in Menge; allein die Holländer essen von letztern weder Fleisch noch Milch, weil sie

sich einmahl eingebildet haben, daß Beides der Gesundheit nachtheilig sei. Die hier wohnenden Chineser, welche dieses Vorurtheil nicht haben, und Beides essen, befinden sich wohl dabei. Die hiesigen Schweine, besonders die, welche die Chinesen ziehen, sind an Geschmack unverbesserlich; dennoch ziehen die Holländer, die für Alles, was aus ihrem Vaterlande kommt, sehr eingenommen sind, das Schweinefleisch von Holländischer Zucht weit vor, und mögen jenes nicht anrühren.

In den bergigen Gegenden der Insel giebt es nicht nur wilde Pferde und wildes Rindvieh, sondern auch eine Menge von Rehen und wilden Schweinen. Ebendaselbst findet man auch Tiger und Nasehörner, jedoch letztere nur in geringer Zahl. Affen sieht man schon in der Nachbarschaft von Batavia.

Fische giebt es hier in erstaunlicher Menge; aber weil gerade die besten Arten am häufigsten, einige schlechtere hingegen seltener gefangen werden, so kommen nur diese letzten, als die kostbarsten, auf die Tafeln der Herren; die bessern hingegen fallen, weil sie die wohlfeilsten sind, den Sklaven zu.

Das hiesige zahme Federvieh, als Enten, Gänse, Tauben und welsche Hühner, sind gut, und die ersten beiden Arten ungemein wohlfeil. Wildes Geflügel ist seltener; doch muß ich von einer Art desselben, den Schnepfen, anmerken, daß wir sie in allen Welttheilen, auch hier, fanden.

In Ansehung der Getränke ist die Natur hier sparsamer, als in vielen nördlicheren Ländern gewesen. Wein bringt die Insel gar nicht hervor. Da indeß die meisten Eingebornen Muhamedaner sind, welche keinen Wein trinken dürfen, so haben sie nicht Ursache, sich über den Mangel daran zu beklagen. Zum Ersatz da-

für kauen sie, um sich zu berauschen, Opium, und bringen sich dadurch um Verstand und Gesundheit; gleichsam als wenn Muhamed ihnen nur eine gewisse Art sich zu betrinken, und nicht die Trunkenheit, verboten hätte!

Außerdem verfertiget man hier Arrak aus Reiß, und von dem Safte des Palmbaums eben die Art Wein, die ich schon oben bei der Insel Savu beschrieben habe.

33.

Fernere Nachrichten von Batavia, besonders von den Bewohnern der Stadt und des Landes, von deren Sitten, Gebräuchen und Lebensart.

Nicht der fünfte Theil der Bewohner dieser Stadt und der umliegenden Gegend besteht aus wirklichen Holländern oder nur aus Leuten, die von ehemahligen Holländern abstammen. Die Meisten sind Portugiesen und Chinesen, wozu noch eine Menge schwarzer Sklaven, und Indier aus allen Völkerschaften kommen. Unter den hiesigen Truppen kann fast jeder Europäer, aus welchem Lande er auch immer sein mag, Landsleute finden; doch sind die darunter befindlichen Deutschen zahlreicher, als die Uebrigen zusammengenommen. Nur ein bürgerliches Amt bekleiden, oder an der Regierung Theil nehmen, kann hier Niemand, der nicht von Holländischer Abkunft ist. Wer sich aber zu Batavia niederzulassen Lust hat, der kann dies schlechterdings nicht anders, als in der Eigenschaft eines Soldaten thun, und er muß sich, ehe er dazu angenommen wird, verpflichten, fünf Jahre lang zu dienen. Doch muß ich hinzufügen, daß es mit dieser Verpflichtung nicht viel auf sich hat; denn man erhält vom Staatsrathe leicht die Erlaubniß, sich von dem Heere zu entfernen, und als ein freier Mensch

Handel und Verkehr zu treiben, so viel man will. So ist es also zu verstehen, wenn gesagt wird, daß alle weiße Einwohner dieser Stadt Soldaten sind.

Frauenzimmer dürfen, wenn sie wollen, sich hier ohne alle weitere Umstände niederlassen. Gleichwol waren zur Zeit unsers Hierseins, wie man uns versicherte, nicht über zwanzig wirkliche Europäerinnen da. Die übrigen weißen Damen, die wir hier sahen, waren alle in Indien geboren, und nur von Europäischer Abkunft. Diese Frauenzimmer ahmen die Moden und Gebräuche der Indierinnen in allen Stücken, sogar darin nach, daß sie ihren Betel eben so gut kauen als jene.

Den hiesigen Kaufleuten wird der Handel sehr leicht gemacht. Die Chinesen, ihre Mäkler, müssen das Meiste dabei thun. Kommt ein Schiff an, um eine Ladung einzunehmen, so läßt der Kaufmann, an den der Schiffer sich deßhalb wendet, den Chinesen rufen, mit dem er in Verkehr steht. Ihm giebt er das Verzeichniß der Waaren, welche verlangt werden; dieser schafft sie denn an Bord, und bringt dem Kaufmanne das Geld, der seinen Gewinnst davon nimmt, und das Uebrige dem Chinesen zur Bezahlung der Waaren zustellt.

Die hier wohnenden Portugiesen sind fast ganz ausgeartet. Sie reden meistentheils Malaiisch, höchstens nur noch gebrochen Portugiesisch, sind von der römischen zur lutherischen Kirche übergegangen, und kleiden sich gerade wie die Eingebornen des Landes. Man zählt sie zu der geringen Klasse von Leuten, die mit allerhand niedrigen Arbeiten ihr Brot verdienen. Viele derselben leben von der Jagd; Andere beschäftigen sich mit Zeug-Waschen, und die Uebrigen treiben Handwerke.

Die in der Stadt und in der umliegenden Gegend

lebenden Indier sind keine Javaneser, sondern stammen aus verschiedenen andern Inseln her, von wannen sie als Sklaven hieher gebracht worden sind. Nach und nach hat man sie frei gegeben. Sie heißen insgesammt Isalam, d. i. Rechtgläubige, weil sie — Muhamedaner sind. Der junge Leser wird sich über die Anmaßung eines solchen Titels wol nicht mehr wundern, weil er vermuthlich schon bemerkt haben wird, daß jede der unzähligen Glaubensparteien, die es in der Welt giebt, sich für die rechtgläubige, und ihren Glauben für den alleinseligmachenden hält. Das müssen wir gegenseitig unserer Kurzsichtigkeit und Eitelkeit zu gute halten. —

Die Indier, welche sich größtentheils von Gärtnerei und Obsthandel ernähren, handeln ganz allein mit Betel und Areka, die hier in erstaunlicher Menge verbraucht werden, weil Jeder, weß Standes und Geschlechts er auch sein mag, Beides unablässig zu kauen pflegt. Auch hier mischt man Kalk, aber gelöschten, zu, weßhalb er die Zähne weniger, als auf Savu, angreift. Man mischt auch Kardamomen und viele andere Gewürze darunter, um einen wohlriechenden Athem zu haben.

Die Frauenzimmer dieser Indier halten viel auf starkes Haupthaar, womit sie von Natur schon reichlich genug versehen sind. Aber damit noch nicht zufrieden, suchen sie den Wachsthum desselben durch den Gebrauch gewisser Oele und anderer Mittel zu befördern. Die Art, wie sie dieses, ihr dickes Haar, welches durchgehends schwarz ist, zu tragen pflegen, wurde von uns Allen für eine der niedlichsten und geschmackvollsten erklärt. Sie wickeln es nämlich auf dem Wirbel des Kopfes in Gestalt eines runden Kranzes zusammen,

stecken es alsdann mit einer Haarnadel fest und umwinden es mit einem reizenden Blumenkranze.

Beide Geschlechter dieses Volks baden sich Tag für Tag wenigstens einmahl in fließendem Wasser, welches in einem so heißen Lande, sowol der Reinlichkeit als auch der Gesundheit wegen, sehr nothwendig ist. Auf ihre Zähne wenden sie eine ganz besondere Sorgfalt; aber nicht auf die Farbe — denn diese ist, des beständigen Betelkauens wegen, durchgängig gelb — sondern auf die Form und Gestalt derselben. Sie reiben nämlich die scharfen Enden derselben mit einer Art von Schleifstein so lange, bis sie alle völlig gleich und eben sind. Dann schneiden sie, ich weiß nicht warum — vielleicht um die gleiche Größe aller Zähne durch eine gerade Linie noch bemerkbarer zu machen — in die obere Reihe eine tiefe Rinne ein, die mitten über alle Zähne weg und mit dem Zahnfleische gleichläuft. Da diese Rinne durch den Schmelz der Zähne bis in die Knochen geht, so sollte man glauben, daß der dadurch verletzte Zahn nachher leicht würde angefressen werden. Aber nein! Zu unserer Verwunderung wurden wir bei Keinem derselben jemahls einen faulen Zahn gewahr; eine Sache, die uns unerklärlich blieb.

Ich komme jetzt zu der Beschreibung eines unter diesen Leuten herrschenden entsetzlichen Gebrauchs, den man das Schweiß-Rennen oder, nach hiesiger Mundart, das Muck-Rennen nennt; eine Beschreibung, die der gutmüthige junge Leser nicht ohne ein schmerzliches Gefühl von Mitleid über die schrecklichen Verirrungen lesen wird, zu welchen die ungebildete Menschheit aller Orten durch Leidenschaften fortgerissen wird. Die Sache ist diese.

Wenn einem hiesigen Indier irgend ein schmerz-

hafte Beleidigung widerfährt, wodurch er in Wuth geräth, so berauscht er sich durch Opium, stürzt alsdann, wüthend von Leidenschaft und Trunkenheit, mit irgend einem Gewehr in der Hand hervor, sucht zuvörderst Den, der ihn beleidigt hat, zum ersten Opfer seiner Raserei zu machen, und durchläuft nachher mit gleicher Wuth und mit schäumendem Munde die Straßen, um Jeden, der ihm in den Weg kommt oder ihn aufzuhalten sucht, gleichfalls niederzustoßen. Dies ist es, was man Muck-Rennen nennt. Hievon ereigneten sich, während unsers Hierseins, verschiedene Beispiele; und Einer von den Gerichtsbedienten, welche die Verpflichtung haben, dergleichen rasende Menschen aufzufangen, versicherte uns, es vergehe selten eine Woche, daß er, oder einige seiner Amtsbrüder nicht aufgefodert würden, einen solchen Wüthenden in Verhaft zu nehmen. Diese Gerichtsdiener sind bevollmächtiget, dergleichen Unglückliche todt oder lebendig zu liefern; im letztern Falle erhalten sie eine Belohnung, im erstern bloß ihren festgesetzten Lohn. Allein die Wüthenden verkaufen ihr Leben theuer, und sie bringen gemeiniglich, bevor sie überwältigt werden, erst mehre von denen um, welche sie erhaschen wollen, ungeachtet diese mit gewissen großen Zangen versehen sind, womit sie die Rasenden von fern ergreifen und festhalten können. Diejenigen, welche man lebendig bekommt, werden ohne Gnade lebendig gerädert; sind sie verwundet, wie das denn gemeiniglich der Fall ist, und erklärt der Wundarzt, nach geschehener Besichtigung, die Verletzung für tödtlich, so gehet die Hinrichtung augenblicklich vor sich, und zwar gemeiniglich an derjenigen Stelle, wo der Unglückliche den ersten Mord beging.

Einer von Denen, welche bei unserm Hiersein muck-

rannten, war ein freigelassener und dabei wohlhabender Mann. Er war auf seinen Bruder eifersüchtig geworden, und diesen tödtete er im Anfall der Raserei zuerst; nachher zwei Andere, die sich ihm widersetzen wollten. Dieser kam indeß nicht aus seinem Hause heraus, sondern suchte sich innerhalb desselben zu vertheidigen. Er hatte drei Flinten bei sich, mit welchen er sich die Gerichtsdiener vom Leibe halten wollte; er war aber dermaßen seiner Sinne beraubt, daß er nicht merkte, daß keine einzige davon geladen war.

Wie weit diese Indier, ungeachtet sie nun so lange schon unter Europäern leben, an Ausbildung des Verstandes und an Aufklärung noch zurück sind, das mag man aus folgenden abergläubischen Meinungen und Gebräuchen schließen, die noch jetzt unter ihnen in Schwange gehen.

Sie halten den Teufel, den sie Satan nennen, für den Urheber aller Krankheiten und alles Uebels überhaupt. Wird also Einer unter ihnen krank, oder geräth er sonst in Noth, so eilt er, dem Teufel Fleisch, Geld und andere Dinge, als ein Versöhnungsopfer, darzubringen. Hat Jemand einen Traum, der ihm merkwürdig vorkommt, so wähnt er, der Satan wolle ihm dadurch irgend einen Befehl kund thun, den er vollziehen müsse, wenn er sich nicht die Strafe einer Krankheit, oder gar des Todes zuziehen wolle. Er strengt also seine ganze Einbildungskraft an, um den Inhalt des Befehls zu errathen. Kann er damit nicht zu Stande kommen, so nimmt er seine Zuflucht zum Kawin oder Priester, der ihm den verborgenen Sinn des geheimnißvollen Traums auf ein Haar zu sagen weiß. Gemeiniglich läuft die Sache darauf hinaus, daß der Teufel ein Geschenk an Lebensmitteln oder Geld verlangt; und es

versteht sich von selbst, daß ihm das Verlangte nicht verweigert werden dürfe. Man legt es dann auf einen von Kokosblättern verfertigten Teller, und hängt diesen an den Zweig eines Baums, der sehr nahe am Wasser steht. Als Herr Banks einst Einen von ihnen fragte: ob sie denn glaubten, daß Satan das geopferte Geld zu irgend Etwas anwende und die Lebensmittel verzehre? so antwortete er: das Geld sei nicht sowol eine Gabe, die der Teufel für sich fodere, als vielmehr eine Strafe, die er ihnen für irgend eine Uebertretung auflege. Wem es nachher zu Theil werde, darum hätten sie sich nicht zu bekümmern. Was aber das Fleisch betreffe, so wüßten sie wohl, daß der Teufel zwar die gröbern Theile nicht esse, aber sie wären gewiß, daß er das Maul ganz nahe daran halte, um es rein auszusaugen; denn nachher habe es weder Saft noch Kraft mehr.

Dieser Aberglaube ist nun freilich schon ungereimt genug, aber noch ungereimter ist folgender. Diese Leute hegen unter andern auch den albernen Wahn, daß eine Frau, die von einem Kinde entbunden wird, manchmahl auch mit einem jungen Krokodill, als einem Zwillingskinde, zugleich niederkomme. Fragt man, wo ein solches Geschöpf denn nachher bleibe? so ist die Antwort: die Wehmütter trügen es alsdann nach dem Flusse, und setzten es daselbst ins Wasser. Die Familie, der man aufgebunden hat, daß sie eine solche Mißgeburt von Anverwandten im Flusse habe, bringt derselben in der Folge ohne Unterlaß Lebensmittel zu; besonders muß Derjenige, den man für den Zwillingsbruder des Krokodills hält, so lange er lebt, zu gewissen Zeiten an den Fluß gehen, um diese brüderliche Pflicht zu erfüllen. Sollte er dies je versäumen, so würde er, wie

sie durchgängig glauben, mit Krankheiten, oder gar mit Verlust des Lebens dafür gestraft werden. Wie ein so ungereimter und unsinniger Aberglaube habe entstehen können, ist schwer zu begreifen. Vielleicht mag er von den Inseln Celebes und Boutu herstammen, wo viele von den Einwohnern Krokodille in ihren Häusern zu unterhalten pflegen. Dem sei aber wie ihm wolle; jetzt hat er sich über die meisten Ostindischen Inseln verbreitet, und die Leute sind durchgängig so fest überzeugt, daß diese unmögliche Begebenheit sich täglich ereigne, daß jeder Indier, den wir darum befragten, ganz treuherzig bezeugte: es sei wahr und wahrhaftig so, und nicht anders!

Dergleichen Krokodill-Zwillinge heißt man Sudaras. Die Indier ließen sich's, so oft die Rede davon war, gar sehr angelegen sein, uns von dem Dasein dieser eingebildeten Wesen zu überreden, und stutzten ihre Versicherungen mit manchem abgeschmackten Mährchen auf. Eine junge Sklavinn z. B., die etwas Englisch reden konnte, erzählte Herrn Banks, ihr Vater habe ihr auf seinem Todtenbette entdeckt, er habe einen solchen Bruder Sudara; sie möge also, dies war sein feierlicher letzter Wille, diesen ihren Oheim im Flusse wohl pflegen und denselben nach seinem Tode gehörig füttern. Dazu werde weiter nichts erfodert, als daß sie in einer gewissen Gegend an das Ufer des Flusses treten und den Namen Radja Pouti! d. i. weißer König, rufen müsse, so werde er gleich aus der Tiefe heraufkommen. Sie habe diesen väterlichen Befehl befolgt, und auf ihr Rufen sei der Krokodill alsobald zum Vorschein gekommen und habe die Speisen, welche sie ihm mitgebracht, aus ihrer Hand gefressen. Auf die Frage: wie der Herr Oheim denn ausgesehen habe? war ihre

Antwort: O! er sah nicht wie andere Krokodille aus, sondern war weit schöner; er war über den ganzen Leib gefleckt, hatte eine rothe Nase und goldene Ringe an den Füßen und in den Ohren. Herr Banks hielt es nicht der Mühe werth, das alberne Mädchen zu erinnern, daß die Krokodille keine Ohren haben, und daher auch keine Ohrgehänge tragen können.

Man sieht, daß die unwissenden und abergläubigen Indier das Dasein dieser erdichteten Krokodillenbrüder wirklich glauben, und daher — wie das bei abergläubigen Leuten immer der Fall ist — kein Bedenken tragen, zur Ueberredung Anderer, die nicht so leichtgläubig sind, allerlei Mährchen zu erdichten, und dieselben so oft zu erzählen, daß sie am Ende selbst nicht mehr wissen, daß sie dieselben erdichtet haben.

Auf einigen Inseln stellt man, diesen geglaubten Flußverwandten zu Ehren, zu gewissen Zeiten eine öffentliche Feierlichkeit an. Sie rudern bei solchen Gelegenheiten in großen Haufen nach denjenigen Orten hin, wo die Krokodille sich am meisten aufhalten; dort fahren sie unter Sang und Klang hin und her, singen und weinen wechselsweise, und ein Jeder ruft seinen Anverwandten, bis endlich ein Krokodill zufälliger Weise zum Vorschein kommt. Dann werfen sie einen mitgebrachten ansehnlichen Vorrath von Lebensmitteln, auch Betel und Tabak ins Wasser, und kehren mit der angenehmen Ueberzeugung zurück, daß sie sich einer heiligen Pflicht entlediget haben. O heilige Einfalt!

Nächst den Indiern besteht die zahlreichste Klasse von Denen, welche Batavia und die umliegende Gegend bewohnen, aus Chinesen. Viele derselben wohnen innerhalb der Stadtmauer und halten offene Lä-

den; allein der ungleich größere Theil bewohnt eine eigene Vorstadt, Campang China genannt. Sie treiben alle Arten von Handwerken, übernehmen Alles, was ihnen aufgetragen wird, und verdienen durchgehends auch hier das Lob, welches man ihnen überall beilegt, daß sie ein fleißiges, arbeitsames Vol sind. Es ist etwas eben so Seltenes, einen Chinesen müßig, als einen Holländer oder Indier zu Batavia geschäftig zu sehen. Dennoch sind sie durchgehends — sehr arm. Dies muß Jedermann befremden, weil in der Regel Fleiß und Arbeitsamkeit die sichersten Quellen des Reichthums sind. Aber die Verwunderung der Leser wird aufhören, sobald sie hören werden, daß sie bei aller ihrer Arbeitsamkeit durchgehends leidenschaftliche Spieler sind. Kaum haben sie das Handwerkszeng aus der Hand gelegt, so sind sie schon mit Karten oder Würfeln da, oder fangen irgend ein anderes Spiel an, deren sie eine unendliche Menge besitzen. Auf diese Ergetzlichkeiten sind sie so erpicht, daß sie Essen, Trinken und Schlafen darüber vergessen. Daß aber ein Spieler selten auf einen grünen Zweig zu kommen pflege, ist eine bekannte Erfahrung.

In ihrem Betragen gegen Andere sind diese Leute allezeit dienstfertig, oder vielmehr unterwürfig, so daß man ihnen Alles zumuthen kann, es sei so reinlich oder schmutzig, so ehrlich oder schelmisch, als es immer wolle; nur muß nicht geradezu der Galgen darauf stehen. Dabei sind sie ausnehmend reinlich und sauber in ihrer Kleidung, zu was für einem Stande sie auch gehören mögen. Im Essen und Trinken sind sie mäßig und genügsam; ihre gewöhnliche Kost besteht in Reiß und etwas Fleisch oder Fischen. Ihre Religion schränkt sie nicht, wie die der Muhameder und Juden, auf gewisse

edle Gesinnungen bei Menschen suchen, die gewohnt sind, sich wie Vieh behandelt zu sehen?

Dem Herrn steht hier frei, seinen Leibeigenen zu behandeln und zu züchtigen, wie er will; nur das Leben darf er ihm nicht nehmen. Selbst dann, wenn Einer auch nicht die Absicht gehabt hätte, seinen Sklaven todt zu schlagen, dieser Letzte stürbe aber doch, entweder während der Züchtigung, oder an einer Folge derselben, so würde Jener eben so gut zur strengsten Rechenschaft gezogen werden, als wenn der auf diese Weise Getödtete ein freier Mensch gewesen wäre. Dies wohlthätige Gesetz giebt den armen Leibeigenen einen Theil der Menschheit wieder, deren man sie unmenschlicher Weise beraubt hat. Sie sind nunmehr wenigstens vor den plötzlichen Ausbrüchen des Zorns von Seiten ihrer Tirannen ziemlich gesichert. Denn diese scheuen sich nun, aus Besorgniß, einen Mord zu begehn, sie mit eigner Hand zu züchtigen; sie wenden sich vielmehr an einen dazu bestellten Gerichtsdiener, Marineu genannt, deren in jedem Quartier der Stadt Einer wohnt. Aber auch dieser straft dergleichen Uebelthäter nicht selbst, sondern läßt sie durch solche Sklaven züchtigen, die er ausdrücklich dazu hält. Die Männer werden öffentlich vor den Thüren ihrer Herren, die Sklavinnen aber innerhalb des Hauses gezüchtiget. Die Strafe besteht in einer größern oder geringern Zahl von Streichen, die sie mit einem in dünne Gerten gespaltenen Indischen Rohre so nachdrücklich bekommen, daß auf jeden Hieb allemahl Blut fließt. Für eine Abstrafung von der gewöhnlichen Art bekommt der Marineu einen Thaler, für eine strengere anderthalb.

Die erste und oberste Person, nicht nur in Batavia, sondern auch in allen Holländisch-Ostindischen

Besitzungen überhaupt, ist der hiesige General-Statthalter von Ostindien. Auf diesen folgen unmittelbar die Mitglieder des hiesigen Staatsraths, an deren Spitze er steht, und welche den Titel edle Herren führen. Diese dünken sich gar vornehme Herren zu sein, und verlangen daher auch sehr auffallende äußere Ehrenbezeigungen. Begegnet man ihnen, z. B. in einem Fuhrwerke, so erwarten sie nicht nur, daß man ihnen aus dem Wege fahre, sondern auch, daß man still halte und sich von seinem Sitze erhebe, und ihnen eine tiefe Verbeugung mache. Auch die Gemahlinnen, ja sogar die Kinder dieser edlen Herren wollen, daß man ihnen dergleichen Ehrenbezeigungen gleichfalls erweise; und man fodert die Beobachtung dieser sklavischen Sitte nicht bloß von den Eingebornen, sondern auch von allen Fremden ohne Unterschied. Die Englischen Offiziere aber pflegen sich selbst davon loszusprechen.

Die Gerechtigkeitspflege scheint auch hier, wie überall, noch einer großen Verbesserung zu bedürfen. Besonders wirft man den hiesigen Richtern eine ungerechte Parteilichkeit vor. Sie sollen gegen die Eingebornen mit übertriebener Strenge, gegen die Holländischen Landsleute hingegen in einem unerlaubten Grade gelinde und nachsichtig verfahren. Einem Christen, der sich eines groben Verbrechens schuldig gemacht hat, benimmt man nie die Gelegenheit, vor dem ersten Verhöre zu entwischen; aber wenn dieses auch nicht geschieht, so mildert man doch die Kraft des Gesetzes, um ihn mit dem Leben durchkommen zu lassen. Die armen Indier hingegen werden in solchen Fällen ohne Gnade gehangen, lebendig gerädert, oder gar gespießt.

Die Malaien sowol, als auch die Chinesen, müssen der Holländischen Gesellschaft sehr beträchtliche Abga-

ben entrichten; und diese sind oft auf sehr sonderbare Dinge, z. B. auf die Erlaubniß, eigenes Haar zu tragen, gelegt. Sollte man es für möglich halten, daß Uebermuth und Herrschelei je so weit gehen konnten, einem menschlichen Wesen die Freiheit abzusprechen, Etwas zu tragen, was Gott selbst ihm gegeben hat? Gleichwol ist das hier wirklich der Fall; und diese Anmaßung der hiesigen Holländer ist so sonderbar, daß man in der That nicht weiß, ob man darüber lachen oder weinen soll. Die vorgeschriebenen Steuern müssen jeden Monat richtig abgetragen werden; und damit die Herren Holländer sich nicht die Mühe geben dürfen, sie einzusammeln, oder Leute dazu zu halten, so haben sie das bequemere Mittel gewählt, an jedem Zahlungstage bloß eine Flagge auf dem Gipfel eines mitten in der Stadt gelegenen Hauses wehen zu lassen, welches das Zeichen ist, daß Jeder herbeieilen soll, um seine Abgaben selbst zu entrichten. Man gehorcht dann augenblicklich, denn man weiß aus Erfahrung, wie mißlich es sei, auf die Flagge nicht alsobald zu achten und mit dem Gelde sich nicht unverzüglich einzustellen.

Dies sind die vorzüglichsten Bemerkungen, die wir während unsers hiesigen Aufenthalts zu machen Gelegenheit hatten. Jetzt fahre ich fort, die Geschichte unserer ferneren Reise zu beschreiben.

34.

Lauf von Batavia nach der Prinzeninsel. Kurze Beschreibung derselben. Ankunft auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Letzte Fahrt von da nach England.

Den 27sten des Wintermonds 1770, früh um sechs Uhr, hoben wir wiederum die Anker, und liefen in See.

Wir wünschten zwar, unsern Lauf von hier aus bis nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung so geschwind als möglich und ununterbrochen fortzusetzen; allein da der Zustand unserer Kranken nach unserer Abreise von Batavia noch ungleich schlimmer wurde, so sahen wir uns dadurch, schon acht Tage nach unserer Abfahrt, genöthiget, bei einem Eilande anzulegen, welches die Prinzeninsel genannt wird, um hier erst noch einige Erfrischungen einzunehmen.

Sobald das Schiff auf seinen Ankern lag, ging ich in Begleitung meiner Herren Reisegefährten ans Land. Gleich beim Aussteigen begegneten uns einige Indier am Strande, und erboten sich, uns zu der Hauptperson ihres Volks, den sie Raja oder König nannten, hinzuführen, und wir nahmen diesen Vorschlag an.

Als wir bei Sr. Majestät angelangt waren, und die ersten Höflichkeitsbezeigungen gegen einander ausgewechselt hatten, kamen wir sogleich zur Hauptsache, welche den Einkauf der Lebensmittel betraf. Was uns den Mund vorzüglich wässern machte, das waren Schildkröten; allein wir konnten dermahlen über den Preis derselben noch nicht einig werden. Dies beunruhigte uns indeß nicht; denn wir sahen voraus, daß die Einwohner des folgenden Morgens wol von selbst kommen und sich nicht weigern würden, das Gebot, welches sie heute verwarfen, anzunehmen. In dieser guten Erwartung verließen wir Se. Indische Majestät, und kehrten wieder nach dem Schiffe zurück. Wir nahmen unsern Rückweg längs der Küste hin, um eine Wasserstelle aufzusuchen. Dies gelang uns nach Wunsch; und als wir eben ins Boot steigen wollten, fanden sich einige Indier ein, die uns drei Schildkröten zu einem billigen Preise,

doch unter der ausdrücklichen Bedingung verkauften, daß wir ja ihrem Könige nichts davon sagen sollten.

Am folgenden Tage geschah, was wir vorausgesehen hatten; man brachte uns Schildkröten in Menge, und da wir standhaft dabei beharrten, nicht mehr dafür geben zu wollen, als wir gestern geboten hatten, so bequemte man sich endlich, sie uns zu diesem Preise zu überlassen. Herr Banks besuchte an diesem Tage den König in dessen Sommerpalaste, d. i. einer Hütte, die er mitten auf einem Reißfelde aufgeschlagen hatte. Se. Majestät nahmen ihn ungemein gnädig auf, ungeachtet sie gerade sehr viel zu thun hatten, indem sie damit beschäftiget waren, Höchst-Dero eigenes Abendbrot zu kochen.

Die Eingebornen fuhren am nächsten Tage fort, uns nicht nur Schildkröten, sondern auch Federvieh, Fische, Affen, kleine Rehe und eine Menge von Früchten zum Verkauf zu bringen. Herr Banks hatte unterdeß in Erfahrung gebracht, daß die Indier in einer gewissen Entfernung von unserer Landungsstelle eine Stadt angelegt hätten; und es kam ihm die Lust an, dieselbe zu besehen. Er reisete also, begleitet von Einem unserer Offiziere, dahin ab. Es gelang ihnen, dahin zu finden, ungeachtet die Eingebornen, die es ungern zu sehen schienen, daß man sich so weit und breit in ihrem Lande umsehe, Bedenken trugen, ihnen den Weg zu zeigen. Der Ort besteht aus ungefähr 400 Wohnungen, und wird durch einen Fluß in zwei Hälften getheilt. Ueber diesen Fluß, welcher sehr reißend ist, wurden sie in zwei an einander befestigten Kähnen, nicht ohne Mühe und einige Gefahr, gebracht. Das Volk empfing sie hier gar freundlich, und zeigte ihnen die vornehmsten Wohnungen, doch nur von außen, weil die

Besitzer derselben bei damahliger Jahrszeit nicht hier, sondern auf den Reißfeldern wohnten, um die Vögel und Affen davon abzuhalten. Als sie ihre Neugier, so gut sie konnten, befriediget hatten, mietheten sie ein großes Boot, und fuhren darin, den Fluß entlang, wieder zu uns zurück.

Mittlerweile hatte man unsern Leuten, die am Lande mit Holzfällen und Wasser-Einnehmen beschäftiget waren, eine Art gestohlen. Wir beschwerten uns darüber alsobald beim Könige, und nach einigem Hin- und Herreden versprachen Se. Majestät, daß die Art den folgenden Morgen wieder zurückgebracht werden sollte; und es geschah, wie er verheißen hatte.

Der Handel ging unterdeß immer ungestört von Statten; wir kauften täglich zwei bis drei Zentner Schildkröten, auch Federvieh und andere Lebensmittel ein, so daß wir uns hier zu unserer ferneren Reise recht gut versorgten. Am neunten Tage unsers Hierseins waren wir wieder völlig segelfertig, und am folgenden Morgen hoben wir bei einem leichten Nordostwinde die Anker und stachen wiederum in See.

Die Prinzeninsel, oder — wie sie in der Malaiischen Sprache genannt wird — die Insel Pulo Selan, ist nicht sonderlich groß, und liegt in der westlichen Mündung der Straße von Sunda. Der größte Theil derselben ist mit Waldung bedeckt; nur in einigen Gegenden hat man die Bäume ausgerodet, um Reißfelder anzulegen. Die Naturgüter dieses Eilandes bestehen in Kokosnüssen, Platanen, Wassermelonen, Kürbissen, Ananas, Yamswurzeln, Reiß, Schildkröten, Federvieh und kleinen Rehen.

Die Einwohner stammen von der Insel Java her. An Sitten kommen sie daher mit den Indiern, welche

um Batavia wohnen, in den meisten Stücken überein. Sie bekennen sich zu der muhamedischen Religion; doch glaube ich nicht, daß es auf der ganzen Insel auch nur eine einzige Moschee, d. i. muhamedische Kirche giebt. Unser Aufenthalt fiel gerade in die Fastenzeit, welche bei den Türken Ramadan heißt; und diese scheinen sie hier sehr strenge zu halten. Kein einziger unter ihnen wollte vor Sonnenuntergang einen Bissen zu sich nehmen, ja nicht einmahl Betel kauen.

Das Volk ist, so viel wir bemerken konnten, von guter Gemüthsart; wenigstens gingen sie im Handel sehr ehrlich zu Werke; nur daß sie, wie es fast überall üblich ist, anfangs vorzuschlagen pflegten. Da es sehr beschwerlich und langweilig gewesen wäre, wenn wir mit Jedem insbesondere um jede Kleinigkeit hätten handeln wollen, so wurde, mit völliger Zufriedenheit auf beiden Seiten, folgendes Abkürzungsmittel angewandt: sie legten Alles, was von einer jeden Gattung zum Verkauf gebracht wurde, zusammen; und wenn wir über den Preis des ganzen Haufens eins geworden waren, so zahlten wir Einem von ihnen das bedungene Geld aus, und sie theilten sich dann darin nach Maßgabe des Antheils, den ein Jeder an der gelieferten Waare gehabt hatte. Man kann hieraus schließen, daß sie nicht ganz ungeübt in der Rechenkunst sein müssen.

Genug von diesen; denn ich merke, daß es Zeit ist, der langen Geschichte unserer langen Reise ein Ende zu machen. Wir wollen daher den Rest derselben so enge als möglich zusammendrängen.

Bei unserer Abfahrt von der Prinzeninsel hatten wir noch immer eine Menge Kranker an Bord, von welchen wir nach und nach noch Einige, welche dahinstarben, dem Schooße des Weltmeers übergeben mußs-

ten. Sobald wir aber in den Strich des Zeitwindes gekommen waren, ließen die Krankheiten merklich nach, und Viele geneseten, noch ehe wir nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung kamen.

Bei diesem langten wir, nach einer Fahrt von zwei Monaten, glücklich an, und legten das Schiff allda vor Anker. Ich selbst begab mich sofort ans Land, um dem Statthalter meine Aufwartung zu machen, und erhielt von ihm die Versicherung, daß wir Alles, was wir nöthig hätten, bekommen sollten. Meine erste Sorge war, unsern Kranken einen guten und bequemen Aufenthalt am Lande auszumitteln; und es gelang mir, ein Haus zu finden, wo man sie aufnehmen und für einen bedungenen Preis mit Kost und Wohnung versehen wollte.

Theils um die Genesung dieser armen Leute abzuwarten, theils um neue Vorräthe einzunehmen und das Schiff gehörig ausbessern zu lassen, hielten wir uns hier einen ganzen Monat auf. Von den Bemerkungen, die wir während dieses Aufenthalts zu machen Gelegenheit hatten, theile ich nur eine und die andere mit, weil in einem der künftigen Theile dieses Werks sowol von der hiesigen Holländischen Niederlassung, als auch von den Eingebornen des Landes eine umständliche Beschreibung folgen wird.

In den meisten Reisebeschreibungen, welche dieser südlichen Spitze von Afrika erwähnen, wird uns von den Annehmlichkeiten und von der Fruchtbarkeit des Landes eine sehr reizende Schilderung gemacht. Wir für unsern Theil können diese Schilderung durch unser Zeugniß nicht bestätigen. Wir müssen vielmehr bekennen, daß wir auf unserer ganzen Reise kein Land gesehen haben, das eine ödere Aussicht gehabt, oder einer

unfruchtbaren Wüste ähnlicher gesehen hätte, als dieses. Die Halbinsel, welche die äußerste Spitze von Afrika ausmacht, besteht aus hohen, ganz nackten und öden Gebirgen. Hinter denselben folgt eine Landenge, die eine weite Ebene bildet; allein diese besteht fast durchgängig in einer Art von leichtem Seesande, der nichts als Heidekraut trägt und schlechterdings nicht angebaut werden kann. Die wenigen Stellen, welche urbar gemacht werden konnten, sind zu Weinbergen, Obst- und Küchengärten benützt worden. Dergleichen fruchtbare Flecken sind aber nur klein, und liegen überdas einzeln und ziemlich weit auseinander. Weiter landeinwärts hin soll es, wie man uns versicherte, eben so aussehen. Die Holländischen Anbauer wohnen daher sehr zerstreut und weit auseinander. Während unsers Hierseins kam ein Bauer funfzehn Tagereisen weit aus dem Lande nach der Kap-Stadt, und brachte seine jungen Kinder mit. Hierüber wunderten wir uns, und fragten ihn: warum er dieselben nicht lieber bei einem Nachbar zurückgelassen habe? »Nachbar?« antwortete der Mann; »mein nächster Nachbar wohnt fünf Tagereisen weit von mir ab!« Wie schrecklich öde muß das Land sein, wo Diejenigen, welche vom Ackerbau und von der Viehzucht leben, der Unfruchtbarkeit des Landes wegen, so weit aus einander wohnen? Einen zweiten Beweis von der Unfruchtbarkeit dieses Bodens kann der Mangel an Gehölz abgeben. Wenn ich die Gärten ausnehme, die nahe an der Stadt liegen, und durch Kunst und Fleiß fruchtbar gemacht sind, so war nirgend ein Baum zu sehen, der sechs Fuß hoch gewesen wäre.

Die einzige Stadt, welche die Holländer hier erbaut haben, wird, weil sie auf dem Vorgebirge liegt, die Kap-Stadt genannt. Sie mag ungefähr aus

tausend Häusern bestehn. Diese sind insgesammt aus Backsteinen, und zwar artig genug gebaut; die Dächer aber sind nur mit Stroh gedeckt, weil jede andere Verdachung, von Ziegeln oder Schiefer, gegen die heftigen Winde, welchen diese Gegend unterworfen ist, nicht aushalten würde. Die Straßen sind breit und bequem, und durchschneiden sich sämmtlich in rechten Winkeln. Durch die Hauptstraßen läuft ein Kunstfluß, der an beiden Seiten mit einer Reihe von Eichen bepflanzt ist, die hier gut fortgekommen sind und einen angenehmen Schatten geben.

Die meisten Bewohner dieser Stadt sind Holländer. Da aber fast alle Hauswirthe sich davon nähren, daß sie die hier ankommenden Fremden bewirthen, so haben sie nach und nach von den Sitten aller Völkerschaften so viel angenommen, daß man ihren ursprünglichen Volkssinn kaum noch hervorstechen sieht. Nur das hiesige Frauenzimmer ist den Moden und Gebräuchen seines Vaterlandes mit einer Anhänglichkeit treu geblieben, die zuweilen ins Lächerliche fällt. So geht z. B. keine hiesige Dame aus, ohne sich von der Magd das Feuerstübchen (den Kohlentopf) vortragen zu lassen, um dasselbe, sobald sie sich setzt, unter die Füße stellen zu können. Dieser Gebrauch ist um so viel lächerlicher, da sie meistens keinen Funken Feuer darin haben welches auch, wegen der Hitze des Himmelsstrichs, sehr entbehrlich ist.

Die Luft ist hier so gesund, daß Diejenigen, welche aus Europa krank hierher kommen, gemeiniglich bald genesen; welches aber mit denjenigen Kranken, welche ihre Krankheit aus Ostindien mitbringen, nicht eben so der Fall zu sein pflegt.

Am äußersten Ende der Stadt liegt ein großer Gar-

ten, welcher der Holländischen Gesellschaft gehört. Er ist voller schöner Baumreihen, die einander in rechten Winkeln durchschneiden. Diese bestehen aus Eichen, die in Hecken gezogen sind, und unter der Schere gehalten werden. Nur in dem mittelsten Gange allein hat man die Eichen ganz auswachsen lassen. Der größte Theil dieses Gartens ist mit Küchengewächsen bepflanzt; doch werden in einigen Abtheilungen auch ausländische Pflanzen unterhalten. Am Ende des Gartens ist ein Thiergehege, welches eine Menge seltener Vögel und vierfüßiger Thiere enthält, die man in Europa nie zu sehen bekommt. Wir sahen darin unter Andern ein Thier, welches die Hottentotten Kuh-Duh nennen. Dieses ist so groß als ein Pferd, und trägt ein schöngewundenes Geweih, welches ihm ein stattliches Ansehn giebt.

Was die Eingebornen des Landes, oder die Hottentotten betrifft, so enthalte ich mich, unsere Bemerkungen über sie und Das, was wir von ihren Sitten und Gebräuchen in Erfahrung bringen konnten, hier mitzutheilen; weil man in dieser Sammlung nächstens eine genauere und umständlichere Beschreibung davon liefern wird, als ich jetzt zu geben im Stande wäre.

Wir verließen das Vorgebirge am 14ten des Wandelmonds 1771, und erreichten noch an eben dem Tage das sogenannte Penguin- oder Robin-Eiland, wo wir uns vor Anker legten, um noch einige Kleinigkeiten zu kaufen, die wir einzunehmen vergessen hatten. Ich schickte zu diesem Behuf ein Boot ab; allein es stellte sich demselben eine Partei bewaffneter Holländer entgegen, welche das Schiffsvolk warnten, nicht näher zu kommen, weil man sonst Feuer auf sie geben würde.

Da nun Das, was wir hier einzuhandeln wünschten, nur solche Dinge betraf, die wir allenfalls entbehren konnten, so glaubte der im Boote befehligende Offizier das Leben seiner Leute bei dieser Gelegenheit nicht aufs Spiel setzen zu dürfen, und kehrte folglich nach dem Schiffe zurück. Die Ursache, warum man sich weigerte, unser Boot ans Land kommen zu lassen, war vermuthlich folgende: Die Holländer schicken auf diese kleine Insel diejenigen Missethäter, welche verurtheilt sind, eine gewisse Anzahl von Jahren Sklavenarbeit zu verrichten, um hier Kalksteine auszugraben. Nun war einst ein Dänisches Schiff, welches den größten Theil seiner Mannschaft durch Krankheit verloren hatte, an diese Insel gekommen, und hatte so viele Leute, als man gebrauchte, von den hiesigen Verbrechern mit Gewalt aufheben und fortführen lassen. Deßwegen mochten die Holländer, seit der Zeit, ihrer hiesigen Besatzung befohlen haben, kein Boot von irgend einer Völkerschaft künftig wieder ans Land kommen zu lassen.

Wir segelten nunmehr gerade unserm Vaterlande zu; aber nicht Alle, die wir jetzt noch lebten, sollten des Glücks theilhaftig werden, es wieder zu sehn. Ungefähr eine Stunde nach unserer Abfahrt von der Robin-Insel starb Herr Mollineux, unser Schiffer, und mit Herrn Hicks, unserm ersten Lieutenant, der die Auszehrung schon aus England mitgenommen hatte, wurde es täglich schlimmer. Erster war ein junger, fähiger und geschickter Mann; aber er überließ sich leider! den Ausschweifungen, und verkürzte dadurch ein Leben, welches dem Vaterlande und der Welt noch sehr nützlich hätte werden können. Möge sein Schicksal allen jungen Leuten, welche in Gefahr stehn, den Weg der Tugend

Tugend und der Wohlanständigkeit zu verlassen, zum warnenden Beispiel dienen!

Am ersten Mai erblickten wir die Insel St. Helena, und ankerten noch am nämlichen Tage auf der dortigen Reede, um uns zu erfrischen.

Diese den Engländern gehörige Insel liegt, wie meine jungen Leser auf jeder Weltkarte sehen können, fast in der Mitte zwischen Afrika und Amerika, doch näher bei jenem, als bei diesem. Sie ist der Gipfel eines ungeheuren Berges, der aus dem Grunde des Meeres steil empor steigt, wie man daraus abnehmen kann, daß das Wasser rings um die Ufer herum eine unergründliche Tiefe hat. Sie ist übrigens nur 12 Seemeilen lang und 6 breit.

Die Stadt liegt hart am Strande, und ist ziemlich schlecht gebaut. Die Kirche und das Rathhaus fanden wir gänzlich verfallen. Alle weiße Einwohner der Insel sind Engländer, deren Erwerb darin besteht, die hier einlaufenden Schiffe mit Erfrischungen zu versorgen. Alle eigentliche Arbeit wird hier von Sklaven verrichtet. Denn ungeachtet man einige wenige Pferde auf der Insel hat, so gebraucht man sie doch nur zum Reiten. Da man nun überdas von keinen Maschinen und Werkzeugen zur Erleichterung der Arbeit, ja nicht einmahl von einem größern Fuhrwerke Etwas weiß, so müssen die armen Sklaven Alles mit ihren eigenen Kräften bestreiten, Alles auf dem Rücken fortschleppen, und sind nicht einmahl mit dem einfachen Erleichterungsmittel eines Tragkissens versehen. Man bringt diese unglücklichen Geschöpfe fast aus allen Gegenden der Welt hierher zum Verkauf, und es wird jährlich eine große Menge derselben, theils durch übermäßige Arbeit, theils durch Mißhandlungen aufgerieben. Es thut mir leid,

zur Schande meiner hiesigen Landsleute hier öffentlich bekennen zu müssen, daß ich unter ihnen weit mehr Beispiele von muthwilliger und ungezähmter Grausamkeit gefunden habe, als unter den Holländern zu Batavia und auf dem Vorgebirge, ob man gleich dieser Völkerschaft, vielleicht nicht ohne Grund, vorwirft, daß sie an beiden Orten aller Menschlichkeit entsagt habe.

Zu den vorzüglichsten Erzeugnissen dieser Insel gehört das Ebenholz, welches sich, wie meine jungen Leser wissen werden, durch pechschwarze Farbe und durch eine ganz außerordentliche Festigkeit und Härte auszeichnet. Nur Schade, daß man nicht für die Fortpflanzung dieser schätzbaren Holzart sorgt, und daß sie daher nach und nach hier gänzlich ausgerottet werden wird.

Nachdem wir vier Tage allhier verweilt hatten, gingen wir, und zwar in Begleitung von dreizehn andern Schiffen, wieder unter Segel. Eins von diesen war das Englische Kriegsschiff Portland; die zwölf übrigen waren Ostindienfahrer.

Einige Tage lang bestrebten wir uns, in dieser Gesellschaft zu bleiben; da aber der abgenützte Zustand unsers Schiffes es uns unmöglich machte, es den andern Schiffen im Segeln gleich zu thun, und daher zu vermuthen stand, daß diese früher, als wir, nach England kommen würden, so gab ich dem Portland ein Zeichen, daß ich Jemand von seinem Bord zu sprechen verlange. Der Führer desselben, Herr Elliot, kam hierauf selbst zu mir, und ich übergab ihm einen Brief an den Seerath, nebst einem verschlossenen Kästchen, worin die Schiffsrechnungen und die Tagebücher Einiger meiner Offiziere lagen. Einige Tage nachher verloren wir alle diese Schiffe aus dem Gesichte.

Um eben diese Zeit starb unser erster Lieutenant, Herr Hicks, und wir übergaben, unter den gewöhnlichen Feierlichkeiten, seinen Leichnam der See.

Der Zustand unsers Schiffs verschlimmerte sich unterdeß zusehends. Unser Takelwerk und unsere Segel waren so abgenützt, daß fast täglich bald Dies, bald Jenes zerriß und unbrauchbar wurde. Dennoch setzten wir unsern Lauf ohne beträchtliche Unfälle fort, und am 9ten des Sommermonds erblickte Nikolaus Young, eben der Schiffsjunge, der Neuseeland zuerst gesehen hatte, die Englische Landspitze Lizard. Am 11ten liefen wir den Kanal hinauf; am 12ten hatten wir schon die Meerenge zwischen Dover und Calais erreicht, und noch an eben dem Tage kamen wir in den Dünen vor Anker, und landeten zu Deal.

Campe Reisen 15. Theil

80 70 60

Cuba

Jamaica

Hispaniola

Lauf.

Magellanische

Patagonia

Strasse

Falkland Ins.

Terra del Fuego

Staten Ins.

Cap Horn

80 70 60

